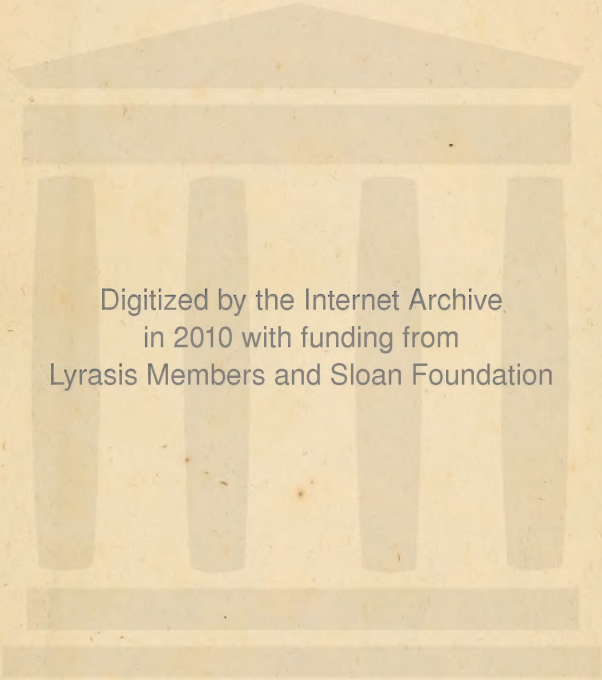
Duquesne University

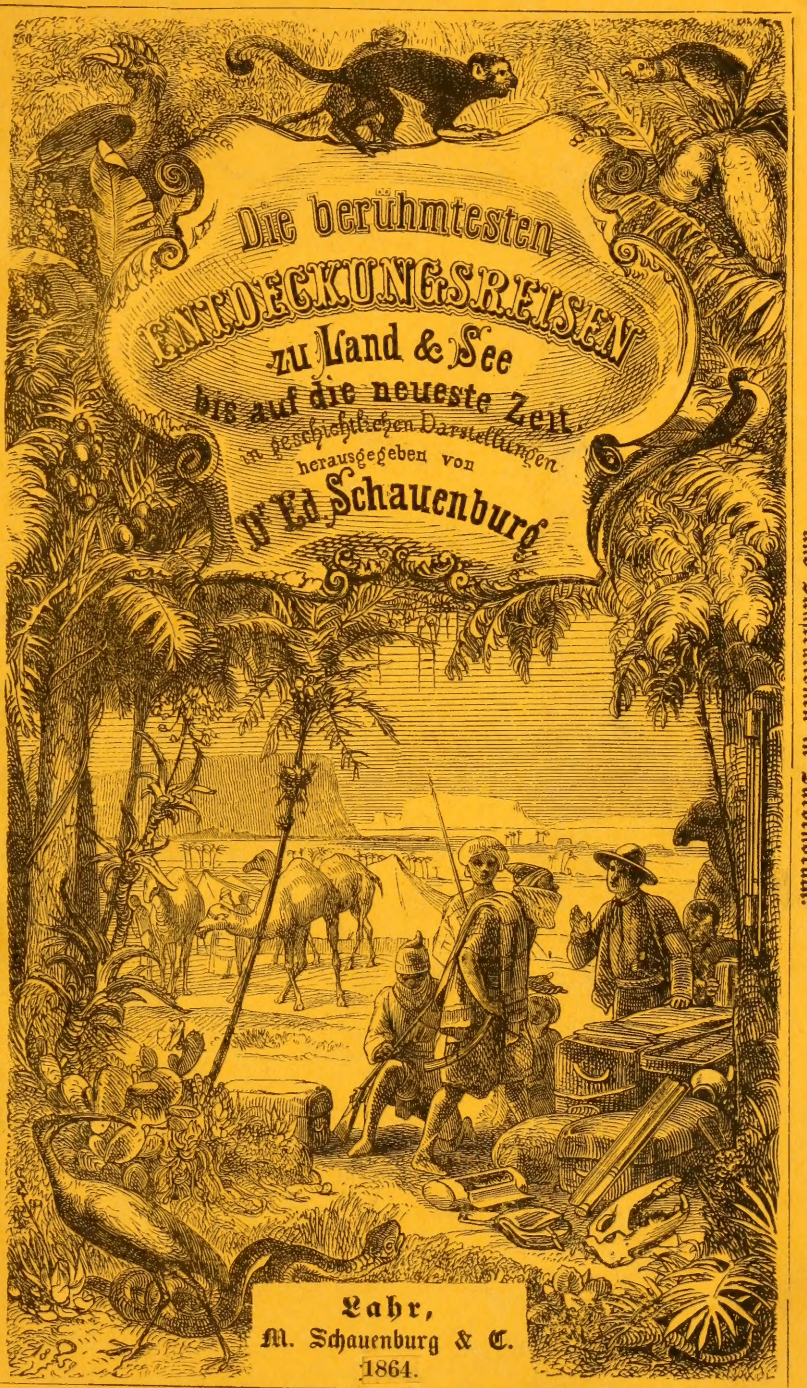


Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Lyrasis Members and Sloan Foundation

http://www.archive.org/details/reisenincentrala02scha

Mit Portraits, Karten, Reiserouten

und Illustrationen in Farbendruck.



Preis 7½ Sgr. = 27 kr.

REISEN
im
CENTRAL = AFRICA
von
Mungo Park bis auf
Dr. Barth u. Dr. Vogel.
ZWEITER BAND.

~~916~~
~~S 313~~
~~v. 2~~

Ac. Faust.

r
DT351
SBx
V. 2

Druck von J. H. Geiger in Lahr.

Schreiben

Alexander von Humboldt's

an

Dr. Ed. Schauenburg.

Sie haben sich, verehrtester Herr Oberlehrer, ein großes Verdienst durch Ihre so vortreffliche Schrift: Reisen in Central-Afrika erworben, und wenn ich so spät erst meinen innigsten Dank für Ihr Geschenk und den herzlichen, liebenswürdigen Brief vom 31. Dezember 1858 darbringe, so liegt die Ursache so arger Verspätung nur in physischen Leiden, welche den ganzen Winter meine Correspondenz gestört haben. Ihre Schrift hat mich um so mehr interessirt, als wir jetzt Dr. Barth in unsern Mauern besitzen. Setzen Sie ja dieses historisch-geographische Werk fort und sagen Sie mir mit einigen freundlichen Worten, daß Sie mir meine Saumseligkeit verzeihen.

Berlin, 15. März 1859.

Freundschaftlichst

Ihr

A. v. Humboldt.

APR 4 1963

Inhalt

des zweiten Bandes.

Erstes Buch. Richardson, Barth und Overweg.

I. Abschnitt. **Reise durch die Wüste.** S. 1

Richardsons Pläne zur Aufhebung des Sclavenhandels. Barths Betheiligung an der neuen Expedition. Overweg. Tripolis und die Ghuriangebirge. Aufbruch nach dem Inneren; römische Denkmäler. Die Hammada, Wadi Gharbi und Scherki. Murzuk. Hatita und die Tinylkums. Karthagische Felsseulpturen zu Telissarhe. Die Geisterburg und Barths Verirrung. Ghat oder Rhat. Alpenlandschaft und Wasserfälle in der Sahara. Gefahren beim Eintritt in das Land Air; Ueberfall und Ueberschwemmung in Fadeangh.

II. Abschnitt. **Das Land Air oder Asben.** S. 70

Scheich Annur in Tintelluft. Die Kelowi und ihr Land. Die Salzkaravane. Barths Abstecher nach Agades. Gebirgslandschaften. Die Stadt Agades. Feierliche Einsetzung des Sultans Abd-el-Kadiri. Feldzug nach Fadeangh. Die große Moschee. Barth Rückreise nach Tintelluft; das Lager im Thale Ofayet: Richardsons Verkehr mit Annur.

III. Abschnitt. **Ankunft im Sudan. Richardsons Tod.** S. 110

Zug der Salzkaravane durch die Wüste. Christen am Südrande der Sahara. Einzug in den Sudan; das Land Damerghu. Trennung der Reisegesellschaft in Tessaua. Richardson in Zinder oder Sinder. Der Sultan Ibrahim. Der Baum des Todes. Razzia. Die Schonschona. Abreise nach Osten, Negerfestlichkeiten, Reiseabenteuer. Richardsons Ende zu Ungurutua.

IV. Abschnitt. **Barths Aufenthalt in Katsena und Kano.** S. 143

Abreise von Taghelel. Trennung von Overweg; Gosenakko und Tessaua. Gasaua. Verödetes Land. Die Stadt Katsena; üble Begegnung. Zug nach Kano; schlimme Lage daselbst. Handel und Wandel in Kano. Abreise.

Zweites Buch. Barth und Overweg im mittleren Sudan.

I. Abschnitt. **Das Reich Bornu.** S. 189

Der Scheriff Kontsche. Ungestrafte Räubereien. Der Markt zu Gummel. Botschaft aus Europa. Der Statthalter Bohari. Ein riesiger Talisman. Bundi und das Gebiet des Komadugu. Ungurutua oder Nghurutua. Trümmer von Alt-Birni und Ghambaru. Kukaua oder Kuka. Omar und Hadji Beschir; Liebhabereien des Letzteren. Geschichte El Kanemis. Die letzten Kämpfe Omars. Dessen Angehörige. Zustände in Kukaua. Ausflug an den See. Overwegs Ankunft.

II. Abschnitt. **Entdeckungen in Adamaua.** S. 242

Die Wohnplätze der Schua. Edriß Alaoma, der große Bornukönig. Entvölkerte Bezirke; heidnisches Gebiet. Die Alpenlandschaft von Central-Afrika. Unsicherheit der Gegend. Götzenbild. Grenzgebirge von Adamaua; das Felsdorf Umbutudi. Sfarau und seine doppelte Bevölkerung. Der Benuefluß. Yola. Umkehr. Sitten und Gebräuche in Adamaua.

III. Abschnitt. **Die Grenzländer von Bornu.** S. 283

Regenzeit in Kukaua. Stellung des Reiches Bornu zu den europäischen Mächten. Ausflug nach Kanem. Die Nordufer des Sees. Salzgewinnung; Elephanten und andere wilde Thiere. Die Uelad Sliman. Der Bahr el Ghasal. Kriegszug des Scheichs nach Süden. Mora und das Land der Mussgu. Grausamkeiten.

IV. Abschnitt. **Barths Abenteuer in Baghirmi. Overwegs Tod.** S. 328

Angala oder Ngala. Kala, Hauptstadt von Logone. Die großen Ströme. Barths Gefangennehmung und Befreiung. Massena, Hauptstadt von Baghirmi. Briefe aus Europa. Nachrichten über Wadai und Baghirmi. Heimkehr nach Kukaua. Overwegs Erkrankung und Tod.

Drittes Buch. Barth im westlichen Sudan.

I. Abschnitt. **Reise nach dem Niger.** S. 350

Reisebegleitung. Die Provinzen Koiam und Manga. Die Bedde oder Bedi. Die Natronseen von Munio und Keleno. Sinder. Katsena. Das Reich der Fulbe oder Fellatah. Sokoto oder Saccatu. Wurno, die Residenz des Alin. Gando, die Residenz des Chalilu.

II. Abschnitt. **Barth's Forschungen in den mittleren Nigerländern.** S. 378

Die Provinz Kebbi; Verwüstungen. Ankunft am Niger. Die Stadt Sfay. Die Provinz Libtako. Lästiges Geleite. Barth als Scheriff. Städte und Sprache der Sonrhay. Westliche Tuaregs. Unverschämtheit des Walaters. Sfarayamo und der Niger. Der Fatta und der Hauptstrom. Ankunft in Kabara.

III. Abschnitt. **Barth's Aufenthalt und Schicksale in Timbuctu.** S. 402

Ankunft in Timbuctu. Gefahren; Alauate und el Bakay. Frühere Schicksale Timbuctu's. Barth als Schützling der Sonrhay-Partei. Das Zeltlager des Scheichs el Bakay. Verstärkte Gefahr und feindliche Anfechtungen. Erlebnisse in Stadt und Lager. Grund der Verzögerung; die Regenzeit. Endlicher Aufbruch. Lager am Niger. Rückkehr nach dem Osten.

IV. Abschnitt. **Rückreise über Bornu.** S. 451

Die Gerüchte vom Tode des Reisenden. Einengung des Nigerbettes. Nachrichten über Mungo Park. Gao oder Gogo. Das alte Sonrhayreich und sein Sturz. Wasserfälle im Niger. Sfay. Aufenthalt in Wurno. Kano. Zusammentreffen mit Vogel bei Bundi. Letzter Aufenthalt in Kukaua. Abreise, Zug durch die Wüste, glückliche Heimkehr.

Viertes Buch. Vogels Reise nach dem östlichen Sudan.

I. Abschnitt. **Reise durch Fezzan nach Bornu.** S. 493

Vogels Jugendjahre und frühere Thätigkeit. Entschluß zur Sudanreise. Abreise. Briefe aus Tripolis. Wüstenreise nach Murzuk. Fezzan und seine Producte. Die Palmenzucht. Handelsartikel; die Sclaverei. Brief aus Aschenumma. Höhenprofil der Sahara. Kuka.

II. Abschnitt. **Vogels Ausflug von Kuka nach Süden.** S. 519

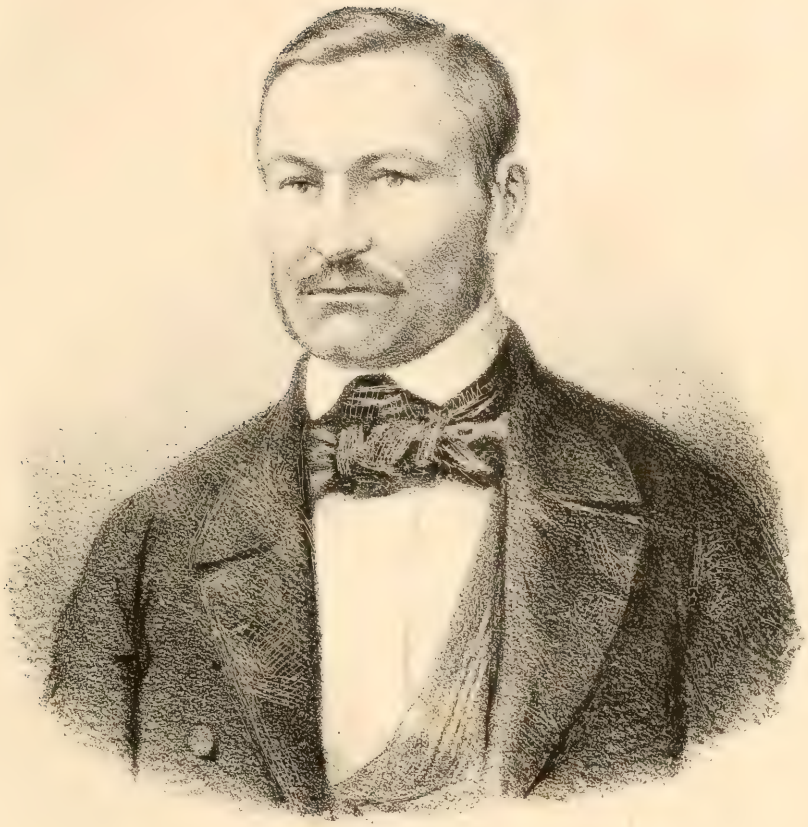
Dürftige Flora von Bornu. Der Tsadsee. Thiere in Bornu. Neue Pläne Vogels; seine Erkrankung. Razzia in das Land der Musgoneger. Empörende Grausamkeit. Tracht der Tuboriweiber. Einsinken der Seeufer.

III. Abschnitt. **Weitere Ausflüge von Kuka. Letzte Nachrichten.** S. 532

Hoffnungen und Entwürfe. Gefangenschaft in Mora. Zusammentreffen mit Dr. Barth. Vogel am Benue. Das Land Bautschi. Letzter Brief Vogels. Die Menschenfresser. Der Dodo. Die Stadt Jacoba. Der Benue. Walfisch. Unglücksnachrichten. Seid Muhamed's Berichte. Neiman's Tod. Bemühungen Alexanders von Humboldt. Die Expedition Th. v. Heuglins.

IV. Abschnitt. **Die Dampfschifffahrten auf dem Niger und dem Benue.** S. 550

Der Palmölhandel. Mac Gregor Laird und die unglückliche Expedition des Jahres 1841. Ausrüstung der Plejade. Fahrt des Schiffes unter Dr. Baikies Leitung. Der Benue. Abstecher nach Hammarua. Crowther's Schilderung der Stadt. Rückfahrt der Plejade. Nigerfahrten auf Laird's Schiffen. Scheitern des Schiffes Dayspring. Schluß.



Dr H. Barth

geb zu Hamburg 19 Mai 1821.

Erstes Buch.

Richardson, Barth und Overweg.

Erster Abschnitt.

Reise durch die Wüste.

Das auffallendste und zugleich unleugbarste Ergebniß aller Reisen, welche je von Europäern in Afrika gemacht worden sind, ist dieses, daß trotz der reichen Ausstattung, welche die Natur jenem gewaltigen Erdtheile gab, der Werth und die Bedeutung eines solchen natürlichen Reichthums nicht eher zur Geltung kommen kann, als bis es gelungen sein wird, der Sclaverei und den zu diesem Zwecke angestellten Raubzügen ein Ende zu machen, und insbesondere die Sclavenausfuhr, den Menschenhandel an der Küste und die dieses Handels halber unternommenen Menschenjagden gänzlich aufzuheben.

Während daher einerseits die Anforderungen der Menschlichkeit sich immer lauter gegen Sclaverei und Sclavenhandel erheben, so wirkte nicht minder nachdrücklich die Ueberzeugung, daß nach Beseitigung jener Schäden dem Welthandel ein gewaltiger und lohnender Aufschwung bevorstehe, auf die Schritte hin, welche von Seiten Englands seit dem Anfange des Jahrhunderts in diesem Sinne geschehen sind.

Schon 1808 gelang es dem rastlosen Drängen des edlen Wilberforce, die Aufhebung des brittischen Sclavenhandels zu erwirken; aber erst 1833, in dem Jahre seines Todes, beschloß das Parlament, daß in allen Colonien Großbrittaniens auch die Sclaverei selbst aufhören solle. Dieses Werk der Befreiung, langsam und sicher durchgeführt, war 1838 vollendet, und jede Erfahrung bis auf die neueste Zeit herab befestigt die Hoffnung, daß bis zur gänzlichen Ausrottung der Negersclaverei außer Afrika wohl nicht viele Jahrzehnte mehr verstreichen werden. Ehre und Dank den Männern, welche, wie Wilberforce und sein jüngerer Freund und Genosse Buxton, alle Kraft ihres Strebens diesem einen Ziele zuwandten und den Befürchtungen gegenüber, welche ängstliche oder engherzige Naturen dagegen erhoben, in ihren Landsleuten die Stimme der nationalen Ehre und in allen gebildeten Ländern die Gefühle des Mitleidens und des Abscheus wach riefen!

„Man sollte doch stets vor Augen halten", sagt Buxton in seinem 1839 geschriebenen Werke über den Sclavenhandel und die Mittel, ihn auszurotten, „daß die von mir berichteten Gräuel sich nicht auf einen engen Bezirk, auf eine Handvoll Menschen beschränken. — Der vierte Theil des Erdballs ist der Schauplatz dieses Jammers, und seine Bevölkerung zählt nach vielen Millionen; — daß sie nicht aus der Ueberlieferung längst dahin geschwundener Tage geschöpft, nicht von Geschichtschreibern als Belege für die Grausamkeit und den Stumpfsinn eines düstern Zeitalters aufbewahrt sind: — allstündlich ereignen sie sich aufs Neue, es sind die Zustände des gegenwärtigen Augenblicks! Jeder Tag, den wir behaglich und sicher zu Hause verleben, sieht zahlreiche Schaaren jener unseligen Geschöpfe, welche durch die Wüsteneien Afrikas zur Sclaverei oder zum Tode geschleppt werden. In jeder Nacht schreckt Kriegslärm ganze Dörfer aus dem Schlafe empor, und ihrer Bewohner, so viele Schwert und Flamme verschont, harrt die Sclaverei. In dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, befinden sich auf dem Oceane zwischen Afrika und Amerika wenigstens zwanzigtausend menschliche Wesen, Qualen jeglicher Art preisgegeben. Pitt sagt mit vollem Rechte: Es gibt Gräuel, welche auch die kühnste Einbildungskraft nicht zu fassen vermag."

Neben so eindringlichen Berufungeu auf das menschliche Gefühl seiner Leser führt Buxton in dem genannten Werke zugleich den Nach-

weis, daß bei geregelter Handelsverbindung die Erzeugnisse des Sudans die Verluste reichlich würden ersetzen können, welche den handeltreibenden Völkern durch die Aufhebung der Sclaverei in den Colonien für den Anfang nicht würden erspart bleiben können, und knüpft hieran die Behauptung, die wir mit vollem Herzen zu der unsrigen machen, daß eine allmählich vorschreitende Benutzung und Ausbeutung des so unendlich ergiebigen afrikanischen Bodens auf europäische Art einen tausendfach höheren und segensreicheren Gewinn für die ganze Menschheit zur Folge haben müsse.

Es kam also, um dem großen Werke die festeste Grundlage zu geben, darauf an, an die Stelle der nichtswürdigen Seelenverkäuferei einen gesetzlichen und geordneten Handel zu setzen, und den Negerstämmen des afrikanischen Festlandes ihre Wildheit und Rohheit zu nehmen durch Einführung europäischer Sitte. Beide Zwecke mußten freilich auf große Schwierigkeiten stoßen, denn es war nicht nur der Eigennutz der Händler, der weißen sowohl wie der afrikanischen Eingebornen, welcher sich gefährdet sah: der Fanatismus der muhamedanisch gewordenen Negerstämme und noch mehr der Mauren, ihrer Bekehrer, empörten sich aufs Heftigste gegen das Eindringen christlicher Bildungselemente, denen ihr Einfluß und ihre Religion auf die Dauer erliegen mußte. Daher die großen Gefahren, denen der Reisende im nördlichen Afrika, vom Gebiete des Senegal und des Niger bis zu den Quellen des oberen Nil, überall begegnet. Und eben auf diese Länder, die einzigen einigermaßen bekannt gewordenen, richtete sich zuerst der Blick der unternehmenden Männer, welche ihre Kraft für das große Ziel der Befreiung Afrikas von den an seinem Marke nagenden Krebsschäden einsetzten.

Ohne bei den unglücklichen Schicksalen des englischen Majors Gordon Laing zu verweilen, welcher im Jahre 1826 in der Nähe von Timbuctu ein Opfer seines Wissensdurstes wurde, oder näher einzugehen auf die Erlebnisse des Franzosen René Caillié, welcher in den Jahren 1824—1828 in der Tracht eines arabischen Bettlers das Gebiet des oberen Nigers durchstreifte und dessen vielfach angezweifelte Erzählungen dem Wesentlichen nach durch die Barth'schen Forschungen überflügelt und an die Seite gedrängt worden sind, wenden wir uns sogleich zu der letzten glücklichen Entdeckungsreise im Sudan, der bedeutungsvollsten, die je in Afrika stattgefunden, und durch welche die

Kenntniß der Länder und Völker dieses Erdtheils bis zum Aequator hin in ein völlig neues Stadium getreten ist. Eine glückliche Fügung war es, daß sich dem ersten Leiter dieses Unternehmens, dem Engländer Richardson, welcher vorwiegend praktische Zwecke im Auge hatte, ein Mann anschloß, welchem wie dem Dr. Barth die reichste Fülle wissenschaftlichen Materials zu Gebote stand, um das ihm eröffnete Feld ganz auszubeuten, und in welchem Richardson, als ihn ein frühzeitiger Tod dahin raffte, den würdigsten Nachfolger erhielt.

James Richardson, der bereits in den Jahren 1845 und 1846 einen Theil des nördlichen Afrikas durchreiset hatte, faßte den Entschluß, eine zweite Reise ähnlicher Art bis in das Herz Afrikas auszudehnen, um politische und commerzielle Verbindungen mit den seit einigen Jahrzehnten genauer bekannt gewordenen Königreichen des Innern anzuknüpfen. So hoffte er einen bedeutenden Schritt zur Abschaffung des Sclavenhandels zu thun, weniger unmittelbar, denn ein offenes Auftreten für solche Zwecke war gewagt, sondern vielmehr durch die Eröffnung eines ehrenwertheren und nicht minder einträglichen Handels. Die englische Regierung gewährte seinem Unternehmen ihre Unterstützung, und im Sommer 1849 begannen umfangreiche Zurüstungen. Von der größten Bedeutung für die Erfolge des Unternehmens aber war es, daß die brittische Regierung durch den Ritter Bunsen, damals preußischen Gesandten in London, das Anerbieten stellte, einem deutschen Reisenden die Theilnahme an der Reise zu gestatten. Der Mann, auf welchen die ehrende Wahl fiel, und dem es gelungen ist, durch sechsjährige Forschungen unter den unsäglichsten Mühen und Gefahren den Zweck des Unternehmens nicht allein zu erreichen, sondern unendlich weit zu überbieten, war unser berühmter Landsmann, Dr. Heinrich Barth.

Am 18. April 1821 zu Hamburg geboren, und auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt ausgebildet, hatte Barth seit dem Jahre 1839 in Berlin durch die gründlichsten Studien auf dem Gebiete der Philologie, Archäologie und Geschichte sich einen Schatz von Gelehrsamkeit angeeignet und eine Selbständigkeit des Urtheils erworben, wie sie kein afrikanischer Reisender und überhaupt wohl nur wenige Entdecker vor ihm aufzuweisen hatten. Was er in den Kreis seiner wissenschaftlichen Studien zog, sollten ihm aber nicht bloß Worte sein; überall drängte es ihn zu leibhafter unmittelbarer Anschauung. Daher

besuchte er schon während seiner Studienzeit Italien und Sicilien, und machte, nachdem er im Jahre 1844 promovirt und sich ein halbes Jahr lang eifrigst vorbereitet und zu London die arabische Sprache erlernt hatte, von da eine größere Reise durch Frankreich und Spanien nach Afrika, wo er in der marocanischen Seestadt Tanger seine selbständigen afrikanischen Forschungen begann. Von hier wandte er sich durch Algerien nach Tunis, das er in wiederholten Wanderungen durchzog, verfolgte die wüste Küste der Syrten und schlug von Tripolis aus den Weg nach Aegypten ein. Hier verfolgte er den Nil aufwärts bis zu den Katarakten, ging dann hinüber nach Asien, durchzog das syrisch-kleinasiatische Küstenland und beschloß seine Fahrt 1847 in Constantinopel, von wo aus er Griechenland noch auf seiner Heimreise berührte.

So auf das Unvergleichlichste gerüstet, ergriff Barth, seinem Jugendplane gemäß, ein akademisches Lehramt an der Universität zu Berlin, indem er zugleich den Bericht über seine Reise veröffentlichte. Da traf ihn die Nachricht, daß Bunsen einen deutschen Gelehrten zur Begleitung Richardson's suche. Schnell war sein Entschluß gefaßt. Dem Gelehrten war ein Buch aufgeschlagen, welches er, wie kein Anderer, zu lesen verstand. „Auf meinen Wanderungen in den Nordgestade-Ländern Afrika's", sagt er in der Vorrede zu seinem Reisewerke, „hatte ich als einzelner Reisender fast meine ganze Zeit mit den Arabern zugebracht und mich vollständig eingebürgert in jenes Leben, wo das Kameel und die Dattelpalme die charakteristischen Züge bilden. Ich hatte lange Reisen durch wüste Landschaften gemacht, hatte den weiten Saum der großen Syrte umkreist, und nach einer durch das kleine malerische Gebiet von Cyrenaica gebotenen erfreulichen Abwechselung die Libysche Wüste nach Aegypten hin durchzogen. Auch in Aegypten war ich in den Gebirgsthälern zwischen Assuan, Berenike und Kosseir mehr als einen Monat lang zu Kameel umhergereist und hatte später meine Reise ein ganzes Jahr lang durch Syrien und Klein-Asien zu Lande fortgesetzt." In seinen Ohren tönten unaufhörlich die Worte eines Haoussa-Sclaven wieder, welchen er in Tunis getroffen und über seine Heimath befragt hatte; „du sollst", sagte derselbe zu Barth, als er das lebhafte Interesse des Reisenden für seine ferne Heimath gewahrte, „so es Gott gefällt, dich noch aufmachen und Kano besuchen."

Unter der Bedingung, daß der Erforschung des Innern eine größere Bedeutung und Ausdehnung gegeben würde, als es ursprünglich in Richardson's Plane gelegen, bot er sich dem Letzteren als Begleiter an. Kurze Zeit schwankte er wieder, da sein alter Vater den geliebten Sohn nicht den drohenden Gefahren einer solchen Reise ausgesetzt sehen mochte, und ließ seinen jugendlichen Freund und Landsmann, den talentvollen Naturforscher Adolph Overweg für sich eintreten; aber sein Anerbieten war von der englischen Regierung bereits angenommen, und so geschah es, daß trotz der geringen Zuschüsse, welche die brittische Regierung zu den Kosten der Reise gewährte, und größtentheils auf eigene Kosten die beiden Freunde mit einander ihre ruhmvolle Reise antraten. Auch ein Seemann wurde beauftragt, die Expedition zu begleiten, um auf einem Boote, welches gleichfalls mitgenommen werden sollte, den Tsadsee befahren zu können; doch war die Wahl keine glückliche und er mußte von Murzuk aus zurückgeschickt werden.

Während Richardson noch in Paris auf einige Depeschen wartete, gingen Barth und Overweg voran und erreichten Tunis über Marseille, Philippeville und Bona am 15. Dezember 1849. Hier fingen sie an, sich mit allerlei für die Reise nothwendigen Kleidungsstücken zu versehen, und benutzten den Aufenthalt zu täglichen Ausflügen nach den Trümmern des alten Karthago. „Es war eine hohe Freude für mich", sagt Barth, „daß ich diese berühmte Stätte vor dem Antritte meiner langen und beschwerlichen Reise noch einmal besuchen konnte, und hier auf den Ruinen dieser einst so mächtigen und gewerbreichen Hauptstadt eines gewaltigen Reiches ausländischer Ansiedler auf afrikanischem Festlande, die ich durch meine Studien und Reisen genau kennen gelernt hatte, stiegen die kühnsten Entwürfe für mein Unternehmen in mir auf."

In den letzten Tagen des Jahres verließen unsere Reisenden Tunis mit einem ziemlichen Vorrathe nützlicher und hübscher Artikel, um der Syrtenküste folgend ihren Weg nach Tripolis, dem Ausgangspunkte ihrer Reise in Afrika, zu nehmen. Durch eine wilde von Myrthengebüsch überwachsene Ebene dahin reitend, im Angesichte des malerischen Berges Saghuan, der heiligen Bergkuppe der alten Einwohner, begrüßten sie mit tiefer Bewegung den Anbruch des neuen Jahres 1850. Mit warmem Händedruck wünschten sie einander glück-

lichen Erfolg auf ihrer gefährlichen Laufbahn, von welcher nur Einer mit Ruhm gekrönt heimkehren sollte. Ihre jugendliche Begeisterung gestattete ihnen keine Schonung ihrer Kräfte, und schon am vierten Tage, dem 3. Januar 1850, waren sie, ihren angestrengten Ritt kaum unterbrechend, um die von Barth schon früher besuchten Ueberreste altrömischer Bauwerke zu betrachten, in Sfakes angekommen. Anstatt der Küste zu folgen, beschlossen sie, hier sich einzuschiffen, und mietheten ein kleines Boot zur Fahrt nach Soara; es geschah unter Beihülfe desselben Juden Jakob, den wir von Denham's und Clapperton's Reisen kennen und welchen sie zufällig in Sfakes antrafen. Aber widrige Winde, schlechtes Fahrwasser und das Ungeschick des Schiffers veranlaßten sie schon in Sarsis, nahe der Insel Djerbi, wieder an's Land zu gehen. Hier mietheten sie zwei Pferde und fünf Kameele nebst einer Begleitung von 8 Männern und zogen die Küste entlang gen Tripolis, an Ruinen römischer Städte und Burgen vorüber, bald durch den wüsten Küstensand, bald durch anmuthige Palmenhaine und schönes Weinland. Als sie am 17. Januar in der Hauptstadt ankamen, war Richardson noch nicht angelangt; eben so wenig das Boot, die Instrumente, Waffen und Zelte, welche von Malta aus erwartet wurden. Unter den in Tripolis wohnenden Europäern, welche sich mit großer Zuvorkommenheit der Reisenden annahmen, zeichnete sich der junge Warrington auf das Rühmlichste aus, der Sohn des früheren englischen Consuls, indem er in jeder Weise und mit der größten Hingebung für das Interesse der Expedition thätig war.

Um die Zeit des Wartens für die Zwecke ihrer Reise möglichst zu benutzen, beschlossen unsere beiden Reisenden einen Ausflug in die Ghurian-Gebirge, d. h. in den gebirgigen Nordrand der Hochebene, welche etwa 10 Meilen südlich von Tripolis aus der Ebene aufsteigend sich zu einer Höhe von 2200 Fuß erhebt, weiter östlich aber bei Lebda bis an's Meer herantritt. Sie verließen Tripolis am 4. Februar und erreichten das Gebirge bei dem Bergschlosse Kasr il Djebel, das auf der Höhe einer jähabstürzenden Felswand liegt, in welcher Schichten von Gyps und Kalkstein wechseln. Von einem benachbarten Hügel aus ließ sich ein großer Theil des Hochlandes übersehen, dessen Oberfläche sehr rauh ist und aus vielen kleinen konischen Hügeln besteht. Da dieselben von fast gleicher Höhe sind, so erscheint in der Ferne Alles eben. In den Flußthälern oder Wadis, früher Stätten der

üppigsten Fruchtbarkeit, zeigte sich fast nur Verwilderung und Armuth; ihre Bewohner, gemischt aus den Nachkommen der alten Berbern und den später eingedrungenen Arabern, leben in äußerster Dürftigkeit, wohnen vielfach in feuchten Erdlöchern und verlieren allen Lebensmuth unter den steten Plackereien ihrer Herren, der Türken. Da sie ihre Abgaben nach der Anzahl der Fruchtbäume anstatt nach Maßgabe des Ertrages derselben zu entrichten haben, so fehlt ihnen sogar der Muth zu neuen Anpflanzungen. Dattelbäume fanden die Reisenden nur selten, häufiger Olivenwaldungen an feuchten Stellen der Wadis und Safranfelder in fruchtbaren ebenen Landstrichen. Hier und da stehen türkische Festungen mit ansehnlichen Besatzungen, um die verstreuten Berberstämme in Furcht zu erhalten und die Erhebung der Abgaben zu erleichtern. Die bedeutendste derselben ist das Kasr Ghurian, das auf einer steilen Felswand am Eingange eines malerischen Wadis gelegen gegen Norden die Aussicht auf den Kegelberg Tekut gewährt. Die Reisenden verweilten einige Tage in der Burg, deren Befehlshaber sie anfangs mit argwöhnischen Augen ansah, ihnen jedoch, da sie sich durch Briefe des Pascha auswiesen, nach Kräften alle möglichen Ehren erzeigte. Häufig hatten dieselben im Gebirge Ueberreste römischer Wohnplätze und Trümmer gewaltiger Grabdenkmäler getroffen; im wunderlichen Gegensatz zu diesen Spuren eines mächtigen erdbeherrschenden Volkes zeigten sich an zahlreichen Bergabhängen tief eingehöhlte unterirdische Wohnungen, nach Barth's Vermuthungen von den Juden herrührend, welche sich schon zur Zeit der Ausbreitung des Islam in dem ganzen Nord-Afrika mit den Berbern vermischten.

Die weitere Wanderung gegen Osten, welche durch empfindliche Kälte in den Nächten, so wie durch Regen und Schnee sehr erschwert wurde, führte unsere Reisenden den Nordabhang des Ghuriangebirges entlang. Hier sowohl, wie in dem nordostwärts zum Meer hingerichteten Tarhona-Gebirge gab die Beschaffenheit des Gesteins, so wie die Oberflächenbeschaffenheit und insbesondere das häufige Vorkommen isolirter Bergkegel ihnen die Ueberzeugung, daß sie sich auf vulkanischem Boden befanden. Ruinen, zum Theil aus Quadersteinen, entweder auf den Spitzen der Bergkegel, zum Theil an ausgezeichneten Punkten der Abdachung gelegen, gaben Zeugniß von gewaltigen Bauwerken der Römer und der Araber. Auffallend und räthselhaft, aber von

großer Bedeutung für die historische Kunde von den alten Berberstämmen erschien eine eigenthümliche Art alter Baureste, welche eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den berühmten celtischen Ruinen bei Stonehenge in der englischen Grafschaft Salisburg haben. Je zwei steinerne Pfeiler stehen auf einer etwa 3 Fuß langen steinernen Basis, 10 Fuß hoch und von einem 6 Fuß langen Steine überdeckt; die Pfeiler sind einander so nahe, daß ein Mensch mit Mühe sich hindurchzwängen kann, und in der Längsrichtung der Basis von einander entsprechenden viereckigen Löchern durchbohrt. Vielleicht mochte eben das Hindurchklemmen des Körpers durch die schmale Oeffnung, wie Dr. Barth vermuthet, als ein Act der Demüthigung einen Theil der Gottesverehrung bilden. Auch flache Steine mit eingehauenen tiefen Rinnen lagen in der Nähe solcher Denkmäler, welche sichtlich zum Abfluß des Opferblutes gedient hatten. Die ganze Landschaft war wenig bevölkert, nur hier und da stieß man auf Beduinen-Lager von wenigen Zelten. In Einem derselben residirte der Gouverneur des Bezirks, dessen Hauptgeschäft in der Erhebung des Zehntens besteht. Hier trennte sich Barth von Overweg, um die Fortsetzung der Abdachung ostwärts bis zum Meere hin zu verfolgen, während sein Gefährte in gerader Richtung nordwärts sich zur Küste wandte, jener mehr mit seinen historischen Forschungen, dieser mit geologischen Untersuchungen beschäftigt. Eines der großartigsten Denkmale der Vorzeit, welche Barth auf seinem Wege auffand, war eine römische Ruine Namens Kasr Doga, wahrscheinlich ursprünglich zu einem Grabmale bestimmt, später aber von den Arabern als Burg gebraucht. Etwa 50 Fuß lang und 30 Fuß breit erhebt sich der aus Quadern bestehende Bau auf einem Sockel von drei Stufen zur Höhe von zwei Stockwerken; das dritte hatte man zerstört, um mit dem Material das Portal auszufüllen. Gewiß ist dieses Denkmal, obgleich mehr massenhaft, als schön, ein vollgültiger Beweis von dem ehemaligen Reichthum des Districts. Auf solchen ließen auch Reste späterer Bauwerke schließen, welche dem Reisenden in verschiedenen Wadis aufstießen, hier Deiche, um das niedrigere Land vor Ueberschwemmungen zu sichern, dort Trümmer bedeutender Dörfer und Burgen oder Sauyas, d. h. Klöster auf den Höhen der Berge. Erst in der Nähe der Küste begegnet man häufigeren Spuren menschlicher Thätigkeit, neuen Dörfern von Olivenwäldchen umgeben, Fruchtgärten mit wohlgehal-

tenen Umzäunungen von indischen Feigenbäumen, üppigen Kornfeldern und Dattelhainen, die sich in fast ununterbrochener Reihe nach der Küste hin fortsetzen, wo die Ruinenstätte der alten Stadt Leptis und zahlreiche sonstige Denkmäler römischer Größe dem gelehrten Reisenden immer neuen Stoff zu wissenschaftlichen Forschungen darboten. Aus diesem romantischen Landstriche nach Tripolis zurückkehrend, verfolgte Barth die sandige Küste, traf an der verabredeten Stelle seinen Gefährten Overweg, stieß bald darauf auch auf Warrington, der ihnen eine Tagreise weit entgegen gekommen war, und langte mit Beiden gegen Ende Februar in Tripolis an, wo sie Richardson schon vorfanden.

Aber noch einige Zeit dauerte es, bis auch die Waffen, Instrumente und Vorräthe von Malta aus ankamen. Die Sendung wurde gehemmt durch des widrige Wetter, und die Reisenden mußten in ihrer Ungeduld der Anekdote von Karl V. gedenken, welcher auf die Frage, welche die besten Häfen der Berberei seien, von dem Admiral Doria die Antwort erhielt: die Monate Juni, Juli und August. Inzwischen trug man Sorge, die nöthigen Kameele zu kaufen, Diener zu werben, bis der ersehnte Transport anlangte, mit ihm auch das zum Befahren des Tsadsees bestimmte Boot. Letzteres war in zwei Hälften zersägt, doch mußte jede nochmals getheilt werden; die Viertel ließen sich, da sie sich passend an die Seiten der Kameele anlegten, in Netze geschlungen gut fortschaffen. Neben den drei Zelten aus dünnem Segeltuch nahmen die deutschen Reisenden für ihren Gebrauch ein geräumiges flaches Zelt von sehr starkem Stoffe mit, welches sich später trefflich bewährte; auch Richardson sah sich bald genöthigt, ein ähnliches anfertigen zu lassen, welches mehr Schutz bot gegen die ungestümen Tornados. Einen anderen lästigen Bestandtheil des Gepäckes bildeten die schweren mit Untersätzen versehenen Holzgestelle, welche als Lagerstätten dienen sollten. Man wird es begreiflich finden, daß Barth und Overweg allein für ihr Gepäck acht Kameele nöthig hatten, abgesehen von ihren Reitthieren. Da die Esel in Tripolis für die beabsichtigte Reise zu schwach, Pferde für die vorhandenen Geldmittel zu theuer waren, so ritt Barth ein Kameel von der berühmten Race der Busaef, ein ausgezeichnetes und liebes Thier, welches bis Kukaua oder Kuka sein treuer Gefährte blieb.

Die zum wissenschaftlichen Gebrauche bestimmten Instrumente hatten zum Theil gelitten, namentlich waren keine andere brauchbare

Barometer zu Höhenmessungen da, als die sog. Kochthermometer, welche aus dem veränderten Hitzegrade, bei welchem unter verändertem Luftdrucke das Wasser ins Sieden geräth, ziemlich genau auf die Höhenunterschiede schließen lassen. Auch die Fernröhre waren von nur mittelmäßiger Güte; sehr nützlich dagegen wurde der Chronometer und der Azimuth-Compaß, welche Barth, wie er zu Nutz und Frommen etwaiger Nachfolger auf seinen Wanderungen ausdrücklich bemerkt, stets um den Leib geschnürt trug.

Eine der größten Schwierigkeiten bestand darin, geeignete Diener zu finden. Barth und Overweg besaßen bei ihrer Abreise deren zwei, den Araber Sintani, der bis Fezzan mitzugehen versprach, und Muhamed, den Sohn eines freigelassenen Guberslaven, einen gewandten, aber hochmüthigen und gewissenlosen Burschen. Richardson hatte als Dolmetscher einen gewissen Jussuf Mukai gewählt, den Sohn des weiland Gouverneurs von Fezzan, welcher zwar durch den Trunk sehr heruntergekommen war, aber doch in seiner Art gute Dienste versprach, da er sich stattlich herauszuputzen verstand; dazu legte er bereitwilligst das Versprechen gänzlicher Nüchternheit ab; außer diesen trat ein gewisser Suwia, eine Art arabischer Cavalier, ein Tschautsch, wie man sie in Tripolis zu nennen pflegt, in seinen Dienst. Auch von einer Anzahl freier Schwarzen, welche aus Tunis nach ihrer Sudanheimath zurückkehrten und sich unter den Schutz der Karavane begaben, hatte man sich manchen Vortheil zu versprechen. So ausgerüstet zog der reisige Trupp endlich von Tripolis aus; die deutschen Reisenden in ihrer Ungeduld schon am 24. Mai, um sich in einem Zeltlager bei dem Brunnen Ain Sarah auf die lange Reise vorzubereiten, Richardson folgte am 30., nachdem er von seiner Gattin, die ihn bis hieher begleitet, einen wehmüthigen Abschied genommen. Sie sollten einander nicht wiedersehen.

Bevor wir die Schilderung der Reise beginnen, wird es zweckmäßig sein, einige Bemerkungen Richardsons über die wichtigsten Handelsverbindungen des Sudan mit den Ländern im Norden der Wüste vorauszuschicken, da sich der Hauptzweck seiner Reise, die Herstellung eines geordneten Handels mit Innerafrika, welcher den Sclavenhandel zu ersetzen geeignet sei, auf diese Verhältnisse stützen mußte.

„Es giebt", sagt er, „vier allgemeine Routen, welche die Handelskaravanen von der Küste der Berberei verfolgen, die nach vier ver-

schiedenen Puncten jenes großen Gürtels von bevölkertem Lande führen, das sich über Centralafrika erstreckt, nämlich nach Wadai, Bornu, Sudan (Haoussa) und Timbuctu.

Wadai sendet zweijährig eine Karavane zu der Küste nach Bengazi, welche von einer großen Anzahl Sclaven begleitet wird. Hauptgegenstand für gesetzmäßigen Handel sind Elephantenzähne und Straußfedern. Diese Route ist eine moderne Verzweigung des Binnenhandels, und wurde erst während des letzten Jahrhunderts eröffnet. Man hat berechnet, daß die Ausfuhr von Bengazi ein Drittel der ganzen Ausfuhr von Tripolis bildet.

Bornu sendet der Küste, wie ich leider sagen muß, auf dem Wege über Fezzan hauptsächlich Sclaven; jetzt wird aber auch eine Quantität Elfenbein auf diesem Wege versendet.

Sudan führt Sclaven, Sennesblätter, Elfenbein, Wachs, Indigo, Felle u. s. w. aus. Ziemlich die Hälfte des Handels mit diesem wichtigen Lande besteht aus gesetzlichen Handels- und Tauschgegenständen. Dies ist sehr ermuthigend, und eine kurze Geschichte von einigen der gesetzlichen Handelsgegenstände ist überaus interessant. So z. B. begann man vor 17 Jahren Wachs zu senden, Elfenbein seit 15 Jahren und Indigo erst seit 4 Jahren.

Timbuctu schickt jetzt neben Wachs und Elfenbein kaum etwas Anderes als Gold nach der Küste von Tripolis, aber gar keine Sclaven. Das Gold wird von den Kaufleuten in ganz kleinen roh gearbeiteten Ringen gebracht, die sie oft in kleinen schmutzigen Beuteln auf der Brust unter ihrem Gewande verborgen bei sich tragen.

Es freut mich außerordentlich zu erfahren, daß die Ghadamsikaufleute, die früher zwei Drittheile ihres Capitales im Sclavenhandel anlegten, jetzt nur ein Viertel auf diese Art verwenden. Dies ist ein Fortschritt. Er ist theils durch das Schließen des Sclavenmarktes zu Tunis zu Wege gebracht worden, theils aber auch durch Vermehrung der gesetzlichen Handelsgegenstände auf den Märkten des Sudan. Die Kaufleute in Fezzan müssen erst noch lernen, daß Geld in Sachen vortheilhafter angelegt werden kann, als in Personen: man hat aber ihre Ausbildung unternommen, und das Licht wird sich endlich einen Weg in ihre Augen erzwingen; es wird sie erreichen, wie langsam dies auch geschehen mag, darüber kann kein Zweifel sein."

In dem engen Thale Wadi Medjenin holte Richardson am 30. Mai seine deutschen Reisegefährten ein, welche mit Fr. Warrington ihren vorläufigen Lagerplatz bei Ain Sarah schon Tages zuvor verlassen hatten. Starker Regen hinderte einige Tage die Gesellschaft, von hier aufzubrechen, erst am 2. April setzten sie sich nach dem im Süden aufsteigenden Ghuriangebirge in Bewegung und schlugen schon am Nachmittage auf einem herrlichen Plätzchen ihr Lager auf, das am Abhange des Gebirges gelegen und mit Sidderbäumen geschmückt war. „Das Aussehn der Gebirgskette", berichtet Richardson, „weicht hier nicht sehr ab von dem des übrigen tripolitanischen Atlas. Die Formation ist kalkig, bietet aber für das Auge durch die Beimischung verschiedener anderer Mineralien einen gewissen Farbenwechsel dar. Sandsteingruppen kommen häufig vor. Abgerundete schroffe Spitzen verändern die Außenlinien der Hochebene, und hier und da sind tiefe scharf einschneidende Thäler, die den Gebirgszweig quer durchfurchen, mit Hainen von Feigenbäumen, Mandelbäumen, Aloes, Granatbäumen und sogar Weinstöcken, die sich in ihrem Schooße eingenistet haben. In den Tiefen dieser Felsenthäler sprudeln glänzende Wässerchen empor und unterhalten Streifen von halbbegrabenem Grün."

Früh am 3. April begann der Zug, die Abhänge hinanzuklimmen, an denen sich der beschwerliche Pfad emporwand. Es war ein malerischer Anblick, wie die lange Reihe von Menschen und Thieren in mannichfachen Gruppen sich den ansteigenden Bergrücken hinauf bewegte; von oben herabkommend begegnete ihnen eine Sclavenkafla, aus nicht weniger als sechszig dieser Unglücklichen bestehend; doch schienen die Jüngeren unter ihnen die Mannichfaltigkeit der Landschaft mit Wohlgefallen zu betrachten.

Um drei Uhr war das Kasr Ghurian erreicht, wo man Barths und Overwegs früheren Weg kreuzte. Das im Baue sehr malerische Kastell liegt über einer tiefen Thalschlucht, wird aber von dem dahinter aufsteigenden Berge beherrscht. Von oben her schauten die Reisenden zurück auf die Ebene, welche fast einem in Nebel und Wolken gehülltem Meere glich. Bei schönem Wetter kann man von hier die Minarets des zwölf Meilen entfernten Tripolis sehen; jetzt verschwand der nördliche Horizont im Nebel. Zu beiden Seiten bildeten die steilen Abhänge der Berge eine mauergleiche Fläche, hier

und da tief zerklüftet; aus den Rissen brachen kleine Büschel von Grün hervor, das Dasein von Quellen verrathend.

In der Nähe des Kastelles ward das Lager aufgeschlagen. Warrington, der von hier aus zurückzukehren gedachte, bewirthete die Gesellschaft mit einer ungeheuern Schüssel Kuskus, auf so schmackhafte Weise gewürzt, daß die kleine Reiseschaar in der Folge volle Gelegenheit hatte, sich durch den Gedanken an diese Schmauserei über gegenwärtige Entbehrungen hinwegzusetzen.

Nach einem herzlichen Abschiede von ihrem so gefälligen Freunde setzte sich der schwerbeladene, mannichfaltig gestaltete Zug früh am Morgen des 5. April in Bewegung. Barth bildete die Spitze desselben, reitend auf seinem herrlichen, malerisch gesattelten Busaefi.

Durch eine offene Landschaft führte der Weg gegen Südosten erst in ein breites Thal, stieg dann allmählich aufwärts und brachte unsere Reisenden durch eine liebliche Schlucht mit einem Olivenhaine nach dem Dorfe Kuleba, dem letzten des Ghuriangebirges. Von den nahen Höhen aus, deren Reihe das Gebirge nach Süden hin abschließt, erschien der Zug der Tarhonagebirge, jene kahle zerrissene Hochebene, welche sich bis Beniolid hin gegen Südosten zieht, wie ein langer gleichmäßiger Höhenzug. Während in den ersten Thälern noch hier und da eine Spur von Anbau bemerkbar war, wurde wenige Meilen weiter die Landschaft öde und steinig, bis sich hier und da schwarze basaltische Kegel zwischen den Kalkstein-Kegeln hervorhoben, neben denen, das Auge labend, einzelne Gruppen von Batumbäumen oder Pistazien mit ihrem frischgrünen Laubwerk sichtbar wurden. Noch immer wechselte Berg und Thal, in manchem Wadi fand sich ein Brunnen, oder wenigstens, in den Höhlungen des felsigen Bodens zusammengeschlossen, ein Rest vom letzten heftigen Regen. An manchen Stellen Zeichen früheren Anbaus, Spuren römischen Lebens; eine römische Poststraße verrieth sich durch eine Reihe von niedlichen Meilensteinen, deren Inschriften leider nicht mehr zu lesen waren. Darüber hin keuchte in der Mittagshitze eine Sclavenkaravane, fast ganz aus jungen Mädchen bestehend. Viele derselben drängten sich an den Zug der Reisenden heran und umringten die alte Negerin, welche freigelassen unter deren Schutze nach der Heimath zurückkehrte. Als sie den armen Sclavinnen dasselbe Glück wünschte, fielen diese weinend nieder, ihr die Füße zu küssen.

Mit Einschluß von 34 Rasttagen war der Zug, außer etwa 30 Sclavinnen aus 20 Kameelladungen Elfenbein bestehend, von Ghat aus 70 Tage auf dem Wege gewesen. Mit Thränen in den Augen betrachtete Richardson die unglücklichen Opfer, deren jedes von seiner fernen Heimath aus auf dem Wege zur Sclaverei Reisen vollbracht hatte, welche einem Europäer zu unsterblichem Ruhm gereichen würden.

Gegen Abend des 7. April wurde die Oase Misda erreicht, deren reifende Gerstenfelder, von den Dattelbäumen wie von einem lebendigen Rahmen umschlossen, und in Folge der künstlichen Bewässerung regelmäßig abgegrenzt, einen erfreulichen Anblick gewährten. Schon in den ältesten Zeiten bekannt — Ptolemäus kennt hier bereits eine „Musti Kome" — hat Misda freilich nach und nach viel von der alten Schönheit eingebüßt; früher Sitz eines Berberstammes, der sich dann mit Arabern mischte, hat es unablässig gelitten durch die Fehden, welche das Häuflein von Bewohnern in zwei feindliche Heerlager und in zwei Dörfer theilten. Die alte Doppelmauer ist verfallen, viele Gärten liegen wüste, die Palmenhaine sind gelichtet, Brunnen stehen unbenutzt; das Wasser pflegt man durch Rinder heraufziehen zu lassen, deren es nur noch 3 Stücke in der Oase gibt. Trotz seines Verfalles aber hat der Platz noch gegen hundert streitbare Männer.

Nach einigen Tagen verließ der Zug sein Lager und erreichte eine Tagereise südlicher das weit berühmte Wadi Sofedjin, dessen Reichthum an Feigen, Oliven und Gerste schon in alten arabischen Liedern gepriesen wird. Das Thal von Misda ist ein nordwestlicher Ausläufer dieses weit von Südwest gegen Nordost hinziehenden Thales, welches vordem von dem mächtigen Stamme der Sintan bewohnt und trefflich bebaut wurde. Als stumme Zeugen seiner Geschichte stehen auf den Höhen, welche es südöstlich begrenzen, die wohlerhaltenen Reste alter Bauwerke da; ein arabisches Castell, dessen Thor unverkennbar von römischer Arbeit war, und nahe dabei ein Gebäude in byzantinischem Styl, welches nach seiner ganzen Einrichtung zu einer christlichen Kirche bestimmt gewesen sein muß und durch seine Sculpturen, namentlich die Säulenkapitäle, auf das zwölfte Jahrhundert zurückweis't. Spuren eines mit der Kirche verbundenen Klosters fanden sich gleichfalls — ein Beleg mehr, mit welcher Duldung der Islam eifrigen

Priestern und Mönchen die Beibehaltung christlicher Sitte und Religionsübung in den eroberten Ländern gestattete.

Weiter südlich behielt das Land seinen steinigen, öden Charakter; nur in den Thälern hier und da fand sich spärliches Grün und wenige schöne Batumbäume. Der Zug rückte rascher als bisher vorwärts und legte jetzt in jeder Stunde mehr als eine halbe Meile zurück; Menschen und Thiere spannten ihre ganze Kraft an, um durch die Wüstenei hindurch zu kommen. Als aber im Wadi Tagidje neben dem acht Fuß tiefen Bette eines zur Zeit trocken liegenden Regenbaches ein Lager aufgeschlagen war, und sich ringsum reichlicher Krautwuchs zeigte, ward hier einen Tag gerastet. Dieser Umstand erlaubte dem unermüdlichen Dr. Barth, ein mehrere Stunden Weges zur Seite liegendes römisches Denkmal aufzusuchen, welches, durch alle Stürme der Jahrhunderte hindurch wohl erhalten, seine Mühe vollkommen belohnte. Es war ein thurmartiger Bau von etwa 48 Fuß Höhe, aus zwei einander ähnlichen Aufsätzen oder Stockwerken bestehend, welche sich auf einer Basis von drei Stufen erhoben und eine pyramidenähnliche Spitze trugen. Jedes der Stockwerke war von gehauenen Kalksteinen aufgeführt, etwa 5½ Fuß breit und fast eben so tief, an den Kanten mit korinthischen Säulen versehen und mit fein ausgeführten Bildwerken geziert. Am Fuße des untern war eine Graburne ausgehauen, die von zwei Panthern bewacht wird, auf dem oberen eine reich verzierte Scheinthüre, über welcher zwei Genien schweben, die einen Siegeskranz halten und fast auf christliche Vorstellungen zu deuten scheinen.

Nachdem Barth dieses kunstvolle Werk, ein wunderbares Zeichen längst entschwundenen Lebens, den Zeugen von siebenzehn Jahrhunderten, mit Staunen betrachtet, nahm er eine Skizze desselben auf, konnte sich aber dabei eines gewissen unheimlichen Gefühls kaum erwehren. Wohin er um sich blickte, kein menschliches, ja kein lebendes Wesen ließ sich blicken. Und für wen, fragte er sich, baute der Römer hier sein kunstreiches Denkmal? Konnte er ahnen, daß es nach so vielen Jahrhunderten von einem Nachkommen jener Germanen, die er verachtete wie die Garamanten, der gebildeten Welt zur Bewunderung wieder vorgeführt werden möchte?

Ein zweiter Ausflug an demselben Tage, in Overwegs Begleitung unternommen, gewährte beiden Reisenden einen weiten Blick von einer nahen Berghöhe gegen Westen bis zu dem felsigen Hochlande hin,

welches, von wilden Schluchten und Klüften zerrissen und durchbrochen, mit seinen jäh abstürzenden Wänden unwillkürlich an die Geisterburgen der arabischen Märchen erinnerte.

Weiter ging es, am 14. April früh vor Tage, von Wadi zu Wadi durch Engpässe, die nicht alle leicht zu passiren waren. Am Wege blieben wuchtige Trümmer römischer Burgen und leicht aufgeführte Steinmauern der Araber aus den Zeiten mittelalterlicher Fehden liegen, dann wieder erschien unter einem riesigen Ethelbaume die Kapelle eines großen Marabuten vom Stamme der Bu Saef, welcher hier seine Wohnsitze hat und nicht allein wegen seiner trefflichen Kameelzucht, sondern auch wegen der Reinheit seiner Sitten weit gepriesen ist.

Am Abende lagerte man in dem Wadi Semsem, einem der berühmtesten Thäler in diesem Theile Nordafrikas, welches, von Westen gegen Osten gestreckt, einer Reihe von Brunnen Nahrung giebt und mit mannichfaltigem Baumwuchs geschmückt ist. In der Nähe ruhete eine Kafla, welche Natron nach Tripolis brachte.

An der wild zerklüfteten Südseite des Thales wand sich der Pfad empor, auf welchem der Zug die beschwerliche Reise fortsetzte, um die in der Ferne aufsteigende Hochebene, die glühende Wüste Hammada, zu erreichen. Das Städtchen Gharia ließ man zur Linken liegen, wie das die meisten Karavanen zum Nachtheil solcher immer mehr verfallenden Wohnplätze zu thun pflegen, und schlug den minder rauhen Weg nach dem Brunnen von Tebonieh ein. In dem reich mit Bäumen und Sträuchern bekleideten Wadi Tolagga begegnete ihnen wieder eine Karavane; hier zeigte sich auch ein Araberlager, dem Stamme der Urinssa gehörig, welche die Reisenden gern mit einem Trunk Milch erquickten.

Als in einem stark mit Salz untermischten Boden der Brunnen von Tebonieh und mit ihm der Nordrand der Hammada erreicht war, stattete Barth, während der bunte Trupp unserer Reisenden sein Lager aufschlug, mehreren römischen Denkmälern einen Besuch ab, welche in geringer Entfernung an einander gelegen, soweit sich aus den minder gut erhaltenen Resten schließen ließ, mit dem oben geschilderten große Aehnlichkeit besaßen und den Beweis lieferten, daß die Herrschaft der Römer über diese Gegenden sich längere Zeit erhalten hat. Denn nur den auf einander folgenden Befehlshabern

des benachbarten römischen Standlagers konnten so kostbare Grabmäler errichtet werden. Da das Tränken der Kameele und das Füllen der Schläuche mit dem spärlich sich erneuenden und salzigen Wasser des Brunnens auch den ganzen folgenden Tag hinwegnahm, so benutzte Barth diese willkommene Frist, um mit Richardson und Overweg von hier aus das Städtchen Gharia zu besuchen, wo er bedeutende Reste des alten römischen Standlagers zu finden hoffen durfte. Wirklich ward nach einer beschwerlichen Wanderung über einen östlich gelegenen Vorsprung der steinigen Hochebene ein Thurm sichtbar, bald auch einige verfallene Wohnungen, und nachdem sie eine vor ihren Füßen sich öffnende Schlucht überschritten hatten, in deren Tiefe ein reizendes Palmenwäldchen lag, sahen die Reisenden auf der andern Seite derselben das gewaltige Thor der römischen Festung vor sich, dessen massenhafter regelmäßiger Bau einen bewunderungswerthen Gegensatz zu den elenden Schutthütten des Dorfes darbot. Es war der Eingang zu dem Standlager, von welchem sich freilich keine weitere Reste erhalten zu haben schienen, abgesehen von einer sechszig Fuß langen Cisterne am Abhange des Wadi. Das Thor selbst besteht aus drei Bogen, deren mittelster und höchster wohlerhalten ist. Der Schlußstein trägt in einem Siegeskranze die Inschrift **PRO AFR ILL (provincia Africa illustris)**, während der Schlußstein über dem östlichen Seitenthore mit einer großen Sculptur verziert ist, die einen Triumph römischer Waffen über einen besiegten einheimischen Fürsten darzustellen scheint. Ein anderer wichtiger Stein, welcher zu dem Gebäude gehört, ist in dem vorher erwähnten Thurme, der arabischen Ursprungs ist, als Querbalken über der Thüre eingemauert und trägt eine Inschrift von neun Zeilen, welche aussagt, daß dieses Standlager, dessen Name nicht mehr zu erkennen ist, aus der Zeit des römischen Kaisers Alexander Severus (etwa 230 n. Chr.) herrührt und der vierten scythischen Legion angehörte.

Welcher Gegensatz gegen das ärmliche Dörfchen Gharia, welches jetzt kaum dreißig waffenfähige Männer zählt! Kaum mit Gewalt war den scheuen schattengleichen Bewohnern ein wenig Gerstenkuchen abzuzwingen, und erst als sie die Zahlung in Händen hielten, brachten sie auch etwas Oel und gekochte Eier herzu. Es ist kein Zweifel, daß binnen wenigen Jahrzehnten das armselige Oertchen gänzlich ausgestorben sein wird.

Zum Lager heimgekehrt, traten die deutschen Reisenden unverzüglich ihre Reise über die Hammada an, während Richardson die Kühle der Nacht für seine beschwerlicheren Märsche vorzog. Ihn belästigten besonders die schlechtdisciplinirten und mit ungenügendem Vorrath versehenen Schwarzen. Längs der grünen Krautrinne, welche an der Abdachung des Hochlandes herabzieht, stieg der Weg gemach hinan, bis die Wanderer die zur Seite liegenden Hügel hinter sich gelassen hatten und sich nun wirklich auf der schreckenerregenden Hammada befanden. Weit dehnte sich vor ihnen die weißglühende, wasserlose Ebene, das Entsetzen der Reisenden, welche in der Regel, wie auch Oudney und seine Begleiter gethan, den weiten Umweg der östlichen Straße über Sokna vorziehen. Aber eben die Wüste, und war sie noch so einladend, bildete einen der Gegenstände ihrer Forschungen und durfte die Reisenden nicht zurückschrecken. Der Strich, mit dem die Wüste beginnt, gleichsam die Schwelle der Hammada, führt den Namen Busafar. Derselbe bezieht sich auf den Gebrauch, nach welchem jeder Reisende, welcher zuerst die Hammada betritt, einen Stein auf die von früheren Reisenden geschichtete Halde wirft. Zur Verwunderung der Reisenden war die Wüste weit weniger nackt, als sie erwartet hatten. Auf der ganzen Ausdehnung derselben fanden sich Stellen frischen, wenn auch spärlichen Krautwuchses, am reichlichsten da, wo der Boden sich senkt. Dieser Umstand war der Schnelligkeit des Reisens nicht eben förderlich, indem die Kameele in breiter Reihe weidend geringe Neigung zu ihrer gewöhnlichen Schrittweise zeigten. Um die Füße der weidenden Thiere hüpfte einer der gefiederten Bewohner der Wüste, ein kleiner grüner Ammer, welcher nur von den vorübergehenden Karavanen lebt, indem er das Ungeziefer von den Füßen der Kameele auspickt. Hie und da huschten jene giftigen und gefährlichen Eidechsen dahin, welche die Eingeborenen Bu Keschasch nennen und welche zu tödten für ein besonderes Verdienst gilt. In der Nacht wurde das Zelt, welches nicht sorgfältig genug aufgeschlagen war, von einem heftigen, kalten Regenwinde umgeweht. In der nächsten Nacht schliefen die Reisenden bei empfindlicher Kälte unter freiem Himmel, nachdem sie als Abendmahlzeit eine vortreffliche Suppe genossen hatten, bereitet aus den auf dem Wege gesammelten Trüffeln.

Am folgenden Tage, den 19. April, gegen Mittag erreichten die Reisenden die höchste Erhebung der Hammada, welche ebenfalls durch

einen Steinhaufen bezeichnet und 1450 Fuß über dem Meere gelegen ist. In der Nähe wurden die Zelte für das Nachtlager aufgeschlagen und boten, wie unserer Reisegesellschaft so auch den kleinen Felsenschwalben, welche ihnen gefolgt waren, willkommene Zuflucht vor dem Sturme, welcher immer heftiger aus Nordnordwest zu wehen begann. In der Nacht wurde er so heftig, daß das leichte, hochdachige Zelt ihm wiederum wich und die Reisenden nebst ihren kleinen Gästen dem Winde und dem Regen preisgab. Erst spät am Morgen wurde der Aufbruch möglich, es begann der unwegsamste Theil der Wüste, el Homra, die Rothe genannt, welche man in einem starken Tagemarsche trotz des strömenden Regens durchschritt, um sich mit Richardson wieder zu vereinigen.

Noch zweier anstrengenden Tagemärsche bedurfte es, um den ersehnten Brunnen el Hassi und mit ihm das Ende der Wüste zu erreichen. Nach einer mühseligen Nachtreise stiegen sie am 21. April durch eine enge Schlucht zwischen steilen, düstern Wänden von der Hammada herab und kamen durch ein Thal, dessen Sohle mit Blättern schwarzen Sandsteins überdeckt war, zu dem weitberühmten Brunnen, der zwar reichlich Wasser, aber Nichts sonst darbot, nicht einen Strauch, in dessen Schatten die Reisenden Kühlung gefunden hätten. Ein verfallenes Gemäuer in der Nähe zeigte, wie man in früherer Zeit auf den Schutz der hier rastenden Karavanen bedacht gewesen war; unsern Reisenden dienten die Reste derselben als schwacher Schutz gegen den lästigen Abendwind. Kaum schien ihnen einer der Lagerplätze auf der ganzen Reise so unbequem und unerfreulich; dennoch wurde einen ganzen Tag gerastet, die Kameele bedurften der Ruhe gar zu sehr.

Wie der Hassi die Hammada und den nordafrikanischen Saum abschließt, so eröffnet er die Zone der Oasen und mit ihr die alten Wohnsitze der äthiopischen Race, die sich erst in späteren Jahrhunderten auch hier mit Berbern und Arabern mischte.

Von el Hassi ab schließt sich an den Südfuß der Hammada ein weitgestrecktes sandiges Land, von Felsen und Klippen dunklen und helleren Sandsteins durchzogen, hier und da von Granitmassen durchbrochen, durch welche eine wüste, ja grausenhafte Straße, Trik e Safar genannt, die Reisenden in drei Tagen nach dem Wadi Schati führte. Wie eilten sie, um aus der glühend heißen und blendenden Sand-

wüste hinauszugelangen nach dem frischen und grünen Culturstreifen! Am flacheren Nordlande des Thales erheben vereinzelte Gruppen wilder Palmen ihre Federkronen in die Luft, hierauf folgt ein Gürtel nackten schwarzen Bodens, mit weißlicher Salzkruste überzogen. Aus dem Thale steigt ein breiter terrassenförmiger Fels empor, auf dessen Höhe die Stadt Ederi liegt. Am Nordwestfuße dieses malerischen Stadthügels wählten die Reisenden ihren Lagerplatz neben dem flachen Bette eines Regenbaches zwischen Dattelbäumen und Kornfeldern. Es war ein freundlicher Ruheplatz in der traurigen Einöde, und die Anmuth der Landschaft erfüllte sie mit neuem Leben.

Die Stadt selbst war, seit Oudney und Clapperton sie besuchten, immer mehr verfallen und von den Einwohnern preisgegeben worden, seit das neue Dorf am nördlichen Fuße des Hügels unter der ruhigen, wenn auch aussaugenden Regierung der Türken ihnen genügende Sicherheit gewährte. Die Trümmer der alten Stadt zeigten noch, wie dicht ihre steilen, engen Straßen ehedem bewohnt sein mochten. Der höchste Punkt, etwa 190 Fuß über der Thalsohle, gewährt einen interessanten Blick über den größeren Theil des Thales, in welchem weite, öde Strecken schwarzen Sandsteins mit grünen Feldern von Waizen und Gerste wechselten, in langen Streifen durchzogen von langgestreckten Dattelhainen. Im Süden war eine Reihe hoher Sandhügel sichtbar, welche das Thal begrenzen. Auch die Höhlen nahmen unsere Reisenden in Augenschein, welche schon Oudney besucht hatte, doch fand sich außer der ovalen Gestalt ihres Grundrisses wenig an ihnen zu bemerken. Die Wäldchen, welche sich von hier aus durch das Thal ziehen, könnten bei einiger Sorgfalt in hübsche Pflanzungen verwandelt werden, da schon bei der geringen Tiefe von acht bis zehn Fuß, wie die zahlreichen Brunnen beweisen, sich überall Wasser befindet. Weiterhin im Thale lagen noch achtzehn andere Dörfer, deren Namen Barth aufführt; zwei derselben haben einen Kaid oder Militärgouverneur, eines eine Schule.

Nicht allein im Thale deckte eine rauhe, felsenfeste Salzkruste weite Strecken des Bodens, sondern auch auf dem etwa fünfzig Fuß höheren Boden, über welchen jetzt der Weg nach Süden weiter ging, kam sie zum Vorschein, bis das Land sich noch höher hob und die Region der Sandhügel wieder begann. Schmale Einsenkungen, Wadi Schiuch und Wadi Gober kündigten sich an durch die halbversteckten

Palmenreihen und boten den ermüdeten Thieren viele Schwierigkeit. Die Sandhügel auf dem Marsche wurden gleichfalls steiler; oft mußten die Menschen mit ihren Händen die scharfen Kanten an den Abhängen abflachen, damit die Thiere fest auftreten konnten. Noch steiler, erklärten die Führer, seien die Berge in der Gegend der Natronseen.

War es in den Nächten, welche Richardson zu seinem Zuge durch die Hammada gewählt hatte, so kalt gewesen, daß der Boden sich mit schimmerndem Reif überzog, so erzeugte sich jetzt in der Sandwüste eine so glühende Hitze, daß es kaum möglich war, dieselbe trotz der Sohlen an den Füßen zu ertragen. Ein in den Sand gestecktes Thermometer stieg schnell auf 45° R. Dennoch fand sich in den verschiedenen Wadis, welche der Weg durchschnitt, in geringer Tiefe Wasser; eigenthümlich war es, daß im Wadi Mukmeda zwei Fuß unter der Oberfläche zwar Wasser erschien, aber stark mit Schwefelwasserstoffgas geschwängert, was Barth dadurch erklärt, daß es noch nicht lange genug mit der Luft in Berührung gestanden habe.

In dem Wadi Djemal besaß einer der Kameeltreiber, Bubakr, ein aus Backsteinen aufgeführtes, aber jetzt vom Sande gänzlich bedecktes Magazin, in welchem er vierzig Kameelladungen Datteln bewahrte, die Ernte des nahen Palmwäldchens, dessen Eigner er war. Die Früchte waren von vorzüglicher Güte und mundeten der Reisegesellschaft ausgezeichnet. Am ersten Mai erschien jenseits der weißen Sandhügel in der Ferne ein weit gedehnter schwarzer Streif, die Reisenden beinahe täuschend mit dem Anscheine eines Sees; es war der Südrand des Wadi Gharbi, des großen Thales, welches mehr noch als Wadi Schiati eine der großen Lebensadern der Wüste genannt zu werden verdient. Darüber erschien der Himmel in nie gesehener Herrlichkeit. „Der Grund", sagt Richardson, „war ein sanftes helles Azurblau, und auf seiner mild wiederstrahlenden Fläche schwebten, hier und dort zerstreut, leichte Federwölkchen von zartestem Duft und reinstem Weiß — Schleier, auf himmlischen Webstühlen gewoben." Das erste Dorf, das man erreichte, Ugräfe, war zum Zielpunkt gewählt worden, weil hier vier der Kameeltreiber daheim waren; es bestand aus dreißig leichten niedrigen Hütten, die alle aus Palmzweigen und Lehm gebaut waren, und deren Bewohner, einem Stamme der Tuaregs angehörig, hier ein einfaches patriarchalisches Leben führen. Nahe dabei, unter zwei herrlichen Ethelbäumen, ward das Zeltlager

aufgeschlagen, und nun boten die Zelte hier, die Hütten dort, die beiderseitigen Bewohner, die weidenden Kameele, die reichliche Vegetation ein so freundliches Bild dar, wie man es in der Wüste zu erwarten kaum gewagt hätte. Die Pflanzungen in der Nähe des Dorfes wurden durch Negersclaven bestellt und waren in gutem Zustande; minder günstig lautet das Urtheil unseres Erzählers über die Sitten des weiblichen Theiles der Bevölkerung, rücksichtlich deren er seinem Vorgänger Oudney beistimmt.

Voll Eifers, das alte Djerma zu besuchen, um sich zu überzeugen, ob es identisch sei mit dem Garama der alten Römer, machte Barth sich zu einer Untersuchungsreise nach dem östlichen Theile des Thales auf. Längs des südlichen Randes der Pflanzung am Fuße der gegen 300 Fuß hohen Felswände gelangte er nach Alt-Djerma. Der ganze Umfang der Stadt, welche seit lange leer steht, beträgt 5000 Schritt; die Südwestecke ist durch einen starken aus Lehm gebauten Thurm befestigt, mehrere ähnliche Thürme zeigten sich in geringer Entfernung von der Stadt. In dem nahe gelegenen Flecken Tuasch, einem Tuaregdorfe, fand Barth durch die Gefälligkeit des Hadji Muhamed e Saidi, dem fast alle Kameele der Reisegesellschaft gehörten, einen Führer, welcher ihn zu dem von Oudney bereits beschriebenen römischen Denkmale geleitete. Es fand sich auffallend gut erhalten, nur einen Stock hoch, aber ohne Anzeichen, daß es früher höher gewesen. Im Allgemeinen ähnelte es den am Eingange der Hammada beobachteten Bauten, war sieben Fuß breit, fünf Fuß tief und gegen fünfzehn Fuß hoch und durch Eckpfeiler mit korinthischen Capitälen gehalten. So zeugte es dafür, daß die Herrschaft der Römer, welche einst durch Balbus bis über diese Gegenden ausgedehnt worden, nicht von ganz kurzer Dauer gewesen sein könne. Die Inschriften in Tuaregschrift, von denen Oudney erzählt, wurden von dem Führer leicht gelesen, waren aber von geringem Interesse. Mit Sonnenuntergang kehrte Barth ins Lager zurück, wo Overweg indeß Höhenmessungen angestellt hatte. Die höchste Klippe der südlichen Felswand fand er 1605 Fuß über dem Meere, 413 Fuß über dem Lagerplatze.

Inzwischen hatte Richardson sich mit den Einwohnern hier und da in Verkehr gesetzt, die zum Theil Tuaregs von Stamme der Tinylkum waren, hier Tuaregs von Fezzan genannt, zum Theil wirkliche Fezzaner. Jene sind zart von Körperbau und bedecken, wie die von Ghat,

ihr Gesicht, aber meistens mit weißen statt mit schwarzen Tüchern; Wenige tragen einen rothen Turban. Gewöhnlich sprechen sie arabisch, einige kennen aber auch die Ghatsprache. Ihr Hauptgeschäft besteht darin, Kameele zwischen Ghat und Fezzan hin und herzutreiben. Sie leben in keiner Ehegemeinschaft mit den Fezzanern, welche neben ihnen das Wadi bewohnen. Letztere waren schwarzbraun von Farbe, und Einige von ihnen hatten die gewöhnlichen Negerzüge. Ihr anfänglich unfreundliches Betragen gegen die Reisenden besserte sich bald, sie schickten sogar Abends und Morgens Lebensmittel in die Zelte. Da eine Karavane nach Ghat abzugehen im Begriff stand, so benutzte Richardson diese Gelegenheit, um dahin zu schreiben und etwaige irrige Ansichten über die Bestimmung seiner Wüstenfahrt zu berichtigen. Auch in Ugräfe waren die Reisenden, wie sich denken läßt, Gegenstand der allgemeinsten Neugierde und empfingen den Besuch des Civilgouverneurs und des Kaids, sowie des türkischen Offiziers, welcher die Steuererhebung zu besorgen hat. Letzterer brachte einen Brief aus Murzuk von Gagliuffi, dem dortigen Agenten der englischen Regierung, welchem ihre bevorstehende Ankunft angemeldet war. — Die Steuern waren beträchtlich; Tekertiba, der größte Ort im Wadi, bezahlt 490 Mabubs, d. h. 980 Thaler, jährliche Abgabe von den 4000 Palmen, welche 150 Kafassen Datteln geben; außerdem erzeugt der Ort dreißig Kafassen Waizen, acht Kafassen Gerste, und hält eilf Esel. Alle Hausthiere in diesen Landstrichen, besonders die Ziegen, bleiben sehr klein, aus Mangel an zureichender Nahrung. — Die Kinder gehen bis in ihr achtes Jahr völlig nackt.

Eine übermäßige Hitze herrschte in den ersten Tagen des Mai. Noch Abends zeigte das Thermometer über 30° R. An der Südseite des Thales entlud sich ein Gewitter, nachdem der Sturmwind Tage lang breite und dichte Säulen sandigen Staubes durch das Thal getrieben und die Vegetation fast gänzlich aufgedörrt hatte.

Am Abende des 3. Mai setzte die Gesellschaft ihre Reise fort und lagerte dann bei Tewiwa, nahe der Stadt Neu-Djerma, welche in einem dichten Palmengestrüpp wie vergraben und fast gänzlich verlassen ist; sie soll kaum noch zehn Familien zählen, die in Erdlöchern oder unter den Ruinenhaufen wohnen. Als Richardson am folgenden Tage frühzeitig nach kurzem Tagemarsch vor der Hütte des Kaids am Ausgange des Wadi Halt machen ließ, wurde er überlaufen von

Bittstellern; eine Deputation verlangte, er solle beim Statthalter zu Murzuk eine Herabsetzung ihrer Abgaben erwirken, die arabischen Truppen wünschten, ihres Dienstes entlassen zu werden. Alle fanden die abschläglichen Antworten des Reisenden unerklärlich und hart; sie hatten, wie es schien, die Vorstellung, als solle die europäische Gesellschaft das türkische Regiment in Fezzan revidiren und allen Klagen abhelfen.

Ein Paß führte aus dem Wadi Gharbi, das nach Osten, als Wadi Scherki, sich ohne bestimmte Umrisse ausbreitete, südwärts auf den Weg nach Murzuk. Im Allgemeinen war die Gegend, mit Ausnahme weniger kleinen Dattelwäldchen, welche in größeren oder kleineren Zwischenräumen durchschnitten wurden, sehr öde und wüst. Endlich am 6. Mai war die Pflanzung von Murzuk erreicht; sie stand sehr zurück hinter dem üppigen Baumwuchs des Wadi. Die Karavane umzog die ganze West- und Nordseite der Stadt, die beide nur enge Durchgänge in der lehmgebauten Mauer haben, und machte dann an der Ostseite Halt, unweit einer dort lagernden Pilgerkaravane, die von Aegypten nach Marocco zog. Richardson, der die Stadt von seiner ersten Reise her kannte, war schon vorausgegangen, ohne Gagliuffi sogleich zu treffen, der nun herauskam, um auch seine deutschen Gäste in sein Haus zu führen.

Murzuk ist die Hauptstadt des Paschaliks Fezzan, welches von Tripolis aus gleich einer Halbinsel südwärts in die Sahara vordringt und auf seinen Oasen verstreut gegen 26000 Bewohner zählt. Der Hauptunterschied dieses Landes von der Sahara besteht eben darin, daß es mehr fruchtbare Thäler zählt, als die übrige Wüste Es ist durch die Natur in zehn Districte getheilt, von denen el Hofra der wichtigste ist, da er die Hauptstadt und mehrere kleinere Städte enthält. Nach Richardsons Berichten wäre er wohl angebaut, „hie und da mit schönen Gärten besetzt, in denen man neben der Dattelpalme auch verschiedene der ausgewähltesten Früchte zieht, die an der Küste wachsen, namentlich Feigen, Trauben, Pfirsiche, Granatäpfel, Melonen. Diejenigen Früchte, welche den meisten Schutz gegen die Sonne bedürfen, pflanzt man zwischen Palmen, welche dann mit ihren breiten Blättern eine Art von Dach bilden. Im Frühjahre erndtet man Gerste und Weizen, im Herbste türkischen Weizen, Gossub — eine Art Hirse —, und andere Getreidearten; die Felder sind von Gräben durchzogen und werden täglich zweimal bewässert.“ Barth

dagegen spricht mißfällig von dem mangelhaften Anbau. „Die Pflanzung von Murzuk", sagt er, „breitet sich auf dem Sandstreifen aus, welche die Einsenkung von Hofra umgiebt, aber ohne die geringste Symmetrie und ohne die geringste Spur des ordnenden menschlichen Geistes. Hier bildet sie einen langgezogenen schmalen Streifen, dort ein vereinzeltes Wäldchen, und an der Südostseite der Stadt tritt die Wüste in einen tiefen Golf bis an die Mauern. Gegen Osten bildet ein getrennter kleiner Hain gewissermaßen einen Vorposten, während gegen Norden die Pflanzung etwas dichter steht. Dies ist der beste Theil des ganzen Wäldchens. Hier sind auch die meisten Kunstfelder, worauf Weizen, Gerste, Gossub und etwas Gemüse mit vieler Mühe gezogen wird."

Der außerordentlich trockene Charakter der Gegend macht den Aufenthalt in Murzuk für den Fremden höchst unerfreulich; reinigende Winde kommen nicht hieher, der sandige Staub, welcher vom Boden aufsteigt, erschwert das Athmen und verstärkt die Hitze, und einige Lachen mit Salzwasser dicht neben der Stadt verpesten die Luft mit ihren fauligen Ausdünstungen.

Die Stadt selber, etwa hundert Meilen von Tripolis entfernt, ist nach einem einfachen Plane ungefähr im Viereck gebaut. Von dem größeren östlichen Thore läuft, ähnlich wie bei den Städten des Sudan, eine Art von Esplanade westwärts bis zum Kastell, wo sich in der Mauer ein kleinerer Ausgang befindet. Von dieser Hauptader laufen kleinere Straßen senkrecht ab nach Nord und Süd. Mitten in der Stadt liegt der Bazar, welcher mit seinen auf Palmstämmen ruhenden Hallen, die sich an beiden Seiten der breiten Straßen hinziehen, den Verkäufern und Käufern Schutz bietet. Diese und manche andere Anregung zur Verschönerung dieses Stadttheiles hatte Herr Gagliuffi gegeben, dessen Haus dem Bazar nahe liegt; seine letzte Verbesserung war die Anlage eines Gartens nach der Straße hin, mit den ausgesuchtesten Obstbäumen und Zierpflanzen der Küste besetzt; der Bimbascha oder Befehlshaber der türkischen Truppen war eben beschäftigt, sein Beispiel nachzuahmen. So hebt sich allmählich das Aussehen der Stadt. Dennoch birgt sie wenig Wohlstand. In den Casernen, die 2000 Soldaten fassen sollen, liegen 400 Mann, welche gut verpflegt werden, täglich Fleisch, gute Suppe, Reis und Zwieback erhalten — dennoch möchte kein Fezzaner mit ihnen tauschen; übrigens

hat die Stadt 2000 Bewohner, deren Hauptgeschäft der Zwischenhandel ist. Der Hauptgewinnn bleibt nicht, wie das z. B. in Ghadames der Fall ist, in der Stadt, und nur drei wohlhabende Kaufleute wohnen in Murzuk. Vom October bis Januar ist ein jährlicher Markt, zu welchem eine Hauptkaravane von Bornu und eine gleiche aus dem Sudan anlangt, außerdem kleinere aus Aegypten, Bengasi, Tripolis, Ghadames, Ghat und Tuat. Die Haupthandelsartikel aus dem Innern sind Sclaven, Sennesblätter und Elfenbein, dessen Ausfuhr erst neuerdings eröffnet wurde. Der Gesammtbetrag des jährlichen Umsatzes in Murzuk mag sich auf 100000 Thaler belaufen, von denen sieben Achtel auf den Sclavenhandel zu rechnen sind — eine ungünstige Aussicht für die Beseitigung des letzteren, der bis jetzt zum Bestande der Wüstenstraße und ihrer Handelsplätze unerläßlich war. — Eine bessere Straße, als die nach Bornu, ist die von Murzuk nach dem westlichen Sudan, da hier die Tuaregs stets bereit sind, jede beliebige Anzahl von Kameelen zum Waarentransport zu liefern und dabei Sicherheit verbürgen, was Alles auf der Bornustraße nicht der Fall ist.

Eine Vorstellung von den geselligen Zuständen in Murzuk mag folgende von Richardson mitgetheilte Erzählung geben. Ein Fezzaner erkannte, daß seine Frau einem anderen Manne den Vorzug vor ihm gab. Statt zu rasen, oder gar die Schuldige zu tödten, nahm er die Sache in Ueberlegung und sagte zu der Frau: „Ich will in die Scheidung willigen, wenn du mir Eines versprichst.“ „Was ist das?“ fragte die Frau voll Freuden. „Du mußt mir nur „lu lu“ zurufen, wenn ich am Tage deiner Hochzeit mit deinem neuen Manne an dir vorbeikommme.“ Unbedenklich versprach das die Frau, die Scheidung ging vor sich und der Liebhaber trat an die Stelle des beleidigten Gemahls. Der Ausruf „lu lu“ aber hat die ausschließliche Bedeutung, daß Frauen an ihrem Hochzeitstage ihn zur lauten, lustigen Begrüßung besonders schöner Männer gebrauchen, die ihrem Zuge begegnen. Der erste Mann stellte sich zu rechter Zeit ein und begrüßte die auf dem Kameele reitende Braut durch Abfeuern seiner Flinte. Sie, arglos und heiter, lulucte so laut sie kann; aber der neue Bräutigam, wüthend über diesen Vorzug, den sie dem früheren Manne vor allen andern einräumt, und voll Argwohns, er selber sei der Gefoppte, fiel augenblicklich über seine Braut her und erschlug sie. Kaum war das geschehen, so kamen die Brüder des Weibes und schossen ihn

nieder. So hatte der schlaue Araber seine Rache ausgeübt, ohne sich der geringsten Gefahr auszusetzen.

Auch über die in Murzuk üblichen Festlichkeiten bei Hochzeiten erstattet Richardson Bericht. Ich traf, erzählte er, eine Anzahl von Vorstadtbewohnern die eine Hochzeit feierten. Zuerst kam eine Schaar Weiber, welche nach den Klängen eines rohen Saiteninstrumentes tanzten und dabei schmachtende, üppige Stellungen ausführten. Um diese Gruppe sammelten sich die Weiber aus den benachbarten Hütten, theils aus Neugierde, theils um Fleischgerichte zu bringen. Weiterhin kam ein Zug von Männern, unter ihnen der Bräutigam, Alle bemüht, den Musikanten zu helfen. Diese letzteren waren ein altes Paar Leute: ein Mann von 90 Jahren, der mit einem Stocke auf einem Kalebassenkürbis trommelte, und ein eben so altes Weib, das mit einem Bogen über eine einzige auf eine Kalebasse gespannte Saite kratzte. Der Bräutigam trug einen ehernen Kessel, auf den er zur Verherrlichung seines Ehrentages unermüdet loshämmerte. Als die Mahlzeit anfing, strömte eine Masse Volkes von den Feldern herbei, sich satt zu essen. Auch hatte man zwei neue Hütten erbaut, eine für den Bräutigam, die andere für die Braut.

Auch bei Begräbnissen sammelt sich die ganze Stadt; die Weiber sind es hier, welche das Geschrei erheben, während die Männer den Leichnam außerhalb der Mauer bestatten. Letzteres geschieht meist schon zwei Stunden nach dem Tode.

Auch die Art, wie dieses arme Volk seine Aecker und Gärten bestellt, zog Richardsons Aufmerksamkeit in so hohem Grade auf sich, daß er, während die Gesellschaft auf die Ankunft der Geleitsleute für die weitere Reise zu warten hatte, fast täglich Spaziergänge in der Umgegend von Murzuk machte, um sich zu unterrichten. Zu der Anlage eines Gartens ist das erste Erforderniß ein Teich, der freilich, wie die meisten Brunnen, nur ein salziges Wasser hält. An den Ufern desselben finden Obstbäume üppiges Wachsthum, insbesondere sieht man Weinstöcke, Feigenbäume und Granatbäume. In dem sandigen, aber stark mit Salz gemischten Boden zieht man vorzugsweise gern Zwiebeln, die ganze Felder bedecken. Letztere werden künstlich bewässert; das durch rohe Maschinen aus den Brunnen gehobene Wasser rieselt in den kleinen Gräben hin, und lachende und plaudernde Gruppen von Männern und Weibern sind dazwischen mit Säen und

Ernten beschäftigt. In den Bewässerungsgräben werden Melonen angepflanzt, auf den Feldern wächst Klee als Viehfutter, welcher bei so reichlicher Bewässerung alle vierzehn Tage neu geschnitten werden kann, oder die dort passenden Getreidearten, von denen man eben Gossub und Ghaful zu säen anfing. Gegen Ende Mai traten wiederholte Regenschauer ein, welche den Gärten, Waldungen und Feldern ein lachendes Ansehen gaben, aber nicht heftig genug waren, um das im Sommer reifende Getreide, Weizen und Gerste, zu stören. Das Dreschen geschieht im Freien, indem die geschnittenen Halme auf den Sandboden hingestreut werden und eine Reihe von vier bis fünf Eseln oder Kameelen darauf im Kreise umher getrieben wird. Das Korn mischt sich natürlich mit dem Sande, geht zum Theil zu Grunde und muß mit großem Zeitverlust gereinigt werden.

Von Wichtigkeit waren die Erkundigungen, welche Richardson aus dem Munde eines in Murzuk anwesenden Tibbo über dessen Heimath, die Oase Tibesti, einzog. Diese liegt etwa vierzehn Tagereisen südöstlich von Murzuk und soll, nach den Berichten des Tibbo, aus einem langen Wadi mit einer Bevölkerung von 5000 Köpfen bestehen, welche das Thal entlang den Boden bebauen oder ihre Heerden weiden. Sie wohnen, als Urmenschen, in Hütten oder Höhlen zerstreut, ohne Sicherheitsmaßregeln, da man feindliche Ueberfälle nicht zu fürchten hat. Die Wüste ist ihr Bollwerk. Palmen kommen in diesen Oasen nicht fort, wohl aber andere Bäume, der Tolucky und der Arak, und in vorzüglicher Menge das Getreide, da es weder an Regen fehlt, noch an Quellwasser. Waldströme kommen beständig von den Bergen herab, einer fließt über eine Strecke von zwei Tagereisen. — Diese Tibesti-Tibbos dürfen nicht mit den Tibbos von Bilma verwechselt werden, welche sich neuerdings der Pforte unterworfen haben. Die Sprache ist ähnlich, zwischen den Völkern aber besteht durchaus keine Verbindung.

Auch eine Pilgerkaravane lagerte in der Nähe der Stadt, und Richardson und Overweg gingen hinaus, die Wallfahrer zu besuchen. Ihr Scheich Abd-el-Kader war ein sehr umgänglicher Berber aus Tuat, durchaus nicht ohne Bildung, der über die Politik der Berberstaaten frei und umsichtig sprach. Er war viele Male in Mecca gewesen, da er in der Regel dreimal jährlich die Reise macht. Solche Karavanen genießen ein eigenthümliches Vorrecht; an jedem Orte,

welchen sie passiren, steht es dem Scheich zu, die Freilassung von drei Gefangenen zu verlangen, und sein Zelt ist ein unverletzliches Asyl für jeden Verbrecher, der dort Zuflucht sucht. Wie der Scheich unsern Reisenden erzählte, stand das Volk von Tuat in früherer Zeit zu Algier in einem Abhängigkeitsverhältnisse und zahlte fünfhundert Kameelladungen Datteln nebst zehn Goldhälsen, d. h. goldenen Halsgehängen für Kameele. Als die Franzosen Algier eroberten, schickten sie an die Tuatsis den Befehl, den Tribut hinfort an sie als die jetzigen Herren von Algier zu entrichten. Die lakonische Antwort hieß: „Kommt und holt den Tribut."

Lächerlich war die Neugierde der frommen Pilger, welche unter des Scheichs Führung das Grab des Propheten besucht hattten. Overweg machte sich das Vergnügen, einen derselben phrenologisch zu untersuchen — seitdem hatte er keine Ruhe mehr vor ihnen. Die Zauberei, aus Kopfformen und Schädelvorsprüngen zu weissagen, hatte ihren vollsten Beifall und leuchtete ihnen dermaßen ein, daß Alle herströmten, dem Ungläubigen gläubig ihre Schädel in die Hände zu legen. Einer bat den weisen Fremdling, ihm genau zu sagen, wie viel Geld er in diesem Jahre verdienen würde.

Ereignisse von Wichtigkeit erlebten die Reisenden in Murzuk nicht. Ein neuer Aga, Rais Mustapha, traf ein, welchen Richardson schon in Ghadames kennen gelernt hatte, und wurde mit landesüblichen Festlichkeiten bewillkommnet; Cavalcaden zogen ihm entgegen im prächtigsten Schmucke der Thiere und Menschen, Massen von Bürgern niederen Schlages drängten sich auf seinem Wege und machten widerwärtigen Lärm mit ihren Sackpfeifen, die Weiber schrien ihr lu lu dem hohen Vorgesetzten zu Ehren. Er begrüßte die Fremden freundlich und erwies ihnen auch später alle Aufmerksamkeit. Zum Geburtsfeste der Königin von England wurde er mit seinen Offizieren von Gagliuffi zum Diner geladen und gab bei diesem heiteren Feste unzweideutige Beweise von der Nachsicht, womit Türken höheren Standes das Weinverbot des Propheten behandeln. Er selbst trank zwar nicht, desto mehr aber einige seiner Untergebenen.

Daß es ortskundigen Leuten auch in Murzuk nicht an Genüssen fehlt, welche den Gaumen kitzeln, bewies der griechische Doctor Paniotti, als er den neuen Beg, den Bimbascha, den Schatzmeister und Andere mit den europäischen Reisenden zu Gaste lud. Außer zwei ganzen

Lämmern und Geflügel verschiedener Art waren wenigstens zwanzig zubereitete Gerichte da, nebst allen Arten von kostbaren Confituren, Aepfeln und Feigen.

Der Aufenthalt der Reisenden in Murzuk verlängerte sich über die Gebühr, bis endlich ein sicheres Geleite durch die Wüste gefunden war. Richardson hatte die Absicht, über Ghat zu reisen, welches er schon früher besucht hatte, sich von da nach dem Lande Air zu wenden, das seit alten Zeiten genannt aber noch von keinem Europäer betreten war, und bei Tessaua in den Sudan zu gelangen. Hierzu bedurfte er eines angesehenen Geleitsmannes. Von Hassan Pascha, dem früheren Statthalter in Fezzan, welchen sie in Tripolis kennen gelernt hatten, war ihnen ein gewisser Muhamed Boro empfohlen worden, ein Tuareg aus dem Lande Air, welcher in Agadez in hohem Ansehen stand und den Titel „Herr der Weißen" führte. Eben befand sich dieser in Murzuk, und Gagliuffi und Richardson traten mit ihm in Verbindung, indem sie ihm ein reiches Geschenk in Aussicht stellten und ihn so völlig bereit machten, das Amt des verantwortlichen Beschützers zu übernehmen. Dennoch ward seine Person, wie er bald mit Erbitterung wahrnahm, von Richardson nicht nach Verdienst geschätzt; derselbe zog es vor, einen seiner Freunde von Ghat kommen zu lassen, den uns von Clappertons Reise her bekannten Tuareg Hatita, welcher freilich, wie sich später auswies, keinen genügenden Schutz bis Air gewähren konnte, also den doppelten Nachtheil wenig aufwog, daß die Abreise um mehr als einen Monat verzögert wurde und daß der beleidigte Muhamed Boro, um die Bedeutung seines Einflusses der Expedition augenscheinlich zu beweisen, derselben fortan alle möglichen Hindernisse in den Weg legte.

Barth und Overweg, längst ungeduldig, verließen Murzuk schon am 12. Juni, um wenigstens in so fern ihre Zeit nützlich anzuwenden, als sie sich in freiwilliger Vorübung wieder an die Beschwerden und Gefahren der Wüstenreise gewöhnten. Es herrschte eine kaum erträgliche Sonnengluth; in Murzuk zeigte Richardsons Thermometer am 17. Juni 130° Fahrenheit, also fast 44° R., in der Sonne, 102° F., d. h. 32° R., im Schatten. Ihn als das Haupt der Expedition hielten Sorgen mancherlei Art noch zurück; er mußte Hatita erwarten, mußte Lebensmittel und Vorräthe für die lange Reise zusammenbringen, die auf zwei Jahre abgesehen war, mußte Geschenke für die Fürsten des

Innern einkaufen, für etwaige Vorfälle auf der Reise und für Bezahlung von Gehalten im Voraus Bedacht nehmen — ja er mußte den unbrauchbaren Menschen, welcher das mitgenommene Boot zu führen bestimmt war, fortschicken und sich zwei Ersatzleute von Tripolis her verschreiben.

Endlich langte Hatita an, und man wurde einig um den Preis von 200 Thalern für das Geleite bis Air, doch mußte Richardson sich noch obendrein verpflichten, seine Escorte mit Lebensmitteln und Zelten zu versehen. Hierauf ging nach Beseitigung aller der lästigen und ärgerlichen Vorbereitungen der Zug am 25. Juni gleichfalls von Murzuk ab; Richardson war fast krank durch die unablässigen Aufregungen.

Seine Reisegefährten waren inzwischen auf der Wüstenstraße, welche westwärts nach Ghat führt, langsam vorangezogen. Ein langgestrecktes Thal, Wadi Berdjusch, geht fast in gerader Richtung neun Tagereisen weit gegen Westen, dem 26. Grade n. Br. folgend; es ist, wie es scheint, der Abfluß der Gewässer, welche durch die seltenen, aber dann mit Heftigkeit niederstürzenden Regengüsse über den westlichen Landstrich ausgegossen werden. Mehrere Tinylkum-Tuaregs, welche als Kameelführer gedungen waren, dienten als Führer, bis Hatita erscheinen würde. Dieser begegnete ihnen in Tessaua, wo sich der Weg nach Ghat von demjenigen trennt, welcher unsere Reisenden von Wadi Gharbi nach Murzuk geführt hatte. Sein Erscheinen rief eine höchst unangenehme Erörterung hervor zwischen den beiden Deutschen und Muhamed Boro, welcher auf Gagliuffis halbes Versprechen hin darauf gerechnet hatte, der Führer der Reisenden zu sein, unterwegs zu ihnen gestoßen war und nun mit Verdruß seine Entbehrlichkeit erkannte. Voll Verwünschungen und mit Androhung seiner Rache zog er fort, während Hatita nach Murzuk ging, wo Richardson ihn erwartete, und auch Barth dahin folgte, aus Sorge, daß immer neue Hemmnisse den Aufbruch nach dem ersehnten Süden verzögern möchten. Sobald der Vertrag zwischen Hatita und Richardson abgeschlossen war, eilte Barth dann zu seinem deutschen Gefährten zurück; da aber die Tinylkums mit dem Gepäcke schon wieder weiter gegangen waren, so mußten Barth und Overweg ihnen folgen. Sie betraten von Tessaua aus das Wadi Berdjusch am 25. Juni, demselbem Tage, wo Richardson mit Hatita von Murzuk aufbrach, und lagerten am Abende bei dem

Brunnen von Scharaba, deren Wasser schon drei Fuß unter dem Boden hervorbricht. Hier ist die tiefste Einsenkung in dem Plateau von Murzuk, 600 Fuß tiefer als letztere Stadt, so daß das Wasser, welches bei heftigen Regengüssen von Westen her das Thal herabrinnt, bei Scharaba zeitweilig ein großes Becken seeartig ausfüllt.

Die von Mekka zurückkehrende Pilgerkaravane Abd-el-Kaders war schon in Tessaua an unsern Reisenden vorüber gezogen. Am Brunnen von Scharaba stieß eine kleine Sclavenkaravane zu ihnen, deren Führer Muhamed Trumba Akerut auf Grund der hier abgeschlossenen Bekanntschaft später noch öfter mit Barth in Berührung kam und ihm von großem Nutzen war. Eben kam er aus dem Sudan auf dem Wege von Sinder über Asben oder Air und erzählte, daß er erst vor 65 Tagen Sinder, vor 33 Tagen Asben verlassen habe; zu so ungewöhnlicher Eile war er veranlaßt durch den Nahrungsmangel, der in Folge von Unruhen im Innern eingetreten war. Der kriegerische Araberstamm der Uelad Sliman hatte, nachdem er seine Macht über weite Landstriche ausgebreitet, auch die Unabhängigkeit der Kelowi bedroht, desjenigen Tuaregstammes, welcher in Asben seine Sitze hat. Deshalb war Annur, der Häuptling des Kelowi, mit 7000 Mann aufgebrochen, verstärkt durch die Dasas, einen Stamm der Tibbos, um die Feinde in ihren Wohnsitzen im Lande Kanem zu überfallen. Hatita hatte schon davon erzählt und hinzugesetzt, daß die Tuaregs von Timbuctu dies benutzen würden, um in das von Streitern entblößte Asben einzubrechen. Kampf um Kampf, und drohende Aussichten für friedlich reisende Europäer, deren Zweck die Ausbreitung friedlichen Handels und die Bereicherung der Wissenschaft war. Muhamed Trumba hatte nur wenige Vorräthe einkaufen können, diese waren aufgezehrt und er mußte eilen, mit seiner ausgehungerten Waare, 23 Sclavinnen, Tessaua zu erreichen. Er berichtete, daß in der letzten Zeit nach Aufhören der Hitze in der Wüste viel Regen gefallen sei und warnte Barth vor der empfindlichen nächtlichen Kälte. Wie mochten seine armen Sclavinnen in ihren dünnen Hemdchen darunter gelitten haben.

Als die deutschen Reisenden mit den Tinylkums das Wadi Berdjusch hinangezogen, beobachteten sie mit Vergnügen, wie diese ihre Führer durch ihre Methode, die Kameele zu lenken, sich vortheilhaft vor den Arabern auszeichneten. Während letztere ihre Thiere nach

Belieben weiden lassen, so daß der Zug sich in die Breite ausdehnt und nur langsam vorrückt, lassen die Tuaregs den ganzen Zug in geschlossenen Reihen gehen, ein Kameel an den Schwanz des andern gebunden, ohne Halt und Unterbrechung, von einem einzigen Manne geführt. Der Ernst und die Sicherheit dieses Vorrückens giebt dem Reisenden erhöhten Muth, den unendlichen Entfernungen, die noch vor ihm liegen, getrost entgegen zu sehen. Barth und Overweg maßen mit der Kette die Schnelligkeit solcher Marschweise und fanden, daß in 13 Minuten eine halbe englische Meile zurückgelegt wurde, also in zwei Stunden eine deutsche Meile. Nachts, wenn man im Lager ruht, ist dagegen den Thieren gestattet, frei weiden zu gehen, was freilich am Morgen nicht selten unangenehmen Aufenthalt herbeiführt, wenn jene sich zu weit verlaufen haben.

Nur langsam, um von Richardson und den Asgar-Häuptlingen aus Ghat nicht zu weit getrennt zu werden, zogen Barth und Overweg mit den Kameelen, deren Zahl sich bis auf 62 verstärkt hatte, das Wadi hinauf und erreichten am 2. Juli das Ende desselben. Hier erhob sich der von schwarzem Kies bedeckte Boden ein wenig, um gleich nach Westen sich wieder hinabzusenken zu dem gleichfalls flachen Wadi Elauen. Ringsum in ähnlicher Weise abgeschlossen, bot dieses Thal dem Regenwasser keinen Abfluß, daher sich eine Lache stehenden Wassers darin gesammelt hatte, hundert Fuß lang und fünfzig Fuß breit, welche die Gegend erfreulich belebte und wenigstens den Badenden auch Erquickung gewährte. Wasser zum Trinken gaben die ohne Schwierigkeit gegrabenen Brunnen.

Hier wurde der Zug von den Zurückgebliebenen eingeholt, und jetzt hatten die Europäer es zu vermerken, daß mit dem alten habsüchtigen Hatita kein schriftliches Uebereinkommen getroffen war. Barth hatte genug gewarnt, Richardson vertraute zu sehr seinen alten Freunden von Ghat. Während nun nämlich die Tinylkums, die Treiber der Kameele, den Weg nach Air in gerader Richtung über Arikim einschlagen zu müssen erklärten, bestand Hatita darauf, seine Reisenden nicht schützen zu können, wenn sie mit ihm nicht nach Ghat gingen und von dort ihre bevorstehende Ankunft nach Air meldeten. Die Antwort auf ihre Meldung müßten sie jedenfalls in Ghat abwarten. Was konnte ihnen dort nicht Alles abgelockt werden! Um seine Hoffnungen in dieser Hinsicht herabzustimmen, machten die Reisenden ge-

flissentlich aus ihrer Armuth kein Hehl, die in der That ihre schwächste Seite war; hierdurch aber verringerte sich andererseits der Respect ihrer Diener merklich. Inzwischen bequemten sie sich seinem Verlangen und nahmen den Tinylkums die Zusage ab, mit den Kameelen nach zehn Tagen in Arikim einzutreffen und dort weitere sechs Tage auf sie zu warten, ehe sie weiterzögen. Für jeden Tag aber, den sie zu warten hätten, wurde ihnen eine Entschädigung zugesagt. — Wie viel besser wäre es gewesen, mit Muhamed Boro den ganzen Zug durch Air zum Sudan zu machen!

Da der Teich von Elauen allerlei Wild zur Tränke diente, — sogar Gazellen liefen, aus den Spuren zu schließen, in großen Schaaren ab und zu, — so war es an diesen Tagen möglich, eine Menge Geflügel zum Abendessen zu erlegen; Flughühner, Felsentauben, aber auch Steinschmätzer, Drosseln, Lerchen wurden mit Freuden willkommen geheißen.

Am 5. Juli blieben die Tinylkums mit dem Gepäcke liegen, Hatita zog mit seinen Schutzbefohlenen voraus. Bald hatte man jene aus dem Gesichte verloren; Hatita aber säumte nicht lange, um Barth den lebhaften Wunsch auszusprechen, derselbe möchte doch durch ein Paar Pistolen, einen Teppich, einen Burnus oder dergleichen sich an seiner Ausstattung betheiligen, da er sich mit einem 40 Jahre jüngeren Tuaregmädchen zu vermählen gedachte. Barth ließ ihn seine vergeblichen Wünsche, während sie neben einander ritten, in Muße und Breite darlegen und nahm die Gelegenheit wahr, ihn in sein Tagebuch zu zeichnen, — eine Skizze, die wegen ihrer charakterischen Anschaulichkeit auf dem Titelbilde unseres ersten Bandes Aufnahme gefunden hat.

Nach zwei kurzen Tagereisen gelangte der um sein Gepäck erleichterte Zug in eine Einsenkung, Wadi Telissarhe, welches schon äußerlich durch die einschließenden steilen Felswände und die stattlichen Talhabäume, mit denen es bewachsen war, ein besonderes Interesse erregte. Dieses steigerte sich indeß außerordentlich, als die Reisenden wahrnahmen, daß an den steilen Felswänden, welche das Thal im Osten schlossen, Sculpturen von außergewöhnlicher Beschaffenheit sich befanden. Sie betrachteten dieselben genauer und fanden zwar keine vollendeten Kunstwerke, aber doch Arbeiten, welche zu dem Charakter

der jetzigen Bewohner jener Gegend durchaus nicht paßten. Auf einem Steinblocke von vier Fuß Höhe und drei Fuß Breite zeigte ſich eine Gruppe von drei Figuren, roh durch vertiefte Umriſſe angegeben, deren Zeichnung trotzdem von kunſtgeübter Hand zeugte, wie denn auch der Inhalt einen über das Zufällige hinausgehenden tieferen Sinn verrieth. Zwei Kämpfer in menſchlicher Haltung, aber mit Thierköpfen, der eine der eines Rindes mit vorübergebogenen Hörnern, der andere anſcheinend eines Vogels, ſtreiten um ein in kleinerem Maße gehaltenes zwiſchen ihnen ſtehendes Rind. Der ſtärkere und größere Kämpfer zur Linken mit Stierkopf und Schweif hält Bogen und Pfeil und ſcheint den ſchwächeren anzugreifen, der in mehr vertheidigender Haltung den Schild vorſtreckt. Beide ſind ſchlank gezeichnet und nicht ohne ein gewiſſes Leben in den Stellungen. Es läßt ſich vermuthen, daß dieſes Kunſtwerk, welches den Kampf zweier Götter — etwa des Garamantiſchen Apollo und des Hermes — um ein Opfer oder um den Beſitz der Heerden darzuſtellen ſcheint, weder von Berbern, noch von Römern oder Aegyptern, ſondern von den alten Karthagern herrührt, daß mindeſtens der Künſtler, welcher in dieſem Werke eine mythologiſche Vorſtellung der alten Eingebornen zu verewigen ſuchte, von Karthago ſtammte. — Ein anderer Block, fünf Fuß hoch und zwölf Fuß breit, ſtellte in ähnlicher Arbeit eine ganze Heerde von Rindern dar, welche ſich überſtürzend nach einer Seite zu drängen ſcheinen — vielleicht zu einem Brunnen, der auf dem abgebrochenen weſtlichſten Theile des Blockes angedeutet geweſen ſein mag. Dieſe Darſtellung legt Zeugniß ab von einer Zeit, wo noch nicht das Kameel, ſondern noch das Rind der Begleiter des Menſchen durch die Wüſte war. Als von Arabien her das Kameel eingeführt wurde, verlor das Rind ſeine Bedeutung, wiewohl auch jetzt noch vereinzelt der Fall vorkommt, daß unmittelbar nach der Regenzeit Rinder auf dieſer Sudanſtraße über Ghat benutzt werden. Es iſt wahrſcheinlich genug, daß dieſe Gegenden, früher reicher an Waſſer, einſt Sitz eines Negerſtammes waren, der ſodann, wie die Wüſte ſich ausdehnte, nach dem Sudan zurückwich und den nachrückenden Arabern Platz machte. — Noch mehrere ähnliche, aber einfachere Bildwerke fanden ſich an verſchiedenen Stellen eines benachbarten Thales, größtentheils von der Zeit unkenntlich gemacht. Auf dem Gipfel einer Felswand war ein regelmäßig ausgelegter Kreis oder Ring ſichtbar, der höchſt

wahrſcheinlich in enger Beziehung zum Gottesdienſte der Urbewohner, etwa als Opferſtätte, geſtanden hat.

Am 8. Juli war der Rand des Hochlandes von Murzuk erreicht, bis zu welchem hin das Land, wie wir ſahen, ſich im Ganzen allmählich hebt. Daher iſt der Rand die Waſſerſcheide gegen Weſten; er iſt wild zerklüftet und bildet ein ungeordnetes Gewirr von Höhen, Einſenkungen und Ebenen. Von ſeiner Höhe aus, etwa 2000 Fuß über dem Meere, fällt er gegen Weſten ſteil ab und iſt von tiefen Waſſerrinnen durchbrochen, unter denen insbeſondere der Bergpaß von Rhalle die Spuren gewaltig wühlender Waſſermaſſen an ſich trägt. Es war eine Schlucht, welche ſich zwiſchen Steinwänden von hundert Fuß Höhe hindurch wand, oft nur 6 Fuß breit und an manchen Stellen glatt ausgeſchliffen durch die Gewalt des herabſtürzenden Waſſers. Die Schwierigkeit, das Boot durch die Krümmen dieſer Engpäſſe hindurch zu ſchaffen, war nicht gering. Endlich nach vier Stunden war die Ebene erreicht, deren tiefſte Senkung die Grenze bildet zwiſchen Fezzan und dem Lande der Hogar-Tuaregs. Sie liegt 1435 Fuß über dem Meere und gewährt einen prachtvollen Rückblick nach den Wänden der Hochebene, welche ſich nach beiden Seiten weithin erſtreckt und hohe ſtumpfe Vorgebirge, wie ins Meer hinaus, vorſchickt.

Ein wenig anſteigend, mit Kieſeln und Blöcken von Sandſtein und Kalkſtein bedeckt und mit ſpärlichem Krautwuchs verſehen zog ſich die Ebene mehrere Tagreiſen weit, etwa zehn deutſche Meilen, gegen Weſten, bis ſich die Gebirge von Ghat erhoben. Am Fuße waren dieſelben am ſtärkſten zerklüftet; wo die Felſen weniger rauh zu werden anfingen, führte plötzlich der Weg in eine tiefe Schlucht, die beim erſten Blicke vulcaniſcher Art zu ſein ſchien. Bei näherer Betrachtung jedoch fand ſich, daß die Wände aus Sandſtein beſtanden, der wahrſcheinlich durch den Einfluß der Atmoſphäre geſchwärzt war. Auch hier waren Spuren von bedeutenden Fluthen ſichtbar. Allmählich wurde der Raum freier, unregelmäßige Ebenen, von Vorſprüngen des Geſteins unterbrochen, ſchloſſen ſich an, und als nach der letzten Verengung der Weg ſich zur Linken drehte, erſchien mit einem Male ein lang nach Süden geſtrecktes Thal, zur Rechten begrenzt von einer lang geſtreckten, wild zerriſſenen und zerklüfteten Bergerhebung, und zur Linken von einer Kette großartiger Vorgebirge, deren Abdachung in die verſchiedenſten Terraſſen, von welchen einzelne Kegel

aufstiegen, zerrissen war. Es war das breite Thal Tanessof, das Thal des Sandes nach der Benennung der Berbern; die Gebirge waren der isolirte, zinnenähnliche Kamm des Berges Idinen oder der Geisterburg und die lange Akakus-Kette, prachtvoll von der untergehenden Sonne beleuchtet. Der höchste jähe Kamm mit seinen Burgen und Thürmen strahlte in hellschimmerndem Weiß, während ein leuchtendes Roth die regelmäßigen Mergelbänke der unteren sanfteren Abdachung bekleidete.

Wunderbares wußte Hatita und seine Genossen von dem verzauberten Schlosse Idinen zu erzählen, das nach den phantastischen Vorstellungen der Berbern den bösen Geistern der Luft als Sammelplatz diente, unendliche Schätze in seinen geheimsten Klüften berge und von Menschen bei Gefahr des Lebens nicht betreten werden dürfe. In der Nähe wurde am Brunnen Tahala das Lager aufgeschlagen, Barth aber und Overweg nahmen sich vor, am anderen Tage, während die Karavane langsam bis zum nächsten Brunnen vorrückte, die Geisterburg zu besteigen, in welcher Richardson, als er zuerst die Sahara durchstreifte, fast den Tod gefunden hätte.

Die Warnungen der Tuaregs konnten unsere wißbegierigen Freunde nur eher anfeuern als zurückhalten, und sie begannen am Morgen des 15. Juli ihre Entdeckungsfahrt. Wir lassen Barth, der dieses Wagestück mit seinen Schrecken, seine Lebensgefahr und glückliche Errettung ausführlich berichtet, hier mit seiner eigenen Erzählung eintreten.

„Mein dies ater brach an. Overweg und ich hatten beschlossen, uns zeitig am Morgen nach dem Geisterberge aufzumachen, den wir sowohl in geologischer, als in archäologischer Beziehung nicht seitwärts liegen zu lassen vermochten. Wir hatten uns indeß von unsern Begleitern keinen Führer verschaffen können, welcher uns nachmals von dem Berge aus bis zu dem nächsten Brunnen, wohin sich die Karavane eben auf der geraden Straße zu begeben beabsichtigte, hätte bringen können.

Schon früh am Morgen waren wir zum Marsche bereit, versahen uns mit einem kleinen Vorrath Wasser und einem Imbiß und wandten uns nochmals an Hatita und Utäti, aber ohne besseren Erfolg. Abgesehen von religiösen Scrupeln, erklärten sie einen Besuch des Idinen für unthunlich wegen seiner großen Entfernung von

hier; auch würde es sehr schwierig sein, vom Berge aus den nächsten Brunnen zu finden, da die Ungleichheiten des breiten Thales beträchtlich seien. Da ich mich überzeugte, daß ferneres Unterhandeln mit diesen Leuten nutzlos sein, ja nur die beste und kühlste Zeit des Morgens uns rauben würde, und da ich einmal entschlossen war, den Berg um jeden Preis zu besuchen, machte ich mich mit einem kleinen Wasserschlauch auf dem Rücken auf den Weg. Ich hegte die Zuversicht, daß ich im Stande sein würde, den Brunnen, den mir gemachten Angaben nach, später wohl zu finden. Bei mehr Zuvorkommenheit unserer Führer hätte man sich die Sache ganz leicht machen können, indem man zu Kameel bis an den Fuß der Berghöhe gegangen wäre und sie dann mit frischen Kräften erstiegen hätte; aber sie behaupteten, Kameele könnten diesen Weg nicht machen. Zu meinem besonderen Mißgeschick war nun mein Vorrath von Summita, einem kühlen, erfrischenden Teige aus geröstetem Gerstenmehl, worin gewöhnlich unser Frühstück zu bestehen pflegte, gerade am Tage zuvor verbraucht, so daß ich als Stärkung trockenen Zwieback und Datteln, die möglichst unpassende Kost in der Wüste, wo Wasser selten ist, mit mir nehmen mußte.

Im Anfang ging Alles gut. Ich verfolgte meinen Weg durch die Sandhügel, welche wahrlich keine angenehme Passage darboten, mit gewohnter Rüstigkeit. Dann betrat ich eine große, nackte, öde Ebene, die mit schwarzen Kieselsteinen bedeckt war und von welcher einige Anhöhen von derselben düsteren Farbe aufstiegen. Ich durchschnitt hier den Anfang eines reich mit Gras überwachsenen Rinnsals, welches sich durch die Sandhügel nach der Thalsohle hinschlängelte. Es war der Aufenthalt eines Paares sehr schöner Marcia, einer besonderen, von den Arabern Mohor genannten größeren Antelopenart, welche, wahrscheinlich um ihre Jungen besorgt, sich durch meine Annährung nicht auf weite Entfernung verscheuchen ließen, sondern bald stehen blieben, mich ansahen und mit den Schweifen wedelten. Da ich nur mit einem Paar Pistolen versehen war, die ich ohnehin schwer genug fühlte, weil der entkräftende Einfluß des Klimas mich schon stark angegriffen hatte, ließ ich sie in Ruhe und verfolgte meinen Weg über den schwarzen, steinigen Boden. Ich hatte allmählich anzusteigen, bis ich an eine bedeutende Schlucht kam, die sich vom westlichen Theile des Berges herabsenkte, wo ich wieder eine andere

Gesellschaft von drei Antelopen aufscheuchte, welche sich unter dem Schutze eines großen Felsblockes gelagert hatten. Obwohl diese Thiere die Einförmigkeit der Scene angenehm unterbrachen, fing ich doch schon an, mich vom Marsche über die spitzen Steine ein wenig ermattet zu fühlen. Auch erwies sich die Entfernung viel bedeutender, als ich selbst gedacht, und es hatte fast das Ansehen, als hätte ich mich dem Fuße des verzauberten Berges noch nicht um gar vieles genähert. In der That zeigte sich dann auch, daß der Kamm eine Art von Hufeisen bilde, so daß der mittlere Theil, dem ich vorzugsweise meine Schritte zugelenkt hatte, weil er mit einem Sattel ein leichteres Hinansteigen erlaubte, sich allerdings als der entfernteste herausstellte. Ich änderte meine Richtung mehr nach Osten, traf aber nur auf ein noch größeres Hinderniß. Indem ich nämlich die Abdachung in der Hoffnung hinanstieg, bald die Berghöhe erklommen zu haben, kam ich plötzlich an eine tief eingerissene, breite Schlucht, welche mich vom Kamme trennte. Ermüdet wie ich war konnte diese Enttäuschung nur entmuthigend auf mich einwirken, und es erforderte alle meine Kraft, um die Kluft hinunter und an der anderen Seite wieder hinauf zu steigen.

Es war nun zehn Uhr geworden und die Sonne fing an, mit aller Macht izu scheinen. An Schatten war nicht zu denken. In meinem Zustande höchster Ermattung erreichte ich dann endlich den engen, mauerähnlichen Kamm. Die höhere Kuppe stieg eben zur Rechten auf. Am Abhange entwickelte sich ein wildes Meer herabgefallener Felsmassen. Von Inschriften oder Sculpturen war eben so wenig etwas zu sehen, wie von den im Gehirn unserer Tuaregfreunde spukenden zauberhaften Palmenhainen.

Unbefriedigt, erschöpft und ängstlich schaute ich um mich her. Eine beträchtliche Fernsicht nach Südwest und Nordost ließ mich doch nicht die Spur unserer Karavane entdecken. Obwohl ohne den geringsten Schutz gegen die Sonnenstrahlen, war ich doch genöthigt, auf meiner hohen Warte mich nieder zu legen, aber die Ruhe, ohne Schatten und ohne einen stärkenden Imbiß, war mir nicht erfrischend; denn so schwach, wie ich war, konnte ich nicht einen Bissen des trockenen Zwiebacks oder eine Dattel verzehren, und mein geringer Wasservorrath mußte mich sorgsam machen, so daß ich mich nur durch einen ungenügenden Trunk aus meinem Schlauche erquickte.

Ich hatte nicht die Ahnung davon, daß Overweg mir in größter Entfernung gefolgt war, noch hörte oder sah ich etwas von ihm, obgleich ich erwartet hatte, daß er kommen würde. Da die Zeit verstrich, wurde ich ängstlich bei dem Gedanken, daß unsre kleine Truppe, in der Meinung, daß ich schon vorausgegangen sei, ihren Weg schon am Nachmittag fortsetzen möchte, und dem hoffnungslosen Zustande meiner Kräfte zum Trotz beschloß ich, den Versuch zu machen, das Lager zu erreichen. Ich stieg also in die nackte Kluft hinunter, um ihrem Laufe zu folgen, was mir nach Hatitas Angaben das Rathsamste schien, um den Brunnen aufzufinden. Die Hitze war groß, und da mich dürstete, nahm ich den geringen Vorrath von Wasser, der mir übrig geblieben, mit einem Male zu mir, diese Erquickung für besser erachtend, als das Wasser in kleinen ungenügenden Zügen zu verbrauchen. Das war etwa um Mittag. Ich fand jedoch bald, daß der Trunk bloßen Wassers mich keineswegs gestärkt habe.

Die Schlucht, welcher ich folgte, zieht sich an dem niedrigen Abhange einer höheren Fläche zur Linken hin und war an der nördlichen Seite von vereinzelten, obwohl nicht unbedeutenden Höhen begrenzt, deren eine ein eigenthümliches Aussehen hatte, indem ihr spitziger Kegel aus schneeweißem, ihr unterer Theil dagegen aus schwarzem Sandstein bestand. Im Allgemeinen besteht der Kamm dieser Berggruppe aus horizontalen Schichten von Mergel und im unteren Theile aus Kalksteinen. Endlich erreichte ich die breite Thalsohle und machte einen Augenblick Halt. Ich konnte Hatita nicht begreifen, der mir immer gesagt, daß sie in geringer Entfernung vom Berge lagern würden; denn ich erblickte kein lebendes Wesen, so weit meine Augen reichten.

Allerdings war es ein unglückliches Zusammentreffen, daß man, wie ich nachher hörte, nicht einmal die Zelte aufgeschlagen hatte. Ich warf einen letzten Blick auf den Berg. Er schien mir von hier aus bei Weitem großartiger und eigenthümlicher, als von der Nordseite, von wo man die Hufeisenform nicht erkennen kann.

Indem ich von der Anschauung der eigenthümlichen, wildzerrissenen Berghöhe wieder an meinen Pfad dachte, ward ich an meiner Richtung irre, und indem ich so schnell, als es bei meinen abnehmenden Kräften möglich war, vorwärts eilte, erstieg ich mit Mühe einen kleinen Sandhügel, der mit Ethelbüschen bewachsen war. Nachdem

ich mich vergeblich umgesehen, feuerte ich eine meiner Pistolen als Zeichen ab. Aber ich wartete vergeblich auf Antwort. Der starke Ostwind, der gerade wehte, mochte allerdings den Schall nach der Wüste getragen haben. Ich überdachte einen Augenblick meine Lage, und indem ich über den in Hügeln aufgehäuften Sand fortschritt und eine andere Anhöhe erklomm, that ich einen zweiten Schuß. Zu der Ueberzeugung gelangt, daß Niemand in dieser Richtung nahe sein könne, gab ich der Vermuthung Raum, daß unsre Gesellschaft noch zurück sein müßte, und hielt mich unglücklicher Weise noch mehr ostwärts, während bisher meine Richtung Süd von Ost gewesen war. Das Thal war hier reich mit Sebot bewachsen, und während ich mich umschaute, erblickte ich mit unaussprechlicher Freude in einiger Entfernung kleine runde Hütten, die sich an Ethelbäumen anlehnten und mit hohem Grase bedeckt waren. Nach vorn waren sie offen. Im höchsten Jubel eilte ich ihnen zu, aber sie waren verlassen. Weder ein lebendiges Wesen war zu sehen, noch ein Tropfen Wasser zu finden.

Meine Kraft hatte mich jetzt völlig verlassen. Ich setzte mich nieder; vor mir die volle Aussicht auf das breite Thal. Meine Besorgniß war noch nicht rege. Mit einiger Zuversicht erwartete ich die Karavane, ja, einen Augenblick glaubte ich in der Entfernung einen Zug Kameele vorüberziehen zu sehen. Es erwies sich als Täuschung. Nichts in der Welt ist so voll täuschender Gebilde, als die von der Sonnengluth erhitzten Thäler und Flächen der Wüste. Deß waren sich selbst die wegkundigen Araber von alter Zeit her bewußt und drückten ihre Empfindung aus, indem sie diese Wüsteneien mit Geistern füllten, die den einsamen, genossenlosen Wanderer irre machen und seitabwärts leiten. Ich erhob mich endlich wieder, um mich umzusehen, aber ich war jetzt so schwach, daß ich mich kaum auf den Füßen erhalten konnte. Die Sonne neigte sich zum Untergange, und ich mußte sehen, wo ich die Nacht zubringen konnte. Es blieb mir die Wahl zwischen einer der Hütten und dem Ethelbaume, welcher mir in geringer Entfernung zuwinkte und eine Zeitlang als Brunnenschwengel meine durstige Phantasie getäuscht hatte. Ich wählte den Baum, weil er auf einem höheren Platze stand. Mit ungeheurer Anstrengung schleppte ich mich hin. Er war von ehrwürdigem Alter, großen, dicken Aesten, aber ohne ein einziges Blatt. Ich hatte die Absicht, ein Feuer anzuzünden, das als Signal fast untrügliche

Rettung versprach; aber mir fehlte die Kraft, auch nur ein wenig Holz zusammen zu suchen. Ich war gänzlich zusammengebrochen und fühlte, wie Fieber sich meiner bemächtigte. Fast bewußtlos legte ich mich nieder.

Nach einer Rast von etwa zwei Stunden, als es völlig dunkel geworden war, erhob ich mich und schaute um mich. Da erblickte ich zu meiner höchsten Wonne in südlicher Richtung, abwärts im Thal, ein großes Feuer. Hoffnung lebte in mir auf. Es konnte nur das Feuerzeichen meiner mich suchenden Begleiter sein. Mich hoch emporrichtend, feuerte ich eine meiner Pistolen ab. Wie das das einzige Mittel war, welches mir zum Verkehr mit ihnen blieb, so schien es mir unfehlbar. Mit fester Zuversicht folgte ich dem gewaltigen Schalle, wie er das Thal hinab der Flamme zurollte. Ich horchte, horchte lange; Alles blieb todtenstill. Nur die Flamme schlug hoch zum Himmel auf, als ein Zeichen unerreichbarer Hülfe. Ich hatte lange, lange gewartet; da feuerte ich ein zweites Mal, aber auch jetzt kam keine Antwort. Ich legte mich wieder nieder, mich ruhig in mein Schicksal ergebend. An Schlaf war nicht zu denken. Rastlos und in heftigem Fieber warf ich mich auf dem Boden umher und erwartete den nächsten Tag halb sehnsüchtig, halb mit Furcht.

Endlich wich die Finsterniß und Zwielicht trat ein. Alles war Ruhe und Stille. Ich war überzeugt, daß ich keinen günstigeren Augenblick wählen könne, meinen Freunden ein Zeichen von mir zu geben. Ich sammelte daher alle Kräfte, die mir noch geblieben waren, und lud die Pistole mit einem gewaltigen Schusse. Ich feuerte einmal, zweimal — ich glaubte der Schall hätte die Todten erwecken können, so mächtig brach er sich am entgegengesetzten Abhange und rollte das Thal hinunter, aber keine Antwort traf mein Ohr. Ich begriff nicht, wie die Entfernung so groß sein könne, daß meine Begleiter meinen Schuß nicht gehört hätten.

Die Sonne stieg auf; obwohl ersehnt, sah ich ihr doch mehr mit Furcht und Schrecken entgegen. Mit der steigenden Hitze ward mein Zustand immer unerträglicher. Ich kroch umher, jeden Augenblick meine Lage verändernd, um ein wenig Schatten, welchen die laublosen Aeste bildeten, zu genießen. Um Mittag wich auch der geringste Schatten; nicht einmal genug blieb, um mein fieberkrankes Haupt zu schützen. Ich litt unsäglich von Durst, obgleich ich an meinem Blute sog.

Endlich war ich besinnungslos und fiel in eine Art wahnsinniger Träumerei. Ich kam erst wieder zum Bewußtsein, als die Sonne sich hinter die Berge senkte, und indem ich mich aufraffte, kroch ich aus dem Schatten des Baumes hinweg und warf einen trüben, schwachen Blick über die Ebene. Da plötzlich traf der Schrei eines Kameeles mein Ohr. Der klangreichste Ton, den ich je im Leben gehört! Ich erhob mich etwas vom Boden und sah einen Targi (Tuareg) in einiger Entfernung langsam, nach allen Seiten umher spähend, vor mir vorbeireiten. Er hatte meine Fußtapfen im Sande bemerkt, und da er die Spur auf dem steinigen Boden verloren, suchte er ängstlich, nach welcher Richtung ich mich wohl gewendet. Ich öffnete meine Lippe, und mit meiner geschwächten Stimme „aman, aman" — „Wasser, Wasser" rufend, war ich entzückt, zur beruhigenden Antwort das bejahende „iwua, iwua" zu bekommen. In wenigen Augenblicken saß er an meiner Seite, wusch und besprengte meinen Kopf, während ich unwillkürlich in ein oft wiederholtes „el hamdu lillahi, el hamdu lillahi!" — „Gottlob, Gottlob!" — ausbrach.

Nachdem mein Retter mich vorsichtiger Weise so erfrischt hatte, reichte er mir einen Trunk. Bei dem gänzlich ausgetrockneten Zustand meines Gaumens und in meiner fieberhaften Erschöpfung fand ich ihn gallenhaft bitter; dann hob er mich auf sein Kameel, stieg vor mir auf und eilte den Zelten zu. Die Freude des Wiedersehens, nachdem man mich schon aufgegeben hatte, war groß."

Overweg, der sich gleich anfangs von Barth getrennt und den Tuareg Amanki als Begleiter mitgenommen hatte, um den östlichen Gipfel des Gebirges zu ersteigen und dessen Höhe zu messen, war um 5 Uhr Nachmittags unverrichteter Sache und höchst ermüdet am verabredeten Platze angekommen. Um Barth waren Alle in größter Sorge, Overweg ging gegen Sonnenuntergang mit mehreren Leuten aus, ihn zu suchen. Mit einbrechender Dunkelheit hängte Richardson eine Laterne in dem Gipfel eines Ethelbaumes auf und zündete mehrere Feuer an, um dem Verirrten Zeichen zu geben; wie berichtet, hatte er sie in hülflosem Zustande erblickt, aber seine Nothsignale waren verhallt. Endlich kamen die ausgeschickten Diener zurück, aber ohne Overweg. Der getreue Freund irrte in den Bergen umher, den Namen des verlorenen Gefährten rufend, und kam erst gegen Mitternacht in das Lager zurück, ohne eine Spur von ihm gefunden zu

haben. Er hatte überall Papierstreifen ausgestreut, die in wenigen Worten die Richtung nach dem Lager angaben, und nun brachte man in ängstlichem Warten die Nacht zu, um am Morgen das Suchen wieder zu beginnen. Ein Preis von zwanzig, von fünfzig Thalern war ausgesetzt, Alle machten sich auf, die Gebirgsabhänge zu durchstreifen. Ein Tuareg mit seinem Meheri erbot sich freiwillig zur Nachsuchung, noch angefeuert durch ein Geschenk von ein paar Thalern ging er um zwei Uhr Nachmittags fort — der Tag verging, die Sonne sank zum zweiten Male, schon war jede Hoffnung geschwunden — da kam ein kleiner Schwarzer in vollstem Laufe in das Lager gestürzt mit der frohen Botschaft, Barth sei gefunden, lebe noch und habe sogar noch zu sprechen vermocht. Dem Tuareg war es gelungen, ihn zu finden. Kaum wollte man glauben, daß er lebe, denn nach allgemeiner Erfahrung kann im Sommer Niemand über 12 Stunden in der Wüste aushalten, wenn er sich verirrt hat. Dank seiner robusten Constitution war Barth trotz aller dieser Leiden, trotzdem daß er 27 Stunden gelegen, ohne einen Tropfen Wasser zu genießen, am Morgen des 17. Juli wieder im Stande, mit der übrigen Gesellschaft die Reise nach Ghat fortzusetzen, und am andern Tage gegen Mittag zogen Alle in die Stadt ein, von vielen der Bewohner bewillkommnet, welche Richardson von früher her kannten und von seinem bevorstehenden Besuche gehört hatten.

Sie fanden gastliche Aufnahme bei Hadji Achmet, einem angesehenen Mann aus Tuat, welcher sich durch Fleiß, Einsicht und Gewandtheit zu einer fast fürstlichen Stellung in der Stadt emporgeschwungen hatte und insbesondere den Tuareghäuptlingen gegenüber eine gewisse unangreifbare Würde zu behaupten wußte. Der Besuch der englischen Abgesandten war ihm gar nicht unerwünscht, da derselbe sein Ansehen noch mehr steigern mußte; leider vermochte er dasselbe nur zu wenig zu ihren Gunsten geltend zu machen.

Die Bevölkerung der Stadt gehört durchgängig zu dem Stamme der Tuaregs, welcher bekanntlich fast den ganzen Raum der westlichen Wüste beherrscht und von je als Zweig der Berbern genannt wird. So führt ihn schon der alte Geograph Leo Africanus mit dem Namen Terga auf, spätere Reisende nennen sie Tuariks. Das Richtige ist, daß dieser ganze Menschenstamm, welcher semitischer Abkunft ist und vor dem Eindringen der Araber im 9. bis 11. Jahrhunderte auch das

Maghreb besaß, sich weder Berber noch Tuareg nennt, sondern Mazigh, Maschigh, oder Imoscharh, d. h. die Freien, Edlen. Das Wort Berber bedeutet Mensch, Tuaregs aber werden sie nur von Arabern genannt, um mit diesem Worte, welches Renegat oder Apostat heißt, ihren Uebertritt vom Juden- oder Christenthum zum Islam zu bezeichnen. Ein solcher Renegat war auch der Berber Tarek, welcher zuerst die Mauren nach Spanien führte. Von den Arabern gedrängt wichen die Mazigh oder Imoscharh tiefer in die Wüste zurück, welche bis dahin der Sitz einiger nördlicheren Negerstämme von der Guberrace, gewesen war. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert räumten die Neger allmählich die Wüste und die Imoscharh drangen in Fezzan und die Oasen ein. Unter den vielen Zweigen dieses Stammes findet sich eine Hauptverschiedenheit; es sind herrschende und kriegerische von hellerer Farbe, und andere dunklere, die Imrhad, d. h. die Unterworfenen genannt, welche das Land gleichsam als Lehen haben, Ackerbau treiben und den Imoscharh zinspflichtig sind. Der Stamm der Imoscharh, welcher die Oase von Ghat und die umliegenden Wüstenländer beherrscht, führt den Namen Asgar, welcher die Wanderhirten bedeutet, also eine Lebensweise bezeichnet, welcher sie schon lange untreu geworden sind. Gering an Kopfzahl — sie sind kaum im Stande, mehr als 500 bewaffnete Männer ins Feld zu stellen — bilden sie eine Art von Kriegsaristokratie, von Ritterschaft, und zwar von Raubritterschaft, denen die Karavanen zu theurem Geleitszwange oder zu beliebigen Ueberfällen preisgegeben sind; sie bestehen aus fünf Familien, welche in dreißig Unterabtheilungen zerfallen, jede mit einem unabhängigen Häuptlinge. Die zahlreichste jener Familien, die der Uraghen, ist weit zerstreut, zum Theil bis an den Niger verschlagen, zum Theil bei Arikim ansässig, aber auch in Ghat durch 150 Familienhäupter vertreten; eine andere, zu äußerster Armuth und geringer Kopfzahl herabgesunkene, gilt für die adeligste und ist wegen der Schönheit ihrer Frauen ebenso sprüchwörtlich berühmt, wie Tunis wegen seines Reichthums, Suk wegen seiner Gelehrten, Tuat wegen seiner Pferde. Mit dem Stamme der Asgar verwandt, aber nicht ganz so edel sind die Tinylkum und die Bewohner von Ghat, welche mit fremden Elementen stark gemischt zu sein scheinen und die Imrhads, die früheren Besitzer der Oase, von da hinweg oder wenigstens in die Abhängigkeit hinabgedrängt haben. Nicht einmal

einen Eisenspeer oder ein Schwert zu führen ist den Imrhads gestattet; sie sind Bauern, ihre Kleidung muß einfach sein, ihre Hütten, rund und kegelförmig, bilden den natürlichen Uebergang von dem Lederzelte ihrer Gebieter und Lehnsherren zu den Hütten des Sudan. Die Stadt Ghat hat trotz ihrer günstigen Lage nur etwa 250 Häuser, schmutzig von Lehm gebaut und von einer gleichen Mauer umgeben. Die Eifersucht der mächtigeren Wüstenstadt Tuat giebt es nicht zu, daß die Karavanen nach Timbuctu über Ghat gehen; die Tuater nöthigen dieselben, den Weg über ihre Stadt zu nehmen, ihnen Zoll zu zahlen, und so bleibt Ghat auf den Verkehr nach Sinder und anderen minder wichtigen Städten Haoussas beschränkt.

Das Thal, in welchem Ghat liegt, hat nur eine Breite von wenigen Meilen. Die Stadt stößt an den Fuß eines vorspringenden Berges und ist in einiger Ferne von den Waldungen umgeben, welche gleich den mageren Gärten durch kümmerliches Wachsthum verrathen, wie schlecht sie gepflegt werden. In erfreulichem Gegensatze hierzu steht die in der Nähe der Stadt gelegene wohlgepflegte Pflanzung des Statthalters Hadji Achmet; durch einen Teich, den Abfluß der nördlichen Hügel, erhält sie reiche Bewässerung, so daß sie in steter Zunahme begriffen ist und eine schöne Umgebung bildet für die fast fürstliche Wohnung des Statthalters, die mit ihrem Minaret und ihrer Zinnenkrone weithin sichtbar ist.

Uebrigens bereitete der Aufenthalt zu Ghat unseren Reisenden nur Verdruß. Richardson hatte sich in seinen Freunden getäuscht, denn alle Häuptlinge der Stadt machten bald übertriebene Ansprüche geltend an die Fremden, die ja von Murzuk keinen schriftlichen Vertrag mitbrachten. Hatita benahm sich höchst doppelzüngig, und Richardson besaß nicht die nöthige Ruhe und Gewandtheit, um den habsüchtigen und ränkevollen Beschützern mit Erfolg entgegenzutreten. Auf Grund eines Briefes der englischen Regierung an einen der angesehensten Häuptlinge wurde zwar ein Handelsvertrag aufgesetzt, aber nicht unterschrieben — man schob dies hinaus bis zur Wintermesse, wo alle Häupter der Stadt anwesend sein würden.

Ohne Zweifel hatte der Brief, welcher offen der Abschaffung des Sclavenhandels Erwähnung that, ihr Mißtrauen erregt, und es war nicht vorsichtig gewesen, daß Richardson ihn vorlegte.

An alle Häuptlinge wurden Geschenke gegeben, zu viel für deren Dienste, die sich in Nichts auflös'ten, aber viel zu wenig für ihre Ansprüche, ja Einige schickten das, was sie erhielten, höchst beleidigt zurück. Ein Glück war es, daß die Reisenden eine kleine Kafla von Kelowis aus Asben trafen, mit welcher die Reise dahin und weiter verabredet wurde. Die geizigen Asgars würden sie rein ausgeplündert haben.

Jetzt waren sie nicht wenig erfreut, am 25. Juli der Stadt den Rücken zu wenden und von dem hohen Rücken ihrer stolzen Thiere der Oase den letzten Scheideblick zuzuwerfen.

Nach kurzem Ritte zeigte sich die zweite Stadt der Oase, Barakat, südlich von Ghat gelegen und von einer hübschen Pflanzung umgeben. Hier mußte gehalten werden, damit die Kameele, die in Ghat mehr Arbeit als Weide gefunden hatten, für die bevorstehenden Anstrengungen Kräfte sammelten. Die Stadt bildet ein ziemlich regelmäßiges Viereck und ist mit einer sorgfältig aufgeführten Lehmmauer von 25 Fuß Höhe umgeben, auf welcher viereckige Thürme sich erheben. Die Häuser, deren die Stadt nur 150 zählt, bestehen meist aus zwei, auch drei Stockwerken und sind gut gebaut, doch ist Alles so klein und zierlich aufgestellt, daß es unwillkürlich an Kinderspielzeug erinnert. Auch die Gärten waren gut gehalten, in den lieblichen Hainen spielten Tauben, die Vorstädte waren voll Leben durch die große Menge kleiner Kinder; auch trug fast jede Frau einen Säugling auf dem Rücken. Die Bevölkerung gehört zu dem Stamme der Imrhad, die Männer trugen blaue Hemden und den Litham, d. h. den schwarzen Gesichtsshawl, die Frauen meist nur das Turkedi, d. h. das Sudantuch, welches den Oberkörper bloß läßt. Mit wenigen Ausnahmen sprechen sie nur die Imoscharhsprache, das sog. Temaschirht, während die Haoussasprache ihnen fremd ist. Die Männer rauchen fast alle Tabak. Minder anziehend war der Anblick dieser Imrhads, als sie sich in das Lager drängten und in der unbescheidensten Weise zu betteln anfingen; fast hätte sich ernstlicher Streit zwischen ihnen und den Dienern erhoben, und die Reisenden waren genöthigt, die ganze Nacht zu wachen. Schon Hatita hatte ihnen diese Stammgenossen als diebisches Gesindel geschildert.

Es war Zeit, die Weiterreise zu beschleunigen, da nicht allein die Tinylkums, wie man erfuhr, bereits vor mehreren Tagen von

Arikim aufgebrochen waren, sondern auch die Kelowi-Karavane schon einen Vorsprung hatte. Letztere wurde indeß schon in der Nacht eingeholt, und nun begann der anstrengende Weg auf das gefürchtete Hochland der Asgar. Die nördlichsten Vorsprünge des Plateaus reichen bis an die östlich von Ghat gelegene früher genannte Akakuskette und bilden den südlichen Abschluß des in nördlicher Richtung neben jener Kette hin laufenden Thales von Ghat und Barakot. Zu diesen Höhen leitet ein schmales Thal, reich an Kräutern, das nun in einen engen Paß überging, welcher zwischen Sandsteinfelsen hindurch auf eine erste Stufe des Plateaus führte; von da gelangten die Reisenden nach fernerem Ansteigen eine Meile weiter in ein mit Sidderbäumen und Kräutern bewachsenes Thal, in welchem sich ein kleiner Alpensee von 200 Fuß Länge, 120 Fuß Breite und nicht unbeträchtlicher Tiefe gebildet hatte. Während hier die Thiere getränkt wurden und die Negersclaven der Kelowis nach Behagen in dem Wasser desselben umherschwammen, untersuchte Barth die umgebenden Felspartien und entdeckte nahebei ein zweites kleineres Becken, etwa 200 Fuß höher gelegen und zwischen Felsen eingeschlossen, dessen Wasser, wie man wahrnehmen konnte, bei starken Regengüssen mit Gewalt über die Felshänge in das erste Becken niederzustürzen pflegte und so mitten in der Wüste, der „wasserlosen Sahara", einen brausenden Wasserfall innerhalb einer Alpenlandschaft bildete.

Von hier aus ging fast eine Tagreise weit der Weg über die kahle Hochebene, dann aber schlängelte er sich schmal zwischen abgelös'ten Felsblöcken hindurch an einem steilen, jähen Abhange hin, der beschwerlicher zu ersteigen war, als seiner Zeit der Paß des Ghuriangebirges. Mehrere Ladungen wurden von den Kameelen abgeworfen, und das Boot erhielt einige furchtbare Stöße, die es sehr bedeutend müßten beschädigt haben, wäre es nicht von Mahagoniholz gebaut gewesen. Alles war röthlicher Sandstein, dann und wann von grünlichem Mergelschiefer unterbrochen. Nach zwei Stunden des angestrengtesten Steigens war die Höhe des Plateaus erreicht, und der Blick konnte dasselbe nun überschauen bis zu dem Bergrücken, der sich nach Arikim hin erstreckte. Bald aber stiegen die Felsmassen zur Seite des Weges wieder höher empor, so zerrissen, daß Overweg das wilde Bild mit einem Felsenwalde verglich; zwischen den schwarzen Sandsteinblöcken wand sich der Pfad in stetem Zickzack hindurch bis zu der

höchsten Stelle des Passes, welche, gegen 4000 Fuß über dem Meere gelegen, von den umgebenden Felswänden und Gebirgszacken noch um 1000 Fuß überragt wird. Hier, in einer Schlucht, welche bei einiger Fruchtbarkeit durch ihre reine Luft den gesundesten Ort für menschliche Ansiedlungen geboten hätte, wurde das Lager aufgeschlagen. Früh am letzten Tage des Juli ging es wieder abwärts durch Schluchten und Thäler von der furchtbarsten und erhabensten Wildheit; über den zerklüfteten Lagern von Granit stiegen zerrissene Sandsteinwände von horizontaler Schichtung empor, von einzelnen Mergelschichten unterbrochen; der Weg, ein leeres Flußbett, war mit großen Felsblöcken bestreut, welche durch heftig niederstürzende Regenfluthen hinabgeschleudert werden. Von Norden her nimmt das Thal eine Seitenschlucht auf, welche zwischen steilen mauergleichen Wänden von 1000 Fuß Höhe einem andern wilden Bergwasser zum Abfluß dient, dessen Aufprall an dem Fuße der Rinne ein Felsbecken mit frischem Bergwasser gebildet hat. In der Schlucht haben Schaaren von Tauben ihre Nester. Dieses Thal, dessen Namen Egeri ist, war schon in alten Zeiten berühmt unter dem Namen Amais.

Etwas weiter unterhalb, wo sich das Thal erweitert, zweigt sich der Weg ab nach Djanet, dem Hauptsitze der Imrhad, wo ähnliche noch malerischere Thäler von Seen und Teichen erfüllt sein sollen, in denen, wie glaubwürdige Leute unseren Reisenden versicherten, sogar Krokodile leben. Die Erwähnung des beschwerlichen Passes, welcher nach Djanet hinführte, gab den Begleitern Anlaß, ein Beispiel von der sprichwörtlichen Dummheit der Imrhad zu erzählen. Ein Mann von Djanet empfand Mitleid mit seinem Eselchen, das eine bedeutende Fracht hier hindurchzuschleppen hatte. Er nahm dem ermatteten Thiere die ganze Last ab, lud sie auf seine eigenen Schultern, und setzte sich nun auf des Esels Rücken. — Minder harmlos hingegen war ein Gerücht, welches den Reisenden hier zu Ohren kam, daß nämlich Sidi Djafel, der mächtige Häuptling von Djanet, einen Raubzug gegen die Christen, Richardson, Barth und Overweg, im Schilde führe. Eine üble Aussicht, zumal da die Kelowis durchaus nicht den Eindruck zuverlässiger Freunde machten, und bei dem Gerüchte eines bevorstehenden Ueberfalls ihre Wichtigkeit in dem Grade fühlten, daß sie sogleich mit erhöhten Forderungen und Betteleien hervortraten. Nach der zu Ghat getroffenen Uebereinkunft sollten sie für das Ge-

leit auf der Reise, d. h. bis Zinder im Sudan, hundert Realen, halb baar, halb in Gütern, und zum Abschiede eine Kleinigkeit als Geschenk erhalten. Zu jener bereits ausbezahlten Summe forderten sie neue Hunderte, und Richardson sah sich genöthigt, sie zum Theil zu geben, den Rest aber für die Ankunft in Air zu versprechen. Dazu forderten die Kelowis, angeblich um den Imrhads entgegen treten zu können, Degen, Burnusse und auch gleich wieder ein Hundert Realen. Das wurde abgeschlagen — dafür wußte nun aber auch Niemand mehr, daß ein Geleite bis Zinder zugesagt sei.

Von Egeri abwärts hatte die Gegend noch einen ansprechenden Charakter; die Flora war verhältnißmäßig reich zu nennen. Wo sich das Thal etwas erweiterte, sah man neben Talhabäumen und Ethelbäumen, Bittergurken und verschiedenen Gräsern auch die Tunfafia oder **Asclepias gigantea**, die mit ihrer Höhe von 20 Fuß, ihren dunkelgrünen fleischigen Blättern und den weißen und violetten Blüthen wirklich etwas Gigantisches hatte, die aus der Hammada schon bekannte Djederia, eine Art von Heckendorn, die wohriechende Schia oder Artemisia, so wie eine schöne großblätterige Pflanze mit rothen Blüthen, Baranbakh, deren Genuß den Kameelen höchst nachtheilig ist. Unter einem einzigen der Ethelbäume (**Tamarix orientalis**) hatte die ganze Karavane reichlichen Platz zum Lagern gefunden.

Am 1. August aber trat der Zug in die Gegend ein, wo der Sandstein durch den Granit verdrängt wird, welcher anfangs in niederen Zügen über die Ebene läuft, dann aber immer breiter auftritt und endlich jene unendlichen Spiegelebenen bildet, auf denen sich kegelförmige Granit- und Gneiskuppen emporheben und Sanddünen sich an diese anlehnen. An den Sandhügeln wachsen als spärliches Viehfutter vereinzelte Büschel Gras von der Art, die Sebot heißt. Und doch ist die schauerliche Einöde auch hier nicht ganz ohne Leben, denn Schwärme bunter Schmetterlinge und glänzende Libellen gaukeln munter über diesen Sandhügeln umher. Wasserquellen sind sehr selten zu treffen; am Brunnen Falesseles wurde zwei Nächte gerastet, damit die Kameele an einem anderthalb Meilen entfernten Weideplatze dürftige Nahrung sammeln konnten; indeß wurde von den Dienern Wasser in die Schläuche gefüllt. Der Brunnen war oben nur 1½ Fuß weit, mit Ethelstämmen ausgebaut; die Wärme seines Wassers betrug 20°. Nun folgten lange mühevolle Tagemärsche, hier und da wieder

gehemmt durch Bergketten und Gebirgskuppen, durch welche gewundene Pfade führten. Ueberall aber begleitete die Reisenden die Sorge von der angedrohten Beraubung.

Am 8. August ward Halt gemacht im Thale Ngakeli, welches durch sein malerisches Aussehen und durch seine fremdartige Vegetation schon die Nähe begünstigterer Zonen ankündigte. Außer reicherem Krautwuchse verschiedener Gräser, wie Sebot, Burekkeba, Schia und dem Schmucke üppiger Talhabäume zeigte es die ersten Exemplare der Balanitis ägyptiaca oder des Hadjilidj, wie die Araber, Addua, wie die Haoussastämme den Baum benennen. Seine seilähnlichen Wurzeln, die von dem Regenbache, welcher zu Zeiten das Thal hinabfluthet, bloßgelegt waren, krochen zu gewaltiger Länge am Boden hin. Aus diesen Wurzeln werden vorzugsweise die Schäfte der leichten Speere gemacht. Nach der langen Wanderung durch die nackte kahle Wüstenlandschaft machte dies Thal auf unsere Reisenden denselben Eindruck, den die schönste Gegend Italiens auf die Nordländer macht und ließ sie leichter die Begeisterung begreifen, mit welcher die Eingebornen solche bevorzugte Flecke ihrer wenig begünstigten Heimath betrachteten.

Zu den Freuden des Tages kam ein reichliches Mahl am Abend. Richardson hatte von einigen Jägern aus Tadent, einem etwa vier Meilen westlich von der Straße gelegenen Wohnsitze weniger Asgar-Familien, zwei geschossene Wadans (Oryx gazella) gekauft, deren Fleisch nach so langen Entbehrungen ein wahres Labsal war. Von ganz erträglichem Geschmack war auch die Fura, mit welcher die Kelowis ihre Schutzbefohlenen bewirteten. Es ist dies ein Brei von Negerhirse, welcher durch einen mit Ziegenkäse gewürzten Wasseraufguß schmackhaft gemacht wird.

Ohne Gefährde zog die Karavane durch den Engpaß von Arokan, eine ungeheure Schlucht in dem Granitgebirge (23° N. Br.), voll von Bäumen und Kräutern, umgeben von hohen abschüssigen Felsen, eine der großartigsten Wüstenlandschaften — ein Wort, welches, wie man sieht, seine alte Bedeutung ganz und gar umwandelt —; ebenso glücklich kam man an dem gefürchteten Brunen Tadjetterat vorüber, wo, wie das Gerücht wissen wollte, der Häuptling von Djanet ihnen aufzulauern beabsichtigte, und traf am 12. August an dem Brunnen Issala die lange ersehnte Karavane der Tinylkum an. Das Gepäck war in vollster und bester Ordnung; aber unangenehm empfanden

die Reisenden das weit kühlere Verhalten der Tuaregs, denen sich der von Murzuk her uns schon bekannte Muhamed Boro angeschlossen hatte. Als selbstverständlich wurde es angesehen, daß die ganze Schaar, deren Mundvorrath durch das Warten auf die Europäischen Reisenden sehr zusammengeschmolzen war, aus den Vorräthen der Letzteren entschädigt wurde. Wären diese Folgen die übelsten gewesen, man hätte sichs gern gefallen lassen. Aber auch die Gesinnungen der alten Freunde waren den Reisenden entfremdet, und in der ganzen Karavane zeigte sich gegen die Letzteren eine solche Gereiztheit, daß sie nicht einmal ohne Gefahr Aufzeichnungen machen oder gar Inschriften copiren durften. Nur mit Mühe waren die Tinylkum zu bewegen, noch so lange zu verweilen, bis die Reisenden durch ihre Dienerschaft ihre Wasservorräthe hatten einnehmen lassen.

Beim Aufbruche fehlte es nicht an Hindeutungen, wie wichtig Boro's Schutz den Weißen sein würde; aber die Mittel der Letzteren reichten schon nicht mehr aus, sich diesen kostbaren Schatz zu erkaufen. Desto mehr rechnete jedes Mitglied der Karavane darauf, in nicht langer Frist die ersehnte Erbschaft anzutreten — denn als solche glaubte man bereits die Habe der Reisenden ansehen zu dürfen.

Es war eine eigenthümliche Landschaft, durch welche sich der Zug dem Lande Asben näherte. Aus dem Schuttsande, welcher aus der Verwitterung der unregelmäßigen Granitmassen sich gebildet hatte, stiegen in allen Richtungen isolirte Kegel auf, aus deren sich absenkenden Basen verticale Wände mit säulenartigen Pfeilern emporschossen. An den Basen unterschied Overweg concentrische Schalenbildung. Am 15. August erreichte man die Mararraba, d. h. die Wegesmitte zwischen Ghat und Air, die wieder, wie so manche mit heiliger Scheu verehrte Wegstätte, durch eine hohe Steinhalde bezeichnet war. Hier war die Grenzmauer der Wüstendämonen überschritten; man betrat die Sanddünen, die sich nach Süden senkten, und hastig rafften die Schwarzen die hier und da hervorgesproßten Grasbüschel auf, einen Mundvoll Futter für die armen abgematteten Kameele.

Mit Sorge sah man den Boro in der Karavane agitiren, mit größerer Sorge die Tinylkum sich von demselben trennen, eben als im Osten ein schweres Gewitter aufzog — aber sie wollten nur nach Weide für ihre Kameele suchen. Ein heftiger Sandsturm, dem schwerer Regen, vom Winde gepeitscht, nachfolgte, brachte die Karavane in

noch größere Verwirrung. Nach kurzer Lagerung brachen die Kelowi um 11 Uhr Nachts bei schwachem Mondschein wieder auf, um ungefährdet den Brunen von Asiu zu erreichen; Dunkelheit und große Ermüdung ließ sie zwar den nächsten Weg verfehlen, aber mit der Morgendämmerung des 17. August sahen sie doch das flache Thal vor sich, bis zu welchem ihnen der Ueberfall der Asgar bevorstehen sollte. Hier, an der Vereinigung der Straßen von Ghadames und Tuat, beginnt das Kelowigebiet; aber vergebens hoffte man, jetzt den Nachstellungen der Feinde entgangen zu sein.

In der sandigen Ebene, die kaum ein Thal heißen durfte, fanden sich auch die Tinylkum wieder ein; dann zog man nach Süden vorwärts über rauhe Flächen thonigen Sandsteinschiefers von rother und grünlicher Farbe. Plötzlich kam einer der Diener, sonst ein leichtfertiger Bursch, entsetzt herbeigelaufen, die Flinte über dem Kopfe schwingend und mit dem Rufe: He auelad, auelad bu adunadja — „he, Jungen, der Feind ist da!" Alles gerieth in Alarm und griff zu den Waffen, nach Flinte, Speer, Schwert oder Bogen, wer zu Kameel saß, sprang auf den Boden hinab, Richardson spannte kriegsbereit seine Pistolen. Aber es blieb still. Es waren wirklich drei Tuaregs gesehen worden, hoch auf ihren Meheris dahintrabend; auch wollte man in der Ferne noch eine Anzahl Kameele erblickt haben. Doch schien ein offener Angriff nicht in der Absicht der Verfolger zu liegen; bei Tage mindestens hatte man Grund, sich für durchaus sicher zu halten. Eine kleine Kafla von Tibbos, drei bis vier Mann mit 10 Kameelen und 33 Sclaven, welche in der Nähe zog, wußte keine Auskunft zu geben über etwaige nahe Feinde. Bald nachher erfuhr man, daß die Imrhads diese Armen erschlagen und beraubt hatten, und zwar aus Verdruß, daß die Europäer mit ihrer großen Karavane und ihrem reichen Gepäck ihr Land durchzogen hatten, ohne daß deren Ausplünderung gelungen war.

Als nächster Lagerplatz war das Thal Fenorangh ausersehen, berühmt durch reichen Krautwuchs, insbesondere des Burekkeba und des nahrhaften Had und daher ein wichtiger Haltpunkt für die Karavanen, welche von Norden kommend den nackten und ganz futterarmen Theil der Wüste durchschnitten haben. Trotz der drohenden Gefahren beschloß man hier auch den folgenden Tag zu verweilen. Bis zum Abend war kein menschliches Wesen weit und breit zu sehen.

Als aber die Dämmerung und nach ihr schnelles Dunkel hereinbrach, erschienen die drei gefürchteten Gäste, raublustige, wohlbewaffnete Gestalten, hoch zu Meheri. Ohne eine böse Absicht zu verrathen, mischten sie sich unter die Mitglieder der Karavane; Niemand zweifelte an ihrem tückischen Vorhaben, aber Niemand wagte ihnen entgegen zu treten, vielmehr versicherten Alle, obgleich vor Furcht zitternd, daß von diesen Fremden nichts zu befürchten sei. Man bewirthete sie sogar mit der größten Zuvorkommenheit, während man gleichzeitig nach Pulver schrie und der Diener Muhamed die Viertelstücke des Bootes als Bollwerke vor den Zelten der Europäer aufstellte. Nachdem die drei Gäste genug gesehen und auch wohl erkannt hatten, daß noch eine leidliche Einigkeit im Lager herrsche, zogen sie am Morgen ab, und die Begleiter unserer Reisenden benutzten den Tag, um Vorräthe für ihre Thiere zu sammeln, während der schlaue Abd-el-Kader, der einäugige Pilgrim aus Tuat, den Weißen den sehr uneigennützigen Vorschlag machte, ihre Kostbarkeiten ihm für den schlimmsten Fall in Verwahr zu geben. Abends aber kamen wieder drei Tuaregs heran, von derselben Schaar wie die ersten. Dies Kleeblatt, zu dem Stamme der Asgar gehörig, wußte bald die Leute von der Karavane bei der schwachen Seite zu fassen und in der Nacht den religiösen Fanatismus wach zu rufen. In der Frühe wurden „alle guten Gläubigen" zu einem feierlichen Gebete gerufen, und es zeigte sich klar an den feindselig-mißtrauischen Blicken, welche jetzt von allen Seiten auf die zurückbleibenden Christen fielen, wie trefflich sie gegen diese operirt hatten.

Mit schwerem Herzen zogen unsere Freunde im Geleite der unzuverlässigen Genossen dahin, als sie plötzlich auf einem Sandhügel vor sich vier Leute erblickten, welche auf sie zu warten schienen. Einige leicht Bewaffnete wurden abgeschickt, um nach ihrem Begehren zu fragen, und nun bot sich den Augen der Weißen ein seltsam überraschender Anblick dar. Zwei der anscheinenden Fremdlinge — es waren Sclaven von der Karavane — fingen an, einen lustigen Kriegstanz auszuführen, und die Kelowis fielen tanzend mit ein; plötzlich stürzten die schwarzen Tänzer auf Barth los, der als einer der Ersten in der Karavane ging, und forderten einen Tribut, indem sie sein Kameel am Zügel griffen. Zornig streckte Barth ihnen seine Pistol entgegen, da löste man ihm das Räthsel. An der Stelle, wo der Waffentanz ausgeführt wurde, war vordem zwischen den bisherigen

schwarzen Bewohnern und den eingedrungenen Kelowis ein Vertrag abgeschlossen worden, welchen Letzteren jene das Land überließen, unter der Bedingung, daß die Schwarzen nicht ausgerottet werden dürften und das Haupt der Kelowis nur eine schwarze Frau heirathen dürfte. Zur Erinnerung hieran hat man den Schwarzen, auch den Sclaven, das Recht eingeräumt, an dieser Stelle von durchziehenden Karavanen einen Zoll zu erheben. So verschwand die scheinbare Gefahr, die wirkliche blieb. Der Tinylkum Sliman warnte Barth, ja nicht außer der Reihe der Kameele zu reiten, sondern sich in der Mitte der Karavane zu halten, damit nicht einer jener Räuber ihn plötzlich mit seinem Speere durchstoßen möchte.

Die drei unheimlichen Gäste unterließen es in der That durchaus nicht, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Auf ihren Kameelen in einer Linie, wie in Schlachtordnung dahinreitend, ihre Schilde von Stier- oder Rhinoceroshaut an der Seite angehängt, hielten sie sich an der Seite der Tinylkums und machten denselben durchaus kein Hehl daraus, daß ihre Absicht sei, die drei Christen zu tödten, daß sie dazu nur noch weiteren Beistand erwarteten. Inzwischen brach ein Sturm los, während dessen sie sich entfernten, um für ihre Kameele Weide zu suchen. Am Abende aber nach Dunkelwerden stellten sie sich wieder ein, ließen sich wie gewöhnlich bewirthen, und schickten sich dann an, dicht neben den Christen zu bivouakiren, die aus Vorsicht, um nicht bemerkt zu werden, ihre Zelte nicht einmal aufschlugen. Der Führer der Kelowis, Annur, welcher ihnen letztere Maßregel angerathen, brachte die drei leidigen Gesellen dazu, sich in achtungsvolle Entfernung zurückzuziehen.

Trotz des langen Tagemarsches hielten Barth und Overweg die ganze Nacht hindurch aufmerksam Wache, und in aller Frühe, noch bei Mondschein, wurde aufgebrochen. Die Landschaft wurde gebirgiger, links vom Wege blieb eine bedeutende Berggruppe mit gewaltigen Granitkuppen liegen; aber auch der Krautwuchs wurde üppiger, und im Thale Djinninau zeigten sich die deutlichen Spuren des gestrigen Regens, der hier in wilden Strömen das Thal überfluthet hatte. Nach Süden theilt sich das Thal in drei Arme, in deren mittlerem, engsten das Lager aufgeschlagen wurde, am Rande eines tiefen Regenbaches unter Talha- und Aborakbäumen. An einem kleinen mit

Mimosen umsäumten See fanden sich auf einzelnen Granitblöcken roh eingekritzelte Zeichnungen von Ochsen, Eseln, anscheinend auch Giraffen. Für die Nacht wurden den Kameelen Eisenringe um die Füße gelegt, um sie vor plötzlichem Ueberfall und Entführung zu sichern, Barth hielt Wache und benutzte das glänzende Mondlicht, um einige Zeilen an die Seinigen mit Bleistift niederzuschreiben. In der Nähe des Lagers ließen sich ein paar große Raubvögel mit schwarzweißem Gefieder sehen. Die drei Räuber hatten sich am Abende verloren, die Nacht war ruhig, der Aufbruch aber verspätete sich durch das Aufsuchen der Kameele. Man durchschnitt einen nach Süden führenden engen Paß und hatte nun eine gebirgige Landschaft vor sich, mehrere deutlich unterschiedene Bergketten, den Wohnsitz der kriegerischen Grenzvölker Kelfada. Alles zeigte, daß hier das Uebergangsland aus der Wüste in den Sudan begann; die Vegetation prangte in üppig frischem Grün, hier und da mit Blumen belebt. Häufig war die Sennapflanze, und in dem Thale Gebi zeigte sich zuerst die Abisga (Capparis sodata), von den Arabern Siwak oder Lirak genannt, deren korinthenartige Beeren frisch und getrocknet gerne gegessen werden, während das bittere Laubwerk den Kameelen zur Abwechslung wohl mundet und die Wurzel jenes ausgezeichnet verschönernde Reibholz für die Zähne liefert, welches die Muhamedaner nach dem Beispiel ihres Propheten so allgemein anwenden.

Der erste bewohnte Ort im Gebiete von Air, welchen unsere Reisenden betraten, war das Dorf Taradjit; hier ward gegen Mittag Halt gemacht. Die Sonne schien vom wolkenlosen Himmel auf die herrliche Landschaft herab, die in unheimlicher Stille da lag, Aller bemächtigte sich ein ängstliches, unheimliches Gefühl. Nicht ohne schreckhafte Aufregung sah man eine kleine Schaar aus dem Dorfe ins Lager kommen, doch zeigten sich diese Leute als gar nicht furchtbar und bildeten bei ihrem schwächlichen Körperbau einen großen Abstich gegen die zwar räuberischen, doch auch ritterlichen Asgars, die gefürchteten Verfolger der Reisenden. Kleine Geschenke befriedigten die Neugierde der Besucher, die ihrerseits nichts zu geben hatten, so gern die Reisenden auch von dem berühmten schmackhaften Airkäse gekauft hätten. Das Bemerkenswertheste, was diese Leute besaßen, waren ihre schmucken und kräftigen Esel, alle mit einem breiten schwarzen Streif am Nacken, höchst stattliche Thiere.

Unvermuthet wurde noch die Forderung erhoben, sechs Realen für die Benutzung der Brunnen von Djinninau zu zahlen. Kaum aber war das auf Anrathen Annurs geschehen, so erhob sich ein neuer und diesmal ernstlicher Schrecken.

Ein Mann, der auf einem Meheri ritt, kam in das Lager und brachte die Nachricht, daß eine Zahl von sechszig Meharas anrücke. So nennt man in der Wüste allgemein die zu Meheri berittenen Krieger. Erst erschien er artig und freundlich, bald aber änderte er die Sprache und verlangte im Namen seiner Genossen die Auslieferung der Christen. Alles gerieth in die größte Verwirrung, man schrie nach Pulver und Blei, Muhamed Boro ermahnte mit großem Pathos zur Tapferkeit, aber die Tinylkums zeigten sich scheu und mochten es offenbar mit den mächtigen Asgars, den Beherrschern der Handelsstraße, nicht verderben. Gefaßter waren die Kelowis, welche für ihren Handel den Norden wohl zu entbehren vermochten, also etwaige Feindseligkeiten nicht zu scheuen hatten.

Mitten in dieser Aufregung kam Chueldi, einer der angesehensten Kaufleute in Murzuk, in das Lager, der eben mit seiner Karavane auf der Rückkehr aus dem Sudan begriffen war. Sein Erscheinen hob den Muth auch der Tinylkums, denen er die Wichtigkeit der Reisenden und die Macht der britischen Regierung schilderte, doch suchte er die Europäer selbst verkehrter Weise zu beruhigen, anstatt sie über die wirkliche Gefahr nach seiner Einsicht aufzuklären. Nachdem er sich am Abende entfernt, schickte er ihnen noch ein Geschenk von Datteln aus Air, welche groß und von vorzüglichem Geschmack waren.

Nun traf man Vertheidigungsmaßregeln. Vierzig Leute der Karavane erhielten Pulver und Kugeln, unnöthiger Weise auch die drei Asgartuaregs, welche sich wieder eingestellt hatten und für die Vertheidigung der Reisenden zu sterben schwuren. Sodann wurden bei hellem Mondlicht die Streitkräfte vertheilt. Die ganze Karavane war in Schlachtordnung aufgestellt, im Centrum die Tinylkums, links die Europäer mit einem Theile der Kelowis, rechts Boro mit dem Reste derselben. Das Boot diente zur Verbarrikadirung des linken Flügels. Wirklich erschien gegen 10 Uhr ein kleiner Trupp Meharas, wich aber vor dem lebhaften Gewehrfeuer, das ihn empfing, sogleich zurück. Schießen und Geschrei hielt die ganze Nacht an.

Man durfte nun nicht wagen, das Lager zu verlassen, und blieb den ganzen folgenden Tag in Taradjit. Nachmittags kamen wieder zwei Sendboten der Raubhorde und versprachen, die ganze Karavane ungehindert ziehen zu lassen, wenn ihnen nur die Christen ausgeliefert würden. Da dies Anerbieten abermals verworfen wurde, entfernten sie sich, aber nur, um bald in größerer Stärke zurückzukehren. Der feindliche Trupp schien aus den Stämmen der Umgegend gebildet, aber von unruhigen Köpfen aus dem Asgarstamme aufgereizt zu sein. Chueldi hielt das Ganze für wenig gefährlich, doch hielt es Richardson, von Barth gedrängt, für gerathen, den leidenschaftlichen Muhamed Boro zu gewinnen, der, wenn auch kein erklärter Feind, doch auch kein Freund und durch die erlittene Zurücksetzung heftig gereizt war. Er berief ihn in sein Zelt, lobte den Eifer, mit dem er in letzter Zeit das Wohl der Reisenden gefördert habe, und beschenkte ihn mit einem schönen Burnus, sowie mit einigen anderen Kleidungsstücken für seinen Sohn, welcher die Karavane begleitete. Wäre das eher geschehen, so wären den Reisenden wohl manche Verwicklungen erspart geblieben.

Als die Karavane am Morgen des 24. August an Chueldis Lager vorüberzog, war derselbe eben im Begriffe, nach Murzuk abzureisen, und nahm Briefe von Richardson an die britische Regierung und an dessen Frau mit sich. Die Gegend war wider Erwarten minder fruchtbar als in den Gebirgen von Fadenangh; doch fand sich ein wohlbewachsenes Thal, Imenan, am Fuße einer felsigen Höhe, welches, mit großen Talhabäumen und mit Burekkeba bedeckt, zu behaglicher Ruhe einlud. Leider wurde dieselbe unangenehm gestört durch abermaliges Erscheinen einiger Meharas. Jetzt waren es ihrer fünf, welche noch sechs unbelastete Kameele mit sich brachten. Ohne Umstände ließen sie sich mit einem Abendbrote bewirthen und standen dann lange abseit, ihr Vorhaben unter rohem, wildem Gelächter mit den drei Asgars besprechend. Bald kam der Inhalt ihrer prahlerischen Reden durch die Tinylkums den Reisenden zu Ohren: sie hatten, wie sie sagten, einen Brief von Nachnuchen bei sich, welcher sie auffordere, im Gebiete der Kelowi Leute zu sammeln und die Christen, sobald sie dasselbe beträten, spurlos verschwinden zu lassen. Zwar war dies eben so unglaublich, wie der Zusatz, daß schon hundert Mann zu dem Zwecke zusammen seien; doch wurde rasch ein Kriegsrath gehalten

und beschlossen, den Feind, wenn er nicht über dreißig Mann stark sei, bewaffnet zu empfangen und zurückzutreiben, andernfalls aber sich mit ihm zu verständigen. Die Tinylkums brachten, wie unsere Reisenden selber, ihre Kameele in unmittelbare Nähe der Zelte, die Kelowis ließen die ihrigen, wie gewöhnlich, frei weiden, was leicht geeignet war, den Verdacht eines Einverständnisses gegen sie zu erwecken. Aber Nachts gegen zwei Uhr, als die Fünfe fort waren und die Kelowis ihre Thiere suchten, waren diese ebenfalls verschwunden. So war die Karavane planmäßig gehindert, weiter zu reisen, und man wußte, daß jetzt ein Ueberfall nahe bevorstand.

Mit der Morgendämmerung erschienen auf der Felshöhe über dem Lager vier Meharas, ritten dann auf ihren hohen schlanken Thieren herab und beriefen mit herrischer Geberde die wichtigsten Glieder der Karavane zu einer Berathung. Sie forderten, ihnen die Christen sammt dem Gepäck und den Kameelen auszuliefern. Wieder wurden sie unbedingt abgewiesen, da erschien plötzlich ein Trupp von etwa vierzig Mann, auf flüchtigen Meheris und mit Speeren, Schilden und Degen zum Kampfe gerüstet, der mit lautem Halloh, von der Höhe herabstürmend, die Karavane zum Streite herausrief. Aber bald hatte man sich von der Ueberraschung erholt, und zwei Drittel der Karavane, mit Bajonet-Flinten, Pistolen und Degen bewaffnet, Einer den Andern anfeuernd, rückten vorwärts; Barth, Overweg und Richardson hielten sich dicht bei einander, die Deutschen hatten sich das Wort gegeben, abwechselnd zu feuern, um sich nicht bloß zu stellen.

Der Feind stutzte und wich zurück; offenbar hatte er keinen solchen Widerstand erwartet. Bald kam eine Deputation und erklärte, mit Gläubigen nicht kämpfen zu wollen, aber die Christen dürften ihre Reise nicht fortsetzen. Der Rath trat zusammen, es ergab sich, daß die Bande aus den Scheichs aller benachbarten Stämme bestand und ihren Rückhalt hatte an einem Scheriff Marabut — gefährlich genug, um die Hoffnung auf vollkommen gütliche Beilegung zu zerstören. Der erste Antrag des Feindes lautete drohend: die drei Ungläubigen sollten ausgeliefert und hingerichtet werden. Das fiel durch. Nun sollten sie wenigstens umkehren — auch das wurde abgelehnt. Jetzt kam ein böser Vorschlag: Alle sollten sich zum Islam bekehren. Die muhamedanischen Freunde sahen kaum ein, wie sie da nicht schnell zugriffen; es war schwer, die Weigerung zu begründen, und nun

erschien des Pudels Kern: die Hälfte ihrer Güter, Gepäcke, Thiere, ihres Geldes sollten sie hergeben, dann wolle man sie frei ziehen lassen. Das bedeuteten die sechs unbelasteten Kameele. Endlich gelang es, die Feinde mit dreihundert und fünfzig Realen oder fünfzig Pfd. Sterling an Waaren zufrieden zu stellen; hierauf wurde die Weiterreise gestattet, und auch die Kameele der Kelowis wurden bis auf neun zurückgegeben. Dafür aber schloß sich jetzt der Anisslim oder Marabut ihnen an und verhieß ihnen seinen mächtigen Schutz. Wie schwierig es sei, denselben wirksam zu vollziehen, bewies er damit, daß noch ganz vor Kurzem, als er auf den Knieen gelegen und um Kraft geflehet habe, die Ungläubigen zu besiegen, einer seiner Spießgesellen ihm von hinten nachgeschlichen sei, ihm Burnus, Feß und sogar den Teppich entrissen, auf ein Kameel gesprungen und entflohen sei. Noch jetzt, sagte er, hielten sich andere Trupps in der Nähe auf, und Annur rieth, ihm die unter diesem Titel begehrten dreißig Realen willig herzugeben, was denn auch geschah.

Am 26. August zog die Karavane merklich erleichtert vorwärts, und bald ward im Süden das Gebirge von Asben sichtbar, dessen erste Kuppe, Tengik oder Tinga, für den höchsten Gipfel im Lande Air gilt und sich über die 400 Fuß hohen Vorberge merklich erhebt. Noch war das Land wüst. Hier erblickte die Reisegesellschaft den ersten Strauß; am nächsten Tage erschienen drei dieser Thiere zugleich, die sich in der Ferne langsam fortbewegten, dunkle Massen, an denen Hälse und Beine nicht wahrzunehmen waren. Auch Löwen sollen hier nicht selten sein, doch ließen sich keine sehen, wohl aber Gazellen, die nahe genug an den Reisenden vorüber eilten.

Wie man den Gebirgsvorsprüngen näher rückte, verengte sich das Thal, die Straße wurde rauh und unwegsam; und zu dieser Beschwerde gesellten sich neue Sorgen. Ein zweiter räuberischer Ueberfall war, allen Anzeichen nach, trotz des Marabuts mächtigem Beistande zu gewärtigen, und Annur bat die Christen flehentlich, sich in der Mitte des Zuges zu halten, der nun wieder in Schlachtordnung vorrückte. Das Land wurde malerisch, mehrere schöne Schluchten stiegen eine hinter der andern von den herrlich ausgezackten Bergen zur Linken herab, und die Höhen zeigten ihre steilen Abhänge, die nun nicht mehr von den Vorbergen verdeckt wurden. Schon vor Mittag fanden sich allerlei fremde Leute bei der Karavane ein, und plötzlich bog dieselbe,

von einem hochgewachsenen Tuareg geleitet, der von Kopf bis zu Fuß in eine glänzend neue Kleidung vom dunkelsten Schwarz gehüllt war, von der Straße ab, um an einem trefflichen Weideplatze zu lagern. Immer mehr Fremde fanden sich ein, bis deren Zahl gegen Hundert gestiegen war, während die Mitglieder der Karavane ein ominöses Stillschweigen beobachteten. Man hatte nach der nahen Stadt Tintarhode einen Boten geschickt, um Hülfe zu holen, und wirklich fand sich eine Anzahl Marabuten von dort ein. Als aber die Widersacher, wieder eine Menge von Scheichs aus der Nachbarschaft, mit ihrem Verlangen hervortraten, daß nämlich die Ungläubigen sich bekehren sollten, stimmten sie mit ein, und es wurde den Christen die Forderung rückhaltlos vorgelegt, daß sie entweder Moslemin werden oder sogleich umkehren sollten. Umkehren aber, wußten sie, würde ihr gewisser Tod gewesen sein. Ihre Diener redeten ihnen zu, dem Drängen der Feinde nachzugeben, wenn auch nur zum Schein, um ihr Leben zu retten. Es war eine verzweifelte Lage, und an Widerstand nicht zu denken. Jedoch schwankten unsere Freunde nicht einen Augenblick, was sie zu thun hätten. Daß ihre Gegner sich mit der angebotenen Abgabe zufrieden geben würden, war eine sehr schwache Hoffnung; daß man sie zur Umkehr zwingen würde, erschien lächerlich, es war kaum besser, als der augenblickliche Tod, und das Wahrscheinlichste war, daß ihre entschiedene und entrüstete Weigerung den letzteren zur Folge haben würde. Sie schickten ihre Diener ab, ihre unabänderliche Erklärung abzugeben, und nun verging eine angstvolle halbe Stunde; die Christen saßen zusammen in einem Zelte, während draußen heftig gestritten wurde — jeder Augenblick konnte die tödtliche Entscheidung herbeiführen. Da stürzte der Tinylkum Sliman mit strahlenden Augen herein: „ihr sollt nicht sterben!“ waren die einzigen Worte, die er zu stammeln vermochte. Nun kamen auch die Boten, welche ihnen anzukündigen hatten, daß gegen eine Summe Geldes die Sache niedergeschlagen werden sollte. Die Diener erzählten, Annur habe nach einem hitzigen Wortwechsel endlich sein Schwert den Scheichs vor die Füße geworfen und den Seinen zugerufen: „Kommt jetzt, laßt uns Alle mit den Christen sterben!“ Die Wüthendsten der Feinde dagegen erhoben sich unter wilden Geberden, als wollten sie mit ihren Speeren unverzüglich in das Zelt der Christen stürzen, sie zu durchbohren. Dann schlug man zu menschlicher Erwägung den Koran auf und citirte unzählige Stel-

len, zu beweisen, daß Ungläubige nicht das Land der Gläubigen durchziehen dürften. Da hatten die Diener den glücklichen Einfall vorzuschlagen, man solle sie zu dem alten Häuptling Annur bringen, dessen Wohnsitz zu Tintellust, also nur wenige Tagereisen mehr entfernt war, und der als Vater ihres Führers Annur ohne Zweifel eine günstige Entscheidung gegeben haben würde. Da schien es denn doch passender, sich mit fünfunddreißig Pfund Sterling zufrieden zu geben, welche in Waaren auszuzahlen waren.

Es war nicht gut überlegt gewesen, daß die Expedition sich anstatt mit wenigen werthvollen Dingen mit Gegenständen versehen hatte, die bei geringem Werthe großen Umfang hatten; man hielt sie nun für unermeßlich reich, da doch der wirkliche Werth der gesammten Waare keine 200 Pfund Sterling betrug. Von den zehn großen eisernen Kisten voll Zwieback ging das Gerede, sie seien voll Geld, und es war nöthig, eine zu zerschlagen, um die habsüchtigen und verblendeten Menschen zu enttäuschen.

Als endlich die Karavane weiter zog, mußte ein laufendes Feuer der Gewehre unterhalten werden, um die etwa noch lauernden Freibeuter abzuschrecken. Auch an dem nächsten Lagerplatze im Thale Selufiet, neben dem ärmlichen Dorfe gleiches Namens, hielt man solche Vorsicht für geboten. Doch verhinderte dieselbe nicht, daß muthwilliges oder boshaftes Gesindel in der Nacht die sämmtlichen Kameele der Kelowis fortjagten, die sich erst allmählich in den nächsten Tagen wieder zusammen fanden. Ohne die Hülfe eines Hadji Bascha, der in Murzuk Eigenthum besaß und Repressalien von Seiten der Türken für dasselbe befürchtete, wären sie wohl verloren gewesen.

Das Thal von Selufiet näherte sich schon dem innerafrikanischen Charakter, namentlich durch die dem Sudan eigenthümliche Dumpalme, welche hier in großer Anzahl wuchs und Barth schon von Oberägypten als cucifera thebaica bekannt war. Auch der Suak, die Abisga, einige Ethelbäume, Felder mit Weizen und Gossub geben dem Thale Leben. Die Bewässerungsbrunnen erinnerten Richardson an die, welche er in Ghadames gesehen hatte; auf einem Balken bewegt sich eine lange Querstange, an deren einem Ende ein Stein hängt, am anderen ein Ledersack, der als Eimer dient. Die Einwohner, zum Theil olivenfarbig mit geraden Nasen und dünnen Lippen, zum Theil aber in ihren Zügen den Negern ähnlich, waren im Ganzen klein an Wuchs;

ihre Hütten, ein Rumpf mit zugespitztem Dache, waren wie die des Sudan mit Blättern der Dumpalme gedeckt. Uebrigens glich das Land durch die geringe Fruchtbarkeit und die weiten wüsten Striche, welche die einzelnen schönen Thäler von einander trennen, noch ganz der Sahara.

Wenige Stunden hinter Selufiet lag das Dorf der Marabuten oder Anisslimen, Tintarhode, dessen Einwohner sich einer besonderen Heiligkeit rühmen, so sehr sie sich aus Herrschsucht mit allen Intriguen gegen die Herrschaft des alten Annur zu Tintelust steiften. Hier trennten sich verschiedene Personen von der Karavane, unter Anderen Muhamed Boro, Abd-el-Kader aus Tuat und einige Tinylkums, an deren Stelle neun neue Kameelführer zu suchen waren.

Von einem der Marabuten in Tintarhode erzählte man, daß er äußerst heilig sei und jährlich einmal in einer Nacht durch die Luft nach Mekka hin und von da zurückfliege. Alle hofften die Christen noch durch Annur bekehrt zu sehen und erklärten den Gläubigen, welche deren Weiterreise mit Verdruß ansahen, es stehe in ihren heiligen Bücher geschrieben, daß solche fremde Männer ankommen würden. Dieselben würden ihre heilige Stadt besuchen und es sei gut, sie mit offenen Armen aufzunehmen. Es sei eine große Zeit, es werde sich Bedeutendes ereignen, wovon die heiligen Bücher dunkel redeten.

Während das Lager aufgeschlagen wurde, tummelte sich die männliche Dorfjugend in der Nähe umher, und da die Reisenden die muthwilligen Burschen, denen jede Dieberei zuzutrauen war, scharf im Auge behielten, zeigte sich ihnen deutlich an der schlanken Gestalt und der hellen Hautfarbe der Knaben, daß dieser Marabutenstamm sich von jeder Vermischung mit der Negerrace frei erhalten hatte, wogegen freilich ihre Kleidung von der Sitte der Gegenden, in welcher sie gegenwärtig wohnen, berührt ist. Sie trugen nämlich nur einen kleinen Lederschurz um die Hüften, während ihr Haar in der Weise der Sudanknaben geschoren war, so daß sich ein zollhoher und eben so breiter Kamm von Haaren von der Stirn bis in den Nacken zog.

Es verbreitete sich das Gerücht, am anderen Tage solle in dem Dorfe Tintarhode eine Hochzeit gehalten werden, und eine Menge von Meharas würde sich dazu einstellen. Drohende Aussichten für die von diesen Stegreifrittern schon schwer genug heimgesuchten Reisenden.

Adolf Overweg.

geb. 24 Juli 1852 zu Hamburg

gest. 27 Sept. 1852 zu Kuka in Bornu

Aber ein Zwischenfall, der allerdings selbst erschreckend genug war, behütete sie vor dem befürchteten Ungemach. Es entlud sich über die Gebirge, welche sich auf beiden Seiten von Tintarhode, besonders aber im Osten zu einer ansehnlichen Höhe erheben, ein furchtbarer Regenguß, der bald das Thal unter Wasser setzte und jeden Verkehr unmöglich machte. Immer höher stiegen die Gewässer, und die Reisenden sahen mit freudigem Staunen die Wogen in schäumendem Gusse von Süden her das Thal entlang rollen, das bald in einen Strom von einer halben Meile Breite verwandelt war. Aber was erst einen anmuthigen und erfrischenden Anblick gewährte, sollte bald den hierin noch unerfahrenen Reisenden zu einem Verderben drohenden Schrecken werden. Wir geben die Schilderung dieses gewaltigen Naturereignisses mit Richardson's Worten.

„Gegen vier Uhr diesen Nachmittag erhob sich ein neues Geschrei im Lager; dießmal aber kündigte es keinen neuen Raubanfall an. „El Wadi djaih", — „das Wadi kommt!" — riefen die draußen beschäftigten Leute. Als ich hinausging, sah ich eine breite weiße Lage von Schaum von Süden her zwischen den Bäumen des Thales auf uns zukommen. Nach zehn Minuten war das Wasser da und ergoß sich rings um uns her, unseren Lagerplatz in eine Insel verwandelnd. An seiner tiefsten Stelle hatte der Strom Gewalt genug, Schafe und Rindvieh mit sich fortzureißen, ja sogar Bäume zu entwurzeln. Es war eine der großartigsten Naturerscheinungen, welche ich bisher in Afrika gesehen hatte, und die ganze Scene war vollkommen afrikanisch. Im Süden hatte es stark geregnet; schwarze Wolken und Dunkel deckten den südlichen Himmel — und eine Stunde später schon rollte der Wasserstrom durch das trockene verdorrte Thal. —

Der Regen dauerte fort; ohne Arges zu ahnen, ging ich zu Bett. Es regnete die ganze Nacht, Alles um uns her war feucht, die Luft mit feuchten Dünsten erfüllt, vor denen uns unsere dichten Zelte nicht zu schützen vermochten. Als der Tag anbrach, fiel der Regen immer noch in Strömen herab, nach beiden Seiten verschwanden die Gebirge hinter den wässerigen Dünsten, kaum war die Begrenzung des Thales zu erkennen. Hatten wir bisher mit steter Aufregung gegen Anstrengung, Hitze, Zugwinde, Hunger, Durst und feindliche Menschen zu kämpfen gehabt, so kämpften wir nun mit Regen und

Wassersnoth. Alle Sachen waren schon von Feuchtigkeit durchdrungen, die Menschen sahen kläglich aus. Man erkannte an den jämmerlichen Mienen der Neger und der Kelowi, daß die Regenzeit ihr wahrer Winter ist; sie gingen frierend umher und thaten, als wären sie schon halb ersäuft.

Eben sah ich mit dankbarer Zufriedenheit mein bornuesisches Gazezelt an, das noch den Regen nicht durchließ, und staunte innerlich über diesen großen Gegensatz gegen die Dürre der Wüste: da erscholl ein wildes Hallohgeschrei: „Die Fluthen verschlingen uns! Das Wadi kommt!“ Und doch machten unsere Leute noch keine Anstalten, die Fluthen abzuwehren. Aber bald zwang sie das näher rückende Wasser. Sie machten mit Hülfe von Pfählen und Buschwerk Dämme und Deiche — vergebliche Mühe! Immer höher schwoll das wilde Gewässer, die schäumenden Wogen bespritzten uns und wirbelten zwischen uns herein. Schon waren alle tieferen Theile des Thales von einem trüben Strome bedeckt, der wüthend die Stämme der Bäume umbrauſ'te — jetzt bedrohte die steigende Fluth auch unser Zelt.

Wir mußten aufbrechen. Unsere Leute, bisher von der Feuchtigkeit wie gelähmt, ähnlich wie Nordländer vom Froste, griffen zu und brachten unsere Zelte und das Gepäck nach einer Stelle, die sich bedeutend über den Grund des Thales erhob und schon ringsum von rauschendem Wasser umgeben war. Der übrige Theil der Karavane folgte unserem Beispiele, die Kameele fanden sich auch ein, zum Theil instinktmäßig, zum Theil vom Wasser geschoben.

Hier zeigte sich deutlich der afrikanische Charakter. Die Kelowi entschlossen sich nicht vor dem letzten Augenblicke, Vorkehrungen für sich und ihre Habe zu treffen, und dann trafen sie die schlechtesten. Ihre Güterballen rollten sie wie Holzblöcke durch das Wasser, während sie dieselben mit geringer Mühe trocken hätten hindurchtragen können. Mittlerweile tanzten die schwarzen Diener, sangen und wälzten sich im Wasser herum, als hätte ein plötzlicher Segen sich über sie ergossen.

Noch immer fuhr das Wasser fort zu steigen und über den Rand der Insel zu schäumen. Wir mußten uns nach und nach auf den Mittelpunct zurückziehen, und da noch immer keine Abnahme zu bemerken war und das ganze Thal sich in einen brausenden Strom

mit schwimmenden Bäumen verwandelt hatte, die theils einzeln dahinschossen, theils sich zu Flößen oder schwimmenden Inseln verwirrt hatten, so wurden allmählich ernstlichere Besorgnisse in mir rege. Es war das vollkommenste Bild einer Sündfluth — und war es auch nicht die Sündfluth der Bibel, so wird man mir doch glauben, daß ich mit der größten Aengstlichkeit berechnete, wie viele Zoll die Fluth noch steigen dürfe, um unsere Waaren völlig zu vernichten, und wie viele Zoll mehr uns Allen das Leben kosten würden. Die düstersten Ahnungen erfüllten mich. Air, das mir stets als erster Sicherheitshafen vorgeschwebt hatte, sollte uns zum ersten Willkommen schon verderben; wo die Menschen nachließen, uns zu bedrohen, fing die Natur an. Mußten nicht die fanatischen Marabuten sagen: „Sehet, sie haben ihr Leben durch Gold errettet — jetzt tritt Gott selber heran, sie zu bestrafen und zu vernichten.“ —? Indeß blieben unsere harmlosen Leute ganz unbesorgt, lachten und spotteten beinahe der Fluth, die noch immer stieg, die mächtigsten Bäume bog, das Buschholz wegspülte und wüthend den immer noch weichenden Rand der rettenden Insel umspülten. Freilich, retteten wir Alle das nackte Leben, indem wir zu höher gelegenem Lande durchschwammen, so waren sie geborgen, wir, unserer Habe beraubt, rettungslos verloren.

Endlich schien es mir, als ob das Wasser nicht höher stiege — Gott hatte uns nicht verlassen. Eine Weile stand die Fluth unverändert; noch immer rollte der Strom längs des Thales fort, das er von einer Seite zur andern erfüllte, doch machte sich bald eine geringe Abnahme bemerklich, dann eine zunehmende und jetzt eine reißend schnelle — neue Hoffnung belebte unser Gemüth und wir dankten dem Allmächtigen für unsere Rettung.“

Die Fluth war eine auch für diese Gegend ungewöhnlich starke gewesen und hatte bei ihrem höchsten Stande die Oberfläche des Wadi um durchschnittlich zwei und einen halben Fuß überdeckt. Kam sie zur Nachtzeit, so war keine Rettung für Menschen und Thiere; unzählige Bäume waren mit den Wurzeln ausgerissen und fortgeschwemmt, ja in dem Städtchen Tintarhode wurde eine Anzahl von Hütten mit fortgeführt.

Und als wäre des Schreckens noch nicht genug gewesen: eben als die Gewässer zu sinken begannen, erschien auf dem westlichen Ufer eine Anzahl bewaffneter Meharas, während zugleich von der

anderen Seite die ganze Einwohnerschaft von Tintarhode in voller Schlachtordnung auf das Lager losrückte. Waren das alles Feinde, so war es um unsere Freunde geschehen; nicht einmal die Feuerwaffen, ihre sonst zuverlässigste Stütze, waren in brauchbarem Zustande, Waffen und Munition, Alles war durchnäßt. Schon kam der bösartigste der Begleiter, Muhamed, zu Barth in das Zelt, um aus der neuen Verlegenheit Nutzen zu ziehen. Noch Tags zuvor war er gleichfalls dagewesen und hatte sich frech auf Barth's Teppich gesetzt, und auf die Weisung, aufzustehen, hatte er mit drohendem Tone erwidert: „Heute liege du noch auf dem Teppich, morgen aber wirst du auf dem Boden des Wadi liegen, und dann liege ich auf dem Teppich!“ Jetzt wies er auf die herannahenden Schaaren hin; aber Barth ließ sich nicht einschüchtern. „Das sind unsere Freunde, die Kelowi“, sagte er zuversichtlich, „von Annur uns zum Geleite geschickt.“ Mit tückischer Miene entgegnete Muhamed, er würde sich bitter betrogen finden, und ging trotzig fort; aber zum Glück hatte Barth das Rechte getroffen. Es war die sehnlich erwartete Escorte, und das Raubgesindel von Tintarhode machte sich bei ihrem Anblicke eilig davon.

So waren endlich die letzten Wolken verscheucht, und unsere Reisenden konnten mit neuen Hoffnungen in die Zukunft blicken. Nichtsdestoweniger war ihre Lage keineswegs behaglich. Fast alles Gepäck der Deutschen war durchnäßt, die Zelte lagen im Schlamm, das schwere tripolitanische Zelt hatte so viel Wasser eingesogen, daß es kaum von einem Kameele getragen werden konnte. Richardson's Sachen hatten höher gelegen und waren trocken geblieben. Die Thiere waren so entkräftet, daß die Kameele, auf denen Barth und Overweg saßen, mit ihren Reitern in den Schlamm des Thales niederstürzten; barfuß — denn seine Schuhe blieben im Schlamm stecken — und ganz durchnäßt kam Barth mit seinem Freunde mit einbrechender Dunkelheit in dem neuen höher gelegenen Lagerplatze an. Hätte das Land Air nicht ein so sehr gesundes Klima, so möchten die letzten Ereignisse wohl schlimme Folgen gehabt haben.

Am folgenden Tage, 1. Sept., hatte sich der Himmel aufgehellt. Die Reisenden machten den Häuptlingen der Kelowi einen Besuch, die sie um ihren Anführer Hamma, den Schwiegersohn des Scheichs Annur, gelagert fanden. Sie saßen im Kreise gruppirt, jeder hielt

ſeinen Speer mit der Rechten gefaßt. Dem Aeußeren nach unterſchieden ſie ſich merklich von den nördlicheren Tuaregs; ſie waren kleiner und ſchwärzer als dieſe, und hatten ſowohl in ihren Zügen wie in ihrer Kleidung etwas Friſcheres und Lebendigeres. Sie waren zuerſt kühl und zurückhaltend; ſpäter erzählten ſie, daß ihre Landsleute von dem bereits erwähnten Kriegszuge gegen die Uelad Sliman als Sieger heimgekehrt ſeien. Die Feinde, prahlten ſie, ſeien alle gefallen, auch ihr Anführer Abd-el-Galil ſei getödtet. Die Bornueſen hatten, dem Gerüchte nach, den Kelowi geholfen.

Zwiſchen den Gebirgen hin ging nun die Reiſe vorwärts. Von den Gipfeln her waren während des Regens Waſſerfälle herabgeſchoſſen, das Thal war voll Schlamm, überall zerſtörte Hütten. In dieſer Gegend zeigte das Gebirge die kühnſten Formen, viele Spitzen waren von bedeutender Höhe, Alles war Granit.

Die ganze Karavane war in beſter Stimmung; die Kelowi, um ſich als kühne und gewandte Reiter zu zeigen, ſtellten ein Wettrennen an, das ſich ſeltſam genug anſah. Der ſchwerfällige Galopp der Kameele, die ſchlechte Befeſtigung der Sättel, mit denen die Reiter auf und ab und hin und her flogen, die verſchiedenartigen Waffen, Vorrathsſäcke, Lederverzierungen der letzteren, die überall hervorſtanden, die Schilde von ſteifem Antelopenleder, welche die Thiere fortwährend in die Seiten ſchlugen, waren ebenſo hinderlich wie unſchön. Einige Reiter mußten trotz aller Mühe, ſich zu halten, den Sattel räumen.

Nicht lange verweilte das neue Geleite bei den Reiſenden. Ihr erſtes Geſchäft war, eine überreichliche Belohnung für ihren Schutz von denſelben zu erpreſſen, das zweite, jetzt, wo die Gefahren des Grenzüberganges beſeitigt waren, ſich raſch wieder zu entfernen.

Freilich war nun bald die Reſidenz Annur's erreicht. Am 4. Sept. erblickten die Reiſenden im Hintergrunde eines nach Oſten gerichteten Thales die Stadt Tintelluſt und ſchlugen etwa 1200 Schritte von derſelben entfernt am Abhange der ſüdlicheren Bergkette ihr Lager auf. Von hier aus eröffnete ſich eine herrliche Ausſicht auf das Thal, die Stadt und das hinter ihr ſich erhebende Felspanorama.

Zweiter Abschnitt.

Das Land Air oder Asben.

Die erste Botschaft von der Ankunft unserer Reisenden, durch Jussuf Mukni an den Scheich Annur abgeschickt, wurde von diesem günstig aufgenommen. Er war krank und konnte die Reisenden noch nicht selbst begrüßen, kümmerte sich freilich auch übrigens nicht viel um sie, daher sie bei der Unmöglichkeit, die nöthigen Lebensmittel einzukaufen oder in zuträglicher Weise bereiten zu lassen, in nicht geringe Verlegenheit geriethen. Kein Geflügel, keine Eier, ja nicht ein Stückchen Käse war in der Stadt zu haben. Ochsen besaß man nicht, die Schafe waren auf entfernten Weideplätzen.

Am nächsten Tage gestattete dem alten Annur sein Befinden, die Fremden zu empfangen. Mit Geschenken zum Werth von fünfzig Realen versehen begaben sich Richardson, Barth und Overweg in das Dorf. Einen langen Lehmschuppen erkannten sie sogleich als den Palast des Scheichs, der sich freilich zur Genüge vor den runden Grashütten auszeichnete, von denen er umgeben war. Als sie Zutritt erhalten hatten, fanden sie den mächtigen Herrscher auf seinem Lager halb im Schlafe. Sobald er sie hörte, richtete er sich empor und entschuldigte sich, auf den Schenkeln kauernd, daß sie ihn so sorglos gekleidet fänden; zugleich wand er sich ein schwarzes Tuch als Turban um den Kopf. Er war ein ehrwürdig aussehender Schwarzer, hatte aber, wie die meisten Kelowi, etwas von europäischem Charakter in den Zügen. Seine achtundsiebenzig Jahre schienen schwer auf ihm zu lasten.

Er unterhielt seine Gäste mit einiger Redseligkeit über die Zustände des Landes Air, die er wie in einer Art von Revolution begriffen schilderte; in seinem engeren Bezirke sei es sicherer, doch müßten sie sich vor Dieben hüten, auch die sie begleitenden Tinylkums baldmöglichst fortschicken, um nicht von ihrer und ihrer Freunde Bettelei beläftigt zu werden. Wenn es Gott gefiele, so sollten sie wohlbehalten nach Zinder und Sudan geführt werden. Zu den Geschenken sagte er kein Wort, schien indeß wohl damit zufrieden — aber bei besserer Muße mochten ihm doch andere Gedanken gekommen sein, denn er schenkte später Alles seinen Leuten, als viel zu unwürdig eines

Herrſchers; für Diener, ſagte er, möchten ſolche Gaben noch hingehen. „Tauſend Kameelladungen“, ſagt Richardſon, „würden dazu gehören, um alle Stämme und Leute auf unſerer Reiſe zu befriedigen, ſelbſt wenn deren Anſprüche nicht im Verhältniß zu ſolchem Reichthum ſich ſteigerten.“

In der näheren Umgebung von Tintelluſt gab es nur ſpärliche Weide, daher mußten die Kameele der Reiſenden zur Fütterung nach einem etwas ſeitab gelegenen Platze weggeſchickt werden. Es war eben der Anfang der Regenzeit für dieſe Gegend. An den Thieren bewährte ſich ſogleich die Warnung Annur's vor Dieben. Während der Audienz waren ſie geſtohlen, etwa fünf Minuten von ſeiner Reſidenz entfernt. Zwar ließ er den Reiſenden ſogleich ſagen, daß er Nachforſchungen anſtellen laſſen würde, doch wurden die Thiere erſt nach vier Tagen wieder gefunden, und für die Auffindung jedes derſelben mußte eine beträchtliche Summe erlegt werden, die faſt den Werth der Kameele erreichte. Gleich darauf ſchickte Annur die Botſchaft, wenn die Chriſten auf eigene Gefahr nach dem Sudan gehen wollten, ſo dürften ſie ſich nur der demnächſt abgehenden Karavane anſchließen; wünſchten ſie aber Geleite und Schutz von ihm, ſo müßten ſie ihm die Summe von tauſend Dollars zahlen. Er fügte das ausdrucksvolle Gleichniß hinzu: „Wie die Liſſa Alles, was ſie einmal getroffen hat, tödtet, ſo hat mein Wort, wenn es von den Lippen entflohen iſt, die Sache beſchloſſen; ein zweites Wort iſt nicht zu erwarten.“ Inzwiſchen ging er bald auf ſiebenhundert Dollars herunter, — freilich noch eine ungeheure Summe, wie bis jetzt kein Beſchützer oder Räuber zu fordern gewagt hatte. Richardſon trug ſich mit ſchwerem Verdruſſe, ſo das Geld Ihrer großbritanniſchen Majeſtät verſchwenden zu müſſen; zugleich war er von der Ruhr geplagt und in großer Sorge, ob ſein Körper den Anſtrengungen und Gefahren lange würde widerſtehen können; er fühlte ſich oft ſehr unglücklich. Indeß gelang es ihm, den geizigen Annur mit fünfhundert Dollars zufrieden zu ſtellen, von denen dreihundert für die Escorte nach Zinder und zweihundert für die Ausſtellung des Vertrages gezahlt werden ſollten; ein Geſchenk von weiteren hundert Dollars hatte die Hofleute bereit gemacht, ihn ſoweit herabzuſtimmen.

Allmählich hatte auch der „Hügel der Chriſten“ das Ausſehen eines kleinen Marktplatzes angenommen. Weiber aus dem Dorfe,

mit gelb und grün bemalten Gesichtern, kamen mit allerlei Lebensmitteln, Reis aus Sudan, Gossup und Zwiebeln, die sie gegen Spiegel und weißen Kattun austauschten. Mit der besseren Kost faßten auch die sehr niedergeschlagenen Diener der Reisenden neuen Muth. —

Die Regenzeit schritt vorwärts, gewöhnlich war der Vormittag heiter, gleich nach Mittag traten statt des Ostwindes heftige Windstöße von Westen oder Südwesten ein, dann kamen gegen drei Uhr die Regenschauer, welche bis eine Stunde vor Dunkelwerden dauerten. Abends strömte dann stets eine ganze Fluth von Wasser das Thal hinunter, von welcher der Grund bis andern Morgens, wo die Sonne kam, ein nasser Schlamm blieb. Unter den Zelten dauerte eine gleiche Nässe die ganzen Nächte hindurch. Der Regen schnitt oft alle Verbindung mit der Stadt ab; der heftigste Guß fiel am 9. Sept. Indessen aber fingen die Bäume an sich auf's Herrlichste zu belauben, in wenigen Tagen bot die ganze Natur einen veränderten, üppigen und frischen Anblick dar. Auch das wirkte auf die Stimmung der Reisenden belebend ein, daß sie sich jetzt schon fast im Sudan, dem Ziele ihrer Wünsche, sahen. Ihr Lager selbst, umgeben von wild auf einander gethürmten Granitmassen, von weit ausgespannten Büschen der Abisga (Capparis sodata) und großen, üppigen Mimosen, die in wilder und malerischer Verwirrung durcheinander emporsproßten, hatte etwas höchst Erfreuliches. Von Tag zu Tag ließ sich das schnelle Wachsthum der kleinen frischen Blätter und jungen Sprößlinge und das Dichterwerden des schattigen Laubwerkes beobachten. Die Mimosen boten nicht mehr, wie in der Wüste, mit ihren Kronen ein bloßes leichtes Schirmdach, sondern dichte, hoch aufgethürmte Laubmassen, manche zu 70 Fuß Ausdehnung. In den Wipfeln erscholl das fröhliche Gezwitscher der Ammern und Finken, das Gegirr der ägyptischen Taube und der Turteltaube, auf dem Boden spielten Wiedehopfe, von den Höhen stiegen die Affen verstohlen bis zu den Gezelten hinab, um an den Quellen zu trinken, und in der Nacht ließen sich regelmäßig Hyänen und Schakale vernehmen, während dann und wann der ferne Ruf eines Löwen erscholl.

Andere Thiere, welche in den Thälern und Gebirgen von Air häufig vorkommen, sind der Leopard, die Gazelle und die größere unter dem Namen Mohur bekannte Antelope, auch der Wadan, der

wilde Ochse, der wilde Eber, der Wolf, der Strauß in ganzen Schaaren; von Vögeln zeigte sich noch der Specht, der Hänfling, das Perlhuhn, und ein kleiner schwarz und weißer Vogel mit langen Federn im Schwanze, der schon früher in der Wüste oft bemerkt worden war.

Da durch die Feuchtigkeit der Luft die Gewehre gelitten hatten, so nahmen Barth und Overweg dieselben eines Tages auseinander, die Theile zu putzen. Diesen Umstand benutzten einige Räuber, die vorher spionirt hatten, um zur Nachtzeit die Reisenden zu überfallen. Glücklicherweise wurden sie durch die Wachsamkeit der Letzteren gestört und entflohen, ohne die Kisten, die sie bereits in Händen hatten, mitnehmen zu können; aber Richardson hatte einen Verlust zu beklagen, der ihm sehr nahe ging — sein Theevorrath, das erquickliche Labsal in der Wüste, war gestohlen. Jetzt schlug man, durch Schaden belehrt, das Lager näher bei der Stadt auf, zumal da noch ein langer Aufenthalt an diesem Orte drohete, denn die nach Bilma zu sendende Salzkaravane, der sich die Reisenden anschließen sollten, konnte erst binnen einigen Monaten von Tintellust abgehen.

Es war somit Gelegenheit genug gegeben, das Land der Kelowi kennen zu lernen, und Barth benutzte dieselbe auf das Treueste. In alter Zeit hieß das Land Asben und war bewohnt von einem gemischten Negerstamme, der zu den edelsten der Haoussanation gehörte und mit den Nordafrikanern, vielleicht sogar mit den Kopten in Aegypten, verwandt war. Aber schon zu den Zeiten des Leo Africanus war das Land von Tuaregs besetzt, die dasselbe Hair oder Air nannten. Sie hatten die alten schwarzen Bewohner zum Theil nach Süden verdrängt, und die von den Zurückgebliebenen nicht unter ihren Händen fielen, traten in ein eigenes Verhältniß von Halbsclaven zu ihnen, indem sie nicht außer Lands verkauft werden durften. Seit etwa 150 Jahren hat sich der Berberstamm der Kelowi des Landes bemächtigt, der wahrscheinlich von Nordwesten her einwanderte. Auch unter ihnen gilt das Gesetz, daß der Herrscher keine Berberfrau heirathen darf, sondern nur eine Negerin des alten Stammes. Gleichzeitig gilt für die Erbfolge das Gesetz, daß nicht der Sohn des Herrschers nach ihm auf den Thron kommt, sondern der Sohn seiner Schwester. Das verhindert die gänzliche Abartung des Herrscherstammes. Uebrigens ist das ganze Volk schon stark gemischt, und

die anderen Berber betrachten die Kelowi mit einer gewissen Mißachtung und nennen sie Ikelan, d. h. Sclaven.

Der Name Kel-owi bedeutet das Volk von Owi; die Silbe Kel bezeichnet überhaupt die Angesessenen im Gegensatz zu den Umherschweifenden; Owi mag der Name ihrer Heimath sein. Der mächtigste Stamm unter ihnen sind die Irholang; zu ihnen gehört der Scheich Annur, sowie sein künftiger Nachfolger Hadji Abdua, der Sohn seiner Schwester; ebenso auch der Sultan oder Amanokal zu Assodi, welcher nur das Schattenbild eines Fürsten ist. Die Irholang bewohnen etwa zehn Dörfer in der Gegend von Tintelluft. Sie sind eng verbündet mit zwei anderen Familien, den Kelasanares und den Ikaskesan, die zum Theil in Tamar ansäßig sind und daher Keltamar heißen, zum Theil noch gesetzlos umherstreifen und als Räuber gefürchtet sind. Die Letzteren zeigen noch die reinen Berberzüge, haben schöne männliche Gestalten und eine feinere Gesichtsfarbe. Noch gegen sechszig andere Familien werden erwähnt, die zu dem eigentlichen Stamme der Kelowi gehören und unter dem gedachten Sultan oder Amanokal, d. h. thatsächlich unter Annur stehen. Alle diese Kelowi aber bilden mit den Kelgeres (die Clapperton Kilgris nennt) und den Itessan eine größere Genossenschaft, deren Oberhaupt der große Amanokal zu Agadas ist. Seit etwa dreißig Jahren war die früher so enge Verbrüderung der Kelowi mit den beiden genannten Stämmen gelockert, da jene die letzteren überfallen und aus dem Lande verdrängt hatten. Seitdem wohnen sie südwestlich von Agades, den Kelowi zwar an Zahl nicht gleich, aber doch im Kampfe gewachsen, da sie eine tüchtige Cavallerie haben, die Kelowi dagegen nur Kameele und fast keine Pferde besitzen. Uebrigens zählen die Kelowi an 10,000 streitbare Männer, die ihre Tüchtigkeit noch in dem letzten Kriege gegen die Uelad Sliman bewiesen hatten, jenen Araberstamm, welcher ihnen alle Kameele, angeblich 50,000 Stück, weggeführt und sich außerdem in den Besitz der Salzseen von Bilma gesetzt und sie demnach der Hauptquellen ihres Wohlstandes beraubt hatte.

Die Waffen der Kelowi und der Kelgeres sind im Ganzen dieselben. Selbst die Männer zu Pferde sind, außer mit Speer, Schwert und Dolch, mit dem gewaltigen Schilde von Ochsen- oder Antilopenleder bewaffnet, mit dem sie sich und ihre Pferde sehr geschickt zu

decken wissen. Andere tragen Bogen und Pfeil, auch wenn sie beritten sind, ähnlich wie die Fulbe oder Fellatah, oder wie die alten Assyrer.

Bei der geringen Sorgfalt in der Bebauung der Felder könnten diese Landstriche von Air keinenfalls eine so zahlreiche Bevölkerung ernähren, wenn nicht der Salzhandel zwischen Bilma und dem Sudan derselben ausreichenden Erwerb verschaffte, um nicht nur Kleiderstoffe, sondern auch Lebensmittel, und zwar den größeren Theil des gesammten Bedarfes, aus dem Sudan zu beziehen.

Da keine Aussicht war, die eigentliche Hauptstadt Agades auf dem Wege nach dem Sudan kennen zu lernen, so benutzte Barth die Zeit bis zum Abgange der Salzkaravane, um allein einen Ausflug dahin zu machen. Obwohl Viele ihn davon abzuschrecken suchten und ihm sicheren Untergang prophezeihten, vertraute der unerschrockene Reisende auf die Versicherung Annur's, ihm werde auf seinem Ausfluge kein Leid geschehen, nahm ein Empfehlungsschreiben desselben an den großen Sultan Abd-el-Kadiri und geeignete Geschenke für den letzteren mit und machte sich unter dem Geleite von Hamma, Annur's Eidam, der schon die Kelowiescorte befehligt hatte, am 4. Oct. auf den Weg. Auf das Ergebniß dieser seiner Expedition werden wir später zurückkommen, und verfolgen zunächst Richardson's Berichte über den Aufenthalt in Tintellust, in welchem wir im Wesentlichen den Gang seines Tagebuches beibehalten.

Eines Abends störte ihn ein gräßlicher Lärm, während er bei dem blassen Mondlichte auf dem trockenen Sande ruhete. Er ging und fand im Kreise seiner Diener ein schwarzes Weib, die Frau eines derselben, welche sich als Borih, d. h. vom Teufel besessen zeigte. Sie warf sich nach allen Seiten auf den Boden und machte das Geschrei aller möglichen Thiere nach; einer der anwesenden Männer schlug auf einem Kessel den Tact und regelte dadurch in etwas ihre wilden Bewegungen. Hierauf prophezeihte sie den Dienern ihre Zukunft; dies geschah, indem sie den Kopf des Niederkauernden zwischen ihren Beinen hindurchschob und so, über ihm stehend, die wunderlichsten Geberden machte. Dann legte sie die Hände auf den Rücken, sprang und schrie, warf sich wieder platt auf den Boden und sprach dann ihre tollen Phantasien aus. Diese Art von Zauberei, aus den

heidnischen Negerländern mitgebracht, fand offenbar bei den Muhamedanern großen Anklang.

Außer einem unersättlichen Geize zeigten die Kelowi auch ein stetes Mißtrauen in die Zwecke der Reisenden. „Die Christen", hieß es, „zeichnen das Land, bald werden andere kommen, es zu erobern." Man war daher um so behutsamer im Gebrauche der Feder. Sogar wenn Richardson zur Erholung auf und ab spazierte, kamen sie und fragten, was er jetzt thue. Thätigkeit ohne augenblicklichen Erwerb war ihnen unbegreiflich. Inzwischen begann Richardson, den die lange Zögerung drückte, in der Sprache der Kelowi Studien zu machen und entwarf mit Hülfe eines jungen Fighi ein Wörterbuch derselben; außerdem beschäftigte er sich eifrigst damit, die Berichte früherer Reisenden, besonders Denham's und Clapperton's, zu studiren. Mit den Berichten, welche er von hier durch eine nach Murzuk abgehende Karavane nach England schickte, übersandte er die Ergebnisse seines Fleißes. Leider mußte er zugleich klagen über das rasche Verschwinden seiner Vorräthe an Geld und Waaren — von Murzuk bis Tintelluft, die Kosten des Geleites nach Zinder mit inbegriffen, hatte die Reise schon dreitausend Mahubs, d. h. sechshundert Pfund St. gekostet. Alle Welt hielt die Christen für unermeßlich reich, während doch Richardson von einem arabischen Kaufmanne, Muhamed aus Sfakes, der einen großen Theil des Weges mit ihnen gemacht hatte, immer neue Summen aufnehmen mußte, in der Gewißheit, sie in Murzuk doppelt zurückzahlen zu müssen. Als er die von Gagliuffi in Murzuk erhaltenen und in arabischer Sprache geschriebenen Creditbriefe nach Kano und Bornu prüfte, fand er, daß ihm für die erstere Stadt nur ein Vorschuß von zwanzig Pfund eröffnet war, mit der ausdrücklichen Weisung an den Agenten, nicht mehr herzugeben; für Bornu lautete die Anweisung an Hadji Baschа, falls er von Gagliuffi Geld in Händen habe, möge er Richardson „ein wenig" geben.

Die zinnernen Zwiebackkisten hatten vernichtet werden müssen, da jeder schwur, sie seien voll Gold und Silber. Sie hatten auch zu den Raubanfällen Anlaß gegeben. Dazu bewies sich Annur so geizig, daß er für das reichliche Geschenk nicht die geringste Gegengabe an Lebensmitteln schickte. Am letzten September kam eine Trift Ochsen in die Stadt, die dem Scheich gehörten, das erste Rindvieh,

welches die Reisenden hier sahen. Overweg machte eine Wette mit Richardson, daß Annur ihnen eines der Thiere schenken würde, und setzte sechs Airkäse gegen zwölf. Aber Richardson hatte das Unglück, die Wette zu gewinnen, denn der alte Geizhals behielt sein Vieh für sich. Anstatt dessen erhandelte man für acht Metagal's ($2^1/_2$ Metagal = 1 span. Thaler) einen Zugochsen. Die gewöhnliche Speise war Gossup, eine Art von Getreide, mit Gasul, einer Hirseart, gemischt und zu Brei gekocht. Der Airkäse, kleine viereckige Tafeln von zwei zu drei Zoll und einen Viertelzoll dick, wird frisch gegessen, schmeckt aber fade; man stößt ihn auch getrocknet zu Pulver und würzt das Wasser damit, um ein kühlendes Getränk zu haben. Auch Duadua wird als Gewürz genossen; es sind runde, schwarze Kugeln, aus allerlei Vegetabilien zusammengesetzt und im Sudan sehr beliebt. Ein Gossupteig, Dabua genannt, und den Maccaroni in kleinen Stücken nicht unähnlich, wird gleichfalls geschätzt. Gekocht quillt er stark auf. Den Moosbeeren oder Preißelbeeren ähneln die Beeren des Suag, von welchen Denham schon berichtet; ein grünes Kraut, Melotschia oder Ochra, wird zum Würzen des Bazin gebraucht, einer Art von Mehlpudding. Der Honig von Air hat einen syrupartigen Geschmack; das Zarte und Würzige des europäischen Honigs fehlt ihm ganz. Auch hat er die Eigenschaft, abzuführen. Man kocht ihn und verdirbt ihn dadurch.

Als Barth nach Agades abreis'te, kam der Scheich zum ersten Male selbst in das Lager, um von ihm Abschied zu nehmen. Da der Ochse, auf dem Barth reiten sollte, zu ungeberdig war, um eine Last zu dulden, so schenkte ihn Annur den zurückbleibenden Europäern zum Schlachten; aber kaum war das gesagt, so machte das Thier sich auf und davon und konnte erst zwei Tage später geschossen werden. Annur dagegen blieb nach Barth's Abreise eine Zeitlang bei Richardson und ließ sich mit Thee, englischen Zuckerfrüchten und Marmelade bewirthen. Er theilte die Scheu der Kelowi vor den Speisen der Christen nicht und ließ sich Alles trefflich schmecken; von dieser Zeit an war er fast täglicher Gast beim Thee oder Kaffee und bezeugte Richardson auf's Lebhafteste seine Hochachtung. Er wurde sehr geschwätzig, und Richardson bereicherte durch ihn sein Wörterbuch der Kelowisprache ansehnlich. Dagegen zeigte er dem Annur die Bilder in den Werken früherer afrikanischer Reisenden, namentlich Clapperton's, der dem

Scheich unter dem Namen Abdallah wohl bekannt war und ihm für einen großen Zauberer galt. Er behauptete, derselbe habe auch zu seines Vaters Hause kommen wollen, um einen großen Schatz Goldes zu heben, der nahebei vergraben sein solle. Das habe Abdallah aus seinen Büchern erfahren. „Sieh", setzte er hinzu, „was für wunderbare Dinge in den Büchern der Christen geschrieben stehen!"

Die Beziehungen des Scheichs zu den Reisenden gestalteten sich auf diese Weise immer freundlicher. Er legte das lebhafteste Verlangen an den Tag, ein Freundschaftsbündniß mit der Königin von England zu schließen, und nannte Richardson seinen Bruder. Aber auch der Taleb, — Overweg, der als Naturforscher auch für einen Arzt genommen wurde, — war ihm keine unwichtige Person. Bei einem seiner Besuche erkundigte er sich angelegentlichst nach demselben, mochte aber den Grund nicht angeben; später ließ er ihn holen. Es fand sich, daß Se. Hoheit eine ihrer Gemahlinnen mit einem brennenden Knittel, den er aus dem Feuer zog, anhaltend über das Gesicht, besonders aber auf den Mund geschlagen hatte, denn die Oberlippe war bis an die Nase hinauf zerquetscht und aufgeschlitzt, so daß es mehrere Wochen bedurfte, bis sie geheilt war. Die Unglückliche hatte durch ihr unausgesetztes Geschwätz die Geduld des alten Herrn auf eine zu harte Probe gestellt. Auch Overweg hatte unter ihrer Redseligkeit, trotz ihrer Verwundung, noch Manches zu leiden; sie wollte nicht nachlassen, er sollte ihr versprechen, eine ihrer Verwandten zu heirathen. Aber sie malte vergebens alle die Reize der angetragenen Braut auf die üppigste Weise aus.

Das Boot, welches lange in Selufiat zurückgeblieben war und jetzt endlich in Tintelluft ankam, machte hier großes Aufsehen. Der Scheich kam mit großem Gefolge, um dessen Zusammensetzung anzusehen, und es nahm sich wirklich stattlich aus. Den Schluß der Festlichkeit, die übrigens auf dem Trockenen stattfand, machte die gewöhnliche Bewirthung mit Thee, Eingemachtem und Marmelade. Nachher kamen auch die Frauen und Töchter des Scheichs, um ihren Antheil zu holen, und bettelten besonders um Stücke Zucker. Glücklich fühlte sich Annur, als ihm Richardson ein paar alte Kisten schenkte; er ließ sich sogleich aus denselben eine Thür zu seinem Palaste zimmern; jedes Geschenk nahm er an, aber kaufen mochte er nicht. Dennoch rühmte er sich unausgesetzt seiner Macht und Größe. Durch seinen

Vater, sagte er, sei er der Erbe des Thrones der alten Kohlans, von denen sein Volk und auch die Leute von Mariadi, Guber und Kaschna herstammten; von Rechtswegen gebühre ihm über diese alle die Herrschaft, und nach dem Tode der jetzigen Fürsten müsse dieselbe ihm zufallen. Gegen die Angriffe der Fellatah von Saccatu, erzählte er weiter, hätten Guber und Mariadi mit Glück gekämpft, und die neue muselmanische Herrschaft fange schon an, ihren Boden zu verlieren. Zwischen Air und den nächstgelegenen Negerstaaten, namentlich Tessaua und Damarghu, besteht jedenfalls der lebhafteste Verkehr; viele Kaufleute von Tintelluft haben dort auch Familien und Häuser.

Außer der Karavane, die von Kano aus dem Sudan eingetroffen war und Richardsons Depeschen für die englische Regierung nach Murzuk mitgenommen hatte, sollte, wie wir wissen, eine andere von Tintelluft nach Bilma bald abgehen, die sogenannte Salzkaravane, welche etwa acht bis zehn Tage für ihren Weg dahin zu gebrauchen pflegt. Die Zwischenstationen haben Wasserbrunnen, und überall ist Futter für die Kameele reichlich vorhanden. Der Weg geht gegen Osten durch flaches Land. Das Salz, erzählte man den Fremden, wird in kleinen Seen gefunden. Die Leute häufen es naß auf und machen runde Kuchen daraus; wie das Wasser abläuft und verdunstet, werden die Kuchen hart und trocken. Ein solcher Kuchen, den Richardson sah, war grobkörnig wie der gröbste Sandstein, von dunkelbrauner Farbe, sehr schmutzig, und etwa sechs Zoll im Durchmesser. Diese Klumpen dienen im Sudan wie in Tintelluft als Geld; der Handel mit denselben bringt nicht nur den größten Theil der Einkünfte für den Herrscher von Air ein, sondern er verschafft auch den Tibbos ihren Lebensunterhalt, welche für jede Kameelladung Salz, die aus ihrem Lande geht, einen halben Metagal oder neun Pence erhalten.

Wie dürftig das arme Volk der Tibbo lebt, beweis't Folgendes. Es geschieht oft, daß sie zwanzig Tage auf Lebensmittel ausgehen, ohne etwas zu finden. In den ersten drei Tagen stellt sich kein Hunger ein. Wenn der Tibbo aber am vierten Tage nicht in das „Belad" oder Land kommt, so nimmt er die Sandale vom linken Fuße und kocht sie, etwas wie eine Suppe daraus zu machen. Die Sandalen bestehen aus ungegerbter Haut, geben also genießbare Brühe. Findet sich auch am fünften Tage kein Dorf, so wird die

rechte Sandale verzehrt. In den folgenden Tagen fastet er, findet er dann aber die Knochen irgend eines in der Wüste gefallenen Thieres, wie z. B. die eines Kameeles, so stößt er dieselben zu Pulver, läßt seinem Reitkameele am Auge zu Ader und mengt aus dem Blute und dem Knochenmehl einen Teig, der alsdann verspeis't wird. Die Tage dieser traurigen Wanderungen zählen die Tibbos nach den sieben Knoten in einem ledernen Riemen, den sie stets bei sich tragen. Jeden Tag lösen sie einen Knoten auf; sind alle sieben gelös't, ohne daß sich Nahrung findet, so gesteht der Tibbo ein, daß er hungrig und unglücklich sei.

Wenn die Kelowi zu den Tibbos auf den Salzhandel gehen, so pflegen alle männlichen Tibbos wegzulaufen, und das Geschäft ganz den Frauen zu überlassen. Während dieser Zeit hat kein Tibbo ein Recht auf seine Hütte und seinen häuslichen Heerd; in jeder wohnt ein Kelowi, der als rechtmäßiger Eigenthümer und Gemahl gilt, und läßt der Tibbo sich sehen, so wird er todt geschlagen. Später fällt das für das Salz gelös'te Geld den Männern zu, der übrige Verdienst verbleibt den Frauen.

Die Begleiter und Diener Richardson's ließen sich's angelegen sein, ihm allerlei Berichte über das Land zu verschaffen, in dem sie jetzt sich befanden, die dann Abends bei einer Tasse Thee mitgetheilt wurden. Einen Hauptgegenstand bildete auch der Aberglaube der Kelowi. Eine berühmte Wahrsagerin war eben gestorben; sie hatte die Ankunft unserer Freunde vorher gewußt und zu Annur gesagt: „Eine Karavane von England ist auf dem Wege von Tripolis und wird dich besuchen." Es giebt ganze geheime Gesellschaften von Zauberern in Centralafrika; die größten der Zauberer besitzen die Kraft, durch den Blick ihrer Augen zu tödten. Ein solcher besuchte einen Kaufmann und fand eine schöne junge Sclavin bei ihm, die in seinem Arme eingeschlafen war. Er knüpfte ein Gespräch mit ihm an, fragte ihn nach seinen Geschäften, blickte aber dabei unverwandt die Sclavin an, und siehe, ihr Herz verdorrte, sie war plötzlich todt. Wird man rechtzeitig solcher Zauberei gewahr, so hat man nur dem Zauberer zuzurufen: „Hebe dich weg, du Sohn einer Hündin", und er muß heulend entfliehen. Manche dieser Menschen können die Gestalt wilder Thiere annehmen. In der Nacht gehen sie als Löwen oder Leoparden um und rufen vor den Zelten der Reisenden deren Namen

mit menschlicher Stimme. Ist Jemand so unklug, dem Rufe zu folgen, so wird er sogleich verschlungen.

Zu Murzuk, erzählte der Kaufmann Muhamed aus Sfakes, gab es vor einem Jahre eine Sclavin, die fünf Menschen mit einem Blicke tödtete. Es wurde Rath über sie gehalten und beschlossen, sie nach Bornu, ihrem Vaterlande, zurückzuschicken — ein Verfahren, das man in Europa schwerlich gewählt haben würde.

Am achten Oktober Abends, als die Reisenden so plaudernd zusammensaßen, wurden diese Erzählungen von Hexen und Hexerei unterbrochen durch eine wunderbare Erscheinung, deren Wirklichkeit sich nicht in Zweifel ziehen ließ. Ein Meteor von außerordentlicher Schönheit zeigte sich am Himmel, das sich in einer leicht gekrümmten Linie von Ost gegen West fortbewegte. Es hatte einen Schweif wie ein Komet, um den Kern herum leuchtete ein blaues Licht von außerordentlicher Helligkeit. Dieses Phänomen erschien um drei Viertel auf acht Uhr Abends und mochte zwei Minuten lang sichtbar sein; sein Lauf ging quer über Süden, aber nicht sehr hoch, etwa dreißig Grad über dem Horizonte. Kleinere Meteore folgten ihm in Menge, die alle ungefähr gleiche Richtung hatten. Genau eine Woche später erschien ein gleiches schönes Meteor im Südosten. Sein kometenähnlicher Kern zog wieder einen Schweif von funkelndem Licht, wie eine Flamme leuchtend, hinter sich. Ueberhaupt zeigten sich alle Himmelserscheinungen in einem überraschenden Glanze. Der Planet Venus stand in seiner glänzendsten Phase; der Westen, wo sie zwei Stunden nach der Sonne unterging, strahlte wie von Mondenlicht. Als der Planet verschwand, war es, als sei der Mond untergegangen; jeder Stern am westlichen Horizonte war bis dahin verdunkelt gewesen. Die Meteore werden von den Tuaregs, wie die Kometen, für Vorboten unglücklicher Ereignisse angesehen.

Die gewöhnliche Tracht des Scheichs Annur war diese. Ueber den Körper trug er eine einfache blau gestreifte Sudantobe und Hosen aus ähnlichem Stoffe, auf dem Kopfe hatte er eine rothe Mütze, um welche eine blauschwarze Turkedi in Form eines Turbans herumgewunden war, die aber auch nach Gewohnheit der Tuaregs über und unter den Augen hin ging. Seine Schuhe waren die gewöhnlichen Sudansandalen; so ging er mit einem langen weißen Stocke in abgemessenen Schritten durch die Straßen der Stadt. Ein Unter-

than pflegte ihm in geringer Entfernung zu folgen; eine Leibwache fehlte ganz, sie schien bei seinem fest begründeten Ansehen für unnöthig zu gelten.

Den Thilem, d. h. das Tuch, welches das Untergesicht verhüllt, tragen alle Tuaregs; derselbe läßt nur einen zollbreiten Streifen mit den Augen frei, und ist schmal von schwarzem baumwollenem Zeuge. Der Wirbel des Kopfes ist, wie bei den Muhamedanern der Küste, kahl geschoren und wird meist bloß getragen, der Sonne und dem Wetter ausgesetzt. Der Bart wird gewöhnlich des Thilems wegen ebenfalls abgeschnitten. Die Tobe mit weiten Aermeln ist allgemeine Tracht; die Hosen, um den Leib sehr weit und von einem Gürtel gehalten, an den Beinen enge, tragen nur die Begüterten. Die Sandalen von dickem Leder sind oft sehr geschmackvoll gearbeitet, doch werden alle Kleider aus dem Sudan eingeführt, da es in Air keine derartige Fabrication giebt.

Die Waffen der Männer, denn alle gehen irgendwie bewaffnet, sind ein Dolch unter dem linken Arme, ein über den Rücken geschlungener Degen, und eine Lanze in der rechten Hand. Der Lanzenschaft ist aus Holz, während die Tinylkums und Hogars oft ganz eiserne Lanzen führen. Diese furchtbaren Waffen sollen von den Tibbos geschmiedet werden. Zu den einheimischen Waffen kommt hin und wieder die Flinte, die von der Küste eingeführt wird, aber nur die rohe Luntenflinte. Aermere tragen Bogen und Pfeile, letztere aber nicht in Köchern, sondern in Bündeln verschnürt, und gewöhnlich vergiftet.

Modern ist es und bei den jüngeren Kelowi sehr beliebt, an einer Schnur eine Reihe von Ledersäckchen um den Hals zu tragen, in welche Zaubermittel eingenäht sind. Manche tragen grüne Mützen, um welche sie den Turkedi oder schwarzen Turban winden; auch diese Mützen dienen dann dazu, Metallbüchschen mit Zaubersprüchen zu bergen.

Auch die Frauen tragen die Tobe, welche vom Halse bis zu den Hüften reicht und gewöhnlich indigoblau und mit Gummi geglättet, oft auch weiß oder bunt ist. Besonders hübsch nehmen sich die weißen aus, welche am Halse eine Seidenstickerei haben. Eine Dame, welche Richardson bei Annur sah, und die offenbar eine der elegantesten war, hatte sich bis an die Augen gelb-geschminkt, was sich auf der

braunschwarzen Gesichtsfarbe mindestens sehr eigenthümlich ausnahm. Die Farbe reicht von den Haarwurzeln bis zur Unterkinnlade und bildet mit den Lippen zwei Halbkreise. Zwischen den Augen sind drei schwarze Schönheitsfleckchen, die senkrecht über den Rücken der Nase hinabgehen. Die Augenbrauen sind schwarz gemacht und in einander verlängert, so daß sie einen ungeheuren Bogen quer über das gelbe Gesicht bilden. Die dunkelblaue Tobe dieser Dame war nach Art einer Kapuze von hinten über den Kopf hinaufgezogen; darunter aber hatte sie ein farbiges Unterröckchen. Gewöhnlich kommt hierzu noch eine baumwollene Turkedi, die als Shawl dient. Die Dame trug eine große Menge von Halsbändern, Armbändern und Knöchelringen von Metall, Holz und Horn.

Die nach Bilma entsendete Salzkaravane sollte bald mit ihrer Waare beladen zurückkehren, um dann nach dem Sudan abzugehen; ihr wollten sich unsre Reisenden unter Annur's besonderem Geleite und persönlichem Schutze anschließen. Daneben aber war vielfach die Rede von einer Razzia, welche der zu Assodi residirende Sultan mit vielen Kelowi gegen die im Norden wohnenden El-Fades ausführen wollte, angeblich um dieselben für den an den Christen begangenen Raub zu züchtigen, wohl auch, um die kostbaren Güter, welche den letzteren abgetrotzt worden waren, für sich zu erbeuten.

Wirklich wurde dieselbe bald unternommen, und auch der Sultan zu Agades betheiligte sich daran. Hatten die mährchenhaft übertriebenen Schilderungen von den Schätzen der Europäer die Ehrlichkeit der Wüstenbewohner von Fadeang auf eine zu harte Probe gestellt, so lag es doch jetzt in allgemeinem Interesse, die Sicherheit des Weges für die Karavane wieder herzustellen und an den Räubern ein Exempel zu statuiren. Als Barth sich mit seinen Gefährten wieder vereinigte, konnte er denselben schon die Nachricht bringen, daß der Feldzug glücklich beendet sei.

Nachdem die Rückkehr der Salzkaravane von Bilma längere Zeit vergebens erwartet war, entschloß sich Annur, mit der gesammten übrigen Bevölkerung von Tintelust nach dem Sudan vorauszureisen. Wenngleich auch Barth noch nicht zurück war, brach man doch am 2. Nov. auf. Es war ein höchst mannichfaltiger und malerischer Zug. „Damen auf Ochsen", sagt Richardson, „Weiber und Kinder auf Eseln, Krieger auf Meheris, Kaufleute auf Lastkameelen, das ge-

schirrte Pferd des Scheichs, Ziegen und Zicklein, Schafe und Lämmer, auch Kameelfohlen dazwischen, liefen in der Karavane bunt durcheinander." Eine halbe Stunde von Tintelluſt wurde schon Halt gemacht, denn es mußte jetzt untersucht werden, ob in der Stadt nichts zurückgeblieben sei; auch waren noch Vorräthe von Gossup einzukaufen, von dem eben eine Ladung aus Assodi ankam. Zugleich kam, was für den Austausch politischer Nachrichten in der Wüste charakteristisch genug ist, von Tuat her die Neuigkeit, der König der Franzosen sei nach England davon gelaufen und habe alles Geld der Franzosen mitgenommen; jetzt, so hatten die Leute in Tuat gefolgert, ist kein Geld mehr in Frankreich, und da die Franzosen Algier nur dadurch erobern konnten, daß sie an alle Welt große Dollars vertheilten, und es auch nur auf diese Art halten können, so werden sie es jetzt bald den Muselmännern wieder überlassen müssen.

Ein reisender Fighi aus Bornu, Mustapha, der sich ein halbes Jahr zu Agades aufgehalten hatte, erzählte unserem Freunde, daß, da sich im Lande Air keine eingeborenen Schulmeister befinden, solche in Menge von Bornu dahin kämen. So verbreitet sich dort das Licht der Aufklärung von den Negern aus unter die Berberstämme.

Ein Löwe hatte ein Kameel zerrissen, und man fand das Aas, über dem ein Flug von Adlern schwebte. Um den Wüstenkönig zu strafen, legten die Kelowi eine Falle an, ein Dornengehäge um das todte Kameel, mit einer einzigen Oeffnung, auf welche der Lauf einer geladenen Flinte gerichtet war. Wurde ein in der Oeffnung aufgehängtes Stück Fleisch berührt, so mußte der Schuß sich entladen. Aber der Löwe war zu vorsichtig, die Falle blieb unberührt.

Am 6. Nov. kam Barth wieder bei seinen Freunden an; er war am 5. in Tintelluſt eingetroffen und, da er die Stadt leer gefunden, der Karavane gefolgt, die inzwischen das Thal Tinteggana erreicht und hier Halt gemacht hatte.

Barth hatte, wie wir wissen, seine Fahrt am 4. Oct. angetreten. Er versuchte zuerst, auf einem Ochsen zu reiten, aber der eine wollte ihn nicht aufsteigen lassen und entlief, und als er auf einem anderen eine kurze Strecke weit geritten war und eben sich sicher genug fühlte, um mit Hülfe des Kompasses die Richtung seiner Straße aufzuzeichnen, begann das Gepäck des Thieres zu schwanken und Barth stürzte mit der ganzen Last der dem Ochsen aufgeladenen Geräthschaften zu

Boden. Der Fall wäre lebensgefährlich gewesen, hätte nicht die Flinte, die er zum Glück auf der Schulter trug, indem sie sich mit der Mündung gegen den Boden stemmte, die Gewalt des Sturzes gebrochen. Auch der Kompaß blieb unversehrt. Von jetzt ab bis zum nächsten Brunnen im Thale Egellua ging er zu Fuße, dann setzte er sich auf das Kameel seines Beschützers Hamma, des Schwiegersohnes Annurs. Aber auf dem mageren, schmalen Rücken des Thieres hinter dem Reiter, dessen Flinte ihm mit der Mündung vor dem Gesichte spielte, während der Schild von Antelopenleder ihm fortwährend an die Schenkel klapperte, war ein leidiger Sitz. Gut war es, daß Hamma im nächsten Dorfe, wo an einem anmuthigen Plätzchen zwischen riesigen Granitblöcken unter Talhabäumen gelagert wurde, zwei Kameele für ihn zur Hin- und Rückreise miethete. Hier schloß sich der Reisegesellschaft unter Anderen ein Schmied an, Hammeda mit Namen, ein gemüthlicher und liebenswürdiger Mensch, der die Heiterkeit der Guber mit der Nüchternheit des Berbers verband und fast einem Europäer glich. Ein Schmied ist im Lande der Tuaregs eine sehr wichtige Person; das Handwerk desselben ist nicht so enge beschränkt, wie in Europa, und ohne Eisen oder Schmiedewerkzeug zu besitzen ist er ein Helfer in der Noth in allen Fällen. Ganze Dörfer sind nur von Schmieden bewohnt, deren Frauen gewöhnlich die weibliche Seite der Kunst, Lederarbeit u. dgl. betreiben. Der Schmied ist ein Mallem, seine Frau ist Mallema.

Die Araber pflegen ihren Kameelen zum Reiten schwere und heiße Packsättel aufzulegen; der Berber hat nichts dergleichen, höchstens eine leichte Strohdecke, was freilich das Reiten sehr schwierig macht. Für Barth legte man mehrere Lederschläuche, die mit weichen Sachen gefüllt waren, so über den Höcker von Hammas wohlabgerichtetem Meheri, daß sie, nachdem der Teppich darüber gespreitet war, einen erträglichen Sitz bildeten; Hamma war gütig genug, auf einem der ungeschulten Thiere Barth's zu reiten, das ihn wirklich bald abwarf. Das Land, durch welches sie zogen, war wild und felsig, häufig von nassen und trockenen Thälern durchschnitten, über denen sich hohe Felsspitzen erhoben. Eine derselben, der Berg Tscheraka, bildet zwei gleich hohe Hörner, dicht neben einander stehend und bis auf den Grund gespalten, jedes doppelt so hoch als breit. Leider war es unmöglich, denselben näher zu untersuchen, oder einen Abstecher nach

der Stadt Assodi, der Residenz des Sultans Astasidet, zu machen, die ein Stündchen zur Rechten liegen blieb. Die Stadt war vordem nicht ohne Bedeutung, da sie tausend Häuser und vor der Eroberung durch die Kelowi eine Bevölkerung von acht- bis zehntausend Seelen hatte. Jetzt sind nur noch etwa achtzig Häuser bewohnt. Die Stadt holt ihr Wasser aus der Nachbarschaft und hat in ihrem Inneren keine Brunnen; daher hat sie auch keine Mauer, da sie keine Belagerung aushalten kann. Die Gesellschaft zog südwärts weiter an der mächtigen Felsgruppe des Bundayberges und des Egelalgebirges vorüber, das sich zu einer Höhe von fünftausend Fuß erhebt, während zur Rechten vereinzelte Felskegel emporsteigen. Wo in Thälern gerastet wurde, fand sich leicht Wasser in geringer Tiefe unter dem Sande. Mit herannahendem Abend zeigte sich eine Heerde schönen Rindvieles, das von der Weide zurückkam; es waren kräftige Thiere von mittlerer Größe, alle mit einem Buckel und von glänzender, dunkelbrauner Farbe.

Als der kleine Zug sich am Fuße des Berges Egelal gelagert hatte, machte Barth die Bekanntschaft des Hadji Abdua, der als Sohn von Annur's ältester Schwester Fatima zugleich dessen künftiger Nachfolger war. Er war fünfzig Jahre alt und hatte viel von der Welt gesehen, war in Aegypten gewesen und sprach sich sehr verständig über die Lage der dortigen Bevölkerung aus; wenige Leute in Air, sagte er, sind so elend, wie die Masse armseligen Volkes in Kairo. Leider nöthigte ihn ein Fieberanfall, am anderen Morgen wieder nach seinem Wohnorte Tasidet zurückzukehren.

Weiter nach Süden gewann das Aussehen der Gegend auffallend. Man kam durch schöne Thäler, die an beiden Seiten vom reichsten, dichtesten Blätterwerk der Mimosen, des Taborak, des Tagmart, der Abisga, der Tunfasia bedeckt waren; zwischen ihnen schlängelte sich das sandige Bett des jetzt versiegten Regenstromes, vom herrlichsten Rasen umsäumt, dahin, während sich gewaltige Bergkuppen zu beiden Seiten erhoben. Besonders zeichneten sich die Thäler Tiggeda und Asada aus; zahlreiche Flüge von Tauben rauschten auf, schlanke Marcias oder Mohurs schlüpften durch das Dickicht, ein tropischer Ueberfluß von Pflanzenwuchs versperrte den Kameelen fast den Weg, so daß Barth's Begleiter Muhamed buchstäblich in den Schlingpflanzen hängen blieb, während sein Thier unter ihm hindurch ging. Der

vorherrschende Baum war hier die Dumpalme, aber in verwildertem Zustande, und daneben die Akazie in zahlreichen Arten, alle in üppigstem Wuchse und von Schlingpflanzen umwunden und durchflochten. Auch an begegnenden Menschen fehlte es nicht. Erst zwei Musiker von drolligem Aussehen, in kurzen blauen Hemden, die eng um den Leib gegürtet waren, mit schwarzen Strohhüten auf dem Kopfe, jeder mit einer dicken Trommel oder Timbali, die von einer Hochzeit heimkehrten; dann kam eine Karavane von 40 Kameelen und 60 Sclaven, welche in rührender Harmlosigkeit die schöne Gegend durchzogen. Barth erkannte ihre Herren wohl; es waren zwei der Kameeltreiber, mit denen er von Murzuk gekommen war, und die ihr so verdientes Geld so angelegt hatten. Die englische Mission zur Ausrottung des Sclavenhandels hatte denselben hier auf's Unmittelbarste gefördert. Glücklicherweise ist er seitdem in den Städten an der Nordküste von Afrika gänzlich unterdrückt.

Ein Bergpaß führte zu einer Höhe von 2500 Fuß, von welcher aus sich ein freier Blick auf den mächtigen Felskegel des Dogem eröffnete, der sich zu 5000 Fuß Höhe erhebt und aus Basalt zu bestehen scheint.

Weiter gegen Süden seinen Pfad verfolgend sah der Reisende, während man in die steinigen Ebenen hinabstieg, am Wege häufige Spuren von Löwen, welche diese Wildniß in großer Zahl bewohnen. Man fürchtet sie nicht sehr, da sie zu einer kleineren Art gehören; auch haben sie keine Mähnen. Ein Sturm brach los, der letzte in dieser Regenzeit, und durchnäßte alles Gepäck, da die Schwarzen dasselbe einfältiger Weise abluden, um sich selber mit den Matten zu schützen.

Auf nassen Wegen und durch reißende Regenbäche kam man nun in die düstere, wild zerrissene Thalebene von Tarhist, die mit Basalttrümmern von der Größe von Kanonenkugeln übersäet ist und zwischen starren Felswänden liegt. Zur Linken erhob sich die majestätische Gebirgsgruppe des Bagsen zu einer Höhe von 5000 Fuß. Ein Platz in dieser Wildniß zog ganz besonders die Blicke unseres Reisenden auf sich; er war etwa fünfzehn Fuß breit und von vierfacher Länge, von Steinen befreit und mit regelmäßig geschichteten Steinen umgeben. Es war ein Mśid, eine Gebetstelle; in dem Mamber, der Gebetnische, war ein kleiner Talhabaum aufgewachsen. Der Platz

war der verehrte und weit berühmte Makam des Scheich Ben Abd-el-Kerim, auch der Mſid Sidi Bagdadi genannt, wo kein Reiſender es unterläßt, ſein Gebet zu verrichten. Ihn hatte einſt der Begründer des Islam im Sudan zur Betſtelle geweiht, der Scheich Muhamed Ben Abd-el-Kerim Ben Marhili, der nach längerem Aufenthalte in Aſien von ſeiner Heimath in Tuat nach Katſena oder Kaſchna zog, um dort den Glauben an einen Gott zu verkündigen. Das war, als das Sonraireich durch Sonni Ali und Muhamed el Hadji Askia (bei Leo Africanus Soni Heli und Abubakr Iskia genannt, ſ. Bd. I., S. 60) ſeine höchſte Blüthe erreicht hatte, in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

In dem ſchönen Thale von Auderas ſah Barth eine barbariſche Art von Ackerbau. Drei Sclaven, an einen Pflug gejocht, wurden von ihrem Herrn wie Ochſen zur Arbeit getrieben. Weiter ſüdlich und im ganzen Sudan gebraucht man ſtatt des Pfluges nur die Hacken. Nun führte der Weg wiederum auf eine ſteinige Hochebene, deren Boden, wie ſie ſich ſüdwärts tiefer ſenkte, mit einer dünnen Natronſchicht überzogen war. Einige Leute waren beſchäftigt, davon zu ſammeln, doch war, was ſie fanden, kärglich und bei Weitem an Güte nicht zu vergleichen mit dem Natron von den Ufern des Tſad. Erfreulich war der Uebergang in das Thal Budda, das ſich, einer buntfarbigen Schlange gleich, mit ſeinem ſchmalen Waldſtreifen von Dumbäumen, Abisgas und Talhas weithin durch die Felſen ſchlängelt. Die Mimoſen bildeten ein faſt undurchdringliches Dickicht; in demſelben lockten Früchte von dunkelrother Farbe und der Größe einer Dattel, die bei Richardſon Griffenih genannt werden, das Gelüſte der Reiſenden, doch war ihr Geſchmack widerlich ſüß. Eine wahre Landplage lernte Barth hier kennen, welche er an Läſtigkeit neben die Termiten ſtellte. Die Karengia (**Pennisetum distichum**) war reif und hängte ihre kleinen klettenartigen Samenkapſeln an alle Kleider, die ſie ſtreiften. Die Stacheln dieſer Samen ſind ſo ſcharf, daß ſie bei jeder Berührung die Haut durchdringen und namentlich in den Fingern eiternde Wunden zur Folge haben, wenn man ſie nicht ſogleich mittelſt einer Zange herausſucht. Selbſt der halbwilde Eingeborene pflegt ſtets eine Zange bei ſich zu tragen. Uebrigens iſt die Karengia ein gutes Viehfutter, und ihr Samen dient vielen Tuaregs

zwischen Bornu und Timbuctu als Nahrung. Auch läßt sich ein wohlschmeckendes, kühlendes Getränk daraus bereiten.

Die Thäler dieses Bezirkes werden von sehr herabgekommenen Imrhads bewohnt, die von Räuberei und Freibeuterei leben, während der Zustand des Bodens deutlich beweis't, daß früherhin größere Strecken desselben bebaut gewesen sind, — eine Folge der Machtverringerung des in Agades residirenden Sultans. Jetzt ist der Boden von dem Gestrüpp der wilden Dumpalme durchwuchert; auch bringt er, was seine große Fruchtbarkeit beweis't, die Tunfafia oder Asclepias gigantea hervor. Weithin bedeckten ihn wilde Melonen; auch erblickte Barth hier schon ein Exemplar des ungeheuren Baure, eine Ficusart von mächtigem Stamm und mit großen fleischigen Blättern vom herrlichsten Grün, die im Sudan häufiger vorkommt. Der Stamm dieses Riesenbaumes maß acht Fuß über der Erde 26 Fuß im Umfange, und war bis zur Krone mindestens 80 Fuß hoch. Im Thale Tefarrakad zog eine eigenthümliche Cavalcade dahin. Es waren vier Männer; der eine saß auf einem Kameele, der zweite auf einem Ochsen, der dritte auf einem Esel, der vierte ging zu Fuß. In allen diesen Landstrichen waren Löwen, Eber, Gazellen, Strauße und Affen überaus häufig.

Am siebenten Tage erreichte die Reisegesellschaft Agades und erwartete in der Nähe der Stadt den Abend; die Sitte verbot es, dieselbe bei Tage zu betreten. Im Lager kamen zwei Reiter aus Agades zu ihnen, wohl von der Neugier hergeführt; es war der Sohn des Kadi nebst einem Begleiter. Besonders der erstere, ein schöner schlanker Mann, hatte ein ritterliches Aussehen. Er trug Tobe und Beinkleider von Seide und Baumwolle, Schwert, Dolch und einen eisernen Speer, aber keinen Schild. Die Steigbügel glichen den europäischen, waren aber von Kupfer, wie auch der Zierat des Geschirres.

Es war dunkel, als Barth in Agades einzog und in einem Hause Annurs, seines Beschützers in Tintellust, Quartier nahm. Eben da wohnte auch der Kaufmann Abd-el-Kader aus Tuat, welcher schon früher mit unseren Reisenden zusammengetroffen war. Er kam Barth auf's Freundlichste entgegen und schickte ihm eine schmackhafte Schüssel Kuskus, der aus Mais gemacht war. Minder wohlschmeckend war ein Gericht Reis, welches die Bewohnerin des Hauses, eine von

Annur's Frauen, ihm schickte. Es war ganz ohne Salz bereitet, was doppelt auffallen mußte in einem Lande, das vom Salzhandel lebt.

Früh am anderen Morgen empfing Barth schon den Besuch der ganzen Gemeinde von Tuat, Abd-el-Kader an der Spitze. Sie waren eben im Begriff, nach Tintellust zurückzukehren, und erkundigten sich nach etwaiger Reisegelegenheit durch Karavanen, die von da nach Tuat zu gehen beabsichtigten. Wie vor 300 Jahren, so sind die Kaufleute aus Tuat noch jetzt die wichtigsten Händler für den Markt zu Agades. Sie betreiben insbesondere den Kleinhandel mit Korn (Pennisetum typhoideum), aber nicht mit eigenem Gelde; ihr Capital gehört den Ghadamsiern, und ihr Gewinn reicht nur für ihren Lebensunterhalt aus. Namentlich benutzen sie die Ankunft der Kornkaravane von Damergu im Sudan zu ihren Einkäufen. Einer von ihnen, Abdallah, war nicht nur sechsmal in Agades, sondern auch fünfmal in Timbuctu gewesen; von ihm erfuhr Barth zuerst, daß die Sprache beider Orte bis auf geringe Abweichungen dieselbe sei.

Nun war es Zeit, mit den Kelowi dem Sultan Abd-el-Kadiri den schuldigen Besuch zu machen. Barth kleidete sich in eine schwarze Tobe, warf einen weißen Burnus über, zog die reich mit Seide gestickten Ghadamsi-Schuhe an, den Gegenstand des Neides seiner Freunde, und nahm die Briefe und einen Vertrag-Entwurf mit sich. Noch waren die Straßen leer, das Ganze machte den Eindruck einer verödeten Stadt, überall fiel der Blick auf Ruinen. Am Markte lag einiges Fleisch zum Verkaufe aus, daneben war ein Rind angebunden, auf der Zinne der verfallenen Thormauern saß eine Reihe hungriger Geier, die in allen Städten des Innern stehende Bewohner der Marktplätze sind.

Am westlichen Ende der Stadt lag der Palast des Sultans. Auch die Hütten, welche das Gehöfte desselben einschlossen, waren größtentheils verfallen; sie waren rund, von Rohr und Gras erbaut und vom Alter geschwärzt. In der Mitte dieser fürstlichen Behausung stand, etwas ausgebessert und von ordentlicherem Aussehen, das Haus, welches Abd-el-Kadiri bewohnte. Die Mauern waren geglättet, das Thor bestand aus Planken vom Stamm der Dumpalme, die mit Riemen statt mit Nägeln verbunden waren.

Nach einigem Warten im Vorzimmer, das nach hier üblicher Sitte durch eine zehn Zoll hohe Balustrade in zwei Theile geschieden war, öffnete sich die schwere Holzthüre im Hintergrunde, und Barth wurde mit seinen Begleitern in das Gemach des Sultans geführt. Das Zimmer war gegen fünfzig Fuß lang und eben so breit, die niedrige Decke, von zwei dicken Säulen gestützt, bestand aus leichtem Holzwerke. Zwischen den Säulen war eine schwere Thüre, die aus dem Audienzzimmer in das Innere des Hauses führte, in der rechten und linken Seitenwand befand sich ein großes Luftloch, und an der hinteren Wand nahe der Ecke kauerte der große Beherrscher des Landes Asben, der Sultan Abd-el-Kadiri. Der weiße Litham oder Gesichtsstreif und die graue Tobe zeigten ebenso, wie das gutmüthige Gesicht sogleich an, daß er kein Berber war. Er erkundigte sich erst bei Hamma nach dem Befinden des alten Annur, dann rief er Barth zu sich und befragte ihn freundlich nach England, ohne aber von Land und Volk irgend etwas zu wissen. Barth erklärte, daß die Engländer, wie mit allen Häuptlingen und großen Männern der Erde, so auch mit ihm in freundschaftliche Beziehungen zu treten wünschten, und übergab seine Briefe. Zugleich bat er, der Sultan möge in einem Briefe an den Sultan Aliu in Saccatu es entschuldigen, daß er und seine Gefährten nach allen ihren schweren Verlusten ihn jetzt nicht besuchen könnten, und schloß eine Klage daran über die Beraubung, die sie durch Abd-el-Kadiri's Unterthanen erlitten hätten. Der Sultan sprach seinen Unwillen aus, nahm die Geschenke, die in ein Tuch gewickelt waren, schweigend an und entließ Barth und seine Begleiter sehr gnädig.

Abd-el-Kadiri hatte erst seit Kurzem den Thron wieder bestiegen, den er von seinem Vater Bakiri, einem Freunde Bello's, geerbt, aber durch einen Nebenbuhler, Hamed Rufay, verloren hatte. In der nächsten Zeit sollte die feierliche Einsetzung stattfinden, und zu dem Zwecke hatten sich schon Abgesandte der Kelgeris, der Itissan und der Kelowi in verschiedenen Lagern nahe der Stadt eingefunden.

Auf dem Rückwege begegnete Barth sechs wohlgekleideten Männern, in denen er Söhne des von Murzuk her bekannten Muhamed Boro erkannte. Da er von ihnen erfuhr, daß ihr Vater seit seiner Rückkehr am Fieber leide, so machte er mit seinen Kelowi-Gefährten demselben seinen Besuch. Boro's Haus, klein, aber hübsch gebaut,

und aus zwei Stockwerken bestehend, lag an dem Kameelmarkt und war eines der ansehnlichsten der Stadt. Boro fühlte sich hoch geehrt und erwies Barth mehr Freundschaft, als derselbe nach den früheren Vorgängen hätte erwarten dürfen. Er war nicht mehr Herr der Weißen, aber sehr begütert und angesehen in Agades und Saccatu; am letzten Orte galt er sogar für den reichsten Kaufmann. Nach Art der alten Patriarchen hatte er einen kleinen Staat um sich, bestehend aus fünfzig seiner Söhne, die er mit großer Würde beherrschte. Noch jetzt beschwerte er sich bitter über die Ungerechtigkeit, mit der man ihn in Murzuk hingehalten, getäuscht und ihm endlich den Ghater Hatita vorgezogen habe. Allerdings hatte Richardson hier in seiner Wahl einen Fehlgriff von üblen Folgen gethan.

Indeß war in Barth's Wohnung, die ziemlich am östlichen Ende der Stadt lag, als Geschenk von Abd-el-Kadiri ein fetter Hammel angelangt. Nachmittags besuchte Barth den Kameelmarkt zum zweiten Male und fand ihn belebter als vorher. Gegen fünfzig Kameele, unansehnliche, magere Thiere, wurden feil geboten; die Verkäufer waren aber interessanter als ihre Waare. Sie waren Igdalen, d. h. Abkömmlinge des altberühmten Stammes der Gedala, welche zu den Zanhagaberbern gehören, und gemischt mit Sonrhayblute, hochgewachsene, breitschulterige Leute mit sehr breiten, groben Zügen, olivenfarbig und wenig dunkler als der italienische Landmann; ihr langes Haar hing auf die Schultern und über das Gesicht herab. Der Preis der Waare wurde nicht durch Gold oder Silber bestimmt, auch nicht durch Muscheln, sondern durch Karba, d. h. Austausch gegen andere Waare, gegen Callico, Shawls, Toben oder Negerkorn. Letzteres bestimmt eigentlich den Münzfuß in Agades. Streitigkeiten schlichtete ein Marktwogt, der von jedem verkauften Kameele seinen Antheil erhielt.

In der Nähe war der Gemüsemarkt, der sehr dürftig bestellt war; besser war der Fleischmarkt versorgt, muthmaßlich, weil zwei große Feste bevorstanden, die Einsetzung des Sultans und das Aid-el-Kebir, die viele Fremde herbeigelockt hatten. Noch weiter westlich ist der Kornmarkt oder Katanga. Hier saßen unter einer von Palmstämmen getragenen Halle Frauen, die allerlei Kleinigkeiten feilboten, Armbänder, Halsbänder, Sandalen, Blechbüchsen, wie sie die Kelowi zur Aufbewahrung von Talismanen benutzen, auch kleine Lederdosen

von hübscher Form und zierlichem buntem Schnörkelwerk, die zur Aufbewahrung von Tabak und wohlriechenden Sachen dienen. Eine hübsche kupferne Tasse, die Barth hier sah, wollte er am nächsten Morgen kaufen, aber sie war schon nicht mehr vorräthig. Auch ein Eselssattel und ein Kameelsattel standen zum Verkauf.

Als Barth am Abende, nach Hause heimgekehrt, sich auf der Matte vor der Thüre seines dunkeln, unbehaglichen Gemaches ausstreckte, wurde ihm wieder Abendbrod vom Sultan zugeschickt, und zwar ein sehr schmackhaftes Gericht, Finkasso genannt, eine Art dicken Pfannenkuchens aus Weizenmehl ohne Eier, fett mit Butter gebacken und im Vergleich mit dem täglichen kalten Maisschrote zu Tintelluſt ein wahrer Leckerbissen.

Von der Terrasse seines Hauses hatte er täglich den freien Ueberblick über die Stadt, welche auf einer flachen, wenig über das Thal erhöhten Ebene, einer kleinen Hammada, erbaut ist. Ohne Abwechslung liegen die meist niedrigen Häuser mit ihren flachen Terrassen neben einander, einige fünfzig zweistöckige Gebäude ragen empor und durchbrechen die Linie, mehrere flache Hügel erheben sich in der Stadt, von weggeworfenem Schutt aufgehäuft, verschiedene Vertiefungen, aus denen das Baumaterial für die Häuser der Stadt geholt wurde, haben sich mit stehendem Wasser gefüllt, ein paar Fächerpalmen und Talhabäume mildern den eintönigen Anblick, über Alles hebt sich hoch hervor die Messalladje, der dicke, viereckige Thurm der Moschee, in dessen Nähe ein anderer minder hoher, aber sehr schiefer Bau an den Thurm von Bologna erinnerte. Auch das Haus Annur's, welches Barth bewohnte, hatte als zweiten Stock ein Dachzimmer, das jedoch so sehr im Verfall war, daß Barth's Begleiter Muhamed, Annur's Vetter, ein ausgelassener Geselle, so oft er ihn auf der Terrasse fand, sich das Vergnügen machte, ihn durch die Bresche in das Zimmerchen zu werfen.

Für seine Unterhaltung unterließ der Sultan auch nicht zu sorgen. Er schickte seine Musikanten, vier bis fünf Leute, deren Leistung aber nur eine ärmliche Nachahmung der arabischen Musik war. Gleich nachher kam ein einzelner Maimolo oder Guitarrenspieler, der auf seinem dreisaitigen Molo einen gefühlvollen, extemporirten Gesang begleitete.

Ein weiterer Spaziergang führte den Reisenden in das Haus des Kadi, wo er einer Gerichtsverhandlung beizuwohnen Gelegenheit hatte. Barth's Gefährten führten Klage gegen einen in der Stadt wohnenden Berber, der überführt wurde, eine ihnen gestohlene Kameelstute verkauft zu haben. Sein Gegenbeweis, daß er sie von einem Anderen gekauft habe, der ihm zugeschworen habe, es sei kein gestohlenes Thier, genügte zu seiner Freisprechung, und er blieb im Besitz des Kaufpreises, der Käufer im Besitz des Kameeles. Von da erreichte Barth durch das Westthor das Freie; die Mauern waren stark im Verfall, die Gegend wie verödet. Einige Frauen und Sclaven gingen hin und her, um Wasser aus dem eine Viertelmeile vor der Stadt gelegenen Brunnen zu holen. Ein ganzes Ruinenfeld bezeichnete die Stätte einer vormaligen Vorstadt.

Die Teiche im südlichen Theile der Stadt, in ziemlich regelmäßigem Oval ausgeworfen, haben salziges Wasser und führen die Namen verschiedener Stämme, welche ehedem neben einander die Quartiere der Stadt bewohnten und aus deren verschiedenen Sprachen sich auch die Namen der Straßen und Plätzen herleiten. Zur Verständigung zwischen den einzelnen Stämmen, den Tuaregs, den Sonrhay und den Guber- oder Haoussanegern hatte es meist auch der Dolmetscher oder Terdjemans bedurft, an welche noch der Terdjemanteich erinnert; nach dem mächtigen Stamme der Berber von Masrata oder Mesurata war der Masratateich benannt. Auch die Straßen des südlichen Viertels zeugten noch von besseren Zeiten; ein Haus war mit verzierten Nischen versehen, und seine Einrichtung, besonders eine Röhrenleitung, deutete auf frühere Benutzung zu warmen Bädern hin.

In dem Hause eines gewissen Hossen wohnten zwei von Barth's früheren Bekannten, der jüngere Annur und der Tinylkum Sliman. Jener handelte mit ägyptischem Schafleder, wie es die Frauen von Agades zu ihren Lederarbeiten benutzen. Als Barth ihn besuchte, verließen ihn eben einige Käuferinnen, die von heller Farbe waren und arabische Züge hatten. Hierauf bewirthete Annur seinen Gast mit Fura, d. h. Hirsenwasser, das mit aufgelöst'em Käse gewürzt ist. Es wird in einer Schüssel aufgetragen, die Gesellschaft kauert um dieselbe nieder und läßt den großen Löffel herumgehen, den Jeder der Reihe nach leert.

Eines Abends sah Barth in der Nähe seiner Wohnung lustige Gruppen, die sich mit Gesang und Tanz vergnügten. Er fragte den muthwilligen Muhamed, was das sei, und dieser antwortete scheinbar treuherzig, auch Hamma sei dort und lasse ihn gleichfalls einladen. Barth hängte einen Hirschfänger um und ging. Bei glänzendem Mondlicht sah er in einem Kreise von Zuschauern vier junge Bursche, die einander gegenüberstanden und unter leidenschaftlichen kriegerischen Bewegungen, mit dem linken Fuße den Boden stampfend, sich im Kreise dreheten, während die Zuschauer lebhaft in die Hände klatschten. Aber Hamma war nicht da, wie Muhamed gesagt hatte; der Schelm hatte ihn angeführt. Von einem ihm bekannten Sclaven Annur's gewarnt zog sich Barth zurück, aber er sah sich bald verfolgt von einigen wilden Burschen, die unter dem Kriegsrufe des Islam ihre Schwerter schwangen. Er eilte zu seiner Wohnung, wurde aber an der Thüre eingeholt; die Kelowi hatten sich den häßlichen Scherz gemacht, die Kette vorzulegen. Erst nachdem er sich eine Zeitlang mit dem Hirschfänger gegen die langen scharfen Schwerter der Verfolger gewehrt hatte, ließ man ihn unter lautem Gelächter ein.

Er hatte Ursache genug zu zürnen, nahm sich aber doch vor, in Zukunft vorsichtiger zu sein, und hielt sich einige Tage zu Hause, um ein Verzeichniß der von Agades nach verschiedenen Hauptorten des Innern führenden Straßen aufzustellen, zu welchem ihm Abdallah von Tuat das Material geliefert hatte, und um zugleich die Sprachen zu studiren.

Am 15. Oct. Nachmittags ritten zehn Häuptlinge der Kelgeres zu Pferde in die Stadt ein, und gegen Abend verbreitete sich die Nachricht, daß Astafidet, der Amanokal der Kelowi, welcher in Assodi residirte, mit 2000 Mann angelangt sei und anderen Morgens seinen feierlichen Einzug halten werde, um bei der Einsetzung des Abd-el-Kadiri zugegen zu sein. Barth's Begleiter setzten daher ihren Anzug in besten Stand, und Hamma konnte kaum seidene Quasten genug bekommen, um seine hohe rothe Mütze damit zu schmücken und seiner kurzen Figur ein stattliches Ansehen zu geben. Der Arme! Wenige Jahre nachher, 1854, ist er in einem Kampfe zwischen den Kelowi und den Kelgeres gefallen. Am Abend war in der ganzen Stadt Gesang und Tanz; aber Abd-el-Kadiri gebrauchte doch die Vorsicht,

drei Häuptlinge der Itissan, welche gegen ihn beim Volke wühlten, gefangen zu setzen.

Mit einem kleinen Theile seiner Schaar betrat Astafidet am 16. Oct. die Stadt; hierauf erfolgte die Einsetzung des Sultans ohne Weiteres und mit folgender einfacher Ceremonie, die Barth sich später, da er nicht anwesend sein durfte, berichten ließ. Abd-el-Kadiri wurde von den ihm vorangehenden Häuptlingen der Itissan und Kelgeres in die Gemeindehalle geführt und dort aufgefordert, sich auf dem Gado niederzusetzen. Der Gado ist ein Ruhebett aus Palmblättern und anderem Laube, mit Matten oder Teppichen bedeckt. Sodann ersuchten ihn die Häuptlinge der Kelowi, die Füße auf den Gado hinaufzuziehen und es sich auf orientalische Art bequem zu machen. Nachdem so die verschiedenen Stämme sinnbildlich zu seiner Einsetzung gewirkt hatten, begab sich der ganze Festzug nach einer nahen Kapelle, um das am Aid-el-Kebir gebräuchliche Gebet zu verrichten. Barth sah von der Terrasse seines Hauses die Procession mit an, welche durch die besuchtesten Straßen und über die Marktplätze aus dem Westthore hinaus und nach der Andacht um zehn Uhr durch den südlichen Theil der Stadt wieder einzog. An der Spitze des Zuges ritt der Sultan auf einem prächtigen Berberhengste von Tuater Zucht; er trug ein schönes buntes Sudanhemde von Baumwolle und Seide und darüber den blauen Burnus, welchen er als Geschenk der Königin von England von Barth erhalten hatte. An der Seite führte er einen stattlichen krummen Säbel mit goldenem Griffe. Neben ihm ritten Boro, der frühere „Herr der Weißen", und sein Nachfolger Aschu, dahinter verschiedene Hofbediente, dann die Häuptlinge der Itissan und Kelgeres, Alle zu Pferde und in Waffenschmuck mit Schwert, Dolch, langem Speer und ungeheurem Schilde, hierauf die Kelowi auf Meheris, von Astafidet geführt, und zuletzt folgten die Bewohner der Stadt zu Pferde und zu Fuße, theils mit Schwert und Speer, theils mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Von den Schutthügeln sahen die Weiber und Kinder dem Zuge zu. Das Ganze machte einen reichen und überraschenden Eindruck, und die Reiter mit den hohen rothen Mützen voll Quasten, welche durch den schwarzen Litham, der das ganze Gesicht bis auf die Augen verdeckte, und den roth- und weißgestreiften ägyptischen Shawl das Aussehen von Helmen erhielten, mit den blauschwarzen glänzenden Toben, die wie Panzer

erschienen, erinnerten an die Ritter des Mittelalters. Andere trugen ihre Perlhuhntoben von Baumwolle und Seide und über dieselben einen feuerrothen Burnus, malerisch umgeworfen, so daß die Seidenverzierungen der Ecken zum Vorschein kamen.

Eine feindselige Spannung zwischen den Kelowi und den Kelgeres, welche schon dem Ausbruche nahe war, wurde gedämpft durch den Einfluß des Sidi Ralli zu Agades; es erschien jetzt vor Allem nothwendig, einen gemeinsamen Rachezug gegen gemeinsame Feinde zu unternehmen. Diese Feinde waren die Auelimmiden, ein mächtiger und kriegerischer Berberstamm vom Geschlechte der Imoscharh, welche sich die Kelowi freilich, wie Barth späterhin erkannte, als viel zu furchtbar und grausam vorstellten. Zwischen den Auelimmiden und den Kelgeres schwanken die Kelowi, selbst nicht übermäßig tapfer, in steter Furcht. Jetzt ging eine gewisse Beängstigung durch die Stadt, da die Salzkaravane der Kelgeres und der Itissan in der Nähe war und sich zum Aufbruch nach den Salzminen von Bilma anschickte. Man schlug die Anzahl der Kameele auf 10,000 an. Kurz darauf zogen sie wirklich ab.

Mehrere Rathsversammlungen hatten das Ergebniß, daß zunächst ein Zug zur Bestrafung der räuberischen Imrhad, der Ikaskesan und der Bewohner von Fadeangh unternommen werden müsse, um die Handelswege nach Nord wieder zu sichern und ihren Ruf herzustellen. Ein Trommler zog durch die Stadt, um die Einwohner zu benachrichtigen, daß die Straße nach Süden gesperrt sei, — entweder war dieselbe durch die Auelimmiden bedroht, oder man wollte die Feinde irre leiten, — und daß Jedermann sich mit Lebensmitteln versorgen möge, so lang solche nicht von Damergu aus eingeführt werden könnten. Die Trommel war ein altes Faß, über welches ein Fell gezogen war.

Ein heiteres Intermezzo bildete die Ankunft von zehn Kamelladungen Lebensmittel und Waaren, mit denen der vorige Sultan Rufay einen Theil seiner Schulden bezahlen wollte. Sogleich stürzten einige Hauptgläubiger über den ganzen Vorrath her, und die Masse der kleineren Leute, die zu fordern hatten, behielt das Nachsehen.

Es schien, als wenn Barth's längeres Verweilen in Agades dem Sultan unbequem sei; ein Neffe desselben kam zu ihm, um ihn zu fragen, wie lange er noch zu verweilen gedenke und was ihn zurück-

halte. Barth erklärte ihm, daß er es freilich gern sehen würde, wenn ihm Abd-el-Kadiri einen Brief an seinen Sultan mitgäbe, in welchem er späteren Reisenden seines Volkes Sicherheit in seinem Gebiete gewährleiste, daß er aber vorläufig nur darauf warte, bis Hamma seine Korneinkäufe gemacht habe. Er hätte gern eine Audienz bei dem Sultan erbeten, aber dieser war zu sehr beschäftigt mit den Zurüstungen zu dem Kriegszuge. Am 21. Oct. aber machte sich Barth mit Hamma auf den Weg, um Abschied von dem Sultan zu nehmen und wo möglich den von Richardson aufgesetzten Vertrag mit ihm abzuschließen. Ihnen begegnete Aschu, der Herr der Weißen, der ihnen große Höflichkeit erwies und sich mit Barth in ein Gespräch über die Verschiedenheit ihrer Länder einließ. Dann ließ er die Reisenden durch einen seiner Begleiter in seinen Garten führen, um sich die Gewächse zu besehen. Der Führer staunte sehr, als er hörte, daß in europäischen Gärten weder Senna, noch Bamia, noch Indigo, noch Baumwolle, noch Negerkorn, noch die Dumpalme, noch endlich der Talhabaum, der herrlichste Baum der Schöpfung in seinen Augen, zu finden sei, und schien sehr ungläubig, als ihm versichert wurde, es gebe in Europa weit schönere Dinge.

Hierauf begab sich Barth mit Hamma zum Palaste, wo er den Sultan zum Aufbruche bereit fand, umgeben von Kriegern, denen er Befehle ertheilte. Was er sprach, konnte man nicht verstehen, da eine Schaar Schulknaben an der andern Seite des Hofes beschäftigt war, mit lautem Schreien den Koran auswendig zu lernen. Kaum fand sich Muße, daß Abd-el-Kadiri die Wünsche Barth's anhörte; er versprach ihm den erbetenen Brief, doch enthielt derselbe, als ihn Barth empfing, dreifach ausgefertigt, nur die Bitte an die Statthalter zu Kano, Katsena und Daura, den Reisenden Abd-el-Kerim, d. h. Heinrich Barth, wohl zu behandeln und vor Freibeutern und Uebelthätern zu beschützen. Interessanter war ein anderer Brief, den Hamma erhielt, da er die unruhigen Zustände des Landes und die unsichere Stellung des Sultans selbst deutlich ausdrückt.

Nach der gebräuchlichen Eingangs-Formel „Im Namen Gottes" u. s. w. lautete das Schreiben folgendermaßen:

„Von dem Befehlshaber, dem getreuen Ausüber der Gerechtigkeit, dem Sultan Abd-el-Kadiri, Sohn des Sultans Muhamed-el-Bakiri, an die Häuptlinge aller Stämme von Enur und Hamed und Seis,

und an alle diejenigen unter Euch, welche große Macht besitzen. Vollkommener Friede sei mit Euch."

„Eure Beredsamkeit, Eure Größe und Eure Botschaften verdienen alles Lob. Wir haben die Hülfsmannschaften, die uns von Eurem Stamme geschickt wurden, gesehen, und wir haben gemeinsam mit ihnen energische Maßregeln gegen die Freibeuter ergriffen, welche die Wege der Karavanen, frommer Wanderer und den Verkehr der Reisenden sowohl wie der daheim Zurückbleibenden unterbrachen. Deswegen wünschen wir Hülfe von Euch gegen ihre Einfälle zu erhalten. Das Volk der Kelfaday, sie sind die Räuber. Wir würden nicht in die Ausübung der Gewalt ihrer Häuptlinge Eingriffe gethan haben, wenn nicht drei Gründe uns dazu bewögen: erstens, weil ich fürchte, sie möchten von Anikel (den verbündeten Stämmen von Air) zu den Auelimmiden übergehen; zweitens, damit sie keine Bundesgenossenschaft mit ihnen gegen uns eingehen können, da die Einen wie die Andern Räuber sind; drittens, damit Ihr Eure Zustimmung dazu geben möget, daß sie uns Tribut bezahlen. Kommt schnell zu uns. Ihr wisset, was die Hand hält, hält sie nur mit Hülfe der Finger, denn ohne die Finger kann die Hand nichts ergreifen."

„Wir erwarten also Eure Entscheidung, das heißt, daß Ihr zu uns kommen möget nach der Abreise der Salzkaravane der Itissan, die bei Euch auf den 15. des Monats festgesetzt ist. Gott! Gott ist gnädig und erhöret Gebete!"

„Kommt also zu uns, und wir wollen unsre Aermel aufstreifeln und die Raubhorden zurücktreiben und tapfer gegen sie kämpfen, wie Gott (Er sei gepriesen) anbefohlen hat."

„Siehe, Verderbniß hat sich vermehrt auf Erden! Mag der Herr uns nicht befragen wegen der Armen und Bedürftigen, Waisen und Wittwen, nach seinem Wort: „Ihr seid Alle Hirten und Ihr werdet Alle nach Euren Heerden gefragt werden, ob Ihr wirklich gute Sorge für sie getragen habt, oder ob Ihr sie habt verdursten lassen."

„Säumet also nicht, sondern eilet nach unserer Residenz, wo wir Alle versammelt sind, denn „Eifer in der Sache der Religion ist die Pflicht Aller;" oder sende deinen Boten schnell zu uns mit einer bestimmten Antwort; sende deinen Boten so bald als möglich. Lebet wohl!"

Am 21. Oktober verließ der Kriegszug die Stadt, an den sich alle waffenfähigen Männer angeschlossen hatten. Doch war der Sultan aufmerksam genug, da er wußte, daß Barth noch bleiben würde, bis Hamma mit seinen Einkäufen fertig sein würde, ihm nebst vielen Grüßen einen Vorrath von Weizen, eine große Lederbüchse voll Butter und Gemüse, namentlich Melonen und Gurken, zu schicken, und dazu zu versprechen, daß er am folgenden Tage noch ein Schaf erhalten solle.

Die Unternehmung war von gutem Erfolg, und die Fadeangh und andere Stämme der Imrhad verloren ihr ganzes Eigenthum. Der Mann, welcher Barth's Meheri gestohlen hatte, wurde um neun Kameele gestraft, freilich ohne daß Barth sein Thier zurückerhielt. Trotzdem war es gut, daß wenigstens ein Exempel statuirt war, in Folge dessen man erkannte, daß es ebenso großes Unrecht sei, Christen zu berauben, wie Moslemin.

Daß nach dem Abzuge des Sultans und seiner Schaar die Stadt leer wurde, kam Barth für seine Erkundigungen sehr zu Statten; namentlich zeigte sich Hamma, der ja als Annurs Eidam einer der angesehensten Männer des Landes war, jetzt weit minder zurückhaltend als vorher. Zunächst führte er ihn bei einigen seiner Bekannten ein, so daß der Reisende Gelegenheit erhielt, die Lebensweise der Bevölkerung kennen zu lernen. Barth's Haus, bestimmt zu einer nur gelegentlichen, zeitweiligen Wohnung für die Leute Annurs, war ein schmutziger, unbehaglicher Aufenthaltsort. Die eigentliche Bauweise der reicheren Emgadesier war dagegen zu erkennen an dem Hause des Maklers Idder, welchen Barth mit Hamma besuchte. Ein großer Hofraum war umgeben von einer Reihe von Zimmern; das größeste von ihnen, durch das man eintrat, hatte nach außen ein Vorzimmer, welches ähnlich wie das in des Sultans Palaste mit einer Balustrade versehen war, und auch nach dem Hofe zu ein Durchgangszimmer mit zwei in den Hof mündenden Thüren. Links im Hofe stand eine kolossale Bettstelle, so von Matten umgeben, daß sie mehr ein ringsverschlossenes Kämmerchen der Frau abgab und mit ihrem soliden Traghimmel und gleicher Hinterwand wohl einen kühlen Zufluchtsort gegen die Sonnenhitze bilden mochte. Gegenüber rechts ragte eine Kammer in den Hof vor, an welcher eine Reihe von Töpfen neben einander eingemauert war, welche zu Nestern für Ringeltauben dien-

ten. Hinter dieser Kammer zur Rechten stand wieder ein Gestell von Pfosten und Matten, das gleichfalls zu einem kühlen Ruheplatze bestimmt schien. Spielende Kinder, die umherflatternden Tauben, sowie einige meckernde Ziegen gaben dem Ganzen ein heiteres Aussehen.

Aehnlich, aber noch reichlicher ausgestattet, war die Wohnung einer Freundin Hamma's. Wo bei Jdder Matten den Boden deckten, standen hier Betten; von enormem Maße war das Hauptlager im Hofe, und ein Korridor führte von hier in einen zweiten innern Hofraum.

Die Frau vom Hause war leidlich hübsch, ihre Farbe nicht dunkler, als bei den Weibern der Araber, ihre Kleidung ein Gewand aus Seide und Baumwolle, dazu vieler Schmuck aus Silber. Auch ihre Kinder, übrigens nackt, trugen Silber und Perlen.

Ein anderes Haus war, nach Art der Bauweise im Sudan, auf den Zinnenknöpfen mit Straußeneiern verziert, was sonst in Agades nicht Sitte ist. Im südlichen Theile der Stadt stand fast in Ruinen ein Gebäude von bedeutender Ausdehnung und Höhe, das einst ein starkes Bollwerk gebildet haben mußte und möglicherweise als Karavanserei gedient hatte. Gern hätte Barth es untersucht, aber Hamma war zu abergläubisch, ihn zu begleiten. Ein Hauptunterschied zwischen den verschiedenen Wohnhäusern, die Barth besuchte, lag in der Gestalt des Hofraumes; übrigens stimmte die Bauart bei allen ziemlich überein. In einigen Hofräumen sah er junge Strauße gleich Hühnchen umherlaufen; überall hatten die Bewohner ein lebenslustiges Aussehen, wirkliches Elend zeigte sich nirgends.

Zu übermüthig und leichtfertig war das Benehmen einiger junger Mädchen, welche ohne Zwang den seltenen Gast besuchten und mit dem Zusatze, daß ja jetzt, da der Sultan fern sei, man wohl fröhlich sein dürfe, ihr Wohlgefallen an dem Zusammensein mit ihm so unzweideutig bezeugten, daß der ernste Reisende Bedenken trug, dergleichen zu dulden. Ihr schwarzes Haar hing in langen Flechten herab, die hübschen bräunlichen Gesichter mit den lebhaften Augen verhüllten sie mitunter schalkhaft mit dem Obergewande, das auch die Brust ganz bedeckte und bei der stattlichsten von ihnen weiß war. Gern hätte Barth ihre Kleidung genauer untersucht, aber er schickte sie lieber fort und schloß sich, um sie nicht sehen zu müssen, einige Tage ein.

Das sehenswürdigste Gebäude der Stadt war die Messalladje, das Bethaus mit dem hohen Thurme, das Barth auf seinem nächsten Ausgange besuchte. Auf vieles Bitten führte ihn Hamma dahin. Der Thurm der Messalladje erhebt sich über dem niedrigen Dache der Moschee bis zu einer Höhe von 95 Fuß und bildet, da er auf vier starke Pfeiler gestützt ist, in seinem untersten Geschoß einen Theil der Bethalle. Von einer Grundfläche von 30 Fuß ins Geviert verjüngt sich der Thurm bis zu etwa 8 Fuß Breite, jedoch so, daß in der halben Höhe die Wände eine Schwellung nach außen haben, ähnlich wie sie der Stamm der Fächerpalme zeigt. An jeder Seite stehen sieben Lichtlöcher über einander, und einen ganz eigenthümlichen Charakter erhält der Thurm durch die vorspringenden Enden der Bretter, welche, von Stockwerk zu Stockwerk kreuzweis gelegt, aus den schwachen Lehmwänden drei bis vier Fuß weit hervorragen, um dieselben zusammenzuhalten, und so zugleich ein rohes Mittel darbieten, um zu der Spitze zu gelangen. Zum Ausrufen der Gebetstunde scheint der Thurm nie gedient zu haben, sondern eher zum Wachtplatze. Wie Barth ihn sah, war er erst sechs Jahre alt, schien aber nur noch der Ehre halber im Stand gehalten zu werden, da die Stadt zu sehr im Verfall ist, um einer ernsten Belagerung zu trotzen.

Nahe bei zeigt sich noch der Stumpf eines ähnlichen älteren Thurmes, der aber schon schief steht und baldigen Einsturz droht. Barth hätte gern den Hauptthurm erstiegen, aber der Kadi, den man in den niedrigen dunklen Hallen der Moschee betend fand, verweigerte die Erlaubniß auf eine bestimmte und keineswegs höfliche Weise.

Im Ganzen zählt Agades zehn Moscheen, von denen jedoch nur noch drei beachtenswerth sind; früher soll die Zahl derselben sich auf siebzig belaufen haben.

Der nördliche Theil der Stadtmauer ist ziemlich wohl erhalten, da er den Palast des Sultans mit einschließt; von außen her häufen die Nordwestwinde ganze Sandhügel an der Mauer auf, welche selbst nicht auf Sandstein, sondern auf dem Granit steht, der hier vielfach durch die obere Sandsteinschicht zu Tage tritt. Durch diese Stadttheile und am Rabenstein vorüber — der jedoch dem Vernehmen nach nur selten gebraucht wird, — richtete der Reisende, von Hamma begleitet, seinen Weg in das Stadtviertel der Lederarbeiter. Die Sättel werden von Männern gefertigt, übrigens aber ist der ganze Kunst-

zweig in den Händen von Frauen, die sehr niedlich arbeiten; besonders werden hübsche Vorräthsschläuche gefertigt, welche denen von Timbuctu nur wenig nachstehen, auch schöne Matten, von gefärbtem Grase geflochten. Die Feinschmiedearbeiten verrathen gleichfalls viel Geschick bei einem freilich noch rohen Geschmacke.

Unverkennbar ist der Einfluß, welchen der rege Handelsverkehr auf den Geist der Bewohner ausübt. Manche sind zugleich auch in Haoussa, in Katsena und Tessaua angesessen, Einzelne haben durch Reisen Aegypten und die Küstenländer kennen gelernt. Unter letzteren war der Mallem Hadji Muhamed Omar, der sehr aufgeklärte Ansichten über Christenthum und Islam besaß. Auf seine Frage, wie doch bei so großer Uebereinstimmung in den Grundsätzen der Glaubensbekenntnisse Christen und Moslemin sich so feindlich gegenüberständen, versäumte Barth nicht ihn zu belehren, wie stets die Unduldsamkeit in Sachen der Religion daher rühre, daß der Kern der letzteren in unwesentlichen Aeußerlichkeiten gesucht werde. Zudem, setzte er hinzu, kennen die Muhamedaner kaum andere christliche Secten, als die alten der Jacobiten und Nestorianer, am wenigsten aber gleicht das entartete und götzendienerische Christenthum, wie es Muhamed kannte, der jetzigen so sehr gereinigten protestantischen Lehre.

Wie schon früher erwähnt wurde, weisen die Namen der verschiedenen Stadttheile und einzelne Anlagen auf die einzelnen Berberstämme hin, welche vordem die Stadt bewohnt haben. Muthmaßlich waren diese Stämme auch zugleich die Gründer der Handelsstadt, welche ihrem Verkehr mit dem Sudan zum Vereinigungspuncte dienen sollte. Wenigstens war Agades zu Leo's Zeit, um 1526, noch eine neue Stadt. Sie war 1515 durch Askia oder Iskia, den Sonrhayfürsten zu Gago, erobert worden und bis dahin von den fünf Berberstämmen der Gurara aus Tuat, der Tasimata, der in die Beni Wasit und die Tesko gespaltenen Ghadamsier, der Mesurata und der Audjila bewohnt und beherrscht gewesen. Vermuthlich hatten diese Stämme auch das ganze Land Air bis dahin in gemeinsamem Besitz und waren mächtig und blühend; der Sage nach wurden die reicheren Bewohner bei der Eroberung sämmtlich niedergemetzelt. Erst durch Askia kann die Sonrhaysprache in Agades eingeführt sein, welche von der zu Timbuctu gesprochenen sich durch starke Beimischung mit Berberworten unterscheidet. Auch der höhere schlankere Bau der

Männer und die Stirnbildung der Frauen trägt ein auf den Berberstamm hinweisendes Gepräge, während die übrigen Züge, mittlere Größe, wenig fleischiger Bau, weitgeöffnete Nasenlöcher, hohe Stirn, nicht sehr wulstige Lippen und Hautfarbe von seltenem Schwarz eben den Sonrhaynegern eigenthümlich sind, nur daß man den so charakteristischen Glanz der Haut bei den Bewohnern von Agades nicht findet.

Wie blühend übrigens Agades in früherer Zeit gewesen sein muß, als es den Hauptdurchgangsplatz für den Goldhandel nach den nördlichen Ländern von Aegypten bis Tuat bildete, ergiebt sich schon daraus, daß zu Leo's Zeiten (s. Bd. I, p. 64) der König einen Jahreszins von 150,000 Ducaten an den König des Sonrhayreiches zu zahlen vermochte.

Die alte ebendaselbst erwähnte Sitte, den König, falls er nicht gefällt, kurzweg abzusetzen und einen seiner Verwandten auf den Thron zu erheben, paßt nach Barth's Berichte noch sehr wohl auf den jetzigen Herrscher. Ihn wählen die Tuaregstämme, und zwar ist die Uebereinkunft, daß er einer Familie vom Scheriffadel, d. h. vom Blute des Propheten, angehört, die nicht im Lande Air, sondern in Guber wohnt. Da der Weg dahin in den Händen der Itissan und der Kelgeres ist, so bedarf seine Wahl unbedingt der oben erwähnten Bestätigung dieser Stämme. Daneben ist, wie gesagt, auch die Zustimmung des Sultans der Kelowi zu Tintelluft erforderlich. Uebrigens herrscht der so erwählte Fürst nicht eigentlich über die Stadt, sondern über die unter sich feindlichen drei Stämme. Seine Einkünfte bestehen aus den Geschenken, welche er empfängt, wenn er seine Würde antritt, aus einem Tribut von einer Ochsenhaut von jeder Familie, je etwa einen halben Dollar an Werth, aus einem bedeutenden Tribute, den die Imrhad zahlen sollen, aber nicht immer zahlen; aus einem Zoll von zehn Mithkal oder vier Dollars für jede eingebrachte Kameelladung, wobei die Lebensmittel unbesteuert bleiben, aus einem kleinen Zoll auf das durchgehende Salz und allem andern Transit; endlich aus den Geldstrafen, welche von Raubzüglern und Ruhestörern, oft von ganzen Stämmen, zu erlegen sind. Der Gesammtbetrag seiner Einnahme übersteigt nicht die Summe von 20,000 Dollars.

Wie schon öfter bemerkt, erfreut sich das Land Air eines gesunden Klima's. Obschon in der Stadt Agades selbst die stehenden Wassertümpel ungesunde Dünste aushauchen, so werden diese letzteren

doch sogleich durch die stets über die Hochebene streifenden Winde zerstreut. Dagegen herrschten in Agades, als sich Barth dort aufhielt, die Blattern, eine Landplage für das ganze Central-Afrika, gegen welche sich die heidnischen Stämme durch eine Impfung zu schützen suchen, während die Muhamedaner zu sehr Fatalisten sind, um sich dieser Operation zu unterwerfen.

War früherhin Agades der Hauptplatz für den Goldhandel, — es schreibt sich daher noch der jetzt gebräuchliche Nennwerth des Goldgewichts Mithkal, — so erscheint jetzt keine Art von Gold mehr auf dem Markte, auch keine Kurdi oder Kauris, selten nur die Gubga, d. h. der Baumwollstreifen, die Münze der Bornuesen. Die eigentliche Münze zu Agades ist die Negerhirse (Pennisetum typhoideum), für welche man verhältnißmäßig am güngstigsten kauft. Den von Murzuk mitgebrachten Callico, der dort freilich theuer gekauft war, mußte Barth mit 20 Procent Verlust ablassen, andere Gegenstände noch billiger. Unter den Artikeln der Ausfuhr kam vordem die Senna häufig vor, die in den umliegenden Thälern in Menge wächst; aber die Nachfrage hat aufgehört, da der Preis an der Küste zu tief gesunken ist. Barth begegnete auf seiner ganzen Reise nicht einer einzigen Kameelladung davon. Ueberhaupt ist die ganze Wichtigkeit von Agades zu jetziger Zeit die, daß es an der nächsten Straße von der Küste zum Niger und zum westlichen Sudan liegt und somit bei seiner gesunden Lage für einen europäischen Agenten ein trefflicher Platz wäre.

Endlich am 29. October waren Hamma's Einkäufe beendigt, und andern Tages verließ Barth mit ihm diese Stadt, in welcher er so vieles Charakteristische über die Bewohner der südwestlichen Wüstenstriche erfahren hatte. Anstatt seinen Versprechungen gemäß über Asassas, eines der größten Dörfer im Lande, zu gehen, das an einer östlichen Straße lag, wählte Hamma zur Rückreise nach Tintellust den kürzeren Weg, auf dem sie auch nach Agades gekommen waren. Unterwegs hatte die Reisegesellschaft im Thale Budde das gewiß seltene Schauspiel, fünf Löwen zu gleicher Zeit zu erblicken, die aber, als die Reisenden mit den Waffen ihnen entgegengingen, in eiliger Flucht sich in die Berge zurückzogen. Sie waren von der kleinen mähnenlosen Art.

Am 5. Nov. kam man in Tintellust an, das, wie wir wissen, von Barth's Reisegefährten bereits verlassen war, welche sich schon mit

der Karavane im Thale Tinteggana befanden. Er folgte ihnen unverzüglich dahin nach und wurde von ihnen freudig willkommen geheißen, und die Erfolge seines Ausfluges waren wohl geeignet, bei ihnen eine freundschaftliche Eifersucht zu erregen. Auch Annur zeigte sich hocherfreut über seine Rückkehr, während freilich seine erste Mittheilung dem eifrigen Reisenden wenige Freude machte. Er erklärte nämlich, noch nicht nach Zinder gehen zu können, da das Land noch zu unsicher sei; wollten sie sich dem Theile der Karavane, der vorausziehen sollte, anschließen, so wollte er sie der besondern Fürsorge seines ersten Sclaven Singhina anempfehlen. Aber er hielt es für besser, nur das Gepäck vorauszuschicken, und zwar bis Kano. Das geschah, und war auch manche Unbequemlichkeit unvermeidlich, da fast alle Sachen abgegeben werden mußten, so war man doch fortan vor Beraubung und Erpressung desto sicherer. Auch das Boot ging mit.

Nun wurde ein Lager in dem hübschen Seitenthale Ofayet aufgeschlagen, dessen Boden mit Mimosen, mit Burekkeba und mit Alluot, einer blaublühenden Cucifere, bedeckt war. Nach und nach freilich verschwanden Bäume und Gräser aus der Umgebung des Lagers; die letztern wurden von den Kameelen gefressen, oder zum Bau der kleineren kegelförmigen und viereckigen Hütten verwendet, die ersteren gefällt und an den Lagerfeuern verbrannt, die bei der niedrigen Temperatur nicht zu entbehren waren. In dieser Zeit unfreiwilliger Muße faßte Barth einen ausführlichen Bericht ab über seinen Besuch in Agades, und sandte ihn durch einen durchreisenden Kaufmann nach Ghadames. Dann aber begann er die Ausarbeitung eines Wörterbuches der in Agades gesprochenen Sprache, und bediente sich dazu der Hülfe eines gewissen Summusuk, der Annur's Dolmetscher war. Eigenthümlich war die Art, wie er diesen unzuverlässigen und diebischen Menschen für seine gelehrten Zwecke ausbeutete. Gegen Tagelohn mußte sich Summusuk im Zelte einfinden, sich aber sogleich auf seinen Platz setzen, der sehr enge umgrenzt und nicht in unmittelbarer Nähe der Reiseeffecten war. Von dem Platze durfte er nicht aufstehen, bis die Sitzung beendet war, mußte auf alle Fragen Rede stehen, und für den Fall, daß er nach verbotenen Dingen griff, hatte Barth von Annur das Recht erhalten, ihn auf der Stelle todt zu schießen. So schöpfte Barth eine Menge interessanter Angaben aus dem Taugenichts, die sich später als vollkommen getreu bewährten.

In einige Unruhe wurde der alte Annur versetzt, als die Nachricht kam, daß die räuberischen Bewohner des Thales Fadeangh, welche von Astafidet und Abd-el-Kadiri für ihre an unsern Reisenden verübten Plünderungen gezüchtigt waren, plötzlich die Stadt Tintarhode überfallen und zwei große Heerden Kameele und alle bewegliche Habe weggeführt hätten. Annur ritt sogleich zu dem alten Mallem Asori, den man den Weisen von Air nannte, und der nicht fern zu Tinteyat wohnte, um dessen Rath zu hören. Der „Löwe von Tinteyat" versprach ihm auch, sogleich den Räubern, die sich aus ihrer Heimath und Annurs Bereich zu den nördlichen Stämmen geflüchtet hatten, nachzueilen und sie wo möglich zur Rückgabe des Raubes zu bewegen.

Der alte Annur war trotz seiner Jahre ein reger und rüstiger Mensch. Kaum von dem beschwerlichen Ritte nach Tinteyat zurückgekehrt, sprengte er früh am anderen Morgen durch das Lager, um nach dem Wasserplatze zu sehen. Er saß gut zu Pferde und wollte sich wohl auch von vortheilhafter Seite zeigen.

Seine Augen litten häufig an Entzündung. Als daher ein Diener Richardsons einen Geier geschossen hatte, befahl er, dem Raubvogel die Augen auszustechen, und genoß sie als Arznei. Aehnlich macht man es dort zu Lande vielfach; um körperliche Schwächen oder Leiden zu heilen verzehrt man die entsprechenden Körpertheile der Thiere.

Der freundliche Verkehr Annurs mit Richardson dauerte fort; er holte sich regelmäßig seinen Kaffee und Zucker und versorgte seinen Freund dafür mit Milch. Kleine Geschenke von Richardson stimmten ihn noch günstiger, und er füllte manche Stunden mit seinen Erzählungen aus. „In früheren Zeiten", prahlte er einmal, „waren wir noch nicht an Bildung, Sitte und Charakter so vorangeschritten, wie wir jetzt sind. Als ich jung war, hielt man das Volk von Asben für ein schlechtes Volk, und wir handelten nicht immer schön. Einmal waren vier Fighis hier, welche die Leute aufgestachelt hatten, mich in schlechten Ruf zu bringen. Was that ich? Ich lud sie ein, schenkte ihnen schöne Burnusse, gab ihnen ein tüchtiges Abendbrod und wies ihnen dann ein Gemach an, wo sie schlafen sollten. Als sie aber fest eingeschlafen waren, grub ich ein tiefes Loch, holte sie alle aus dem Zimmer heraus, machte sie todt, legte sie in das Loch und deckte sie fest zu. Heut zu Tage", fuhr er fort, „brauchen wir

solche Mittel nicht mehr. Thut uns Jemand etwas zu Leide, so nehmen wir ihm seine Kameele ab, weiter nichts."

Auch die alte Besorgniß, daß die Fremden sein Land abschrieben, ließ er allmählich fahren, und er sah sogar mit Wohlgefallen die Skizze an, welche Barth in sein Buch zeichnete. Ja, das ganze Verhalten seiner Schutzbefohlenen nahm ihn derart ein, daß er eines Tages, als er plaudernd in Barth's Zelte saß, den Jussuf holen ließ und ihm eröffnete, daß er geneigt sei, die Religion der Christen für besser zu halten, als seine eigene. „Freilich", erwiderte der Araber, „sind ihre Sitten ausgezeichnet, aber ihr Religionsbekenntniß hat doch große Mängel. Sie haben nicht den reinen Glauben an einen einzigen allmächtigen Gott, denn sie erheben einen seiner Propheten, seinen Sclaven, zu dem Range seines Sohnes." „Hakkananne?" „Verhält sich das so?" — fragte Annur verwundert. Barth schwieg zwar, wußte aber gelegentlich den alten Häuptling über das wahre Wesen der christlichen Religion zu belehren. Als ein Zeichen schauderhafter Barbarei der Europäer stellte Annur die Grausamkeit hin, mit der sie sich im Kriege einander mordeten, zu so ungeheuren Schaaren und mit so furchtbaren Mitteln. Schwert und Speer, meinte er, seien doch die einzigen rechtlichen und ritterlichen Waffen. Solche Civilisation sei die abscheulichste Wildheit.

Es wurde Barth schwer, sich wieder an die rohe Kost, den bittern und unverdaulichen Brei von Negerhirse, zu gewöhnen, zumal er keinen Thee mehr besaß, ihn herunterzuspülen. Am 27. Nov. kauften die Europäer sich für 12000 Kauris von Annur einen Ochsen und labten sich mit der kräftigen Brühe und dem Fleisch. Richardson erzählt, daß er, des Fleischessens ganz entwöhnt, sich gar nicht wohl danach gefühlt habe; ja, das Kauen habe ihm alle Zähne bluten gemacht.

Overweg, der eine Zeitlang leidend gewesen war, hatte sich ganz erholt und durchstreifte fleißig die Gegend, um sie in geologischer Hinsicht auszukundschaften. Auf der rechten Seite des Thales, wo sich eine hohe Felskuppe, Adode genannt, erhob, fand er kleine Basaltkuppen, und war der Meinung, daß auch wohl die Adode aus Basalt bestehen möchte. Leider sind seine Beobachtungen für die wissenschaftliche Welt so gut wie verloren, da sich nach seinem zu frühen Ende aus seinen Aufzeichnungen ein Ganzes nicht mehr herstellen ließ.

Noch immer war keine Aussicht, das Thal bald zu verlassen. Hamma, der das Lager nach kurzer Abwesenheit wieder besuchte, sagte, daß jetzt jedenfalls die Salzkaravane von Bilma erwartet werden müsse, die in zwanzig Tagen ankommen könne. Dann werde man fünf Tage später wohl abgehen können. Wie gern hätte Overweg mit der Karavane Bilma besucht! Aber Annur trug Bedenken, ihm das zu gestatten, mochte auch wohl, wie Richardson meint, nicht in der rechten Form darum angegangen sein. Indessen mochte er als Arzt seine Wunderkuren bei den Kelowi und ihren Frauen ausführen, und war so gesucht, ja überlaufen, daß er, um das Geschäft zu vereinfachen, den einen Tag nur Calomel, den andern Tag nur Magnesia gab, dann wieder Doversche Pulver und sofort — aber die Patienten waren zufrieden.

Die Familienverhältnisse in Air sind wunderlicher Art. Die Frau verläßt nie die Heimath des Vaters; ein Mann, der sich verheirathet, bleibt einige Wochen bei seiner Frau und muß dann, wenn er nicht bei ihr seine Wohnung aufschlagen will, ohne sie in seine Heimath zurückkehren. Der Preis, den er für die Frau zahlte, meist in einigen Kameelen bestehend, verbleibt ihr Eigenthum und dient ihr zum Lebensunterhalt; sie schickt die Kameele mit den Karavanen, Salz oder Gossup zu holen, und Manche erwirbt sich hierdurch und durch die Geschenke ihrer Freunde ein ansehnliches Vermögen. Die Männer aber verheirathen sich auf ihren Reisen auch an verschiedenen andern Orten, die sie wechselnd zu besuchen pflegen, und wohnen dann jedesmal bei der entsprechenden Frau. Annur mißbilligte das sehr, da es den Mann unter Umständen von der Gerichtsbarkeit der fremden Orte abhängig mache. Er hatte nur Sclavinnen zu Frauen gehabt, die stets bei ihm blieben. Viele seiner Töchter waren verheirathet, — der Preis für jede betrug zehn Kameele, — aber ihre Männer waren alle abwesend; nun war es seine Unterhaltung, im Kreise seiner Frauen, Töchter und Enkel zu leben.

Am 5. Nov. kamen die ersten Mitglieder der Salzkaravane an, und man konnte die ersten Anstalten zur Abreise treffen. Vorher aber ward auf feierliche Art ein Brunnen gegraben, um so viele Menschen mit Wasser versorgen zu können. Eine ganze Procession verließ das Lager, den alten Annur an der Spitze, und zog zum Eingange eines kleinen Seitenthales. Zuerst wurde mit einem Speere

nach einer geeigneten Stelle gesucht; man grub und fand bald guten Wasservorrath. Dann dämmte man das Loch mit Zweigen und Steinen so fest ein, daß es wohl bis zur nächsten Regenzeit sich halten konnte. Auf länger sorgte man nicht, der Regen und die Fluthen hätten doch Alles zerstört. So berechnet man in diesen Ländern alle Unternehmungen nur auf die Dauer eines Jahres, jede Regenzeit bringt neue Schöpfungen mit sich, in der Natur und im Leben der Menschen.

Dritter Abschnitt.

Ankunft in Sudan. Richardson's Tod.

Am Morgen des 12. December verließ die ganze Karavane, und unsere Reisenden mit ihr, das Thal Tinteggana. Vor dem Aufbruche bestieg Barth noch einmal, um Abschied von dem ihm liebgewordenen Thälchen Ofayet zu nehmen, die nächste Vorhöhe des Bundaygebirges, von deren basaltischem Rücken aus er das ganze Thal bis nach Tintelluft hinab übersah, das sich in der klaren, mäßigen Beleuchtung des Wintermorgens ruhig und malerisch vor ihm ausbreitete. Nur hin und wieder tönte durch die Stille zu ihm der ferne Schrei eines Kameeles empor, das sich mit Sträuben seine Last aufladen ließ. Gegen Mittag setzte sich der Zug dann langsam in Bewegung; an der Spitze schritt, sein Kameel am Nasenzaume führend, der alte Annur, ihm folgten die mannichfaltigen Gruppen der Karavane. Es war ein ganzer Stamm, der hier in Wanderschaft erschien, die Männer zu Fuß oder auf Kameelen reitend, die Weiber auf Rindern oder Eseln; Hausgeräth, ja die Gerüste der leichten Wohnungen, Alles wurde mitgeführt, Matten und Stangen, Töpfe und Mörser, Schüsseln und Näpfe hingen in buntem Durcheinander auf den Lastthieren. Zwischen den letztern spielten, den stetigen Schritt derselben oft störend, die jungen Kameele umher, an den Seiten trabten Heerden von Rindern und milchgebenden Ziegen mit. So zog die Airi, d. h. die Salzkaravane von Air, ihren Weg nach dem Süden dahin, um das in der menschenleeren Wüste gewonnene, dem Menschen doch so unentbehrliche Product nach den volkreichen Ländern des Sudan

zu bringen, die dessen entbehren. Weder die Tibbos, der Besitzer der Salzdistrikte, noch die Haoussaner, für die das Salz gewonnen wird, befassen sich mit dem Transporte desselben. Dies Geschäft fällt den Bewohnern der zwischen beiden gelegenen Länder zu, die ohne solchen Handel nicht würden bestehen können. Hieraus erklärt sich auch der Eifer, mit dem der alte Annur noch alljährlich die Salzkaravane führte und zusammenhielt. Täglich brachte der Aufbruch derselben einen neu anregenden Anblick; unter Trommelschall und lautem Zuruf rückten die Züge von ihren Lagerstätten heran, jeder geführt von seinem Häuptlinge, und Abends, wenn das große Lager aufgeschlagen war, gab es Spiel und Tanz überall, die Trommeln leisteten ihr Bestes, und das bunte Getreibe beim Scheine der flackernden Feuer, in immer neuen Landschaften unter wilden Felsmassen, ließ den Reisenden unverwischliche Eindrücke zurück.

In den besten Jahren soll die Karavane sich auf 10,000 Kameele belaufen; soweit sie sich diesmal überschlagen ließ, bestand sie aus etwa 3500 Lastkameelen, in 30 Abtheilungen, deren Last einen Werth von 150 Millionen Kauris, d. h. 60,000 Thalern haben mochte. Hiermit hatte man das Gebiet des mittleren Sudan, etwa 40 Meilen ins Gevierte, zu versorgen, während Bornu sein Salz direct von Bilma erhält und der mittlere Niger es aus anderen Quellen bezieht.

Das Salz wird in dreierlei Form in den Handel gebracht; entweder in derben cylindrischen Stücken, 16 Zoll hoch und 2—3 Zoll breit, Kantu genannt, deren 10 eine Kameellast bilden, oder als kleinere Kuchen, theils von grobem, theils von feinerem gereinigten Salze, oder endlich als loses Pulver, das allein für den Europäer genießbar ist. Alles andere Salz ist bitter. In Bilma zahlt man für drei Kantu zwei Sekka Negerkorn; den gleichen Werth haben vierzig Kuchen des groben oder zwölf des feinen Salzes. Man verpackt die Waare in Säcke und Blätter der Dumpalme, die Takrufa heißen.

Erst allmählich fand sich die Karavane ganz zusammen; ja, noch nach zehn Tagen wurde eine Rast von drei Tagen beliebt, damit auch der Sultan von Assodi mit seiner Karavane sich anschließen könne. Es sollte das ungleichzeitige Eintreffen im Sudan vermieden werden, da sonst die zuerst Ankommenden den besten Handel gemacht haben würden, zum Nachtheil der Späteren.

Die ersten drei Tage hindurch bewegte sich der schwerfällige Zug an den östlichen Abhängen des Bunday und des Egellalgebirges dahin, durch trockene Thäler, in denen ungeheure Massen von abgestorbenen Bäumen lagen, die in der Regenzeit mit den Wurzeln ausgerissen waren. An den Seiten erschienen wie in Reihen geordnet Felsen von kegelförmiger Gestalt; in den Thälern herrschte der Sandstein vor, überall aber war derselbe von Granit durchbrochen, der hin und wieder auch mit Trachyt abwechselte. Ein gewaltiger Fels, der Berg Mari, um den die Karavane herumbog, zeigte einen äußerst malerische Gestalt, fast wie das Riesenbild eines mit der Last niederkauernden Kameeles. In den Felsen am Wege hauf'ten Löwen, vor deren Höhlen häufige Thiergerippe und Koth von Löwen gefunden wurde. Die Thalebene Adoral war gefüllt mit prachtvollen weitästigen Addua- oder Taborakbäumen, deren Laubkronen, oft bis auf den Boden herabreichend, ein Dach des frischesten Grüns bildeten. Hie und da zeigte sich schon die Indigopflanze, Nile von den Arabern, Baba im Sudan genannt, mit ihren kleinen harten Samenschoten. Nun erschienen zur Rechten die riesigen Berggruppen des Baghsen, und die ganze Landschaft hob sich. Die Vegetation am Wege wurde spärlicher, der schmale Pfad wand sich über eine rauhe Fläche schwarzen Basaltes und preßte die Karavane in eine lange Reihe zusammen. Der Baghsen erschien allmählich in deutlicheren Umrissen, als eine nicht eben sehr hohe, aber gewaltig breite Felsmasse, die durch tiefe Thalgründe oder Schluchten in mehrere einzelne Gruppen getheilt wird. Die Erhebung der höchsten Kuppe beträgt nach Barth's Anschlage etwa 5000 Fuß über dem Meere, oder stark 3000 Fuß über der Thalsohle. Der Weg führte über Steintrümmer, die in ungeheurer Anzahl zerstreut dalagen und von Overweg für Basalt erklärt wurden; dann senkte er sich, näher am Baghsen hin, in ein trockenes Wadi mit mächtigen Tolukhbäumen. Von einigen jungen Stämmen lasen die Sclaven Stückchen Gummi ab, und es gelang Richardson, auch ein Stück zu finden. Es war traubenförmig, von durchscheinenden Tropfen gebildet, die eine helle Bernsteinfarbe hatten, und sich leicht von einander lös'ten; der Geschmack war sehr angenehm. Möglich, daß dies die von Leo schon erwähnte Manna ist, von welcher Barth inzwischen versichert, im Lande Air keine Spur gefunden zu haben.

Einer der Sclaven, der aus Nachlässigkeit ein paar Kameele hatte entlaufen lassen und dadurch Aufenthalt verursachte, wurde von den Kelowi in folgender Weise gestraft. Er wurde gebunden und mußte sich todt stellen; so ward er von Zelt zu Zelt geschleppt, und wer ihn sah, mußte, um die üble Vorbedeutung abzuwenden, die in dem Anblicke des Todten lag, den Vollstreckern der Strafe ein Geschenk geben. Der Bursche spielte seine Rolle meisterhaft, den Andern aber brachte auch hier, wie immer, das Mißgeschick der Reisenden eine Menge Geld ein.

Die Dumpalmen, erst zerstreut, dann immer dichter stehend, bildeten endlich eine förmliche Waldung; die Bäume waren mit fast reifen Früchten beladen und gaben der Landschaft ein völlig tropisches Ansehen. Von ihren Blättern bereiten die Eingebornen alle ihre Stricke. Man kam an manchen, zum Theil in Ruinen liegenden Dörfern vorüber; viele Hütten waren aus Stein gebaut. Die Thalsohle des Wadis gab schon einen Fuß unter dem Boden Wasser; freilich war es spärlich und trübe, von fast milchigem Ansehen. Annur beschenkte Richardson mit einem Stücke Gurunuß, die, an sich nicht eben schmackhaft, doch das Gute hatte, daß nach dem Kauen derselben das schlechte Wasser angenehmer schmeckte.

Häufig zeigten sich an den Bäumen hängend die niedlichen Nester des Webervogels; oft trug ein einziger Strohhalm oder ein dünnes herabgebogenes Reis das kunstvolle Bauwerk. Auch fielen zwei Arten von Schlingpflanzen den Reisenden auf, die sich in dichtem Laubwerk über die Bäume verbreiteten. Die eine wurzelte, als ächter Schmarotzer, in den Zweigen derselben, in Hinsicht auf Nahrung und Stütze ganz von letzteren abhängig. Einige Schwarze, die früh durch die Wüste gebracht waren und dergleichen noch nicht gesehen hatten, brachen in lautes Gelächter über so seltsame Pflanzenformen aus — was die ernste Aufmerksamkeit gebildeter Geister erregt, konnte diese kindischen Naturen nur belustigen und eine Art von Spott bei ihnen hervorrufen. — Auch wilde Wassermelonen waren in Menge da, sehr klein, aber hart und gesund. Die Eidechse, welche man fast durch die ganze Wüste um die Füße der Kameele herumschießen sah, war verschwunden; vielleicht, daß die längerdauernden Ueberschwemmungen, denen diese Landstriche in der Regenzeit ausgesetzt sind, keine Landeidechsen aufkommen lassen.

Nach einem unerfreulichen Christabende brach ein gleich trauriger Weihnachtstag an, den die Reisenden in ernster Stimmung verlebten. Sie fühlten sich vereinsamt unter ihrer so zahlreichen, aber ihnen innerlich so fremden Reisegesellschaft; auch mit den besten derselben ließ sich kein Wort wechseln, ohne daß Bettlergelüste sich unverhohlen aussprachen, — und man hatte schon mehr als man sich selbst verzieh fortgegeben. Dennoch konnte es Richardson sich nicht versagen, allen Dienern der Expedition ein Weihnachtsgeschenk zu reichen; sieben Personen erhielten so jede ein baumwollenes Tuch und einen Ring, Jussuf Mukni ein seidenes Tuch ohne Ring, Annur's Gattin wurde durch ein dickes Stück weißen Hutzuckers erfreut. Dann aber begingen Richardson, Barth und Overweg ihre stille Andacht, indem sie aus einer arabischen Bibel die ersten Capitel des Lucas miteinander lasen; sie nahmen sich dabei vor, öfter Sonntags gemeinsame Andachten zu halten. Statt des englischen Weihnachtsschmauses, Plumpudding und Roastbeef, auf welchen Richardson ungern verzichtete, diente Hirsebrei und Pökelfleisch. Tief fühlte sich Richardson ergriffen, als am Abende die Sterne in strahlendem Glanze vom tiefdunklen Himmelsgewölbe niederleuchteten und Overweg aus der Fülle seines Wissens ihm die Wunder des Firmamentes erklärte; mit Andacht und Staunen erfüllten ihn die Aufschlüsse über die unendlichen Fernen der Zeit und des Raumes, zu denen die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung die dichterische Phantasie befruchten.

Mit öfteren Unterbrechungen von wenigen Tagen kam die Karavane langsam aus dem Gebirgslande von Air in das hohe Flachland, eine zweite Hammada, welche dreißig Meilen breit dieses Land von dem eigentlichen Sudan trennt. Das Gebiet des Löwen hört hier auf, das der Giraffe beginnt; auch die große Antelope Leukoryx zeigte sich häufig. Der Weg stieg hinan auf den Gebirgsgürtel von Abadardjen; die Felskämme verschwanden, sandige Landstriche, hier und da mit Dünen durchsetzt, traten an ihre Stelle. Von dem Brunnen Tergulauen, der durch die häufige Anwesenheit von Raubhorden zu einem gefährlichen Aufenthalte geworden ist, schied die Karavane am letzten Tage des Jahres, um das Wüstenplateau zu betreten. Dasselbe war durchschnittlich 2000 Fuß hoch, auf weite Strecken völlig öde, hin und wieder mit einzelnen kleinen Bäumen besetzt. Weiter südwärts war das ganze Land übersäet mit der obengenannten klettenartigen Karengia,

deren reife Früchte, von dem scharfen Nordostwinde losgerissen und die Luft erfüllend, den Reisenden unablässige Last verursachten. Von ihnen überdeckt klebten die Kleider gleichsam aneinander, und Hände, Füße und Gesicht der Männer und Weiber hatten ohne Unterlaß von dieser peinigenden Klette zu leiden.

Die ganze Feier des Sylvesterabends beschränkte sich auf ein Gericht von zwei Straußeneiern, und nüchternen Sinnes legten sich die Reisenden frühzeitig nieder.

Der Zustand, in welchem die verschiedenen Mitglieder der Karavane, Berber, Haoussalente, Tibbos, Araber, Mischlinge, Engländer und Deutsche, am Morgen von ihrem Nachtlager sich erhoben, war ein wahrhaft kläglicher und zeigte deutlich die Hinfälligkeit des menschlichen Daseins. Jeder dachte nur an sich und wie er, zusammengekauert, sich vor der schneidenden Kälte schützen möchte. Von raschem Aufbruche war keine Rede, auch waren die Kameele nicht zur Hand. Endlich ließ die Kälte etwas nach, die Thiere fanden sich zusammen, und nun fing neue Arbeit an mit den Kletten. Jeder suchte sich und seine Decken davon zu befreien, was aber der Eine mit Mühe von den Gewändern abgelös't, trug der heftige Wind sofort dem Nächsten zu. Endlich $9\frac{1}{2}$ Uhr brach man wieder auf und kam nach dreistündiger Reise auf den ödesten Theil der Hochebene. Gegen Mittag war wieder einiges Buschwerk zu sehen. Auch große schwarze Strauße liefen mit Windeseile weiter, einmal ein Paar mit neun Jungen. Die Tolukhbäume waren voll Vogelnester, während in der nördlichen Hammada kein Nest zu sehen gewesen war. Ein solcher Baum war fast erdrückt durch ein ungeheures Geierneſt; Felsen, um darauf zu horsten, finden die Raubvögel nicht vor. Der Boden war wieder überdeckt mit Karengia, und wo diese fehlte, durchwühlt von Springmäusen und Erdschweinen. Die Löcher der letzteren, oft bis zu zwanzig Zoll weit, können selbst den Reitern gefährlich werden.

Am nächsten Tage schon verrieth stärkerer Baumwuchs die Nähe der begünstigten südlichen Zone, mit der die Wüste in den fruchtbaren Sudan überging und am 3. Januar war der Südrand der Hammada erreicht. Neue Thiere und neue Völkerstämme traten auf; man begegnete einer Karavane, die aus etwa zwanzig mit Korn beladenen Zebus oder Buckelochsen bestand; weiterhin weidete eine ganze Heerde dieser Thiere, dann kam ein Dorf der Tagama, in dessen

Nähe das Lager aufgeschlagen wurde. Die Hütten des Dorfes bestanden aus rohen Gerüsten von Zweigen, oben mit Thierfellen, an den Seiten mit Matten verdeckt; die Menge von Kindern und Hausthieren aber gab der Niederlassung einen lebendig bewegten Charakter. Bald kamen, um zu betteln, die Männer herangeritten, der hellen Farbe nach Tuaregs, von hohem Wuchse, auf erbärmlichen kleinen Pferden. Auch die Frauen waren nicht häßlich, jedoch übermäßig beleibt, und thaten sich namentlich auf den monströsen Bau ihres Hinteren viel zu Gute, wie denn überhaupt Schamhaftigkeit ihre allergeringste Tugend zu sein schien. Die Vornehmeren unter ihnen trugen schwarze Turkedis und einen Ueberwurf, die Aermeren einfach weiße Baumwolle. Auch die Kleidung der Männer war weiß, und die meisten tragen das Haar in langen Zöpfen geflochten, ein Beweis, daß sie Anisslimen oder Marabuten sind, was freilich zu den losen Sitten wenig paßt. Sie haben an ihrer Messalladje einen Mallem angestellt, sind aber nicht wirklich Muhamedaner, sondern — Christen. Diesen seltsamen Umstand hebt Barth ausdrücklich mit folgenden Worten hervor: Aus vielen Umständen ergiebt sich mir, daß dieser Stamm, dessen Name in ganz ähnlicher Form und in nur etwas anderen Wohnsitzen schon bei Ptolemäus erscheint, zum Christenthum übergegangen war und dann in erniedrigter Stellung unter den zum Islam bekehrten verwandten Stämmen sitzen blieb. Die Landschaft heißt übrigens noch jetzt „Arrumet", „das Christenland."

Uebrigens zählt der Stamm der Tagama kaum noch 300 Speere, da er bei dem von Clapperton erwähnten unglücklichen Feldzuge der Kelgeres oder Kilgris gegen Bello, an welchem sich die Tagama betheiligten, sehr starken Verlust erlitten hat. (Bd. I, S. 339.)

Am 4. Januar kam die Reisegesellschaft an den südlichen Rand der Hochebene, welche sie am 28. Dezember betreten hatte. Mit dem Verlassen dieses Wüstenstrichs, der von 17° n. Br. bis 15½° reicht und somit von Nord nach Süd 45 d. M. Durchmesser hat, betrat man die eigentliche Schwelle des Sudan. Der nackte Felsboden hörte gänzlich auf, an seine Stelle trat, gegen 100 Fuß tiefer gelegen, eine Art von Steppe, die mit zahlreichen und neuen Pflanzenformen bedeckt war. Bald zeigte sich auch ein Tümpel stehenden Wassers, ein Tebki, etwa zehn Minuten lang. Der wellige Boden war mit Niederwald bedeckt, dicke Bäume dazwischen, und auf dem Boden wucherte die

lästige Karengia. Kleine Vögel, Drosseln, Krähen, Tauben waren zahlreich; am Wasser fand man Perlhuhnfedern und ein Stück Schildkrötenschale. Schildkröten von ansehnlicher Größe sind hier nicht selten, ihre Schalen werden viel zu Wassertrögen benutzt. Der Boden war hie und da vom Höhlenbau der Hyäne und des Ameisenfressers durchbrochen. Die Dickichte, behauptete Annur, wimmelten von Löwen. —

Im Weiterziehen stieß man auf andere Niederlassungen der Tagama, minder ärmlich als die früher gesehenen; Rindvieh und Schafe weideten daneben, letztere mit Haar statt der Wolle und mit Fettschwänzen. Wolle tragende Schafe besitzen nur die Neger am Niger und die anwohnenden Tuaregs. Zahlreiche Heerden von Vieh drängten sich an den Ufern des See's Gumrek, der von üppigen Akazien umsäumt zwischen niedrigen Hügelketten nahe dem Dorfe lag. Die Leute, theils heller, theils dunkler von Farbe, waren kräftig gebaut, die Frauen waren dick und dreist, die Männer fanatisch, und daß sie es bei Verwünschungen der Ungläubigen bewenden ließen, verdankten die Europäer nur Annur's Ansehen. Die Männer ritten erbärmlich kleine Pferde.

Unter den neu auftretenden Pflanzen nennt Barth eine Euphorbia von 2 Fuß Höhe, Kumkummia oder Löwengift genannt, verschiedene Büsche, Dilu und Aguau, letztere von sehr weißem Holze, eine Lorbeerart, Arsa, und allerlei Schlingpflanzen, auch eine neue Landplage, Aido, eine Graminee, ähnlich der Karengia, aber noch schlimmer.

Das Land, erzählt Richardson am 5. Jan., war heute außerordentlich lieblich, wie einige Gegenden in Essex zur Erntezeit. Solche Erinnerungen an die Heimath hätte ich hier in Afrika an der Grenze von Damerghu nicht erwartet. Hätten die Pflanzen alle in ihrem Laube dagestanden, die Scene wäre eine wahrhaft erquickliche gewesen. An einzelnen Abhängen drängten sich die Bäume zu Wald zusammen, freilich ohne eigentliche tropische Ueppigkeit. Zu beiden Seiten rannten viele Gazellen vorbei, als wir vorwärts gingen; Perlhühner waren in großer Anzahl da, dreißig bis vierzig, alte und junge durcheinander. Sie laufen sehr schnell durch die Wälder und lassen sich bei Tage nicht fangen. Bei Nacht fängt man sie manchmal in Schlingen. Sie fressen Karengia und werden ungeheuer fett. Ihr

Fleisch wird sehr geschätzt. Tauben zeigen sich in Schwärmen, auch viele schöne kleine Vögel, die ich nicht kannte, unter ihnen ein kleiner schwarzweißer mit starkem buschigem Schwanze. Geier in Gesellschaft mit einer bunten Krähe zehrten von einem gefallenen Kameele. Diese merkwürdige Krähe hat weißen Hals und weiße Brust. Es war eine ächte Saharagruppe — ein Geier, fressend an dem Kameele, das am Ende einer mühseligen Wüstenreise unterliegt. — Wir begegneten einer Gesellschaft von Jägern, mit drei Ochsen, die ihren Gossup trugen. Sie hatten sechs Hunde bei sich und erzählten, daß sie von der Giraffenjagd kämen. Einige Eidechsen schlüpften dann und wann über unseren Weg, und alle dreißig bis vierzig Ellen erhob sich ein geschäftiger Ameisenhaufen. Die Wassermelonen waren nicht mehr bitter, wie in der Wüste, sondern saftig und theilweise süß, kamen aber freilich denen an der Küste nicht gleich; mehlige giebt es gar nicht.

Noch ein Hügelland war zu übersteigen, dessen kahle schwarze Gipfel aus dichtem Unterholz unheimlich emporstarrten, da zeigten sich den Reisenden endlich die ersten Kornfelder von Damerghu. Es war am Nachmittage des 6. Jan., als sie so in den eigentlichen Sudan einzogen. Denn zu diesem gehört Damerghu, wenn es auch in den Händen der Tuaregs sich befindet; es ist die Kornkammer für Asben und ernährt dazu noch mit Leichtigkeit, ohne Pflege des Bodens, seine eigene zahlreiche Bevölkerung. Die Reisenden fühlten sich durch den Anblick dieses Landes innig erfreut und dankten der Vorsehung, die ihr Unternehmen so weit mit Erfolg gekrönt hatte; denn hier war für ihre Bemühungen ein reichlich lohnendes Feld eröffnet, ein Gebiet, das in der künftigen Geschichte der Menschheit die höchste Wichtigkeit erhalten muß.

Einige Bewohner des Landes, unter ihnen der Sohn des Häuptlings Ibrahim, kamen dem Zuge der Reisenden zu Pferde und stattlich bekleidet entgegen; bald schlug man mitten in einem Stoppelfelde das Lager auf, und betriebsame Schwarze kamen sogleich herbei, den Boden zu säubern, Andere boten Lebensmittel an, Negerkorn, Bohnen, Dodoas oder braunen Kuchen, auch Hühner, deren kräftige Brühe am Abende ein treffliches Labsal war.

Am nächsten Tage ging der Weg durch wellenförmiges Land, das von kleinen Wadi's unterbrochen war, und über Gossupstoppel-

felder; an Bäumen fehlte es fast gänzlich. Die Dörfer, an denen man vorüber kam, bestanden aus Hütten von Pfählen aus dem weichen Holze der Asklepias, die mit Stroh bekleidet waren und fast Bienenkörben glichen. Vorräthe von Gossup waren ringsum zu Haufen geschichtet, welche zum Schutze gegen die Termiten und die Mäuse auf fußhohen Gestellen standen. Bei dem Dorfe des Annur, welches Taghelel heißt, wurde gelagert.

In Damerghu soll es zwei- bis dreihundert Städte und Dörfer geben; die Hauptstadt Olleloa liegt nordwestlich von Taghelel.

Annur war noch zurück, aber die Frauen des Dorfes, angeführt von derjenigen, welche Annur's Weib war, kamen in das Lager, Richardson zu sehen. Er gab ihnen Ringe und Zucker und schickte sie in guter Laune zurück; einige Stunden später erwiderte er ihren Besuch und wurde mit übergroßer Zuvorkommenheit aufgenommen. Abends stellten die Sclaven der Karavane mit denen des Dorfes ihre Lustbarkeiten an. Ein geordneter Zug brachte das Abendbrod aus dem Dorfe in das Lager, dann begann Musik und Tanz — für die Reisenden sorgte Niemand, Overweg mußte gehen und einige Enten schießen. Man war also im Wasserlande.

Der Tanz, der sich später fast jeden Abend wiederholte, war folgender Art: Zwei Männer, auf einer Seite eines abgesteckten Kreises stehend, schlugen die Trommel; mit scheuen, schüchternen Geberden gingen die Tänzer auf sie zu und schwenkten sich dann nach dem Tacte der Trommler zur anderen Seite herum, die Füße empor schlenkernd, wie bei ungeschicktem Walzen. Die Frauen hatten schon vorher allein getanzt und sich zurück gezogen. Während der ganzen Vorstellung wurde unaufhörlich derselbe wiederkehrende Vers gesungen.

Auch die Reisenden hatten ihre Musik. Ein wandernder Maimolo oder Guitarrspieler kam in ihr Zelt und sang zu seinem Instrumente in der Haoussasprache ein überschwängliches Loblied auf die Fremden. Rich war der Sultan, dem alle Reichthümer der Welt zu Gebote standen, Over der große Doctor, und was er nicht heilen könne, könne Gott selber nicht heilen, Bar war der Weise, der alle Sprachen und alle Dinge kannte. Wider Willen fühlten sich die drei Männer von solchen Schmeicheleien angenehm berührt.

Am anderen Abende bei Sonnenuntergang kam ein Haznatänzer, ein Muster von afrikanischer Possenreißerei und Geklingel. Er tanzte

und sang mit der wildesten Barbarei, während seine zwei Genossen die Gaben des Publicums einsammelten. Er schlug nach der Bewegung seiner Beine zwei Stückchen Holz zusammen, die mit Glocken besetzt waren. Der obere Theil seines Körpers war nackend, der untere Theil mit einer gelb und rothen Schürze bedeckt. Der Mann war ein Biertrinker und offenkundiger Heide.

Es war beschlossen, daß die drei Reisegefährten sich trennen sollten. Während Richardson mit Annur nach Zinder ging, um von da nach Kuka seine Reise fortzusetzen, sollte Barth, im Geleite des Airi, der Salzkaravane, Kano besuchen, Overweg aber Tessaua und Mariadi. In zwei Monaten wollten sie in Kuka wieder zusammen treffen. So hofften sie wohlfeiler reisen zu können als bisher. Am 11. Jan. trennten sie sich bewegten Herzens, und Richardson machte sich mit seinen Gefährten auf den Weg. Wir begleiten ihn zuvörderst bis zu seinem Ende; er sollte seine deutschen Freunde nicht wieder sehen.

Einige Diener, welche sich störrig betragen und seit einiger Zeit einen verderblichen Einfluß auf die übrige Bedienung ausgeübt hatten, wurden jetzt verabschiedet; denjenigen, welche in Diensten der beiden deutschen Reisenden blieben, versprach Richardson ein Geschenk von sechs Dollar, sofern er in Kuka gute Zeugnisse über ihre Aufführung hören würde. So schieden die Genossen.

Richardson besuchte nach dem Abschiede zuerst den Scheich der benachbarten Stadt Fumta, Bu Bekr, der eben von Kano zurückgekehrt war; derselbe empfing ihn gastfreundlich und setzte ihm Gossupwasser und gebratenes Fleisch vor. Er litt, wie alle Einwohner seines Ortes, an Augenentzündung. Richardson gab wenigstens sechszig Personen Höllenstein zum Aetzen. Die Leute sprachen alle die Bornusprache, die in Damerghu allgemein zu sein scheint.

Obwohl Annur noch nicht da war, reis'te Richardson mit dessen Frau und übrigen Sclavinnen weiter nach Zinder zu. Nach fünf Stunden kamen sie an dem Berge Boban Birni vorüber, der aus Sandstein besteht und mit Kräutern überwachsen ist; an seinen Wurzeln zieht sich ein Wald von Zwergbäumen ein paar Stunden weit hin. Nicht fern von dem Zuge der Reisenden weideten Strauße, die sich kaum stören ließen. Rebhühner gingen auf, auch Perlhühner, Amseln, Krähen, schwarze und weiße, auch langschwänzige Flatterer brachten

allerlei Unterhaltung. Nächsten Tages überschritten die Reisenden die Grenze von Bornu und waren nun von allen Gefahren und aus den Händen der gesetzlosen Stämme der Tuaregs befreit. Ein Waldstreifen, sechs Meilen breit, trennt hier die Länder; die Bäume waren größer als bisher und zum Theil von beträchtlicher Höhe. Eine Art von Strauch war übersäet mit schönen gelben Blüthen, die denen des Bohnenbaumes glichen.

Eine Abtheilung der Salzkaravane, die nach Zinder bestimmt war, kam an dem Zuge vorüber, etwa 1000 Kameele stark; eine war schon voraus, 500 Kameele stark, eben so stark war die Abtheilung der Kelgeres; schwerlich konnten die nach Kano Ziehenden stärker sein, als diese Schaar, also war Annur's Angabe, wie gewöhnlich, sehr übertrieben gewesen.

Am 14. Jan., nach fünfstündigem Marsche, war Zinder oder Sinder erreicht. Sogleich ritt Richardson in die Stadt, um sich unter den Schutz des bornuesischen Statthalters zu stellen und damit allen weiteren Ansprüchen Annur's und der Seinen enthoben zu sein. Die Letzteren schrieen hinter ihm her, aber vergeblich. Er fand eine über Erwarten freundliche Aufnahme; ein Haus war schon zu seiner Aufnahme bereit, ein Sclave schon angelangt, den der Sultan von Bornu geschickt hatte, um ihn nach Kuka zu führen.

Bald kamen Kaufleute von Murzuk, ihn zu besuchen, und mit ihnen auch die Behörden der Stadt, insbesondere die Söhne des Statthalters. Lebensmittel kamen mehr als zur Genüge. Richardson erfuhr nun, daß Briefe für die Reisenden aus Murzuk in Kuka eingetroffen seien, und daß der Sultan beschlossen habe, alle drei sogleich nach Kuka kommen zu lassen, ohne daß sie vorher nach dem Sudan gingen. Daher hatte auch bereits der Statthalter von Zinder Boten an Barth und Overweg geschickt, sie holen zu lassen. — Wie änderten jetzt die Diener ihr Betragen! Jussuf Mukni, der wohl verdient hätte, entlassen zu werden, erhielt die Erlaubniß, weiter mitzugehen, — sonst hätte er den Reisenden bei Annur noch empfindlich schaden können.

Um Serki Ibrahim, den Statthalter, nicht mit leeren Händen zu besuchen, wählte Richardson aus seiner Habe Sachen aus, die hübsch, aber nicht zu kostbar waren: ein Stück Musselin zu Turbanen, einen rothen Feß, drei Hüte Zucker, zwei bemalte gläserne

Trinkbecher, eine Kaffeetasse, einige unächte Goldringe, Nelken, zwei Handtücher von Baumwolle, Pulver und Blei, fünfzig Kugeln und ein paar kleine Spiegel. Nachdem der Scheriff — ein Beamter des Sultans von Bornu, welcher den Statthalter zu überwachen hatte, — ähnliche Geschenke erhalten hatte, wurde ihm der Zutritt zum Statthalter gewährt. Er ward in eine Art von Fort mit sehr dicken Lehmmauern geführt. In einem Vorzimmer kauerten mehr als fünfzig Krieger, unbewaffnet und bloßen Hauptes, auf dem Boden. Richardson that auf ihr Bedeuten dasselbe. Nach einer Viertelstunde verkündete das Geschrei der Soldaten, Sclaven und Haushaltsbeamten die Ankunft ihres Gebieters. Dieser trat ein und setzte sich auf eine Lehmbank, indeß alle Anwesenden sich niederstreckten, Staub auf ihre bloßen Köpfe warfen und ausriefen: Lange lebe der Sultan! Gott segne ihn! Einer der Hofleute, der oberste von allen, hatte eine auffallende Kopfform, so zu sagen einen doppelten Schädel, indem ein kleinerer auf dem eigentlichen größeren saß, eine monströse Hervorragung, die von einem Unfalle in der Kindheit herrührte.

Der Sultan war fröhlicher Laune und lachte nebst den Anwesenden recht herzlich, als Jussuf mittheilte, wie sie beraubt worden seien. Das Geschenk ward gnädig aufgenommen, die Munition aber geheim überliefert, da der Statthalter zu den Mißvergnügten gehörte, in deren Händen der Sultan von Kuka gewiß nicht gern dergleichen wußte. Augenblicklich war Ibrahim hoch erfreut, denn an diesem Tage war die alljährliche Erneuerung seiner Bestallung wieder von Kuka aus eingetroffen.

Diesen und auch die weiteren Besuche machte Richardson in europäischer Tracht, welche nach dem schlechten mauriſchen Anzuge, den er bisher getragen hatte, ein nicht geringes Aufsehen erregte, sowohl bei dem Statthalter und dem Scheriff, wie auch bei der Familie des Annur. Ein Gang durch die Stadt überzeugte den Reisenden von ihrer nicht geringen Bedeutung. Sie soll 20,000 Einwohner zählen und hat viele Abtheilungen, die durch granitne Grenzblöcke oder durch Hügel geschieden sind. Der Kaid eines dieser Bezirke, bei dem Richardson eintrat, brachte sogleich Gossupwasser mit Milch — Alles war zuvorkommend, Niemand flüsterte mehr das fatale Wort Kafir.

Ueber der Stadt schwebten Hunderte von Geiern, die sich überall in den Straßen niederlassen und für deren Reinlichkeit sorgen. Sie

sind braun und schwarz von Farbe und so zahm, daß sie wie Hausgeflügel über die Straßen schreiten. Eine andere Art nächtlicher Straßenkehrer sind die Hyänen, welche dicht bei der Stadt in den Bergen ihre zahlreichen Höhlen haben, in der Nähe der Schädelstätte, des Hinrichtungsplatzes.

In Zinder sind zwei Markttage, Donnerstag und Freitag. An Besuchern und Waaren war Ueberfluß, namentlich bot man Hausthiere feil, als Rinder, Schafe, Kameele, Esel und Ziegen, ferner Rindfleisch, Schöpsenfleisch, Sämereien, Honig, Gossup, Gaful, auch ein wenig Weizen, getrocknete Fische, fast verwesend, da beim Trocknen kein Salz angewendet wird, Kibabs oder geröstete Fleischschnitten, Bohnen, Dankali oder Bataten, welche letzteren, wie die Fische, von Kano kamen. Honig, von dem in Kano zwölf und ein halbes Pfund 4000 Wadas oder etwa zwei Thaler kosten, ist in Zinder doppelt so theuer; von hier geht er verfälscht nach Air.

Kameele kommen gegen 40,000 Wadas, Pferde aber auf 100,000 Wadas. Dennoch besteht die Kriegsmacht von Zinder aus 2000 Reitern mit Schwertern, Speeren und Schilden, und aus 8000 Fußgängern mit Bogen und Pfeilen. Der Befehlshaber derselben bezieht als Sold die Hälfte der Steuern von fünfzig Städten und Dörfern des Landes.

Da von Kuka für den Transport seiner Sachen zehn Kameele geschickt waren, so hatte Richardson dem Scheriff seine vier Thiere verkauft und erhielt 120,000 Wadas dafür. Es war kein leichtes Ding, die Muscheln zu zählen, die in vier Säcken abgeliefert wurden. Die Tuaregkameele werden höher geschätzt als die arabischen, von denen besonders die weiblichen Thiere und die Jungen sehr lästig sind, da sie auf der Reise den ganzen Tag fressen. Drollig war die Art, wie ein Kameeltreiber die Störrigkeit eines jungen Thieres überwand. Der Mensch biß in die lose Haut, welche dem Trotzkopfe über die Schnauze hing, zog es an derselben zu der Reihe hin und band es dort an die übrigen an.

Richardson machte es sich zur Aufgabe, mit dem Statthalter in ein möglichst gutes Vernehmen zu treten, der ein bedeutender und energischer Mann war und schon seit 25 Jahren die Würde bekleidete. Wie einst Denham zu el Kanemi, so ging er zu ihnen mit Spieldosen, Guckkästen und Kaleidoskopen. In des Sultans Behausung,

die aus einem Gemenge von Lehm und gröberen Granitkörnern aufgebaut war — aus Steinen werden keine Häuser gebaut, da dieselben bei dem schlechten Mörtel in der Regenzeit sich nicht halten würden — wartete er mit den im Staube kauernden Offizieren und Höflingen eine halbe Stunde, bis der Fürst erschien — die Hofleute warfen sich zu Boden, streuten Massen von Staub auf ihre Köpfe und riefen laut: Gott gebe dir Sieg über deine Feinde! Während der Sultan seinen Sitz auf der erhöhten Lehmbank einnahm, hielten die Sclaven zwei Ueberwürfe oder Berkanmäntel in die Höhe, um während der Procedur die Hoheit vor den Blicken zu schützen.

Der Sultan schien nur wenige Zeit zu haben, denn während er die Sehenswürdigkeiten beschaute, gab er zugleich streitenden Parteien Audienz. Ein Mann trat heftig aufgeregt hervor und rief: „O Sultan, mein Weib will nicht mit mir leben und ist fortgelaufen zu ihrem Vater. Ich gebe dir drei Ochsen, wenn du sie wieder holst und machst, daß sie bei mir bleibt." Der Sultan sagte: „Hm! deine Frau will nicht bei dir bleiben? Nun, was kann ich denn dabei thun?" Dann sah er wieder sehr aufmerksam in ein Kaleidoskop. „O Sultan", rief da ein Anderer, sich vordrängend, „ich bin ein Dieb, du mußt mir verzeihen! Ich stahl diese Matte, weil ich ein armer Mensch bin. Ich gebe die Matte zurück!" „Gut", sagte Ibrahim und nahm den Guckkasten vor, „laß sie mir nur hier, ich will sehen, was ich für dich thun kann!"

So umgänglich Ibrahim hier erschien, so über alle Begriffe barbarisch war er in anderen Fällen. Er läßt nicht etwa nur hängen oder köpfen, er läßt buchstäblich die Brust aufschneiden und das Herz herausreißen. Auch läßt er wohl Verurtheilte an den Füßen aufhängen und so einen langsamen Tod finden. Richardson ging eines Tages hin, den Richtplatz zu besehen und fand ihn dicht mit Menschengebeinen bedeckt, welche die Hyänen abgenagt hatten. Auf der Mitte des Platzes stand der Baum des Todes, ein einzelner Baum von der Gattung, die hier Kanisa heißt, zwischen Felsen etwa 40 Fuß hoch emporgewachsen. Richardson wollte näher gehen, aber sein Führer hielt ihn zurück: „Siehst du nicht, daß der Platz unter seinen Zweigen rein gekehrt ist? Das thut der Scharfrichter jeden Tag; jeder Andere, der unter den Zweigen des Baumes hingeht, wird sogleich ergriffen und umgekehrt aufgehenkt." Richardson fühlte sein

Herz erbeben vor solcher entsetzlichen Grausamkeit und hätte gegen die höchste Belohnung, und wenn auch keine Strafe ihn schreckte, den verfluchten Platz nicht betreten mögen. Der Baum selbst war ein wahres Bild des Todes — von düsterem undurchdringlichem Laube, die Krone nach oben weit ausgebreitet und mit fünfzig ekelhaften Geiern gekrönt, den Dienern des Henkers, welche die Leichname der Opfer fressen. Im Jahre kommen gegen zwei- bis dreihundert Hinrichtungen vor; schon wegen übler Reden läßt der Sultan Leute hinrichten.

Der Baum des Todes war früher, als die Neger von Zinder noch Heiden waren, ein Fetischbaum, wie es deren noch fünf bis sechs in der Nähe der Stadt giebt. Unter ihnen opferte man den Gottheiten, die man sich in den Bäumen wohnend dachte, Ochsen und Schafe. Kaum ist ein Menschenalter vergangen seit der Zeit, wo das geschah, und unzählige Menschenopfer mochten an diesen Plätzen noch in den Tagen der jetzt lebenden älteren Leuten dargebracht worden sein. Wie wenig die Erinnerung an das Heidenthum ausgestorben war, bewies der Gebrauch, daß der Serki Ibrahim noch jetzt zu Anfang jedes Jahres mit seinen Offizieren zu einem solchen Fetischbaum geht und dort 100,000 Wadas, einige Ochsen und Schafe und Gossup unter die Armen vertheilt, was zugleich noch als Opfer für die Götter der Vorältern gilt.

Die blutige Grausamkeit des Statthalters wird von dem Scheich oder Sultan zu Bornu ohne Einrede gestattet, denn sonst würde derselbe von zu vielen Berichten über Vergehen aller Art belästigt werden. Namentlich gegen die Tuaregs werden gar keine Umstände gemacht; ein Uebelthäter ihres Stammes, gleichviel, was sein Vergehen ist, mag jederzeit sicher sein, daß ihm, wie einem Stück Geflügel, der Hals abgeschnitten wird. Daher sind die Tuaregs hier so scheu und bescheiden.

Daß Richardson sich weit über Erwarten lange in Zinder aufhalten mußte, hatte seinen Grund darin, daß der Statthalter in nächster Zeit eine Sclavenjagd, eine Razzia, auszuführen gedachte, deren Früchte dann zugleich nach Kuka befördert werden sollten. Ohne Scheu wurden die Zurüstungen zu dem Raubzuge getroffen, nicht einmal daraus machte man ein Hehl, daß die zu überfallenden Stämme nicht eben Heiden sein würden — nur erfuhr Niemand

genau, gegen wen der Zug sich richten würde. Aber es war ja nichts natürlicher, als daß der Statthalter, wenn er Geld brauchte, nach der einträglichsten Waare griff, die sich unerschöpflich von selbst wieder erzeugte. In das Nachbarland Daura, von dessen tausend Dörfern sechshundert dem Herrscher von Bornu, vierhundert den Fellatahs gehören, waren in einem einzigen Jahre von Zinder aus dreißig Razzias gemacht worden, und Zinder ist gewiß nicht der unergiebigste der Plätze, von denen aus die Sclavenheerden nach Nyffi und den Nigermündungen getrieben werden, um an die amerikanischen — oder wie die Neger sie noch immer nennen, englischen — Sclavenhändler verkauft zu werden. Während jede andere Waare, Baumwolle und Seide, Eisen und kurze Waaren, in Kano eben so wohlfeil, ja noch wohlfeiler sind, als auf dem Markte zu Murzuk, und von den Landesproducten kaum ein einziges außer dem Indigo den Transport lohnt, werfen die Sclaven einen enormen Gewinn ab. Ein guter Sclave, der zu Kano oder Zinder zu 10 bis 12 Dollar verkauft wird, kostet in Murzuk 40, in Tripoli 60 bis 65, in Smyrna und Konstantinopel aber 90 bis 100 Dollar; ebenso steigen die besten Sclavinnen von 32 Dollar auf 85 bis Murzuk, auf 100 bis Tripoli, auf 130 bis Smyrna oder Konstantinopel. Nach dem Süden werden fast nur starke Männer geführt, die vor der Abfahrt genau untersucht werden. Für diese kommen dann so ungeheure Massen amerikanischer Waaren in's Land, daß die von Norden eingeführten den Markt nicht halten können.

Nicht unser Freund allein, auch eine Menge von Kaufleuten mußte auf die Razzia warten, denen der Serki Ibrahim Geld schuldig war und die nur auf diesem Wege befriedigt werden konnten. Es war allgemein bekannt: Wenn der Serki Gurunüsse braucht und kein Geld hat, so schickt er einen Trupp Diener nach einem der benachbarten Dörfer, und sie stehlen am hellen Tage zwei oder drei Familien von den Bewohnern, um sie dem Serki zu bringen, der sie dann den Händlern als Zahlung gibt. Ein Knabe stiehlt irgend einen unbedeutenden Gegenstand, einige Nadeln oder dergleichen: sofort wird er auf dem Fsug oder Sclavenmarkt verkauft; und nicht allein er, sondern „wenn der Serki Geld braucht", auch sein Vater, seine Mutter, Brüder und Schwestern. Wenn aber „der Serki nothwendig Geld braucht", so suchen seine vertrauten Diener nach den Brüdern

seines Vaters und nach allen Verwandten. Bei jeder größeren Razzia fällt ein beträchtlicher Gewinn an Sclaven für den Scheich zu Kuka ab, so daß dieser gern ein Auge zudrückt. Auch die Häuptlinge, welche in den Raubschaaren dienen, erhalten ihr Theil; wer fünfzig Sclaven fängt, liefert fünfundzwanzig ab und behält die andere Hälfte für sich und seine Leute.

Am 24. Jan. erscholl wirklich die große Trommel, welche schon unter zwölf Sultanen die Leute von Zinder auf den Razzias angeführt hatte; der Trommelschläger, der den Zug anführte, schrie unabläßig die Worte: „Djatau dji geri", „der Rothe (Purpurträger oder Blutherrscher?) frißt jetzt ein Land!" Wie man hörte, ging der Zug nach Daura, das Nähere aber erfuhr man erst nach einigen Tagen. Der Bezirk, der diesesmal „aufgegessen" werden sollte, war Korgum; der Vorwand war, daß man dort dem Scheich den Tribut weigere. Korgum besteht aus drei Dörfern und einer Stadt, die an weit sichtbaren felsigen Höhen liegen, und ist Sitz eines Sultans. Vor Jahren hatte der Bruder Ibrahims, als ihn der letztere aus dem Lande jagte, in Korgum einen Trunk Wasser begehrt, war aber fortgewiesen worden. Für diese Ungastlichkeit wurde es sogleich von Ibrahim durch einen Raubzug gezüchtigt, auf welchem, von zahlreicher Beute an Sclaven abgesehen, 800 Leuten die Köpfe abgeschnitten wurden. Später schickte Ibrahim Beamte nach Korgum ab, um Wadas, d. h. Tribut, zu fordern. Was sie erhielten, genügte nicht, und Ibrahim beschwerte sich; da antwortete der Sultan von Korgum: „Warum soll ich denn viel senden?" — Das genügte. Als Ibrahim erfuhr, daß sein Gegner eine Razzia nach Mariadi angetreten habe, benutzte er diese gute Gelegenheit zum Ueberfall, und in der That erfuhr man nach wenigen Tagen in Zinder, er habe „vier Länder von Korgum aufgegessen". Aber zugleich setzte man mit wahrer Genugthuung hinzu, daß die Leute dort Hazna, d. h. Heiden, seien. Es lag aber nicht im Interesse der Herrscher, diese Armen zu bekehren; ihr Recht, sie zu fangen, wäre dadurch doch geschmälert worden.

„Erst am 1. Febr. kehrte der Heereszug zurück. Zeitig am Morgen erhob sich das Geschrei: Der Serki kommt! Alles lief, um zu sehen. Wirklich wurde eine Reihe von Gefangenen in die Stadt gebracht. Es kann in der Welt kein entsetzlicheres Schauspiel geben,

als dieses. Mir schwindelte der Kopf, als ich es ansah. Ein einzelner Reiter zeigte den Weg, und die unglücklichen Gefangenen folgten ihm, als wären sie ihr Lebenlang solchen Zustand gewöhnt gewesen. Hier liefen kleine nackte Jungen nebenher, die sich vielleicht freuten in dem Gedanken, Feiertag zu haben; daneben schleppten sich Mütter vorwärts, ihre Säuglinge an der Brust; Mädchen von verschiedenem Alter, einige fast erwachsen, andere noch Kinder; Greise, von Alter und Elend gebeugt, das zitternde Kinn zur Erde geneigt, das schwache, alte Haupt mit weißer Wolle bedeckt; bejahrte Frauen, die sich an ihren Stäben hinschleppend Skeletten glichen — das war die bunte Menge, die zuerst kam. Dann folgten die kräftigen jungen Männer, die mit eisernen Ketten am Halse an einander geschlossen waren. Dieß war der erste Transport des „schwarzen ungemünzten Geldes von Central-Afrika"; als der jammervolle Zug sich ordnungslos durch die Thore der Stadt hereindrängte, sahen die Gläubiger des Serki mit ihren faulen Augen begierig zu und rechneten ihre baldige Bezahlung heraus.

Am Nachmittage sollte der Serki selbst eintreffen, und da ich den Wunsch hatte, Augenzeuge aller Entsetzlichkeiten zu sein, welche eine Razzia begleiten, so ging ich hin, ihn mit seiner Reiterei vorbeiziehen zu sehen. Nachdem ich zehn Minuten gewartet hatte, ritten einzelne Reiter heran, dann Reihen von Reitern, alle auf das Festungsthor zu galoppirend, um ihre Geschicklichkeit zu zeigen. Hierauf kam eine Masse Reiterei, gegen fünfzig, bei ihnen die große Trommel. Mitten unter ihnen war der Serki. Es war nichts Auffallendes an dem Zuge, nur daß einzelne Reiter eine seltsame Art von Helm hatten, aus Messing gemacht, mit einer Art von Horn auf dem Wirbel. Andere trugen statt der Rüstung eine Kleidung von wattirtem und gestepptem Wollenstoff, welche die vergifteten Pfeile abzuhalten bestimmt war. Dieß war die Leibwache des Serki, und einige bornuesische Reiter unter ihnen zeichneten sich vor denen von Zinder vortheilhaft aus. Die besten Reiter glichen beinahe den arabischen Reitern des Nordens. Gefangene zogen dießmal nicht mit; es waren schon 2000 bis 3000 im Laufe des Tages einpassirt. Man hat mir fest versichert, daß die armen Alten, die zuerst eingebracht wurden, nicht einen einzigen Schilling per Kopf eintragen würden."

Edvard Grieg

geb. zu Leipzig 7 März 1843

Der Sclave des Hadji Beschir in Kuka, welcher von dem Scheich mit der Sorge für Richardson betraut diesen in Zinder erwartet hatte, war mit einem von den Dienern des Reisenden mit nach Korgum gegangen und hatte sich auch ein paar Gefangene mitgebracht, die Richardson Abends in der Nähe seiner Wohnung geknebelt liegen fand; es war eine Frau mit einem Kinde, ein Knabe und ein junger Mann. Die heftigen Vorwürfe des Reisenden begriff er gar nicht; war es doch nichts Ungewöhnliches, daß wer von Bornu kam, Sclave oder frei, in den Dörfern um Zinder, ja in der Stadt selbst, Leute zu greifen und auf dem Markt zu verkaufen wagte — der Statthalter hütete sich wohl, sich an irgend Jemanden aus Bornu zu vergreifen.

Der Serki hatte wirklich erst die vier Orte in Korgum angegriffen, aber hier nur wenige Sclaven erbeutet. Trotz der Abwesenheit ihres Sultans hatten die Bewohner sich mit ihren langen vergifteten Pfeilen tapfer vertheidigt und dann, als sie sich nicht mehr halten konnten, sich in die Berge geflüchtet. Um sich zu entschädigen, fiel Ibrahim nun in die nahe Landschaft Kontschai ein, die gegen dreihundert Dörfer enthält. Von den drei Dörfern, welche hier angegriffen wurden, leisteten zwei gleichfalls Widerstand, und nur in einem, wo die Leute eben mit dem Kochen ihres Abendbrodes beschäftigt waren, gelang es, Alles festzunehmen. Daher hatte der Serki so viele Alte und Gebrechliche unter der Beute; aber auch achthundert und dreißig Ochsen waren erbeutet, von denen die Truppen siebenhundert erhielten, ferner viele Schafheerden. Die Angreifer hatten nur einen Mann und vier Pferde verloren, sich also gegen die Palliſaden und Giftpfeile der Angegriffenen wohl nicht zu weit vorgewagt und diesen das Entkommen leicht gemacht. Da die Zahl der Gefangenen, die man weit übertrieben hatte, nicht über fünfzehnhundert betrug, von denen tausend auf den Sultan kamen, ohne jedoch dessen Schulden zu decken, und fünfhundert auf das aus zweitausend Reitern bestehende Heer, so bezahlte sich der Zug ganz und gar nicht.

Uebrigens gehört Korgum zu den Ländern des Scheichs von Kuka, und dessen Statthalter hatte seinen Raubzug gegen seines Herrn Unterthanen gerichtet; indeß der Sultan brauchte nothwendig sehr viel Geld, der Scheich erhielt seinen Antheil, an Menschen fehlte es nicht, man gebrauchte sogar die Rücksicht, einen keinen Rest der Bewohner zur

Wiederbevölkerung da zu lassen — was konnte die Razzia schaden! „Meine Sympathien", bemerkt Richardson bei Erzählung dieser Abscheulichkeiten, „beginnen sich abzukühlen, wenn ich das Verhalten der Neger selbst gegen einander sehe. Die Schwarzen sind selbst die eifrigsten Seelenverkäufer, mögen sie auch durch Sclavenhändler in Nord und Süd aufgemuntert werden. Gewiß ist trotzdem, daß wenn weder an diese noch an jene Küste Weiße zum Ankaufe der Sclaven kämen, die Sclaverei in Afrika doch blühen würde, allerdings vielleicht in milderer Form; wohl möglich, daß erst eine wirkliche Eroberung des Landes, sei es durch England, sei es durch Frankreich, die Sclaverei selber von Grund aus vernichten wird."

Ein schlagendes Beispiel der Sittlichkeit erzählt Richardson unmittelbar darauf. „Heute (6. Febr.) kam ein Neger aus der Nähe von Zinder, der seine Frau gern wieder haben wollte. Der Sultan hatte sie ihm bei einer Razzia weggenommen und an einen Mauren als Zahlung gegeben, der sie eben zum Verkauf nach der Küste schicken wollte. Sie soll dem Manne zum Austausch gegen zwei junge Mädchen gegeben werden, die er vom Lande „geholt" hat. Solche Sachen kommen hier täglich vor."

Viele Haussclaven in Zinder tragen beständig Ketten, weil man fürchtet, sie möchten nach ihrer meist nicht weit entfernten Heimath entlaufen, und sie führen daher stets ein Leben wie überwiesene Verbrecher. In größerer Entfernung erst nimmt man ihnen die Ketten ab. Die Sclaven des Serki haben sogar doppelte Fesseln und hüpfen in diesem elenden Zustande in den Straßen umher — zu gehen ist ihnen unmöglich. Der Rücken der Unglücklichen ist von Peitschenhieben dick geschworen.

Der Serki hat dreihundert Weiber, hundert Söhne und fünfzig Töchter; die Frauen sind aber nicht etwa in einem Harem gefangen, sondern sie gehen frei umher und scheuen sich nicht, Liebeshändel mit Jedermann anzuknüpfen; mit des Sultans Sclaven, mit seinen Brüdern, ja seinen Söhnen stehen sie bekannter Maßen in verbotenem Verkehr. Die Töchter werden den Großen des Hofes zur Ehe gegeben. Gegen diese Neger sind die Tuaregs wahre Muster von Sittlichkeit.

Eine erwachsene Schwester des Serki besuchte den Reisenden, der überhaupt von neugierigen Besuchern überlaufen wurde; sie war

eine Scheikha oder ein weiblicher Scheich und bezog die Einkünfte von dreißig Dörfern als Einnahme für ihren Privatgebrauch. So gesund sie war, bat sie um Arznei, und erhielt endlich etwas Thee mit Zucker. Sie trank ihn lachend aus und ging.

Die Sclaven der verschiedenen Stämme sind für den Kundigen leicht zu unterscheiden an der Schonschona, welche sie tragen. So heißen die Hauteinschnitte im Gesichte, welche zu breiten wulstigen Narben auswachsen. Die Schonschona von Zinder besteht aus vier Einschnitten auf jeder Wange nahe den Ohren; in Tumbi und Gumel, Provinzen von Bornu, macht man auf der linken Wange vier, auf der rechten fünf Einschnitte. Mariadi und Katsena haben auf jeder Seite sechs Schnitte, die von den Ohren zum Munde laufen. Die Leute des Scheich von Bornu haben unter jedem Auge einen kleinen senkrechten Strich und einen gleichen zwischen den Augen auf der Stirn. Auch Mekka hat eine Schonschona, auf jeder Seite drei Striche, während dieser Gebrauch in Arabien übrigens nicht vorkommt. Die Schonschona von Guber besteht aus neun sehr kleinen Einschnitten, Kano hat gar keine. Ein junger Sclave aus Daura hatte nur an einer Seite Einschnitte; seine Mutter hatte alle Kinder vor ihm verloren und veränderte darum die Schonschona, was dem Volksglauben zufolge das Kind rettete.

Ein reicher Mann in Kano hat drei- bis viertausend Sclaven, er läßt sie auf eigene Rechnung arbeiten, und jeder muß ihm monatlich eine gewisse Anzahl Kauris zahlen, fünfzig, hundert, auch wohl bis sechshundert. Hiervon lebt er und ist groß und gewaltig im Lande. So wird es in allen Fellatahgebieten gehalten.

Von dem Aeußeren der Stadt Zinder erzählt der Reisende wenig. Die Häuser sind meist aus doppeltem Mattenverschlag erbaut, manche aber haben Lehmmauern und Schindeldächer, andere sind ganz aus Lehm. Moscheen mit Minarets sind nicht vorhanden. Die Wohnung des Sultans ist eine Art von Fort aus Lehm erbaut, dem Granitbrocken beigemengt sind; die Wälle sind hoch, der Bau überragt die übrigen Gebäude. Es sind zwei Hauptstraßen, die von Süd nach Nord gehen und breit genug sind, daß zwölf Kameele neben einander Platz haben. Vor den Häusern der Großen sind umschlossene viereckige Höfe, von Unthätigen erfüllt; auch die Straßen wimmeln von Müßiggängern. Feuersbrünste sind sehr häufig. Zinder

könnte hübsche Palmwälder haben, aber Niemand giebt sich die Mühe. Gewerbfleiß kennt man nicht — die Erziehung der Männer läuft darauf hinaus, sie für die Razzias tauglich zu machen, von deren Ertrag sie leben. Die Gefühllosigkeit, mit welcher dieser scheußliche Erwerbszweig betrieben wird, findet ihre Nahrung von überall her; die Großen im Lande und die ausländischen Kaufleute, Alle theilen den schnöden Gewinn. Der Ort ist bei alledem, wie es nicht anders sein kann, arm; nicht mehr als 450 Stück Rindvieh besitzt die ganze Bevölkerung und nicht ein einziges Reitpferd vermochte der Scheriff für Richardson aufzutreiben. Jussuf erhielt vom Serki ein Pferd zum Geschenk, das auf dem einen Auge blind und nicht größer als ein Esel war. Ein anderes nicht viel besseres, das nach Ortspreis dreizehn Thaler werth war, erhielt Richardson am Tage der Abreise von ihm.

Die letztere konnte endlich stattfinden, da von Kuka ein Bote erschienen war, welcher Beschleunigung derselben forderte. Der Abschied vom Serki war kühl, die Kisten und das Boot wurden auf die von Kuka aus geschickten Lastthiere gepackt, und am 8. Februar, kurz vor Sonnenuntergang, ritt Richardson auf seinem geschenkten Gaule aus der Stadt und traf nach dreistündigem Ritte in dem Lager ein, das sein Begleiter, ein Kaschella des Scheichs von Bornu, neben dem großen Dorfe Dairmummegai hatte aufschlagen lassen. Dann ging der Weg weiter durch zerstreute Wälder und kümmerliche Gossupfelder, über hügeliges Land, über welches Granitblöcke zerstreut lagen. In tieferen Thälern sah man stehendes Wasser vom letzten Regen, das schnell eintrocknete, und hier war Wassergeflügel, Sumpfvögel und einige große fremdartige schwarzweiße Gänse mit Hälsen von ungeheurer Länge.

In dem nahen Dorfe Deddedji geschah es zum ersten Male auf der ganzen Reise, daß die Einwohner vor Richardson die Flucht ergriffen; es kam dießmal daher, daß sie seinen Zug als eine Bornukaravane erkannten, denn solche pflegten bei ihrem Durchzuge überall Leute oder Vieh wegzugreifen. Zwar hatte letzthin der Scheich dem Serki auf dessen Klagen die Erlaubniß ertheilt, mit jedem Bornuesen, der sich dergleichen beigehen ließe, nach Gutdünken zu verfahren, — aber das war hier noch nicht bekannt, hätte auch wohl die Beraubten und Geraubten wenig getröstet.

Nahe bei lag das Dorf Dairmu; hier schlug man am Abende des 4. Febr. das Lager auf. Richardson empfand peinigende Schmerzen durch den Ritt auf dem geschenkten Pferde; die Sättel sind so schlecht, daß man sich wund reitet, ehe man sich daran gewöhnt. Aber zu den Reisen im Sudan zieht man doch die Pferde, für die man alle zwei bis drei Stunden Weide und Wasser findet, den langsamen Kameelen vor. Nachdem sich der Reisende etwas erholt hatte, ging er, das Dorf zu besehen. Alle Leute waren mit der Baumwollbereitung beschäftigt. Einige reinigten sie, andere zwirnten sie zu Knäueln, noch andere webten sie zu Gubga oder schmalen Streifen von Zeug, wie man sie meist für die Bekleidung gebraucht. Ein großer Theil der Baumwolle wird mit Indigo gefärbt und aus diesem und dem ungefärbten eine Art von buntem Kattun gewebt, aber Alles sehr roh.

Ein paar Stück Geflügel, die Richardson kaufte, kosteten etwas über zwei Pfennige; doch waren sie sehr klein. Letzteres ist bei allem Federvieh hier im Lande der Fall, auch bei den meisten Hausthieren, Pferden, Schafen, Hunden, Katzen. Nur die Ochsen sind von ziemlicher Größe und haben gewundene Hörner. Die Schafe haben schlichte Haare statt der Wolle und magere Schwänze.

Was den übelsten Eindruck machte, war die grenzenlose Trägheit des männlichen Geschlechtes. Zwei Drittheile sieht man unthätig, der Länge nach in den Staub gestreckt; ein Drittheil arbeitet an Matten, bereitet Baumwolle oder beschäftigt sich in den Gärten an Tabak, Pfeffer, Baumwolle oder Indigo. Indeß sind die Bedürfnisse der Bevölkerung gering und leicht befriedigt; die Leute leben nur von Gossup und Milch, selten essen sie Fleisch. Und für den Acker ist schnell gesorgt. Der Boden wird durch Verbrennen der vorjährigen Stoppeln oder bei neuem Lande durch Verbrennen der Bäume zubereitet und bei Beginn der Regenzeit das Saatkorn hinein geworfen; dann geschieht bis zur Ernte nichts mehr auf dem Felde. Das reife Korn wird mit Sicheln geschnitten, unter kleinen aus Mattenwerk gemachten Schuppen gesammelt und je nach Bedarf davon gegessen. Das Vieh wird zum Grasen und Tränken ausgetrieben, weitere Sorge bedarf es nicht. Die Kinder gehen bis zum zehnten Jahre nackt, und später genügt ein Streifen Baumwolle, Leder oder ein Fell um die Lenden. Der einzige Schmuck besteht

aus den Toben, welche die Vornehmen von Kano oder Nyffi erhalten, und aus Perlen oder anderem Zierrath, den die Weiber für Gossup oder Geflügel einhandeln. Alles Hausgeräthe wird aus Kalebassen gemacht, die den Gurken ähnlich, aber gerade sind und am Ende eine dicke Anschwellung haben. Spaltet man die Kalebasse, so liefert sie zwei Löffel. Tritt man in eine Hütte, so sieht man als einzigen Schmuck diese Geräthe, die an Fäden umher aufgehängt sind; rechts ist eine Scheidewand, hinter welcher der Raum zum Schlafen ist. In diesem befindet sich eine aus Rohr oder Geflecht gemachte Bettstelle oder häufiger eine bloße Lehmbank. Auch die Hütten sind aus Lehmwänden aufgeführt und haben Matten zur Bedachung. Das eiserne Ackergeräthe wird von einheimischen Schmieden sehr roh verfertigt; die größte Geschicklichkeit beweisen dieselben in der Anfertigung von Handschellen für die Sclaven. Das ganze unglückliche Land scheint eine Pflanzschule der Sclaverei zu sein.

In den wellenförmigen Landstrichen, durch welche in den nächsten Tagen der Weg ging, lagen die Dörfer fast alle auf Hügeln; wo stehendes Gewässer war, wurde etwas Weizen gebaut, übrigens außer Gossup, Baumwolle, Indigo, Tabak und Pfeffer noch Zwiebeln, Datteln, die zweimal im Jahre tragen, Henna, Bataten (Dankali), eine Palme (Djedjinya), deren Frucht der Melone gleicht, Kürbisse, und einige der Batate ähnliche Gartengewächse. Die Kuka wird angepflanzt und ihre Frucht zu Brühen benutzt.

Die Leute des Kaschella machten sich den Spaß, alle Begegnenden aufzuhalten, auszufragen und zu necken. Zwei Leute aber wurden nicht angehalten. Der Eine war ein Mann, der durch Krankheit über und über hell fleischfarben geworden war, indem seine Haut sich abschälte; er hatte stark hervortretende Negerzüge. Der Andere war ein elender, schmutziger, blinder Mensch, der sich von Jenem führen ließ. Beide gingen als Bettler auf Speculation nach Zinder.

Am 11. Febr. machten die Reisenden sieben und eine halbe Stunde und hielten bei einem kleinen Dorfe Namens Boguffa an. Als sie fünf Stunden zurückgelegt hatten, kamen sie an einen Weiler, der Dugurka hieß. Die Bewohner wurden aufgefordert, Wasser zu bringen, und verweigerten dies. Da gab sie der Kaschella sogleich der Plünderung preis. Kaum hatte er die Hütten hinter sich, als

seine Leute über dieselben herfielen. Alle Bewohner flohen, nur ein alter Mann blieb zurück. Man erbrach die Thüren der Hütten, die nun ihres ganzen Inhalts beraubt wurden. Die Beute bestand in Kalebassen, Bogen und Pfeilen, Aexten, und allerlei Geflügel, das sogleich geschlachtet wurde. Niemand sah hierin etwas Unrechtes. Der Kaschella begünstigte das Rauben übrigens nicht; einem kleinen Jungen, der mit einem Pack auf dem Kopfe ihnen begegnete, befahl er, sich zu verstecken, damit er nicht beraubt würde.

Boguſſa lag schon im Bezirke Minyo; dieses wird beherrscht von dem Sultan Goso, der zu Gurai residirt. Das Land war außerordentlich schön und fruchtbar, wiewohl nicht zum zehntausendsten Theil angebaut. Wäre nicht die Dumpalme, man hätte sich in die reizendste europäische Landschaft versetzt glauben können. Ueberall wiederholten sich die Diebereien. Ein Mädchen kam mit einer Schale Milch vorüber, mußte dieselbe aber gleich abgeben. Ein Holzhauer hatte an einem Baume seine Axt liegen lassen — sogleich erklärte diese ein Soldat für gute Prise. Zum Glück hatte der Eigenthümer aus seinem Versteck den Dieb bemerkt, verklagte ihn bei dem Kaschella und erhielt die Axt zurück. Die Sympathien des Reisenden für dieses Volk nahmen von Tag zu Tage mehr ab.

In einem Dorfe sah Richardson die Vorbereitungen zu einer Hochzeit. Zwei Gehöfte waren mit Leuten angefüllt, und alle waren beschäftigt, am eifrigsten die, welche Getreide zum Schmause machten. Bei der einen Gruppe befand sich der Bräutigam; er hielt den Leuten mit der zähesten Ausdauer eine Anrede, indem er fortwährend mit einem hohlen Kürbisse rasselte, der mit Steinen gefüllt war. Die Gruppe antwortete im Chor, Alle auf den Knien sitzend, vorwärts gebeugt und Getreide zwischen zwei Steinen zerreibend. In einem nahe liegenden Hofe war die Braut in Begleitung ihrer jungfräulichen Freundinnen, in einer Hütte zusammengedrängt und alle eifrigst beschäftigt, etwas zu thun, was Niemand wissen durfte. Alle Mädchen trugen im rechten Nasenflügel eine Art von gelbem Nagelknopf. Das Betragen aller dieser Leute war ganz anständig; der Bräutigam kam zu Richardson, rasselte und sang sein Lob, um ein Geschenk zu erhalten.

Wo Richardson den neugierigen Eingeborenen, die sich zu ihm drängten, seine Uhr zeigte, verwunderten sie sich über den Glanz,

mehr aber noch, wenn er sie ihnen an die Ohren hielt, über das Picken. „Sie sagt Kal Kal", riefen sie. So erklang ihnen der Ton, nicht Tik Tak.

Fast alle halbe Stunden trafen die Reisenden ein Dorf; überall war die Gegend gleich schön, meist felsig, zuweilen öffnete sich zur Linken nach Norden zu ein Blick zwischen den Bergen hinab auf eine mit unabsehbarem Wald bedeckte Ebene. In Tungari, einem Orte von etwa zweitausend Einwohnern, in dem am 13. Febr. Halt gemacht wurde, zeigten die Bewohner weit mehr Kühnheit, als die dem Sultan von Zinder unterworfenen; der Sultan Goso gewährt ihnen mehr Schutz gegen die Bornuesen. Man sah eine größere Menge von Dattelbäumen, namentlich auch größere Anpflanzungen, als bisher im Sudan. Am 14. Febr. war Gurai erreicht.

Da Richardson, von den Anstrengungen der Reise erschöpft, das Bett zu hüten genöthigt war, so ging der Kaschella zuerst allein zum Sultan; am anderen Tage begleitete ihn Richardson, um den Sultan zu begrüßen und ihm seine Geschenke zu überreichen, die in einem Stück Manchester zu einer Tobe, einem Hut Zucker, etwas Zimmt und Nelken, einem Stück Musselin zu Turbans und einem baumwollenen Tuche bestanden. Sie wurden zum Palast — einem fortähnlichen Lehmgebäude — geleitet, durch den Haushofmeister des Sultans, der einen großen Stock mit dickem Knopfe trug. Zuerst wurden sie in eine Halle von bedeutender Größe geführt, die nach afrikanischer Weise wenig Licht hatte und noch im Bau begriffen war. Die Bauart ist dieselbe, wie in Kuka an den öffentlichen Gebäuden und an den Häusern der Vornehmen. Nach einer Viertelstunde, während welcher Leute von allen Seiten herbeiströmten, wurden sie dem Sultan vorgestellt. Dieser war ein gut aussehender Schwarzer, in dessen Zügen der Negertypus nicht eben stark ausgeprägt war, und mochte gegen fünfundvierzig Jahre alt sein. Seine Tracht war wahrhaft königlich und bestand aus einer losen Tobe von purpurner Seide und einem schwarzen Burnus darüber; dazu trug er einen hübschen Turban von ägyptischer Form. Er empfing seinen Gast sehr leutselig; Richardson schüttelte ihm die Hand, rückte am Hute, schlug seinen Einlegestuhl auf und setzte sich dicht neben den Sultan hin, was augenscheinlich den günstigsten Eindruck machte. Nach einigen Fragen, welche die Tuaregs betrafen und deren Furcht,

Richardson habe behufs einer späteren Eroberung ihr Land ausforschen wollen, prüfte der Sultan die europäischen Kleider des Reisenden auf's Genaueste; man zog ihm sogar die Stiefel aus, und Alle waren hoch erstaunt über den weißen Fuß, der unter dem Strumpfe zum Vorschein kam. Die ganze Scene machte auf Richardson einen weit wohlthuenderen Eindruck, als der Empfang zu Zinder; Niemand streute sich Staub auf den Kopf, nichts machte den Eindruck von blutiger Grausamkeit. — Gleich nach dem Besuche schickte der Sultan vier Ochsen für die Karavane.

Der Abrede gemäß wiederholte Richardson am Abende den Besuch bei Sr. Hoheit. Goso war vom Throne herabgestiegen, hatte sich von allem Glanze entkleidet und trug eine Tobe von einfacher Farbe; er saß auf einem Teppiche in einem der inneren Höfe und erinnerte stark an einen Theaterkönig nach der Vorstellung. Die Kaleidoskope, Guckkasten, Brillen, Fernglas und Kompaß belustigten den Sultan sehr; auch mußte Richardson englische Bücher zeigen und daraus vorlesen. Ein Guckkasten ging in den Besitz des Sultans über. Am anderen Tage wimmelte das Zelt des Reisenden von Neugierigen. Auch die Kaufleute aus Fezzan stellten sich ein, deren sich hier sowohl wie in Zinder eine ziemliche Anzahl aufhalten, die ihre Waaren an den Sultan verhandeln und dann ein halbes Jahr auf die Bezahlung warten müssen. Kranke forderten Arznei, für den Sultan wurde eine ganze Hausapotheke verlangt. Richardson selbst nahm Epsomsalz und fühlte sein Befinden sich bessern.

Gurai hat etwa 7000 Einwohner und liegt auf mehreren Hügeln und deren Abhängen; von Pflanzenwachsthum ist in der Stadt nichts zu sehen. Ein trockener Graben umgiebt sie, der nebst einer dichten Hecke als Vertheidigungsmittel vollständig ausreicht.

Der Vater des Sultans Goso, Ibrahim, war seiner Zeit ein höchst entschlossener Mann, der nicht weniger als sieben an seiner Stelle ernannte Sultane erschlug. Zuerst schickte der Scheich, der ihn abgesetzt hatte, ein großes Heer, den Befehl auszuführen. Vor der stärkeren Macht zog er sich auf einen Berg zurück, wo er nicht angegriffen werden konnte. Der neue Sultan wurde eingesetzt und die Truppen von Bornu kehrten nach Kuka zurück. Sobald sie fort waren, kam Ibrahim mit seinen Sclaven vom Berge herab, fiel über den neuen Sultan her und schlachtete ihn und seine Leute ab. Dann

schrieb er nach Kuka: „Ich stehe unter Gott und dir.“ Der Scheich, über diese Aufführung wüthend, schickte wieder, wie das erste Mal, ein Heer gegen ihn ab. Ibrahim zog sich wieder auf den Berg zurück, der neue Sultan wurde eingesetzt, das Heer zog ab, Ibrahim kam wieder und schlachtete den neuen Sultan, wie den früheren. Dieses wiederholte sich sieben Male, bis der Scheich die Vergeblichkeit seiner Versuche einsah, mit solchem Vasallen Krieg zu führen, und ihn als Statthalter der Provinz bestätigte. Goso, sein Sohn, war ein einsichtsvoller Fürst und stand sehr gut mit dem Scheich von Kuka. —

Die Pferde des Sultans, obwohl er dieselben von Saccatu bezogen hatte und für ausgezeichnet erklärte, taugten sämmtlich nichts. Richardson bat ihn um ein Kameel zum Reiten, und Goso erfüllte seine Bitte. Er sandte ihm ein sehr gutes Thier als Geschenk.

Auch die Sitten des Volkes schienen besser als in Zinder, und weit besser, als bei den Mauren und Tuaregs. Die abendlichen Tänze der Einwohner waren sehr anständig, namentlich gegen die der Nordküste gehalten. So bald der Mond aufgeht, hört man Trommelschlag, der die jungen Männer und die Mädchen zusammen ruft; binnen zehn Minuten haben sich einige hundert Leute versammelt. Dann beginnt der Tanz in vollständigem und großartigem Style. Die beiden Geschlechter trennen sich, die Mädchen stellen sich in der Nähe des Trommlers auf, die jungen Männer bilden zwanzig Schritt entfernt um sie herum einen Kreis. Nun suchen sich die Damen ihre Tänzer aus, anstatt umgekehrt. Jede hüpft erst zu dem Trommler hin, wendet sich dann, trippelt zu den Herren, berührt den, welchen sie als Tänzer wünscht, und weicht zurück. Erst nach einigen Minuten kommt der Eingeladene zu der Dame, die ihn in Gegenwart von Hunderten bewundernder und eifersüchtiger Zuschauer so geehrt hat. Nun bewegen sie sich in der lebhaftesten Weise, erst das Gesicht einander zugekehrt, dann Rücken gegen Rücken, dann zum Trommler hingewandt; die jungen Männer wissen hierbei ihre Toben zu werfen, wie nur eine Dame ihr Ballkleid, zugleich aber schwingen sie Arme und Beine und bewegen die Körper hin und her. Nun aber tanzen ganze Gruppen von Frauen auf die Männer los, laufen dann zurück, jene verfolgen sie eifrig, holen sie ein, bevor sie ihren Platz erreichen, schlingen ihre Toben um sie —

doch liegt in allem dem nichts Unzartes. Ein anderes Spiel der jungen Mädchen, an dem jedoch die Burschen zuweilen Theil nehmen dürfen, besteht darin, daß sie sich einander unter den Achseln fassen und in die Höhe werfen. Die Emporgeworfene muß, wenn sie ihre Sache versteht, wieder fest auf die Füße zu stehen kommen. Wenn sie dieß nicht thut, so rollt sie vorwärts und überstürzt sich, und die dabei vorkommenden Vorfälle dienen sehr zur Belustigung.

Am 19. Febr. brach die Reisegesellschaft von Gurai auf, und zwar, statt auf einem angenehmen südlicheren Wege, den der Kaschella vorschlug, auf einem näheren, aber sehr öden und einförmigen. So verlangte es der Bote des Scheichs, um den Reisenden eher nach Kuka zu fördern. Richardson mußte viel zu Fuß gehen, da der Kaschella, dessen Kameel erschöpft war, das Gepäck desselben Richardson's Thiere auflud. Widerspruch hätte hier nichts gefruchtet. Abends wurde kein Zelt aufgeschlagen, man übernachtete im Freien. Richardson fühlte sich nicht wohl; er schob es zum Theil auf den reichlichen Genuß von Milch, und trank, sich herzustellen, eine Flasche Portwein aus, die ihm wohl bekam. Am folgenden Tage ging der Weg durch dichte Wälder von Dumpalmen; wilde Thiere ließen sich nicht sehen, doch hörte Richardson, daß auf der südlicheren Straße Elephanten häufig seien. Von Anbau fand sich keine Spur, bis die Reisenden an das Dorf Gusumana kamen, das an einem Berge liegt und über ein steiles breites Thal voll Wald hinsieht. Die Hütten, in deren einer Richardson einlogirt wurde, sind aus Stämmen und Zweigen der Dumpalme gebaut und gedeckt, klein, aber hübsch und bequem. Die Thüre besteht aus einzelnen dünnen Streifen von den Blättern der Palme, welche, einem Vorhange ähnlich, wenn man eintritt, nachgeben und dann zurückfallen. So hat die Luft stets freien Zutritt.

Von einer Verbesserung ihrer Lage haben diese Neger kaum einen Begriff. Der Reisende fragte den Kadi des Dorfes, warum er in dem schönen Thale keine Dattelpalmen anpflanze. „Wie soll ich Dattelpalmen bekommen?" fragte er. Aus Tungari, belehrte ihn Richardson, das ja nur drei Tagereisen westlich liege. Da machte der Neger große Augen und ein sehr dummes Gesicht und vermochte sich von dem Rathschlage des Weißen durchaus keine klare Vorstellung zu machen.

Das Dorf mochte zweihundert Hütten und sechshundert Einwohner zählen. Diese sammelten sich bald um Richardson, der nun genöthigt war, ihnen ähnlich, wie es zu Gurai geschehen war, sich selbst zur Schau zu stellen. Treuherzig spricht er in seinem Tagebuche seine Freude darüber aus, daß er seine Gestalt doch habe sehen lassen dürfen, ohne daß die Zuschauer hinterher Grimassen geschnitten hätten; ein häßlicher Reisender würde sein ganzes Volk bei diesen Leuten in den Ruf der Häßlichkeit bringen. Zugleich aber klagte er über die glühende Hitze, die gegen 4 Uhr Nachmittags am stärksten sei, aber oft plötzlich mit empfindlicher Kälte abwechsele. „Thermometerstand bei Sonnenuntergang 82° (22¼° Reaum.); das Wetter ist heute sehr lästig; der Wind weht in demselben Athem heiß und kalt." So lauten die letzten Worte in dem Tagebuche des Reisenden, die er am 21. Febr. 1851 niederschrieb.

Nach einer Notiz, mit Bleistift auf ein loses Blatt geschrieben, muß die Hitze an den folgenden Tagen gleich stark gewesen sein, wo die Reise in ostsüdöstlicher Richtung fortgesetzt wurde. „Wir trafen", heißt es dann, „den Scheich des Ortes, der etwa fünfzehn Reiter und einen Trommelschläger zu Pferde bei sich hatte. Man sieht keine wilden Thiere in der Wüste wegen der Feuer, welche die Leute absichtlich machen, um sie zu verscheuchen. Keine Wasservögel schwimmen auf den Pfühlen, wahrscheinlich weil hier keine Kultur ist. Dies ist aber das wahre Land für die Elephanten. Vor etwa zwei Tagen sah ich Dünger von ihnen, ohne ihn zu erkennen; jetzt kommt er häufiger vor, und die Leute sagten mir, was es sei. Die Leute hier thun ihnen nichts zu Leide, denn ihre Speere können gegen die dicke Haut dieser riesigen Vierfüßer nichts ausrichten. Kleinere Thiere Gazellen u. s. w., werden gefangen mittelst eines großen Rades, das aus Rohr gemacht wird. Die Thiere setzen ihren Fuß in die Mitte, welche nachgiebt und sie festhält, während die Rundung des Rades mit Seilen angebunden ist."

„Kargavar", sagt das letzte Blättchen, „ist selbst so groß wie Zinder. Am ersten Tage Abendmarsch sieben Stunden, das Lager in freiem Felde aufgeschlagen; Richtung südöstlich. Am zweiten Tage das Lager in freiem Felde aufgeschlagen, Richtung östlich. Am dritten Tage sechs Stunden ostnordöstlich. Am vierten Tage eine halbe

Stunde am Morgen gereis't. Mademnia, ein Dorf, die Leute mit Salzbereiten beschäftigt."

Die Ursachen, welche den Reisenden auf das Krankenlager warfen, sind nach dem, was er hier selbst mittheilt, leicht aufzufinden. Die Hauptschuld schreibt sein Gefährte Barth, der zuerst die Nachricht von seinem Tode erhielt und sogleich sich an Ort und Stelle begab, um die Papiere und Effecten zu retten, der großen Gluth der Sonne zu.

Nach einer Reise von drei Tagen, schreibt Barth, war Richardson so glücklich, die große Stadt Rangarvia (oben Kargavar genannt) zu erreichen. Er bot zweihundert Mahubs für einen Führer, der ihn auf geradem Wege nach Bilma führen sollte, von wo er nach Tripoli zurückkehren wollte; er fürchtete die heißen Ebenen von Bornu, aber ein Führer fand sich nicht. Jetzt nahm er starke Medicamente und fühlte sich in Folge derselben so wohl, daß er am folgenden Tage abreisen konnte. Die lange Tagereise in der Hitze ermüdete ihn, dazu trank er häufig Milch, die er mit Branntwein mischte. Am nächsten Tage war er so schwach, daß er um Mittag Halt machen lassen mußte; nach Sonnenuntergang ging die Reise bis Mitternacht weiter. Am folgenden Tage erreichten sie das Thal Mettaka, wo Richardson sich besser fühlte und etwas Reis und Milch genoß. Von hier aus gelangte die Karavane am letzten Tage des Kebia-el-awel, 3. März, nach nur zweistündiger Reise, in das Ungurutua genannte Dorf, wo Herr Richardson sich bald so schwach fühlte, daß er seinen Tod ahnte, und die Hütte verlassend, wo er einlogirt war, um in sein Zelt zu gehen, seinem Dolmetscher Bu Saad sagte, er werde sterben. Er versicherte, gar keine Kräfte mehr zu haben, und in der That hörte sein Puls beinahe auf zu schlagen. Er rieb nun seine Füße mit Weinessig ein, dann auch Kopf und Schultern; hierauf goß er auch, in Abwesenheit seiner Diener, Wasser über sich hin, so daß diese ihn ganz durchnäßt fanden und ihn, um nachtheilige Folgen zu verhüten, mit Oel einrieben. Abends nahm er ein wenig Nahrung und versuchte zu schlafen; vermuthlich hatte er zu dem Zwecke etwas eingenommen, aber er warf sich ruhelos hin und her und rief oft den Namen seiner Frau. Von seinen Dienern unterstützt verließ er dann sein Zelt, ließ Thee machen und blieb wach

liegen. Nach Mitternacht machte sich Jussuf Mukni, der bei ihm wachte, etwas Kaffee, um sich wach zu erhalten. Richardson verlangte eine Tasse Kaffee für sich, seine Hand war aber so schwach, daß er die Tasse kaum heben konnte und zu Mukni sagte: „Tergamento Ufa", „dein Amt als Dolmetscher ist zu Ende"; auch wiederholte er mehrere Male mit gebrochener Stimme: „Forza mafische, forza mafische le kul", „ich habe keine Kraft, ich habe keine Kraft, sage ich dir." Zugleich legte er Muhamed's Hand auf seine Schulter. Als er den Tod herannahen fühlte, brachte er sich, von Muhamed unterstützt, in eine sitzende Stellung und hauchte nach dreimaligem tiefem Athemholen sein Leben aus. Er war ganz entkräftet und starb ruhig, zwei Uhr nach Mitternacht, Dienstag den 4. März, am ersten Tage des Djumed-el-awel, ohne den geringsten Todeskampf. Der Diener rief dann die anderen Leute und den Kaschella, der mit ihnen von Zinder gekommen war, in das Zelt, um Zeugen zu sein, und während andere den Leichnam des Verstorbenen in drei Hemden einwickelten, die zu diesem Zwecke aufgeschnitten wurden, ließ er durch die Leute des Dorfes ein Grab für ihn graben. Dann verschlossen sie Alles, was von seinen Sachen nicht verschlossen war, um es nach Kuka zu bringen. Früh am Morgen hoben sie den Leichnam auf, wickelten ihn in Herrn Richardson's Teppich und trugen ihn in sein Grab, welches im Schatten eines großen Gaw dicht neben dem Dorfe vier Fuß tief gegraben worden war. Nachdem sie ihm Kopf und Brust mit einem großen Tebah bedeckt hatten, um sie von allen Seiten zu schützen, bedeckten sie den Leichnam mit Erde und verwahrten das Grab wohl."

So endete Richardson, der Führer der Expedition, sein Leben, das er im Dienste der großen Civilisationsaufgabe geopfert hatte, zu Ungurutua, nur 22 Meilen von Kuka, und in nächster Nähe von Birni, ohne daß es ihm vergönnt war, sein Ziel zu erreichen, ja entmuthigt bis zur tiefsten Bekümmerniß durch die immer wachsenden Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung seiner menschenfreundlichen Pläne entgegenstellten. Zum Glück fiel die Fortsetzung seiner Thätigkeit einem Manne zu, der ihr körperlich und geistig völlig gewachsen war, durch den das Gebiet der Forschung noch weiter ausgedehnt, für die Erreichung des Zweckes breitere Grundlagen ge-

schaffen wurden, und dem sein günstigeres Schicksal es gestattete, die reichen Früchte seiner Entdeckungen der wißbegierigen Mitwelt mitzutheilen.

Vierter Abschnitt.

Barth's Aufenthalt in Katsena und Kano.

Der 11. Januar (Sonnabend) war, wie wir wissen, zu der Abreise von Taghelol festgesetzt, aber in getheilten Zügen, was besonders Barth um so unangenehmer überraschte, als ihr alter Freund, der in allen Angelegenheiten mit der größten Verschwiegenheit zu handeln pflegte, die Mittheilung der Einzelheiten bis auf den letzten Augenblick verschoben hatte. Annur schützte dringende Verhältnisse vor, die es auch nothwendig machten, daß er selbst den Reisenden nicht geleite, sondern zunächst nach Sinder ginge; doch erkannte man später, daß all diese Vorwände aus der Luft gegriffen waren.

In Kukaua oder Kuka sollten Alle im Anfange des April wieder zusammentreffen und Richardson den geraden Weg dorthin über Sinder einschlagen, während die Route Overweg's über Gober und Mariadi mit der Barth's über Katsena nach Kano noch für einige Tage zusammenfiel.

Schon damals kränkelte Richardson, obwohl er selbst zauderte, es zu gestehen. Der Uebergang aus der frischen Bergluft von Air in das drückende warme Klima der tiefgelegenen Fruchtländer des Sudan sagte seiner Constitution augenscheinlich nicht zu, was auch Barth sofort um den Gefährten besorgt machte und ihn bestimmte, ein Päckchen für Europa bestimmter Briefe Richardson nicht zur Besorgung zu übergeben. Diese Vorsicht erwies sich leider als durchaus gerechtfertigt, indem Barth die Richardson'schen Depeschen selbst später von Kukaua aus zu entsenden hatte.

Barth wurde von Annur öffentlich der Fürsorge seines Bruders Eleidji übergeben, eines vertrauenerweckenden und wohlwollenden

alten Herrn, dem die Führung der Salzkarawane nach Kano übertragen war und unter dessen Schutze er allerdings hoffen durfte, diesen großen Handelsplatz sicher zu erreichen. Während Annur nur darauf bedacht schien, seine Macht und sein Ansehen zur Geltung zu bringen, war Eleidji von jeder Selbstsucht frei und als aufrichtig frommer Mann eine wohlgefällige Erscheinung.

Noch ein anderer Umstand war günstig für Barth. Es war ihm nämlich gelungen, den Hauptsclaven Annur's, Gadjera, einen erfahrenen und in jeder Hinsicht nützlichen Mann in seine Privatdienste zu nehmen, der zudem einen schönen, starken Lastochsen und eine kleine Flinte besaß, von denen Barth Gebrauch machen durfte. Sein Kameel war nicht kräftig genug, um allein alles Gepäck fortzuschaffen, und das Reiten auf der Stute war eine wahre Wohlthat für ihn. Beim Reiten eines Kameels ist man wenig Herr des Rittes und fast ganz von den Launen desselben abhängig. In den Wüsten, die wenig oder gar keine Augenweide bieten, ist gewiß ein Kameel vorzuziehen, das die Reisenden schnell von der Stelle schafft und selbst nur geringer Pflege bedarf. Aber in fruchtbaren Gegenden bedient man sich besser eines Pferdes, das den Willen seines Reiters ausführt. Außerdem wäre in den dichten Wäldern des Sudan das Reisen zu Kameel oft zum Verzweifeln lästig gewesen. So fühlte sich Barth im Besitz der kleinen Stute, wie unscheinbar sie auch war, sehr wohl.

Der Abschied von Annur war gewissermaßen eine feierliche Handlung. Er saß wie ein Patriarch in der Mitte seiner Sclaven und freien Untergebenen beiderlei Geschlechts und theilte Geschenke, wie schwarze Gesichtsbinden, Frauengewänder, hauptsächlich aber Armspangen aus grünem Thon und in andern glänzenden Farben unter die Umhersitzenden aus. Letztere werden von Aegypten eingeführt und von den Frauen außerordentlich geschätzt. Der alte Häuptling ließ Barth und Gadjera zu sich herantreten und legte es Letzterem nicht bloß in den ernstesten Ausdrücken an's Herz, den Reisenden sicher nach Kano zu führen, sondern er beschenkte ihn auch noch, um seinen Worten mehr Gewicht zu geben, vor den Augen Aller mit einem rothen Burnus. So trennte ich mich, sagte Barth, von unserm alten Freunde mit dem tiefsten und aufrichtigsten Bedauern. Er hatte uns ein höchst interessantes Beispiel eines gewandten Diplomaten und friedfertigen Herrschers mitten unter gesetzlosen Horden gezeigt, und

ich erkläre offen, daß er sich im Ganzen höchst ehrenwerth gegen uns benommen hat." Auch aus diesem Grunde beklagt Barth es, daß Richardson später dem Scheich von Bornu anempfahl, nicht nur Vergütung des Werthes aller Sachen, welche die Grenzstämme der Wüste den Reisenden abgenommen hatten, sondern auch Zurückerstattung eines Theiles der Summe, die an Annur bezahlt war, zu fordern. Er erklärt diese Handlungsweise für unpolitisch, weil die Reclamation nutzlos sein mußte und nur dazu dienen konnte, ihnen einen Mann zu entfremden, den sie sich mit Mühe zum Freunde gemacht hatten, und ebenso für ungerecht, weil, wenn auch die gezahlte Summe in Betracht der geringen vorhandenen Mittel ansehnlich war, dieselbe doch nicht erzwungen, sondern deßhalb aus freien Stücken gegeben war, um das persönliche Geleit des Häuptlings fordern zu können. Auf der Reise nach Timbuctu 1853 hat Barth den alten Annur in Sinder wieder gesprochen, bei welcher Gelegenheit derselbe dann auch sofort sehr bewegt gefragt hat, ob er es durch sein Benehmen gegen die Reisenden verdient habe, wie ein Räuber behandelt zu werden.

Man hatte am Morgen des 11. Januar um 7½ Uhr das Lager in Taghelel verlassen und durfte, da keine Gefahr zu fürchten war, ohne strenge Heeresordnung reisen und sich sogar von der Salzkarawane entfernen. Das Land, in das man einzog, war wohl bewohnt und eine ununterbrochene Tafelfläche, rechts und links zeigten sich Dörfer und auf einer niedrigen Hügelkette im Westen die Stadt Olleloa. Hier schloß sich eine adelige Dame von angenehmer Figur, auf einem kräftigen Bullen vortrefflich beritten, der Karavane an. Sie saß in einem breiten, höchst bequemen Sattel oder vielmehr ledernen Stuhle, der auf des Bullen Rücken befestigt war.

Hinter Olleloa ging es in eine Niederung, in der Barth die ersten regelmäßigen Ameisen- oder vielmehr Termitenhügel in hochstrebendem Baustyle und von etwa fünf Fuß Höhe beobachtete; einige hatten ganz das Aussehen eines gothischen Thurmbaues im Kleinen. In einem Thale, in das man bald darauf gelangte, gaben gruppenweise zerstreute kleine Kornmagazine der Landschaft den Charakter friedlicher Fülle und Behaglichkeit. Uebrigens leidet Damerghu sehr an Wassermangel, und es machte Barth und seinem Diener oft genug lästigen Aufenthalt, einen Brunnen zu finden, aus dem sie ihre Reitthiere tränken konnten. Sie mußten sich von der Karavane entfernen,

um zu der Tränkstätte von Gilmiram zu gelangen, aber in den 20 dort befindlichen Brunnen fanden sie kaum Wasser genug für ihre zwei Thiere. Wollten die Einwohner ihre Brunnen zu größerer Tiefe graben, so würden sie natürlich reichere Wasservorräthe finden, aber sie begnügen sich mit Brunnen von nur wenigen Fuß Tiefe.

Durch dichtes Unterholz, in dem der Kalbo mit seinen großen, trockenen, olivenfarbenen Blättern und langen, rothen Schoten vorherrscht, kamen Barth und sein Diener an einem großen Dorfe vorüber wieder zur Karavane, die sie vermöge der bewundernswerthen Ausdauer ihrer Asbenauischen Lastthiere bald überholten. Diese sind fast alle von brauner Farbe und mittlerer Größe, haben kurze Hörner und tragen Lasten von mehr als 200 Pfund mit Leichtigkeit, so daß die eigentlichen Sudan-Stiere mit ihnen den Vergleich nicht aushalten. Auf schmalen Pfaden ging die Reise durch die waldige Landschaft weiter, in der ein Baum (Goschi) mit eßbaren Früchten häufig vorkam. Abends, als die Kälte sich ziemlich plötzlich und recht empfindlich geltend machte, legte Gadjera ein gutes Feuer zweckmäßig an, und behaglich an demselben lagernd, gab er dem Reisenden Bericht über die vier Straßen, die von Sinder nach Kano führen. Die erste dieser Straßen geht über Daura und ist die westlichste, die zweite über Kasaure, die dritte über Garu-n-Gedumia, die vierte über Gummel oder Gumiel, wie er es aussprach; er selbst kannte nur die dritte Straße, deren einzelne Nachtquartiere er namhaft machte.

Der Morgen des 12. Januar war herrlich und der Marsch, den Barth mit seinem Gefolge vor Aufbruch der Karavane antrat, höchst angenehm. Weithin war der Boden mit hohem Grase, Gamba, bedeckt; ein Thalbrunnen, wenn auch trocken, machte durch die hohen Bäume, die ihn umstanden und von zahlreichen Perlhühnern und Turteltauben belebt waren, einen bezaubernden Eindruck. Ueber den Brunnen hinaus wurde die Landschaft offener bis zu einem 5 Meilen entlegenen Teiche, Kudura, dessen Wasser indeß lehmig oder vom Boden eingesogen war. Auch Menschen begegneten hier den Reisenden. Zuerst ein kleiner Trupp leichtfertiger lustiger Bursche, meist nur mit kurzen Hemden bekleidet, deren Farbe nach schwachen Anzeichen einst dunkelblau gewesen war, und mit kleinen Strohhüten bedeckt, die sie keck auf einem Ohre trugen. Auch von viel Gepäck schienen sie keine Freunde zu sein, denn sie führten Nichts bei sich

als Negerhirse in kleinen Ledertaschen und das aus Hirse bereitete Lieblingsgetränk Fura in Kürbisflaschen; (Cucurbita lagenaria); — außerdem einige Trinkschalen aus demselben Stoffe. Einer dieser leichten Zugvögel, der sich durch seinen ungemein schlanken Wuchs auszeichnete, hatte ein Pferd bei sich, aber es war kaum im Stande, ihn zu tragen, obwohl er dem Pferde an Magerkeit Nichts nachgab. Offenbar war es eine geistreiche Gesellschaft. Auch ein Zug Packochsen stieß auf dem Wege zu ihnen, dann wieder Einzelreisende, so daß sie deutlich erkannten, das Land der eigentlichen Karavanen, der Airi oder Karabka, verlassen und das der Tataki, der einzelnen Reisenden, betreten zu haben. Karavanenzüge bilden sich im Sudan seltener; die regelmäßigen sind bedingt durch den Handel mit Gurunüssen, welche unmittelbar nach der Erndte und deßhalb stets um eine bestimmte Zeit versendet werden. Die alljährliche Araberkafla von Kukaua nach Kano scheint mehr auf alter Sitte, als auf natürlichen Bedingungen zu beruhen. Ein Trupp von sechszehn Reitern, der gegen Abend, als die Zelte aufgeschlagen wurden, heranstürmte, war auf einer Rhasia (yaki) gegen die Fellani begriffen. Sie waren auf Tuareg-Art als „Verhüllte" gekleidet, zeigten aber sehr deutlich ihre Vermischung mit dem Haoussavolke sowohl durch ihren weniger musculösen Körperbau als durch die größere Mannichfaltigkeit ihrer Kleidung.

Am Montag den 13. Januar hatte Barth zum ersten Male Gelegenheit, einen Tamarindenbaum, Tsamia, wohlausgewachsen und in ganzer Pracht entwickelt, zu bewundern. Wenn man diesen Baum sieht, bemerkt er, der eine dichte, schöne abgerundete Laubmasse, oft von 80 Fuß Durchmesser, bildet, die sich fast in gleichmäßiger Linie bis wenige Fuß über den Boden herabsenkt, so kann man in der That sagen, daß man die Kühle seines Schattens fühlt. Nichts ist wunderbarer in dieser heißen Zone, als der Gegensatz dieses köstlichen, von der Natur ausgespannten Ruhezeltes gegen die heiße Gluth rings umher. — An demselben Tage kamen Barth auch die ersten Baumwollenfelder zu Gesicht, diese unläugbaren Zeugnisse fortgeschrittener Cultur und wenigstens einer gewissen industriellen Speculation, denn vom bloßen Erzeugen der zum Lebensunterhalt unumgänglich nöthigen Nahrung bis zur Anpflanzung von Baumwolle ist noch ein weiter Schritt. Mit Ausnahme der jungen Anpflanzungen, die gemeiniglich mit großer

Sorgfalt gepflegt zu sein schienen, waren freilich Felder in tadellosem Zustande eine Seltenheit. Gewöhnlich stehen die ausgewachsenen Stauden in wildem Zustande, und Unkraut jeder Art durchwuchert die Pflanzung und erschwert Erndte und Bereitung im höchsten Grade. Abgesehen davon sind die Felder der dauerndste und heiterste Schmuck der Landschaft, da die Stauden fast jederzeit Blätter haben und stets einige im Zustande der Reife, andere in dem der Blüthe sich befinden. Auch Tulpenbäume von wunderbarer Schönheit zierten die Landschaft. Einer besonders fesselte die Aufmerksamkeit der Reisenden, der so voll von Blüthen in der reichsten Farbenpracht war, daß nicht ein einziges Blatt sichtbar war.

Am 14. Januar ziemlich spät aufbrechend, erreichten die Reisenden zunächst das Dorf Babei, dessen Bewohnerinnen sofort die Karavane umringten und Erdmandeln und Dakkua zum Verkauf anboten. Dakkua ist eine Art trocknen Teiges, welcher aus gestoßener Negerhirse mit Datteln und einer enormen Zuthat von Pfeffer zubereitet wird. Das Wort ist eigentlich ein allgemeiner Ausdruck für Teig oder noch besser für Gestampftes und bezeichnet in manchen Gegenden eine ganz schmackhafte Art Confect aus gestoßenem Reis und Honig. Die Felder, welche an die Straße grenzten, waren sorgfältig eingezäunt. In der Mitte war ein Brunnen von 20 Faden Tiefe, dessen Wasser trotzdem unerträglich warm war und nur mit größter Mühe emporgeschafft werden konnte. Ueberhaupt ist das Herbeischaffen des Wassers im Sudan eine Arbeit von Erheblichkeit und soll während der trocknen Zeit in manchen Districten die halbe Einwohnerschaft eines Dorfes einen halben Tag beschäftigen. Es ist begreiflich, daß sie bei solcher Mühseligkeit der nöthigen Arbeiten auf die Baumwollweberei oft nur wenig Zeit und Fleiß wenden können. In der Periode der Feldarbeit fehlt es an Wasser glücklicher Weise so wenig, daß sie die Brunnen gar nicht bedürfen.

In der Nähe des Dorfes Tschirak trennte sich Overweg von Barth, um geraden Weges nach Tessaua sich zu wenden und zwar über Gober und Maradi.

Barth bezeichnet diese Excursion als einen rüstigen und kühnen Anfang der Unternehmungen Overweg's, da er Keinen von Annur's Leuten bei sich hatte, sondern außer dem gewandten, aber unzuverlässigen Freigelassenen Ibrahim und dem nützlichen, schlangenhaften Amankei, der

jetzt vom Guinea-Wurm befreit war, nur einen Tebu bei sich hatte, der früher in Asben lange ansässig gewesen war und den er für die Zeit dieses Ausfluges gemiethet hatte. Overweg hatte damals noch die feste Absicht, seinen Weg nach Kukaua über Kano zu nehmen. Zu jener Zeit, berichtet Barth, erfreute sich derselbe eines ungeschwächten Wohlseins, hielt aber leider mit seiner Kraft nicht Haus und muthete sich zu, wo es nicht nöthig war, zu Fuße zu gehen. Er war voll Begeisterung, sich dem Studium der neuen Welt, welche sich vor uns aufthat, zu widmen. Wir trennten uns mit dem herzlichsten Wunsche für vollständigen Erfolg des Unternehmens des Anderen in den verschiedenen Länderstrichen, ehe wir wieder in Kukaua zusammenträfen; denn wir wußten damals nicht, daß wir noch in Tessaua eine Zusammenkunft haben sollten.

Das Land, welches Barth nunmehr allein durchzog, beschreibt er als höchst interessant und von heiterem Charakter; Dörfer und Kornfelder lös'ten einander ab, hin und wieder dichtes Unterholz, das durch die Abwechselung der Reise nur einen um so größeren Reiz verlieh. Der Boden war leicht gewellt und stellenweise sogar hügelig. Sein schwarzer Freund Gadjera mußte ihm den civilisirten Landsmann ersetzen, über dessen Entfernung er offen bekennt, nicht sehr betrübt gewesen zu sein, da er sich von Jugend auf gewöhnt habe, „allein unter fremden Leuten zu wandern." Trotz seiner rohen und oft spöttischen Geschwätzigkeit war übrigens der Diener doch im Grunde ein gutmüthiger Bursche und versäumte nicht, wie seltsam ihm die Wißbegierde seines Herrn auch vorkommen mochte, ihn gleich bei den nächsten Dörfern auf einige neue Baumgattungen aufmerksam zu machen, den Bauschi, die Karammia und die Gouda (Carica Papaya). Die so schmackhafte Frucht dieses letzteren lernte er freilich erst in Katsena schätzen.

Von großen, schönen Rindviehheerden, die ihm begegneten, waren die Bullen von starkem Gliederbau, übrigens aber nur von mittlerer Größe und hatten einen prächtigen Buckel und kleine Hörner. Noch characteristischer war ein Zug Männer, die in großen Körben die Früchte der Goreba (Cucifera oder Hyphaea thebaica) auf dem Kopfe trugen. Diese Früchte sind in vielen Landschaften des Sudan ein wichtiges und gewürzhaftes Nahrungsmittel, dessen Werth Barth auch erst später ganz schätzen lernte.

Gosenakko, welches der Tränkung der Stute wegen besucht werden mußte, war der Besichtigung nicht unwerth. Es ist von beträchtlicher Größe und besteht aus der eigentlichen Stadt und verschiedenen Vorstädten. Die Stadt ist von einem dichten Verhau starker Baumstämme umgeben und dadurch ziemlich fest, während die Vorstädte ohne weitere Umzäunung offen in das Feld hinaus sich ausdehnen. Da sich wegen der Mittagshitze die Einwohner in friedlicher Ruhe befanden, stand das Brunnenwasser unentgeltlich zur Verfügung, während es später bezahlt werden mußte.

In das Lager des Airi zurückgekehrt erfuhr Barth, daß man hier einige Tage Rast zu machen beabsichtige und deßhalb den Lagerplatz in systematischer Weise anordne, theils der Bequemlichkeit, theils der Sicherheit wegen. Auf dem Marsche in dieser Gegend hat man nämlich räuberische Anfälle nicht eben mehr zu fürchten, wohl aber allen Grund, vor dem Diebsgesindel während der Nacht auf der Hut zu sein. Die Strohsäcke, welche die Salzvorräthe enthielten, waren bereits in Form eines länglichen Hufeisens zusammengelegt; die hintere Rundung wurde durch einen Verhack von Maisrohr geschützt, an der schmalen Oeffnung vorn, wo auch die leichteren Habseligkeiten ihren Platz fanden, wurden die Lagerstätten für die Nacht aufgeschlagen. Diese Einrichtung war kaum getroffen, als es im Lager auch schon durch Verkäufer von Lebensmitteln lebhaft zu werden anfing, und in der That hielt eine unharmonische Jahrmarkt-Symphonie den ganzen Abend an. Vorzüglich wurden Butter (Mai), saure Milch (Nono), brauner Kuchen (Dodoa), Kukablätter (Adansonia digitata), die zur Bereitung von Brühe zu Fleisch oder Hirsepudding dienen, und der „lachende Junge" (Yaro da daria), ein charakteristischer Name für die beliebte Erdmandel, ausgeboten. Aus dem hier beliebten Hirsepudding (tuo) machen sich übrigens die Leute von Asben wenig; sie lieben Nichts mehr als Hirsewasser (Fura) und rohe, nur etwas zerstampfte Hirse (Gero, **Pennisetum typhoideum**), welcher Vorliebe die Araber die Masse von Ungeziefer bei allen, selbst den angesehensten Kelowi zuschreiben. Barth sehnte sich an diesem Tage vergeblich nach etwas Geflügel zu einer Abendmahlzeit für sich, es war kein Huhn vorhanden: die schönen Zeiten, in denen man hier zu Lande ein Huhn für eine Nadel einhandelte, waren vorüber. Erst andern Abends wurde ihm diese den Umständen nach glänzende Mahlzeit zu Theil; während

derselben unterhielt ihn ein Maimolo auf einem dreisaitigen Instrumente durch einen Gesang zu seinem Lobe.

Einige Meilen von Gosenakko entfernt liegt Tessaua, das Barth zu sehen wünschte. Als er aber aufbrechen wollte, fing man an, eine Intrigue in Ausführung zu bringen, deren Zweck kein anderer war, als ihn und Overweg selbst gegen ihren Willen nach Sinder zu schaffen. Ein Diener des Kelowihäuptlings Lussu erschien mit drei Vornureitern und mehreren an Eleidji gerichteten Briefen, aus denen die Lügenhaftigkeit und Arglist der Absender aber so offenbar wurde, daß Eleidji selbst sofort anrieth, keine Notiz von der Sache zu nehmen, und auch offen erklärte, er würde die Reisenden nicht zwingen, irgend Etwas gegen ihren Willen zu thun. Barth führte nun den Plan aus, Tessaua zu sehen, und ging mit seinen Leuten zunächst und unverzüglich dahin ab. Der Ritt führte eine Zeit lang durch ungebautes Land; gebaut war es erst wieder zwei Meilen vor Tessaua, das zwischen herrlichen Bäumen (Dummia und Gerassa) kaum eher sichtbar war, als bis man die Vorstädte durchritten hatte und an dem Graben und der festen Umzäunung der inneren Stadt angelangt war. Dort befand sich auch al Wali's Haus, in dem, wie Barth erfahren, bereits Overweg Schutz gesucht und gefunden hatte, und wo Beide erfuhren, daß auch ihr alter Beschützer Annur angekommen sei und sich auf seinem eine Meile entfernten Landgute befinde. —

Da es galt, wenig Zeit zu verlieren, so ritt Barth, ohne Aufenthalt in Tessaua zu nehmen, über den belebten Marktplatz nach der Hüttengruppe von Natschira, wo der alte Häuptling sein Quartier genommen. Vor dem Hofraum entzückte ihn ein Tamarindenbaum von ungewöhnlicher Schönheit und Fülle. Dort ließ er sein Pferd und trat mit Gadjera in den inneren Hofraum, wo er den alten Annur nach einigem Suchen endlich mit zwanzig seiner Leute zusammen gekauert und in verdrießlicher Laune unter einem Schattendache (Kunfa) ausfindig machte. Er war nur mit Beinkleidern angethan, während das Hemd, in eine Art Kissen zusammengerollt, dem linken Arm als Stütze diente. Aus der Unterhaltung ergab es sich bald, daß Annur die versprochene Reise nach Sinder zum Schutze Richardson's nicht gemacht hatte, sondern in Taghelel geblieben war, von wo er eben eintraf. Den Brief aus Sinder hatte er noch nicht

erhalten, weßhalb er nur kurz sein Erstaunen ausdrückte, übrigens aber seiner Gewohnheit gemäß sich schweigend verhielt.

Er war in übler Laune und hatte noch keine Einsicht in die geschmiedete Intrigue, weßhalb Barth es vorzog, ihn allein zu lassen, um mit Gadjera das Landgut in Augenschein zu nehmen. Eine große Menge zerstreuter Hütten und dazwischen einige Dumpalmen gaben dem ausgedehnten Areal einen eigenthümlichen Charakter, der das Interesse unseres Reisenden erregte. Gadjera führte ihn in verschiedene Hütten, die theils von Angehörigen, größtentheils aber von Sclaven Annur's bewohnt wurden und ihn erkennen ließen, daß alle in ziemlich wohlhabenden und behaglichen Umständen lebten. In der That muß jeder Vorurtheilsfreie, bemerkt Barth, wie sehr er auch der Sclaverei abhold sein mag, eingestehen, daß die Tuareg im Allgemeinen und besonders die Kelowi ihre Sclaven nicht allein menschlich, sondern sogar mit der größten Schonung und Freundlichkeit behandeln und sie ihre Knechtschaft kaum fühlen lassen. Es giebt natürlicher Weise Ausnahmen, fährt er fort, wie die Grausamkeit, Sclaven an den Pflug zu schirren und sie mit der Peitsche anzutreiben, beweis't, wie ich das im Thale Auderas im Lande Asben gesehen, eine grausame Behandlung, die kaum in einem christlichen Sclavenstaate überboten wird; solche Ausnahmen aber sind nur selten. Die Tuareg sind außerdem für die Fortpflanzung ihrer Hausclaven unter sich besorgt.

Inzwischen hatte auch Overweg den alten Annur aufgesucht und dieser den aus Sinder an ihn gerichteten Brief empfangen, der ihn bestimmen sollte, die Reisenden dorthin zu senden. Er ließ sich aber zu dieser Gewaltmaßregel nicht bestimmen, sondern mißbilligte die Absicht des Schreibers entschieden und bedeutete Barth und Overweg, sie möchten handeln, wie sie selbst es für das Beste hielten. Beide kehrten dem zu Folge nach der Stadt zurück und blieben noch einige Zeit zusammen. Vor Overweg's Wohnung war gerade al Wali's Natronkaravane angelangt, die in wenigen Tagen nach Nupe oder Nyffi abgehen sollte. Natron ist zwischen den Ufern des Tsad und Nyffi einer der wichtigsten Handelsartikel.

Die Stadt Tessaua, deren Einwohnerzahl von Barth auf mindestens 10,000 geschätzt wird, zeichnet sich durch ein reges Leben und die unverkennbaren Spuren behaglichen, freundlichen Lebens aus.

Der Hofraum ist meist durch Rohrmatten eingezäunt, nahe dem Eingange befindet sich das Schattendach (Runfa), zur öffentlichen Verhandlung der Geschäfte des häuslichen Lebens und zum Empfange der Fremden bestimmt. Dann die Hütte selbst, reinlich und gut aus Rohr geflochten und oft unten mit Lehm befestigt, stets warm, wohl abgeschlossen und zur Vertraulichkeit des Lebens geeignet. Die ganze Wohnung, von weitspannenden Bäumen beschattet und durch eine Menge Kinder, Ziegen, Hühner, Tauben in gemüthlicher Unordnung belebt, hat etwas Reizendes. Bei Wohlhabenden wird die Staffage noch durch ein Pferd oder einen Packochsen vermehrt. Dazu kommt nun das heitere, sanfte Temperament der Bewohner, die der Liebe, dem Gesange, dem Tanze und als Heiden dem Genusse geistiger Getränke, aber Alles mit Maß, ergeben sind, und die Freuden des Lebens mit leichtem Herzen genießen. Das erste Streben des jungen Negers geht dahin, sich eine hübsche Frau zu verschaffen, mit der er im besten Einvernehmen lebt, bis er genug Vermögen gesammelt hat, um neben der älteren auch noch eine jüngere Lebensgefährtin ernähren zu können. Auch geschieht es, daß die ältere dann einen Scheidebrief erhält. Mehr als zwei Frauen aber haben nur die reichsten. Das geistige Getränk (Gia) wird aus Sorgho bereitet, auch wohl aus Datteln und Tamarindenfrüchten. Ein Hemd, meist aus dunkler Farbe, ist das hauptsächlichste Bekleidungsstück, Beinkleider tragen sie selten, auf Märschen nie. Eine leichte, ziemlich weite Kappe aus Baumwollenzeug bedeckt nachlässig den Kopf und bildet allerlei Gestalten. Die enge grüne Tuchkappe tragen nur die Handelsleute und Mallems. Eine Art Plaid, 3 Fuß breit und 9—10 Fuß lang, das nur die Wohlhabenden anschaffen können, wird je nach der Witterung nachlässig über die Schultern geschlagen oder fester um die Brust zusammengezogen und besteht aus dickerem, verschieden gestreiftem Stoffe. An den Füßen tragen sie hübsche Sandalen, außerdem wohl rothe Ledertäschchen und ein Messer und dergleichen. Die Frauen beschränken ihren Schmuck auf einige Reihen Glasperlen um den Hals; auf das gelockte Haar verwenden sie geringe Sorgfalt und tragen es entweder auf der ganzen Krone des Kopfes oder lassen nur einen langen Büschel stehen. — Die noch nicht dem Islam Ergebenen sind daran kenntlich, daß sie weit weniger Kleidung und meist nur einen Lederschurz tragen. Ganz nackt sieht man nur kleine Kinder.

Da die Bornu-Reiter, welche gekommen waren, um Barth und Overweg wie Waarenballen nach Sinder zu transportiren, strenge Weisung erhalten zu haben schienen, sich in der Erledigung dieses Auftrages nicht irre machen zu lassen, und ohne die Reisenden nicht heimkehren wollten, — sie würden sonst in Ungnade fallen, sagten sie, — so setzte Barth am 16. Jan. einen Brief an den Scheriff in Sinder auf, in dem er erklärte, er selbst wäre begierig, dem Sohne Muhamed el Kanrmi's und seinem aufgeklärten Vezier seinen Besuch zu machen, aber er werde, ehe er dahin aufbräche, vorher nach Kano gehen und dort seine Geschäfte besorgen. Der Brief war energisch abgefaßt und wies jede Zwischenkunft eines Dritten zurück. Er wurde dadurch von Wichtigkeit, daß er den Scheriff verwirrte und von diesem deßhalb sofort nach Kukaua gesandt wurde, wo er dazu diente, dem Reisenden später schnelleren Zugang zum Scheich und seinem Veziere zu erwirken. Mit diesem Briefe reis'ten die Boten aber erst ab, nachdem Jedem von ihnen noch ein Geschenk von zwei Mithkalen gemacht war.

Da die Salzkaravane erst am 19. Jan. aufbrach, benutzte Barth die Zeit zu Streifereien, zum Theil in der Gesellschaft Overwegs. Sie kamen unter Anderem zu el Wachschi, einem befreundeten Ghadamsier Kaufmann, der aber mit dem in diesen Gegenden besonders langweiligen Geld-, d. h. Muschelzählen beschäftigt war.

Im Binnenlande sind die Muscheln — **Cypraea moneta** — nämlich nicht zu je 100 zusammen gebunden, wie an der Westküste, sondern müssen einzeln gezählt werden. Nur Reiche haben Mattensäcke mit je 20,000, doch nimmt kein Privatmann diese Summen ungezählt an. Das Zählen geschieht zu je 5 Muscheln, die dann zu 10 Zwanzigern = 200 und so weiter zusammengelegt werden. Nachdem endlich mit Hülfe von 6 Personen 500,000 Muscheln abgezählt waren, begleitete el Wachschi die Reisenden zu dem von Dysenterie schwer heimgesuchten Sultan Masauadji, der in einer kleinen Hütte, halb aus Lehm, halb aus Rohr, mit schon geisterhaftem Angesichte den als Arzt auftretenden Overweg erwartete. Eine Tasse starken Pfeffermünzthee's u. dergl. brachte den armen Mann in Schweiß und verhalf ihm wieder zur Besserung.

Nachmittags streiften Beide über den Markt und besichtigten die zum Verkaufe ausgestellten Waaren, von denen große Schüsseln mit

gerösteten Heuschrecken Gegenstand ihres Erstaunens wurden. Die Eingeborenen finden diese Kost schmackhaft, mit der sie auch schon deßhalb vorlieb nehmen müssen, weil die Feldfrüchte sehr schnell vernichtet sind, wenn die Heuschrecken erscheinen und nun die Stelle der Früchte vertreten. Uebrigens wird nur die größere, etwa zwei Zoll lange Art, zur Nahrung benutzt. — Auch kleine Fleischstückchen, auf Stöckchen gespießt und in eignem Fett geschmort, wurden, das Stückchen zu einem Uri, d. h. einer Muschel, feil geboten. Daneben sah Barth auch ein Stück rothen Tuches zum Verkaufe aushängen, das ihm aus einem Ballen im Thale Afis gestohlen worden war. — Von den Indigofärbereien, die sie besuchten, glaubt Barth, daß dieser jetzt so ausgebreitete, das ganze Volksleben berührende Industriezweig, entschieden erst seit dem 16. Jahrhundert erwacht sei, erst nach der Zeit, als Leo Africanus diese Gegenden beschrieb. Die Procedur ist übrigens äußerst einfach, weßhalb die anfänglich ausgezeichnete Farbe auch bald verbleicht. In einer etwa 3 Fuß erhöhten Plattform aus Lehm befinden sich 14 Löcher oder Töpfe, in welche die Gewebe mit einer Mischung von Indigo — den Blättern der **Tephrosia toxicaria** — für längere oder kürzere Zeit, 1 — 7 Tage, je nach dem Grade der Färbung, den sie erhalten sollen, gesteckt werden. Es ist nicht zu läugnen, daß, wie die Cultur der Baumwollenstaude, auch diese Färbereien der Gegend einen gewissen Anstrich von Civilisation geben.

Am Sonntag den 19. Januar wurde endlich aufgebrochen. Die Kameele, denen die Rast von vier Tagen gut gethan hatte, und die den ersten Tag eine beträchtliche Vergünstigung an Salz erhielten, kamen rasch vorwärts. Bei dem 5 Meilen entfernten ansehnlichen Dorfe Kalgo wurde die Gegend für eine kurze Strecke hügelig. Bis dahin waren Tamarinden der Hauptschmuck der Landschaft gewesen, hinter Kalgo änderte sich ihr Charakter. Dichte Gruppen von Dumpalmen breiteten ihre vieldurchwundenen Fächerkronen malerisch in luftiger Höhe aus. Noch entzückender waren die Bora- oder Baurabäume, die sich durch die reiche Fülle ihres Naturwuchses auszeichneten. —

Unter den Besuchenden war ein Schulmeister nicht ganz uninteressant. Er war ein aus Gasaua gebürtiger Mallem, der sich anständig und bescheiden benahm; freilich beschränkt sich das Wissen

dieser kleinen afrikanischen Gelehrten außer einer oft anziehenden Kenntniß ihres kleinen Weltkreises gewöhnlich auf das arabische ABC und einige Sprüche aus dem Koran.

Gegen Abend stellte sich auch der Consul der Weißen ein, um Eleidji seine Aufwartung zu machen, wohl aber mehr, um von Barth ein Geschenk für den Sultan als Passagegeld zu fordern. Eleidji machte denselben mit dem Ankömmling bekannt, ohne indeß das Geschenk zu befürworten. Der malerische Aufputz und die feinen höfischen Manieren des kleinen Stutzers waren beachtenswerth. Er erschien in grün und weiß gestreifter Tobe, weiten Beinkleidern von der beliebten gesprenkelten Farbe des Perlhuhns und mit grüner Seidenstickerei an der Vorderseite des unteren Theiles geziert. Sein Schwert war an dicken Schnüren von rother Seide, mit ungeheuren Quasten, über die rechte Schulter geschlungen. Darüber trug er einen feuerrothen Burnus, während rund um seine rothe Mütze ein roth und weißer Turban kreuzweis auf sehr zierliche und sorgfältige Art gewunden war. Dabei ritt er ein sehr stattliches, wohlgenährtes Roß, dessen Kopf und Hals auf phantastische Weise mit einem Ueberfluß von Quasten, Schellen und kleinen Talismane enthaltenden Ledertäschchen geziert war. Die Schabrake war eine wahre Musterkarte von kleinen buntfarbigen Lappen. Barth hörte mit besonderem Wohlgefallen auf den Wohllaut der Sprache, in der er mit dem süßesten und schönsten Accente, dessen die Haoussasprache fähig ist, einen Schwall der ausgesuchtesten Complimente vortrug. — Endlich entfernte sich der zierliche Reiter ohne irgend welche Gabe, und nun war es für Barth zugleich ergötzlich und rührend, wie der ehrliche, bescheidene und wirklich liebenswürdige alte Eleidji sich zum Lohn für seine Geschicklichkeit, den „Consul der Araber" ohne Geschenk abzufertigen, bei Barth zu einer Tasse Kaffee einlud. Dieselbe wurde ihm herzlich gern gewährt, zumal sie das Einzige war, was er sich je zu erbitten wagte. Drei Jahre später ist der gute Alte, im Walde verirrt, elend umgekommen. Barth sagt: „Ich sehe ihn noch immer, wie er, auf seinem hohen weißen Maheri reitend, sich unterwegs eifrig nach den Grundsätzen unseres Glaubens erkundigte. Er war ohne Zweifel unter den Kelowi der ehrenwertheste und religiöseste Mann; er hat bei mir ein höchst freundliches Andenken hinterlassen, das ich stets bewahren werde."

Anderen Tages durchzogen gegen 40 meist wohl berittene Krieger und ein Trupp hoher, schlanker und wohlgebauter Bogenschützen, die bis auf den Lederschurz nackt waren, das Lager der Salzkaravane, um sich dem Raubzuge des Fürsten von Maradi in das Gebiet der Fellani anzuschließen. Der Anblick der rüstigen Heerschaar war in hohem Grade fesselnd, und wenn kriegerischer Muth auch übrigens bei den Central-Afrikanern nicht sehr zu Hause ist, so gehörten doch diese Grenzbewohner sicherlich zu den muthigsten Streitern. Wir haben es mit Barth zu beklagen, daß es Overweg nicht vergönnt gewesen ist, seinen Aufenthalt zu Maradi eben zur Zeit der Aufregung, wo diese bunt zusammengesetzte Heerschaar in's Land ihrer Todfeinde einfiel, selbst zu beschreiben. Es würde gewiß ein reiches Bild des bewegten und eigenthümlichen Lebens in diesen Gegenden abgegeben haben.

Gegen Mittag traf auch die oben erwähnte Natronkaravane al Wali's in feierlichem Aufzuge und unter Trommelschlag im Lager ein.

Gasaua ist den Angriffen der Fellani, die zum Islam übergetreten sind, durch seine südliche Lage besonders ausgesetzt und deshalb ohne offene Vorstädte und durch einen tiefen Graben und starken Verhack wohl befestigt. Es ist als regelmäßiges Viereck gebaut, mit einem Thore auf jeder Seite, das freilich nur aus Lehm errichtet, aber 12 Fuß tief ist und ein oberes befestigtes Stockwerk für etwa ein Dutzend Bogenschützen hat und dessen Name sehr bezeichnend „Schopf der Stadt", Sanko-n-birni ist. Gasaua ist enger gebaut als Tessaua, hat ziemlich ebensoviel Einwohner (c. 10,000) und einen täglichen Markt, der aber unbedeutender als der von Tessaua und nur für die nächsten Anwohner berechnet ist. Die vom Norden kommenden Kaufleute finden eine Art von Entrepot mit der erforderlichen Sicherheit in Tessaua. Wichtig ist Gesaua auch durch den Kampf des Islam mit dem Heidenthum, das hier noch vorherrscht, aber trotz des ernsten Sinnes und der Kriegstüchtigkeit der Einwohner früher oder später dem Islam wird weichen müssen.

Als die Karavane am 21. Januar frühzeitig aufbrach, machte sich die Kälte der frischen Morgenluft noch in hohem Grade fühlbar. Fruchtfelder wechselten mit Unterholz, erst nach einigen Meilen wurde die Landschaft freier und ließ eine nach Osten hinlaufende

Hügelkette erkennen. Unter neuen Baumarten schien hier die Kokia mit großen grünen Blättern und mit einer apfelgroßen, grünen, aber nicht eßbaren Frucht bemerkenswerth, ebenso die Delebpalme, von den Haoussaleuten Gigina genannt (Borassus flabelliformis?), die hier nur in seltenen Exemplaren vorkommt, im Lande der Mussgu aber sowohl durch ihren schönen majestätischen Wuchs als durch ihr häufiges, fast vorherrschendes Vorkommen für die Landschaft und durch ihre vielfache Nutzbarkeit für das Volksleben von charakteristischer Bedeutung ist. — Später passirte der an diesem Tage ernste und schweigsame Zug einen dichten Wald, der von Turteltauben wimmelte, dann eine hügelige Landschaft mit grünem Krautteppich, auf dem sich der Gamschi, ein Baum mit breiten, frischen, fleischigen Blättern, bemerkbar machte.

Während sich die Karavane gegen Abend dichteren Waldpartien näherte, wurde Barth durch die Eingeborenen zuerst auf Elephantenspuren und in weiter Ferne gemächlich einherschreitende Elephanten aufmerksam gemacht. Gegen 5 Uhr erreichte man den Platz, wo noch im Anfange dieses Jahrhunderts die große Stadt Dankama gestanden hat. Die ganze Gegend war einst der Sitz eines regen, blühenden Lebens, das in zahlreichen Städten und Dörfern zerstreut war. Nach Dankama hatte sich Magadijn Haddedu, der König von Katsena, nachdem seine Residenz von den Fulbe genommen war, zurückgezogen, und von hier aus führte er einen hartnäckigen, aber erfolglosen Kampf gegen jene blutdürstigen Feinde politischer und religiöser Unabhängigkeit. Bald siegreich, bald besiegt und endlich gänzlich niedergeworfen, wurde endlich auch Dankama genommen, geplündert und verbrannt. Auf der Stätte ragt einsam eine kolossale Kuka mit massenhaftem, blätterlosen Astwerk empor, während stacheliges Unterholz den früher von glücklichem Leben erfüllten Raum überwuchert. Es war, als ob die Melancholie, welche auf dieser Grabstätte einer noch vor nicht langer Zeit blühenden Stadt zu weilen schien, sich der ganzen Karavane mitgetheilt hätte. Selbst Barth gesteht, daß es ein Augenblick lebhafter Aufregung gewesen sei und daß die nachfolgende Scene, indem sie dem wüsten Leben dieser verwahrlos'ten Gegenden einen poetischen Reiz verlieh, einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth gemacht habe. Wie aus Furcht vor den bösen Geistern dieser verlassenen wilden Stätte brach, während man sich auf den engen Pfaden durch das dornige Unterholz hindurchwand,

der ganze Airi, aus mehreren hundert abergläubischen Moslem bestehend, in wildes Geschrei aus und in Flüche und Verwünschungen gegen die Fellani, die Urheber solcher Gräuel, die Zerstörer so vieles nationalen Glückes. Alle Trommeln wirbelten und hallten weit durch den verödeten Raum. Jeder drängte ängstlich vorwärts, als leide es ihn nicht auf dieser Denkstätte so frevelhafter Unthaten. Der starke Eindruck, der sich bei der gesammten Reisegesellschaft geltend machte, war von menschlichem, wie von geschichtlichem Standpunkte aus gerechtfertigt und bedeutungsvoll, denn die Besiegten waren ihnen stammverwandt, sie gehörten zu ihren Blutsfreunden und nächsten Angehörigen, und sie waren fast spurlos durch den Glaubenseifer eines Volkes vertilgt, das von einem grundverschiedenen Stamme herrührte, das, wie dunkel und räthselhaft auch bis jetzt noch sein Ursprung, seine Geschichte und seine Sprache ist, doch der Syrisch-Libyschen Familie fremd zu sein scheint. Erinnerungen an die heidnische Vorzeit finden sich hier fast nur noch in besonders schönen, imponirenden Granitblöcken, die Gegenstand der Verehrung gewesen waren. Ausgezeichnet war ein in schön geschwungener Linie bis etwa zu 40 Fuß aufsteigender Granitstein, Korrematse genannt, eine heilige Opferstätte aus unlängst verflossener Zeit.

Nach einem langen, beschwerlichen und ereignißreichen Tagemarsche war Barth froh, daß endlich Zelte aufgeschlagen und Feuer angezündet wurden. Während dann seine einfache Abendkost bereitet wurde, unterhielt ihn Gadjera mit gemüthlicher Redseligkeit von den Kriegen, welche hier geführt worden und Ursache der schauerlichen Wildniß gewesen seien. Er wußte eine Anzahl Namen von ganz oder theilweise zerstörten, verlassenen und abgelegenen Städten zu nennen, bis endlich die Nacht einbrach. Aber auch die Nacht war keine ruhige. In unmittelbarer Nähe des Lagers hörte man Löwengebrüll und es wären die einzeln umherschleichenden Raubthiere wohl versucht gewesen, den Schläfern vielleicht ihren unerfreulichen Nachtbesuch abzustatten, wenn die zahlreich brennenden Wachtfeuer sie nicht ferngehalten hätten.

Am 22. Januar brach die ganze Karavane frühzeitig und in gehobener Stimmung auf, denn man war der Stadt Katsena nahe und sollte noch vor Abend die anerkannte nördliche Grenze des Gebietes der Fellani erreichen. Nach fünfstündigem Marsche hemmte ein breiter, tiefer

Graben den Weg, nur ein schmaler Uebergang war geblieben, der auf einen noch schmaleren Pfad in dichtes dorniges Gestrüpp führte. Mit halbzerrissenen Kleidern gelangten die Reisenden endlich in's Freie, um 2 Meilen nordöstlich von den weiten leeren Ringmauern von Katsena ihr erstes Lager im Gebiete dieses merkwürdigen Stammes aufzuschlagen, „der in nachweisbarem allmählichem Strome von Westen, von den Ufern des Senegals her, sich über das ganze Innere von Afrika verbreitet hat, zuerst still und bescheiden, friedlich in den Wohnungen und Triften mit ihren Rindern lebend, dem Rinde, das sie in diese Gegenden erst einführten, dann immer stärker und stärker werden und schon im 16. Jahrhundert selbst in Bornu als ein bemerklicher Theil der Bevölkerung aufbrechend, allmählich sich in die politischen Verhältnisse einmischend, dann aber im Anfang dieses Jahrhunderts vom reformatorischen Impuls des Islam ergriffen, siegreich neue Striche auf den Trümmern der Alten gründen!"

So bedeutungsvoll dieser Moment in der Entdeckungsreise Barth's war und so erfreulich er deßhalb hätte sein sollen, so gedrückt mußte er sich fühlen im Hinblick auf seine augenblickliche Mittellosigkeit und die offenbare Unmöglichkeit, durch imponirendes Auftreten und reiche Geschenke sich sofort in geeigneter Weise bei den herrschenden Personen einzuführen und eine Stellung einzunehmen. Dazu kam, daß er erwartet wurde, daß man auf seinen Empfang und den Empfang seiner Geschenke vorbereitet war, daß der Statthalter sogar im Lager erschien, das Zelt des Christen musterte und als derselbe mit seinem Besuche zögerte, ihm mit fürstlichen Gaben, einem Widder, zwei großen Kalabassen mit Honig u. d. m., zuvorkam. Die Ehre konnte unter diesen Umständen den Reisenden nicht erfreuen, vielmehr füllten sie ihn mit besorglichen Ahnungen bevorstehender Mißlichkeiten, er war aber nicht der Mann, sich durch Furcht vor Unglück den Muth nehmen und in seinen Forschungen unterbrechen zu lassen.

Zunächst suchte er den Werth der Salzkaravane festzustellen und ermittelte, daß die angeblich 30 Abtheilungen derselben auf mindestens 3500 Kamellasten einen Gesammtwerth von etwa 150,000,000 Kurdi oder 60,000 Spanischen Thalern transportirten, — gewiß ein geringer Betrag im Vergleich zu den Summen, mit denen europäische Handelsherrn operiren. Aber muß es nicht um so bedeutender erscheinen, wenn man erwägt, welchen Werth er im Völkerleben Central-

Afrika's repräsentirt und daß er Leben und Behaglichkeit in den weitesten Kreisen auszubreiten vermag? Gewiß ist es im Wesentlichen dieser Gesichtspunct, der bei der vergleichenden Betrachtung europäischer und dieser afrikanischen Verhältnisse in's Auge gefaßt werden muß und bei fortschreitenden Handels- und anderweitigen Verbindungen schwer in's Gewicht fällt.

Auch der alte Eleidji wußte Barth in seiner Verlegenheit wenig zu rathen und hielt mit ihm zwei rothe Mützen, ein Rasirmesser, Weihrauch und Gewürznelken für kein ausreichendes Geschenk. Dazu durfte Barth, der in Kano mit Sicherheit nur Gläubiger zu erwarten hatte, keine neuen Schulden machen. Um nun nicht sofort festgehalten zu werden, blieb Barth im Lager, obwohl Katsena in lockender Nähe vor ihm lag.

Gegen Mittag hielt der Statthalter in der Nähe des Lagers Revue über einige hundert Reiter, die gute Pferde und an der linken Seite ein gerades Schwert und einen Armdolch, als Hauptwaffe aber eine lange, schwere Lanze zum Stoßen hatten. Flinten führten nur Einige, dagegen die Meisten einen runden Lederschild von fünf Fuß Durchmesser. Bekleidet waren sie mit weiten Hemden und rothweißen, aus Aegypten eingeführten Shawls, die sie, um als Krieger weniger gehindert zu sein, nicht malerisch leicht umgeworfen trugen, sondern fest angezogen. Die Sättel und Steigbügel bezeichnet Barth als wenig zweckmäßig, die ganze Revue hielt er nur für ein wohl angebrachtes Manöver der Fellani, um den Kelowi zu imponiren, die sich allerdings eines Tages mit den Haoussana verbinden könnten, um die anmaßenden Eindringlinge aus den eroberten Provinzen zu vertreiben. Annur's Politik scheint sicher auf dieses Ziel gerichtet zu sein, weßhalb er auch, als er einmal in Katsena war, dort eine sehr schimpfliche Behandlung von den Fellani erfuhr. — Abends machte el Wachschi Barth mit einem Konsul der Weißen, dem Hadji Bel-Rhet, bekannt, einem Menschen, der Barth später sehr lästig wurde und zu seinen unangenehmen Reiseerinnerungen gehört.

Später erschien ein Trupp von acht berittenen fürstlichen Musikanten vor Barth's Zelt, um ihn zu ehren und ihm eine Probe ihrer Kunst zum Besten zu geben. Doch fand er den Lärm, den sie machten, weder harmonisch noch eigenthümlich, weßhalb er froh war, sich ihrer durch einige Handvoll Gewürznelken entledigen zu können. Die einfachen Töne eines eingeborenen einzelnen Maimolo zog Barth weit vor. Die Instrumente, deren sich diese Künstler bedienten und

die sie von den Arabern erhalten haben, waren eine Trommel (Ganga), große und kleine Trompeten (Pampamme), eine Flöte (Elgaita), ein Doppeltympanum (Kalango), ein Tympanum mit einer Seite (Koso), ein kleines Horn (Kaso) u. d. m.

Am 24. Jan. machte sich Barth mit Eleidji auf, um dem Statthalter seine Aufwartung zu machen und die Geschenke abzugeben. Nachdem man sie einige Zeit hatte warten lassen, wie es die Etiquette auch bei diesen Größen erfordert, kam der Bruder Seiner Hoheit, welcher das Amt des Galadima bekleidet, herangewatschelt, ein dickleibiger Bursche, wie ein Eunuch aussehend, mit markirtem Gesichte und einem Ziegenbarte. Nach einigen weiteren Förmlichkeiten wurde Barth endlich zu Muhamed Bello Yerima, ältestem Sohne des früheren Statthalters Mallem Rhomaro, geführt, einem hageren Manne mit leidenschaftlichem Gesichtsausdruck. Er war äußerst einfach gekleidet und saß unter einem großen, weitschattigen Tamarindenbaum, umgeben von glänzend geschmückten Schranzen. Den Gruß und die Entschuldigung Barth's, daß er augenblicklich nicht in der Lage sei, ihm werthvollere Geschenke zu machen, das jetzt Versäumte aber später nachholen wolle, hörte er mit scheinbarer Freundlichkeit an und antwortete, Barth stehe jetzt unter seinem Schutze und er werde Alles thun, was zu seinem Besten gereiche. Er wußte bereits, daß Overweg nach Maradi und Richardson nach Bornu gereis't waren, sprach sich gegen den Reisenden mit einer gewissen Leutseligkeit aus, äußerte dann aber, als die Diener die Geschenke auspackten, gegen diejenigen, welche ihm zunächst saßen, daß er ein Thor sein würde, wenn er Barth aus seinen Händen ließe, da der Herrscher von Bornu den einen seiner Gefährten und der von Maradi den anderen festhielte. Somit konnte sich Barth nicht eben mit leichtem Herzen von diesem seinem neuen „Beschützer" entfernen, der Honig auf den Lippen und berechnete Bosheit im Herzen hatte.

Anderen Morgens kam dann auch in aller Frühe ein Diener des Fürsten mit dem alten Eleidji zu Barth in's Zelt und ersuchte ihn, aus freien Stücken hinter dem Airi zurück zu bleiben. Aber Barth wußte, daß er solchen Aufenthalt nicht bezahlen konnte, und protestirte energisch. Umsonst! Selbst Eleidji rieth, sich in das Unvermeidliche zu finden, und folgte als der Letzte der abziehenden Karavane, Barth folgte dem Bel-Rhet in die Stadt.

Die Mauern von Katsena sind wohl erhalten und umschließen einen Raum von 13—14 engl. Meilen, der aber nur noch etwa zum sechsten Theile bebaut, und auch dort sehr dünn, wohl kaum von 7—8000 Menschen bewohnt ist. Im 17. und 18. Jahrhundert, der Zeit seiner Blüthe, hat es sicherlich einmal eine Einwohnerzahl von 100,000 Seelen gehabt. Damals war es sowohl in commercieller als in politischer Beziehung die erste Stadt dieses ganzen Sudangebietes, hier entwickelte sich die Civilisation, zu welcher die Araber den Antrieb gaben, zu einer nicht wieder erreichten Höhe, hier bildete sich die Haoussasprache zum größten Reichthum ihrer schönen und bezeichnenden Formen aus; auch waren die Bewohner durch feineres Benehmen vor allen Nachbarn ausgezeichnet. Im Jahre 1222 der Hedjra oder 1807 unserer Zeitrechnung begannen, aufgeregt durch die fanatischen Reden des religiösen und politischen Reformators Othman dan Fodie, die Fulba oder Fellani, wie sie in Haoussa, oder Fellatah, wie sie in Bornu heißen, ihre siegreichen Einfälle, denen Othman durch die politische Verbindung der Djemmara sehr bald einen politischen Charakter zu geben wußte. Kano fiel ruhmlos; fast ohne jeden Widerstand ergab es sich an Sliman, einen Heerführer Othman's. Ruhmvoll aber hielt sich Katsena. Ein siebenjähriger, blutiger und ununterbrochener Krieg wurde um die Stadt geführt und die endliche Uebergabe nicht durch Sturm, sondern durch Aushungern der Belagerten erzwungen. Das Elend in der Stadt soll damals so groß gewesen sein, daß ein Aasgeier (Angulu), dessen unreines Fleisch in Friedenszeiten Niemand anrühren würde, 500 Kurdi kostete; eine Eidechse wurde mit 50 Kurdi bezahlt. Aber trotz des Falls der Stadt dauerte der Kampf fort und wurde mit wechselndem Glücke unter fünf Fürsten, die als Opfer für die religiöse und nationale Unabhängigkeit ihrer Völker auf dem Schlachtfelde fielen, fortgesetzt. Einmal wurde Rhomaro sogar aus der Stadt wieder vertrieben, doch konnte man ihm, als er mit frischer Heeresmacht zurückkehrte, nicht Stand halten. Erst als Magadjin Haddedu, wie schon erwähnt ist, bei Dankama fiel und diese Schwesterstadt Katsena's gänzlicher Zerstörung preisgegeben wurde, durfte Rhomaro anfangen, auf gesicherten Besitz des eroberten Gebietes zu rechnen. Haddedu hatte erst vier Monate geherrscht. Sein Vorgänger Mahamudu war in Sabo-n-gari unterlegen, aber selbst nach Dankama's Fall legte Haddedu's Nachfolger,

der neue Haoussafürst Benoni, der den Titel als Sultan von Katsena beibehielt, die Waffen nicht nieder, doch auch er wurde besiegt und fand in Tuntuma seinen Tod. Noch jetzt führt der Fürst von Maradi den Titel als Sultan von Katsena, und die Bewohner von Maradi und Gober haben keineswegs die Hoffnung, Katsena, diesen alten Sitz der Herrschaft, wieder zu erobern, aufgegeben. Die eroberte Stadt gerieth ebenso, wie die Umgebung weit umher, in raschen Verfall, ein um so beklagenswertheres Ereigniß, je gründlicher man in jeder Hinsicht die näheren Verhältnisse erwägt. Die Provinz ist eine der schönsten im ganzen Sudan, und da sie gerade auf der Wasserscheide zwischen dem Niger auf der einen und dem Bassin des Tsad auf der anderen Seite liegt, auf einer durchschnittlichen Erhebung von 1200—1500 Fuß, mit einer leicht gehügelten und in einigen Gegenden sogar sanft gebirgigen Oberfläche, so bietet sie den Wässern einen sanften Abfluß nach verschiedenen Seiten hin, in zahllosen, kleinen Rinnen, so daß die Luft hier gesunder ist, als in den meisten anderen Gegenden des tropischen Afrika. Die Producte der Provinz sind mannichfaltiger und reicher Art, — mit Ausnahme von Baumwolle, einem Artikel, für den das Land gerade wegen seiner höheren Lage weniger geeignet scheint; aber auf der anderen Seite scheinen nutzbare Bäume in dieser Landschaft häufiger zu sein, als in anderen Gegenden unter derselben Breite. Die Banane (Ayaba) und Gonda (Carica Papaya) werden hin und wieder gefunden, während die Doroa (Parkia), die Tamarinde (Tsamia) und die Kadena (Bassia Parkii) die gewöhnlichsten Bäume in der ganzen Provinz sind und oft in ganzen Gruppen beisammen stehen oder kleine Holzungen bilden. Ebenso hat Katsena in commercieller Hinsicht große Vorzüge vor den anderen Städten voraus, wie es denn auch seiner günstigen Lage, besonders zu Nyffi, den wenigen Handel verdankt, den es sich bis zum heutigen Tage bewahrt hat. Die Straße, die von Katsena nach Nyffi führt, ist selbst für Kameele gangbar, während die von Kano aus nur mit Pferden und Eseln passirt werden kann. Es ist erweisbar, daß nach der Einnahme alle bedeutenderen ausländischen Kaufleute nach Kano übersiedelten, wo sie dem Bereiche jenes rastlosen Kampfes zwischen Islam und Heidenthum, zwischen Unterjochung unter die schrankenlos um sich greifende Uebermacht der Fellani und politischer Unabhängigkeit ferner standen. Selbst die Kauf-

leute von Asben verlegten ihren Salzmarkt nach Kano, das nun zum Emporium des Handels in diesem Theile des Sudan wurde. Wie die Zustände gegenwärtig sind, muß Katsena trotz seiner Handelsverhältnisse zu Nyffi und trotz seiner Bedeutung als Residenz des Statthalters mehr und mehr verfallen. Muhamed Bello, der gegenwärtige Gouverneur, ging schon mit dem Gedanken um, die ungeheuren Ringmauern gänzlich aufzugeben und in der Nähe einen kleineren und deßhalb leichter zu vertheidigenden Regierungssitz neu zu gründen, doch genehmigte der Emir el Mumenin diesen Plan nicht, sondern befahl, die Mauern im Vertheidigungszustande zu erhalten, was denn auch mit großer Mühe und doch nur nothdürftig geschieht. Das Thor, durch welches Barth Katsena betrat, Kofa-n-Ssamri, maß am Fuße nicht weniger als 30 Fuß und ist das nördlichste der drei östlichen Thore. Die Nordseite ist ohne Thore, die Südseite hat drei, die Westseite nur zwei Thore. Der bewohnte Theil der Stadt beschränkt sich jetzt fast gänzlich auf das nordwestliche Viertel und ist von Plantagen, Teichen und alten Moscheen umgeben. Der große übrige Raum enthält Stoppelfelder, prächtige Baumgruppen und zerstreute Wohnungen, besonders am Nordostthore, dem auch der Palast des Statthalters nahe liegt. Der Lagerplatz der Salzkaravanen war früher außerhalb des nordwestlichen Thores.

Barth bezweifelt, daß Katsena bei seinem ungeheuren Umfange selbst in der Periode seines höchsten Glanzes ganz mit Wohnungen angefüllt gewesen sei; 1½ Meilen, sagt er, habe er zurücklegen müssen, um die Sensseere zu erreichen, einen kleinen Audienzplatz des Statthalters, vor dem ein herrlicher, wilder Feigenbaum mit seinen weitspannenden Aesten ein dichtschattiges, prächtiges Laubdach von wohl 100 Fuß Durchmesser, hinreichend für ein zahlreiches Hofgesinde, bildet. Bel-Rhet führte Barth also hierher, um sein Schicksal zu erfahren, das zunächst in dem Versprechen Bello's bestand, Barth solle als sein Gast ein eigenes Haus erhalten und gut verpflegt werden. Barth sah sich das Haus an. Es war trübe und unfreundlich, doch verstand der neue Bewohner es, in einem kleinen, sauberen Zimmer sich heimisch einzurichten, und war insofern getröstet; er und seine drei Genossen erschracken aber, als der Konsul ihnen zwei Ochsenladungen Getreide und einen Widder schickte, einen Vorrath, wohl genug für ein Jahr, also zu der Befürchtung Anlaß gebend,

daß ihr hiesiger Aufenthalt sich sehr in die Länge ziehen möchte und der Statthalter wirklich die Absicht habe, seinen Schützling demnächst nach Sokoto zu schicken. Muhamed zumal gerieth bei diesem Gedanken außer sich und kündigte seinem Herrn für diesen Fall mit festem Entschluß den Dienst auf.

Eine zweite Audienz bei Bello förderte die Angelegenheit wenig, der Fürst hatte auf jede Einrede eine Antwort, so daß Barth zu der Einsicht kam, daß er viel besser thue, auf jeden Widerstand zu verzichten, den lebhaften und drolligen Herrn seine Rolle spielen zu lassen und geduldig das Ende der Komödie abzuwarten. Und wirklich hatte er in seinen Zügen und Manieren große Aehnlichkeit mit einem Schauspieler. In seinen jüngeren Jahren ist er auch musikalischen und damit verknüpften anderen Vergnügungen in solchem Grade ergeben gewesen, daß er von seinem edlen Vater Rhomaro und den Vornehmen der Fellani als der Regierung für unwürdig erklärt und seinem jüngeren Bruder Atiku nachgesetzt wurde. Erst durch die Anschwärzung des Letzteren am Hofe Aliu's gelang es dem musikalischen Bello, die früher ihm versagte Würde zu erlangen.

Von den Intriguen des phantastischen und ehrgeizigen Statthalters hatte Barth viel zu leiden. Ein Paar Pistolen, die derselbe als Geschenk zu erhalten begehrte, waren ihm verweigert worden, da der ganze Reiseerfolg hauptsächlich von den Feuerwaffen abhing. Bel Rhet machte es noch schlimmer, indem er dem Reisenden das Verlassen des ihm zugewiesenen Hauses untersagen zu dürfen glaubte und ihn sogar „Kafer" nannte. Als Barth darüber ungehalten wurde, lenkte Bel-Rhet wieder ein, indem er vorgab, er kenne dieß Wort in einer beleidigenden Bedeutung nicht. Der Wortkampf währte noch länger, endete aber zu Barth's Gunsten, so daß Bel-Rhet sogar Abends nochmals besonders vorsprach, um Abbitte wegen des Wortes „Kafer" zu thun. Barth verzieh ihm nicht bloß, sondern beschenkte ihn auch und gewann ihn dadurch so weit, daß er ihm nützlich zu werden anfing und nach nochmaliger Lesung des Briefes vom Sultan von Agades sogar erklärte, erst jetzt Barth's Angelegenheit zu verstehen. Dieser versprach ihm, später, wenn er besser mit Mitteln versehen sei und die Umstände es gestatteten, von Bornu noch einmal nach Katsena zurück zu kehren, — ein Versprechen, das Barth im Anfange 1853 wirklich halten konnte.

Die Bemühungen der Diener und einiger befreundeten Kaufleute, Barth freien Abzug zu verschaffen, waren erfolglos. Gadjere hatte sogar, wie er ganz insgeheim versicherte, dieserhalb an Annur eine Botschaft gesendet und die üble Lage, in der sie sich befänden, dargestellt, so daß er seinen Herrn nun vollständig beruhigen zu dürfen glaubte, dem freilich wohl bewußt war, daß Nichts bei seinem Schutzherrn verfangen würde, als Geld oder Geldeswerth. Dieser Fürst erniedrigte sich endlich so weit, von seinem Schützlinge 100000 Kurdi, etwa vierzig spanische Thaler, zu fordern, eine Summe, die, an sich gering, groß wurde durch die damalige Mittellosigkeit Barth's, und die er kaum aus seinen nach Kano vorausgeschickten erbärmlichen Waaren zu erschwingen hoffen durfte. Aber Bello ging nach der Art niedrig gesinnter Menschen noch weiter, er schämte sich nicht, seinem Schützlinge vorzurechnen, daß er ihm an Honig, Korn und zwei Widdern einen Werth von 11—12000 Kurdi geschenkt habe und deßhalb wohl auf ein großes Gegengeschenk hoffen dürfe, — ein so plump kaufmännisches Benehmen, daß Barth nicht umhin konnte, ihm seinen schönen Titel Sultan ben Sultan in Dellal ben Dellal, „Mäkler, Sohn eines Mäklers", zu verwandeln. Ueberhaupt sind Redefreiheit und absolute Herrschaft auf wunderbare Weise in diesen Staaten Binnen-Afrika's gemischt. Von allen Seiten wurde Bello ein Munafeki und Thalem (Uebelthäter) genannt, doch suchten die Kaufleute, selbst el Wachschi, das jetzige Benehmen Bello's zu beschönigen und durch die allgemeine Erbitterung zu erklären, mit welcher man wegen der Abschaffung des Sclavenhandels auf die Engländer, also auch auf Barth hinsah. „Und es ist wahr", bemerkt Barth, „die Kaufleute in Ghadames haben ungeheure Verluste durch die Abschaffung des Sclavenhandels in Tunis erlitten, ohne daß ihnen dafür durch Erweiterung oder Sicherung des legitimen Handels irgend ein Ersatz gegeben worden wäre. Da sie nun den Sclavenhandel in Nyffi ruhig fortbetrieben sehen und die Ueberzeugung haben, die Engländer könnten ihn, wenn sie wollten, auch da vernichten, zumal er in Nyffi nicht von Muhamedanern, sondern von Christen — gleichviel von welcher Nation — betrieben wird, so haben sie einigen scheinbaren Grund, gegen die Engländer aufgebracht zu sein und den Ernst ihrer Bestrebungen für unzulänglich zu halten."

Am 28. Januar gelang es Barth endlich mit dem allzu begehr-

lichen Bello ein gütliches Abkommen zu treffen. Er ließ ihm nämlich sagen, daß er sich zu jedem möglichen Opfer entschlossen hätte. Bel-Rhet und el Wachschi schlugen sich in's Mittel und halfen einen Kaftan, einen Teppich, einen Shawl und eine Sfedrie (enge Weste) für den edlen Herrscher anschaffen, denen Barth noch etwas Weihrauch und Glaubersalz und einen Bleistift zufügte, „um der Sache einen ehrenhafteren und wissenschaftlichen Anstrich zu geben."

Bel-Rhet benahm sich als Zwischenperson meisterlich. Er stimmte Bello nicht bloß auf einen guten Ton, sondern bewirkte auch, daß derselbe Shawl und Weste zurückgab, die natürlich nun ihm selbst zufielen. Bello versprach dem Reisenden sogar noch ein wohlgesatteltes Pferd, wenn er mehr Arznei erhielte, und bekam einige Pulver Quinin, Brechweinstein, Blei-Acetat und etwas Laudanum nebst Gebrauchsanweisung. Magani-n-algua, ein Mittel zur Erhöhung männlicher Kraft und Stärke, und Magani-n-yaki, eine Arznei des Kriegers, nämlich Raketen, um den Feinden Schrecken einzujagen, konnte Barth dem wunderlichen Herrn nicht geben, der sich nach allerlei weiteren Erörterungen endlich zufrieden gab. Darauf trennten sie sich gewissermaßen als Freunde. Einiges Ehrgefühl besaß Bello jedenfalls; er schämte sich, Barth so viele Unruhe gemacht zu haben, und bat dringend, Niemanden zu sagen, daß ihm hier Geschenke gemacht worden seien; er wolle später das Gerede verbreiten, daß Barth sie ihm von Kano aus geschickt habe. Andern Morgens schickte Bello allerdings ein Pferd, doch war es ein sehr unansehnliches Thier; der Sattel war zerbrochen, das Geschirr fehlte gänzlich, aber Barth pries sich glücklich, er war wieder frei! „Mein Herz hüpfte vor Freuden, schreibt er, als ich mit meinem kleinen Reisetroß das südöstliche Thor von Katsena erreichte. Es war, als enteilte ich einem Gefängniß, und wieder im vollen Genuß meiner Freiheit athmete ich tief auf, als ich die freie Landschaft außerhalb der Mauern betrat."

Angebautes Land fand sich auf der Südseite der Stadt wenig oder gar nicht, die Dörfer waren verpalissadirt, Reiter und Fußgänger, die man sah, alle waren bewaffnet, in einem wilden Dickicht begegneten dem kleinen Zuge Hunderte wohlbewaffneter Reiter. Einige Meilen weiter bot die Gegend mehr den Anblick friedlichen Verkehrs. An öffentlichen Brunnen wurden von Frauen Früchte feilgeboten, die schlanken Fächerpalmen und manche Nutzbäume schmückten die Land-

schaft, die besonders hinter dem Dorfe Bay schöner und heiterer wurde und einen Charakter der Ruhe und Behaglichkeit trug, welcher den nördlichen Bezirken der Provinz Katsena gänzlich abgeht. Vereinzelte, in ihrer Art bequeme Hütten rinderzüchtender Fellani lagen zerstreut umher, die Kornfelder waren sorgfältig eingezäunt und gut gehalten. Barth war sehr überrascht, als Gadjere ihm mit einem gewissen Gefühle von Nationalstolz die hier liegenden großen Besitzungen Annur's zeigte, und weis't auf die Ereignisse hin, zu denen ein solches Eingreifen der Tuaregs von Asben in dieses Land dereinst hinführen könne. Schon vor 4 Uhr ließ Barth in der Nähe des Dorfes Schibdaua, etwa zwei Tagreisen von Daura entfernt, das Lager aufschlagen, wieder freier Herr seiner Entschlüsse. Die große Freude Barth's, der Gewalt des Fürsten Bello entronnen zu sein, spricht sich auch in den Worten aus, mit denen er sein Tagebuch am 31. Januar wieder beginnt und die fast wie ein Gebet klingen: „Ein prachtvoller Morgen, der mir die glücklichsten Augenblicke meines Lebens gewährte, brach an. Unabhängig von Jedermann, mit meinem kleinen Trosse von drei Begleitern ohne Hab und Gut in die Welt hineinziehend, konnte ich mich ganz dem Gefühle ungebundener Freiheit hingeben und an dem friedlichen Genusse des herrlichen Anblickes von Gottes Schöpfung in neuen lebensvollen Formen mich laben."

Die Landschaft hinter Schibdaua gehört zu den schönsten und anmuthigsten; die Bodenoberfläche, leicht gewellt, war noch mit frischem Gras bekleidet, darüber erhob sich der edlere Pflanzenwuchs in reichster Fülle und größter Mannichfaltigkeit, jedoch nicht eine undurchdringliche Waldung bildend, sondern von der Künstlerhand der Natur zu schönen Gruppen geordnet und der schönsten Wirkungen von Schatten und Licht fähig. Da waren die Kena mit reichem, dichtem, dunkelgrünem Laube, der Butterbaum (Kadena) mit frischem, prachtvollem Grün, der luftige Marke, dessen phantastisch ausgestreckte Aeste und Zweige mit leichten, fächer- und schirmartigen Blätterbüscheln bedeckt sind, junge Tamarindenbäume, deren Laubwerk wie breite, dichtschattige Dächer sich ausspannte, gleich als wollten sie den Reisenden zu freundlicher Ruhe einladen, die Scheria, Sjokutso, der Gamdji, die Turana, über alle emporragend, aber die Fächerkronen der Dumpalmen (Goreba), um das Auge des entzückten Bewunderers vor den Strahlen der Morgensonne zu schützen, damit

er ungestört die anmuthige Scene betrachten könne. Und belebt waren Bäume und Büsche von unzähligen Arten von Vögeln, von den Turteltauben bis zu dem großen Sferdi mit seinem prachtvollen, hellblauen Gefieder; über die reichen Weidegründe breiteten sich mit Behaglichkeit große Rinderheerden aus, alle Kühe weiß, die Bullen mit dem zur Seite niederhängenden Fettwulst zwischen den Schultern. Unterbrochen wurde die Scenerie durch Baumwollenpflanzungen und Karassiafelder, bis bei dem Dorfe Kamri sogar in Beete abgetheilte Gärten mit Weizen und Zwiebeln das Auge erfreuten, Anlagen mit häufigen Ziehbrunnen, aus denen vermittelst langer Schwengel zur Zeit der Dürre der Boden bewässert wird. Die Bearbeitung des Erdreichs geschieht mit zwei kleinen Hacken, Gelma und Fertana.

Barth bezeichnete es als eine Folge des Umsichgreifens der muhamedanischen Civilisation und der ausgedehnteren Verkehrsverhältnisse, durch die Personen der verschiedensten Nationen zusammen gebracht wurden, daß Diebereien in diesen Gebieten häufiger vorkommen, als anderswo, vorzüglich als in den noch rein heidnischen Districten, wo anerkanntermaßen fremdes Eigenthum nie angetastet wird, — eine unbestritten ebenso wichtige culturgeschichtliche Notiz, wie die in ihrer einfachen Wahrheit lebendigen Bruchstücke aus den Völkerbewegungen Central-Afrika's, die unser Reisender an das Tageslicht zu ziehen angefangen hat. Unmittelbar an der Einfriedigung des Dorfes Bogo und schon um $3^3/_4$ Uhr wurde das Lager aufgeschlagen, um vor dem Nachts umherstreichenden Gesindel besser geschützt zu sein. Noch in der vorhergegangenen Nacht hatten die Tin-neggaru, die mit einer Salzkaravane des Weges gekommen waren, ein solches Individuum, das ein Stück Salz davonzuschleppen beschäftigt gewesen war, gefaßt und ohne viel Umstände todtgeschlagen.

Am 1. Februar ging der Marsch zuerst über thoniges, von Regengüssen zerrissenes Land an der Stadt Kussada vorüber. Schon nach zwei Meilen nahm die Landschaft wieder den anmuthig parkähnlichen Charakter an, wie in den Tagen zuvor. Die Mannichfaltigkeit der Pflanzenwelt war groß. Bei Kussada, das ungefähr so groß wie Gasaua, aber nicht so dicht bewohnt ist, bildeten mehrere majestätische, in die Wolken strebende Exemplare des Nimi (M. Parks Bentangbaum), obgleich gegenwärtig ihres Laubes beraubt, einen überaus bemerkenswerthen Gegenstand. Charakteristisch ist es,

daß dieser Baum, der zu den höchsten Bäumen der Schöpfung gehört, sich gewöhnlich in der Nähe des Hauptthores der Städte Haoussa's befindet. Aber er war bei den alten heidnischen Bewohnern dieser Gegenden ein heiliger Baum und mochte als solcher die Ansiedelung begünstigt, zugleich dann auch als Wächter der Thore und Wegweiser gedient haben, denn es ist unglaublich, auf wie weite Ferne diese Könige der Flora gesehen werden.

Auf dem Wege begegnete dem Reisenden zuerst ein Zug schwerbelasteter Frauen, deren jede 6 bis 10 ungeheure mit allerlei Gegenständen des Haushaltes gefüllte Kalebassen auf ihrem Kopfe trug. Die Last war sogar für ihre keineswegs weiblich zarten Kräfte zu groß. Sie waren nicht im Stande, eine längere Strecke ruhig zu gehen, sondern eilten wankend einige Schritte vorwärts und ruhten dann wieder einige Augenblicke aus. Ein Trupp Männer trug Bündel von Indigopflanzen heim, um sie in ihrer einfachen, ungekünstelten Weise zur Färberei zuzubereiten. Einmal wand sich der kleine Pfad um schöne Felder, auf denen Tabakspflanzen, nahe an drei Fuß hoch, mit reichem Blätterschmuck der Reife entgegengingen. Umher erhoben sich mächtige Adansonien, von denen ausgehöhlte Blöcke als Bienenkörbe dienen und in dem Weideland mit reichduftenden Büschen in den Gipfeln der Bäume aufgehängt werden. Besonders anziehend aber erschien eine auf's Engste verschlungene Gruppe einer Delebpalme und eines Tamarindenbaumes; die Krone der Palme reichte kaum noch aus dem reichen Laube der mächtigeren Tamarinde hervor, der untere Stamm war ganz verzehrt oder verschlungen. Solche innige Umschlingungen verschiedener Baumgattungen hat Barth häufiger beobachtet, so später bei Munio.

Kurz nach Mittag wurde ein bis zum höchsten Gipfel mit Unterholz bedeckter Hügel erreicht, den man damals als Grenzzeichen zwischen Katsena und Kano bezeichnete.

In der Nähe bei dem Dorfe Gurso wurde gelagert, doch lieferte dasselbe nicht einmal ein einziges Huhn zur Abendsuppe. Nachts brach ein Dieb ein, und fast wäre es ihm gelungen, von dem Gepäck Einiges wegzuschleppen; er ergriff aber, als er entdeckt wurde, eilig die Flucht, um sein Leben zu retten. Andern Morgens brach Barth auf, als es noch dämmerte, um vor Einbruch der Nacht Kano zu erreichen, den berühmten Mittelpunct, das London

des africanischen Binnenhandels. In freudiger Erwartung lauschte er auf die Erzählungen des freundlichen und aufgeweckten Begleiters aus Taghelel, der die Wunder der Stadt, ihre ungeheure Ausdehnung, die Größe des Palastes und die zahllose Mannschaft des Statthalters, die dichte Menschenmasse, die täglich auf dem Marktplatze umherwoge, den Glanz und Reichthum der feilgebotenen Waaren, die Verschiedenheit der Delicatessen, die Schönheit und Anmuth der Frauen und manches Andere nicht müde wurde, mit seiner gemüthlichen Beredsamkeit zu schildern. Der feurige Tunesier wurde vom Anhören so erregt, daß er im Vorgenuß der seiner wartenden Freuden laut aufjauchzte. Bereits kamen die entlasteten Kameele der Salzkaravane zurück, um auf günstig gelegenen Weideplätzen frische Kräfte zu sammeln. Von den Führern hörte Barth, daß sein Beschützer Eleidji noch nicht in Kano angekommen, sondern von Katsena aus zuvor nach einem großen ihm gehörigen Landgute bei Kasaure gegangen sei, um dort seine Angelegenheiten zu ordnen. Die Gegend war heiter, der Pfad belebt und voll Sehenswürdigkeiten. Die Dorfschaften sind hier auf die anmuthigste und behaglichste Weise in einzelnen Gehöften und Hütten umherzerstreut, wie es stets bei ackerbautreibenden Dörfern der Fall sein sollte, aber freilich nur bei einem Zustande von bedeutender Sicherheit und Ruhe möglich sein kann. Indigofärbereien, Marktplätzen, Sesamfeldern und Gärten mit einer Buschart, die in Munio Magara genannt wird und deren milchiger Saft als Heilmittel bei eiternden Wunden benutzt wird, ging der Zug vorüber. Endlich traf man auch Dattelpalmen an, die wahrscheinlich durch die Kunst in die Gegend von Kano verpflanzt und charakteristisch für die Stadt sind. Dann wurde die Gegend offener und man erblickte Kano vor sich, auf zwei Hügeln erbaut, dem Dala und dem Kogo-n-dutsi. Mit einnehmender Gutmüthigkeit und auf's Freundlichste grüßten die Begegnenden den bunt zusammengesetzten Reisezug Barth's, der diesem selbst komisch genug vorkam. Zwei elende Pferde und ein hoch und wunderlich bepacktes Kameel, Kleider, Zelt, Kochgeschirr, Schreibtisch und Bettgestell tragend, ein Saumochse, ebenfalls schwerbeladen einherwandelnd; endlich die vier dazu gehörigen menschlichen Individuen, Barth selbst, der „halbbarbarisirte Europäer", ein halbcivilisirter Tunesier, ein junger, schmächtiger Tebubursche und der wohlgenährte, handfeste und ernste Aufseher aus Taghelel, —

ohne Zweifel ein seltsamer Anblick! „Barka, ssanu, ssanu, hm, hm!“ rief man ihnen überall entgegen: Segen über Euch! Gemach, gemach, ei, ei!“ Aber, sagt Barth, wer vermöchte die vielseitige schöne Bedeutung des Wortes „ssanu“ wieder zu geben, wie es Geduld und Hoffnung zugleich ausspricht, ein Trostwort im Unglücke, ein zur Demuth ermahnendes Wort im Glücke!

Endlich war das Ziel erreicht. Trotz übler Vorahnung, das Mißvergnügen des Statthalters zu erregen, ließ Barth seine Gesellschaft in den 15 Fuß tiefen Thorgang einziehen, vor dem sich ein gewaltiger Rimi in die Luft erhob. Den Thorwärtern wurde das Quartier genannt, wo man Nachts herbergen wollte, und rüstig und zuversichtlich, ohne Aufenthalt und Aufsehen zu machen, ganz als wären sie Alle Eingeborene des Landes, zogen sie in Kano ein.

So hatte Barth am 2. Februar diese africanische Weltstadt, deren Name ihm seit Jahren in den Ohren geklungen, wo er die wichtigsten Belehrungen und neue Nachrichten jeder Art sammeln sollte, der den besten Ausgangspunct zur Erreichung noch entfernterer Gegenden bilden sollte, nach großen Mühen und Entbehrungen erreicht. Er befand sich in Kano; aber neue Schwierigkeiten begannen sofort mit seinem Eintritte, und ein Mann von weniger Energie und ohne das unzerstörbare Selbstvertrauen Barth's hätte ihnen wohl bald erliegen müssen.

Die Dunkelheit war bereits eingebrochen, als der kleine Zug sich durch das Thor bewegte. Fast eine Stunde währte es, ehe die Wohnung Bauu's, Herrn Gagliuffi's Agenten, an den Barth empfohlen war, gefunden wurde; dann kostete es wieder Mühe, ehe die von demselben besorgte Wohnung in Besitz genommen werden konnte. Und wie unerfreulicher Natur waren nun die Wahrnehmungen am nächsten Morgen! Der als Geschäftsführer auch von Barth angenommene Bauu war ein armer und wenn auch nicht eben unredlicher Mann, doch keineswegs ein solcher, der das Vertrauen eines Reisenden, wie Barth war, irgend verdient hätte. Jung und ehrgeizig, hatte er keinen andern Zweck, als seinen Herzenswünschen nachzugehen und sich bei dem Reichsverweser in Gunst zu setzen, selbst auf Kosten derer, die sich und das Gelingen ihrer Absichten ihm anvertraut hatten. Dazu hatte Bauu viele jüngere Brüder zu ernähren und war in solchem Grade ohne Kasse oder ohne Gewissen, daß er, obwohl er zwei Kameelladungen Barth'schen Eigenthumes in Händen

hatte, nicht den geringsten Vorschuß leistete, und Barth froh sein mußte, von Muhamed e'Ssfaksi, den er aus Mursuk kannte, 2000 Muscheln, also noch nicht ganz einen Oesterr. Thaler, leihen zu können, um damit das Erste und Nöthigste für seinen Haushalt zu bestreiten.

Schlimmer noch war die außerordentliche Mittellosigkeit, in der Barth sich befand, und die bei näherer Erwägung sogar größer war, als er sich's bis jetzt vorgestellt hatte. Denn der größeren Sicherheit halber war er in Mursuk statt mit baarem Gelde mit Waaren versehen worden, deren Verkauf in Kano als mit großen Vortheilen verbunden dargestellt war. Man hatte ihn — wohl kaum unwissentlich — getäuscht! Die Preise der Waaren, die an Bann vorausgeschickt waren, — besonders Zucker und rohe, abscheulich schlechte Seide, — hieß es, seien gedrückt. Alles Uebrige war in Folge der schweren Erpressungen und durch Tausch oder im Verkauf gegen die täglichen Reisebedürfnisse verbraucht. Selbst bei gutem Absatze des Zuckers und der Seide durfte auf keinen höheren Erlös als von 500000 Kurdi oder 200 Spanischen Thalern gerechnet werden. Und fast denselben Betrag war Barth nach verschiedenen Seiten hin schuldig, 55000 Kurdi für den Transport dieser armseligen Waaren von Tinteggana nach Kano, 8300 als seinen Antheil an Geschenken, die unterwegs den kleinen Fürsten gegeben waren, 18000 als Miethe an Gadjere für die Mähre und den Lastochsen, 31000, die el Wachschi ihm zu Geschenken für Bello in Katsena vorgestreckt hatte. Außerdem sollte der Tunesier, der für diese Gegenden unbrauchbar und ein unerträglich ungezogener Mensch war, abgelöhnt und heimgeschickt werden. Und woher bei dieser Sachlage das reiche Geschenk nehmen, auf das der Reichsverweser von Kano ohne allen Zweifel rechnete? Endlich, was für den Entdeckungsreisenden das Wichtigste war, wie die Mittel beschaffen, um den Tschadda, den gewaltigen östlichen Arm des Niger, von Kano aus bereisen zu können, diesen Strom, den William Allen als einen Abfluß aus dem Tsad bezeichnete, während Laird und Oldfield das Richtige ahnten, indem sie die Meinung aufstellten, der Tschadda sei ohne Zusammenhang mit dem Tsad und habe sein Quellengebiet in einer andern und ganz verschiedenen Gegend, — wie an den Tschadda gelangen?

Die Situation war verzweifelt und wurde es durch äußere und innere Verhältnisse von Moment zu Moment mehr. Von Gläubigern

gedrängt, von den eigenen Dienern verlacht und verspottet, in der dunklen, unerfreulichen Wohnung mit seinem rastlos vorwärts strebenden Unternehmungsgeiste ringend, denn schon der Name des Ortes hatte seine Einbildungskraft in Thätigkeit gesetzt und seine Erwartungen auf das Höchste gesteigert, — wie den jungen Wirth empfangen, der sich oft mit einem Troß hungriger Gefährten zu Gaste lud, was thun, als derselbe es für unumgänglich nöthig erklärte, Beiden, dem Sserki (Statthalter) und dessen erstem Minister (Galadima) ansehnliche, fast gleich große Geschenke zu machen? Beide waren Brüder und von gleichem Ansehen und Einfluß, und statt eines großen Opfers waren deren zwei erforderlich. Barth verlangt mit Recht, daß Jeder, der gegen die Leistungen eines Reisenden seiner Art gerecht sein wolle, dessen materielle Verhältnisse wohl erwägen möge. Wenn ein Solcher, trotz allen Gefahren und Nöthen, das Glück gehabt hat, mit dem Leben davon zu kommen, ist man daheim gar zu leicht geneigt, alle die ungeheuren Schwierigkeiten zu vergessen, mit denen er unaufhörlich im Kampfe gelegen hat und man macht allerlei Anforderungen an ihn, die unter seinen Verhältnissen ganz absurd sind.

Durch eine Unvorsichtigkeit trug auch Richardson noch dazu bei, Barth's Lage zu verschlimmern, indem er ohne desselben mit einer Sylbe zu erwähnen, obgleich er von dessen Ankunft in Kano wissen mußte, sich dem Reichsverweser brieflich empfahl und ihm seinen Besuch zusagte, sobald er von der Küste her neue Geldmittel an sich gezogen haben würde. Der Statthalter wurde durch diese Botschaft sehr aufgebracht gegen Barth. Also Richardson, ließ er melden, kündigte seinen Besuch vorher an, ehe er in der Stadt ist, Barth hat sie schon lange heimlich betreten und läßt nichts von sich hören und sehen; das Geschenk Barth's wird gewiß ein um so größeres sein, es kommt dem Fürsten zu und er erwartet es.

Unter dem Druck all dieser Umstände, in steter Sorge und Bekümmerniß, zu denen noch der Mangel an gewohnter Bewegung und die Nachtheile des dumpfen Brütens in der elenden Wohnung traten, gesteht Barth, in der That ein wenig entmuthigt gewesen zu sein. Es stellte sich ein heftiger Fieberanfall ein, der ihn auf sein hartes Lager niederwarf, — er hatte es leider verschmäht, sich mit weichen Matratzen zu versehen, — und in kurzer Zeit fast aller Kraft

beraubte. Er nahm Chinin, aber es griff ihn zu stark an, sein Zustand verschlimmerte sich.

Und in dieser bedauernswerthen, hoffnungslosen Lage, die noch größer hätte erscheinen müssen, wenn ihm bekannt gewesen wäre, daß Richardson, auf den er indeß keineswegs als seinen Vertrauensmann und einen willigen Retter in der Noth hingesehen zu haben scheint, mit raschen Schritten dem Tode entgegenging, in diesem wirklichen Elende rettete er sich durch das Heilmittel, welches gemeinhin von geistig und körperlich Kranken viel zu gering angeschlagen wird, er erhob sich von seinem Lager als wäre er gesund und wohlgemuth, er entschloß sich, allen Bedrängnissen zu trotzen, er vertraute seiner Geisteskraft und raffte sich auf, um der Einladung zu einer Audienz bei dem Statthalter am 18. Februar Folge zu leisten. Von seinem Besitze durfte er Nichts schonen, um überhaupt geduldet und beschützt zu werden, er opferte seine werthvollsten Sachen, um sich den Weg zu fernerem Vordringen zu ebnen. Bis zum Marktplatze hatte er sich schon früher einmal zu Fuße gewagt, war aber von seinem Wirthe, der ihn sah, zurückgeschickt, weil er dem Statthalter den förmlichen Besuch noch nicht abgestattet hatte. Und die Anstrengung, die er ertragen mußte, um jetzt diesen Besuch abzustatten, hatte den guten Erfolg, ihn über seine Schwäche zu erheben und allmählich ein gesünderes Befinden anzubahnen.

Warm in seinen recht hübschen tunesischen Anzug gekleidet, über den er noch einen weißen Burnus warf, folgte er auf seinem ärmlichen Rappen seinen drei Vermittlern, Eleidji, Baun und Sisi Ali, die in stattlicher Weise, von dem Boten des Serki geführt, vor ihm herritten. Eleidji war drei Tage nach Barth eingetroffen und bewährte sich als verständiger, wohlwollender und uneigennütziger Rathgeber in allen Stücken. Ali diente als officieller Dollmetscher, er war angesehen, für einen Araber ein höchst ehrenhafter Mann und Barth geneigt und vielfach nützlich, weßhalb dieser ihn später zu seinem Geschäftsführer machte.

Es war ein hübscher Morgen, über belebte Straßen und Plätze, an leichten Buden, Schattendächern, runden Hütten und Lehmhäusern, an frischangelegten Werken der Menschenhand und an Ruinen ging der Zug vorüber. Prachtvolle Gondabäume wechselten mit der schlanken Dattelpalme, das Auge, welches eben auf fast nackten Sclaven

geweilt hatte, wurde jetzt durch den Anblick farbenreich und prächtig gekleideter Araber gefesselt. Das Haus des Gado, des Finanzministers, wurde zuerst aufgesucht, eine Art Meierei, wie denn die Fellatah, zu welcher Stufe der Macht und Bildung sie gelangen, in ihrer Häuslichkeit dieselben, die sie waren, zu bleiben lieben, nämlich Rinderzüchter. Er prüfte die mitgebrachten Geschenke, und nachdem er eine hübsche, große, reichvergoldete Kumme, die Barth nur mit Mühe durch die Wüste gebracht, sich angeeignet, gab er seine Zufriedenheit zu erkennen und begleitete die Gesellschaft, ebenfalls zu Pferde, nach der Fada, dem Palaste des Serki. Dieser war ein vollkommenes Labyrinth von Hofräumen, zahlreichen Hütten, die als Wartzimmer dienten, engen, gewundenen Gängen, und darin trieben sich Hunderte von trägen und anmaßenden Höflingen, Freien und Sclaven, wohlgenährt von der Arbeit der Armen und gekleidet in weite unkriegerische Gewänder, umher oder hockten in zahlreichen Gruppen zusammen, ihre reiche Muße mit fadem Geschwätz oder albernen Späßen verbringend. Jedoch gewahrte man auch manches ausdrucksvolle, verständige Gesicht und einige wenige kernige Gestalten. Der Serki, Namens Othman, war damals 38 und sein Bruder, der Galadima oder erste Minister, 37 Jahre alt, beide starkgebaute, schöne Männer, der Serki selbst aber durch sein schlaffes Leben und zu reiche Pflege in Schlaffheit und Unbeholfenheit versunken. Sie haben noch einen Bruder und zwei Schwestern; die Schekara, ihre Mutter, aus Daura gebürtig, ist eine der berühmtesten Frauen Haoussa's, ausgezeichnet durch die Trefflichkeit ihres Charakters und eine ausgebildete edle Weiblichkeit. Die Darstellung ihres Lebens und ihrer häuslichen Wirksamkeit würde viel dazu beitragen, die geringe Achtung, in welcher diese Volksstämme bei den meisten Europäern stehen, um ein Bedeutendes zu erhöhen. Der Galadima ist übrigens intelligenter und energischer als sein Bruder, der Serki, der voll von jener Gleichgültigkeit, zu der ein gesicherter Thron so leicht verführt, die reiche und herrliche Provinz von Kano, den Garten Sudans, von dem wilden und gewissenlosen Ibram, dem Sclavenfürsten Sinder's, und von andern kleinen, jämmerlichen Häuptlingen durch räuberische Einfälle ungestraft plündern und die betriebsamen, fleißigen Bewohner ebenso ungestraft in die Sclaverei fortschleppen läßt.

Beim Eintritt in die Halle des Serki, die übrigens sehr schön

und für das Land sogar großartig zu nennen war, wurde Barth durch die auffallende Dunkelheit anfänglich geblendet. Der Serki ruhte in halbsitzender, halbliegender Stellung auf einem Gado, der mit einem Teppich überdeckt sich in einer geräumigen, reichverzierten Nische im Hintergrunde befand. Eleidji machte den Sprecher und machte seine Sache recht gut, indem er zunächst auf Barth's unterwegs erlittene, schwere Verluste hinwies, die ihn gezwungen hätten, so geräuschlos als möglich in die Stadt einzuziehen. Auch Ali sprach nicht ohne Geschick, wie er denn überhaupt seinen Einfluß bei dem Serki zu Barth's Gunsten in die Wagschale legte. Der Galadima machte einige intelligente Bemerkungen, während der Serki nur seine Hoffnung aussprach, daß die Geschenke doch wohl noch annehmbar sein würden. Er erhält denn auch sofort eine schwarze Kaba, eine Art Burnus mit Gold und Seide gestickt, 60,000 Kurdi hier zu Lande werth, eine rothe Mütze, einen weißen Shawl mit rother Borde, ein großes Stück Mousselin, zwei Fläschchen Rosenöl, ein Pfund Gewürznelken, ein Pfund Weihrauch, Messer, Scheeren und einen großen Spiegel von Neusilber. Der Galadima erhielt dasselbe, nur statt der Kaba ein Stück gestreifter französischer Seide, 50,000 Kurdi werth. So war die Gunst der Herren erkauft, was trotz der Hitze Barth so wohl that, daß er Abends mit Appetit ein Huhn verspeisen und dazu eine Tasse Cyprier genießen konnte.

Andern Morgens befand Barth sich schon wohler, und da er sich überzeugt hatte, daß körperliche Anstrengung und geistige Anregung die beste Medizin für ihn war, so ritt er, von einem Burschen, der die Stadt kannte, begleitet, in die Straßen und machte einen Ritt von mehreren Stunden quer durch Kano in allen Richtungen. Hoch vom Sattel her, war es ihm möglich, all die verschiedenen Scenen des öffentlichen und des Privatlebens zu übersehen. Bilder ruhiger Behaglichkeit und häuslichen Glückes, wie eitler Verschwendung und äußersten Elends, rüstiger Thätigkeit und schlaffer Trägheit, Gewerbfleiß und gleichgültige Verkommenheit dicht nebeneinander, ganz wie wir es bei uns zu sehen gewohnt sind und doch äußerlich so verschieden, Alles ähnlich, aber ganz anders.

Hier war eine Reihe Läden voll einheimischer und fremder Waaren, mit Käufern und Verkäufern in allen Abstufungen von Gestalt, Farben und Kleidung, Alle auf Gewinn und Uebervortheil-

lung des Anderen bedacht: dort eine große Schattenbude, wie eine Hürde, voll halbnackter, halbverhungerter Sclaven, den Ihrigen in der Heimath entrissen, wie Vieh in Reihen aufgestellt und verzweifelnd auf die Käufer starrend, ängstlich erwartend, in wessen Hände ihr Schicksal sie führen würde. Neben Buden voll ausgesuchter Delicatessen für den Reichen lagen geringere Speise, auf die der hungernde Bettler seine begieriges Auge richtete. Stolzgekleidete Reiter, von übermüthigen Sclaven gefolgt, daneben ein armer Blinder, der seinen Weg langsam durch die Menge fühlt und jeden Augenblick niedergestoßen zu werden fürchtet. Hier die Hausfrau in reinlich schwarzem Baumwollkleide, mit einem Knoten um die Brust befestigt, das Haar niedlich geflochten, geschäftig, die Mahlzeit für den abwesenden Mann zu bereiten, oder Baumwolle zu spinnen oder die Sclavinnen antreibend oder auf die Kinder hinsehend, die fröhlich im Sande spielen oder einer eigenwilligen, abschweifenden Ziege nachgingen; umher hölzerne Schüsseln und Schaalen und irdene Töpfe, alle reinlich aufgewaschen und jedes an seinem bestimmten Orte; der Hofraum nett mit Rohr und neuen Matten eingezäumt, mit allen Bequemlichkeiten des Landes versehen, die Hütte selbst reinlich, häuslich gemüthlich, eine sauber geflochtene Rohrthür an das wohlgerundete Thor gelehnt, um alle unbefugten Eindringlinge von dem Geheimniß des Familienlebens auszuschließen, ein reinlicher Schuppen daneben, das Ganze überwölbt von einer mächtig sich ausbreitenden Alleluba, einer schönen Gonda oder einer hohen Dattelpalme und ebenso malerisch als traulich den Beschauer anmuthend. Dort eine Dirne, heimathlos, freudenlos, familienlos, aber gewandt, sich ein lustiges, übermüthiges Aussehen zu geben, und dann und wann in ein unziemliches Gelächter ausbrechend, bunt geputzt mit Kleidern und Perlenschnüren, das Haar phantastisch geputzt und mit einem Diadem umwunden, die Reize dem Auge preisgegeben, das Gewand nachschleppend, der Männerwelt nachjagend und deren Raub und Beute. Neben ihr ein Aussätziger, ausgestoßen und verachtet.

Bilder der Industrie, des Handels und lebhaften Verkehrs auf allen Seiten; hier der fleißige Indigofärber, an seiner Marina beschäftigt oder die gefärbten Stoffe an Bäumen und Seilen aufhängend oder die fertigen glättend und auffaltend, dort ein Grobschmied, mit ungeschicktem Werkzeuge Dolche von wunderbarer Schärfe oder

schwere Lanzen mit Widerhaken oder nützliches Ackergeräth anfertigend, Handelsreisende, die mit den beliebten Gurunüssen oder Natron einziehen, ein Trupp Tuaregs, der die Stadt verläßt, um Salz den Nachbarplätzen zuzuführen, Araber, ihre schwerbelasteten Kameele dem Quartiere der Ghadamesier zutreibend, mehr prahlerisch als kriegerisch geputzte Reiter, nach dem Schloß des Serki galoppirend, eine Gruppe Sclaven, einen verschiedenen Leidensgenossen hinausschleppend und ihn in den Alles verschlingenden Sumpf werfend, eine weite Knochenstätte voll Aas und Unrath aller Art. Ueberall das menschliche Leben, Freude und Trauer, Gedeihen und Verderben im buntesten Gemisch.

Angeregt und gekräftigt durch den Ausflug und den Anblick so mannichfacher Scenen, unternahm Barth andern Tags einen Gang nach dem Gipfel der Dalahöhe, unter der die nördliche Stadthälfte ausgebreitet vor dem Auge des Beschauers liegt. Malerischer noch fand er später das südliche Quartier. Im Betrachten und Skizziren begriffen, hörte er von einer wohlbekannten Stimme seinen Namen rufen und freute sich, seinen Freund und Lehrer, den Tuater Abdallah aus Agades zu begrüßen, der nach dem größeren Kano gekommen war, um hier sein Glück zu machen. Andere ältere Bekanntschaften wurden erneuert, neue gemacht. Ein gewisser Ibrahim suchte ihm den Weg nach Jola und den Lauf des großen Flußes (Benue) klar zu machen, doch war er selbst nicht sicher, indem er annahm, daß die Strömung ostwärts gehe. Auch ein gewisser Muhamed kramte allerlei Nachrichten von verschiedenem Werthe aus, war aber lästig im Verkehr, ein liederlicher Trunkenbold, lieh von Barth Geld und blieb ihm schließlich mehrere tausend Kurdi schuldig. Ebenso belästigte unsern Reisenden der Sohn eines Statthalters von Saria, der als Patient die Reise eigens gemacht hatte, um von Barth kurirt zu werden, was aber über dessen Kräfte ging. Erfreulicher war der Besuch des ältesten Sohnes des Statthalters von Kano, eines 18jährigen intelligenten und bescheidenen Jünglings, an dem Barth so große Freude hatte, daß er ihm gern die anmuthigen Schweizer-Melodien seiner Spieldose zu hören gab und ihm schließlich noch ein englisches Taschenmesser schenkte. Sie schieden nachher als die besten Freunde. Ueberhaupt waren alle afrikanischen Nationen, Gestalten und Farben vertreten, der olivenbraune Araber, der röthere Targi, der dunkle Bornuese, der leichte und schlankgebaute Fellani mit kleinen, scharfen Gesichtszügen, die

derben Mandingo's mit breiten Gesichtern, Frauen jeder Art, die große und starkknochige aus Nyffi, neben der wohlgebauten, freundlich lächelnden Bahauscherin.

Aus der Geldverlegenheit wäre Barth ohne Eleidji's Vermittlung bei dem Serki schwerlich gekommen, denn Baau war unredlich gewesen und hatte die Waaren schlecht verkauft, Duaki hatte bezahlt und der kranke, nach seiner Heimath verlangende Muhamed abgelöset werden müssen, andere größere und kleinere Ausgaben drohten die Reisekasse gänzlich zu erschöpfen. Dem braven Eleidji war dies nicht entgangen, weßhalb er dem Statthalter Vorhaltungen machte und ihm bemerkte, daß er der erste Fürst sei, der Barth keine Ehre erwiese. Das hatte Erfolg, und so erhielt unser Reisender, der freilich lieber ein gutes Pferd oder ein Paar Kameele genommen hätte, endlich als Gegengabe ein Geldgeschenk von 60,000 Kurdi, etwa 24 spanischen Thalern, von denen er 6000 Kurdi dem Ueberbringer, ebensoviel dem alten Eleidji, 4000 dem Baau und die gleiche Summe Sidi Ali schenkte. Mit dem Reste bereitete er sich zur Abreise vor, kaufte Kameele, die in der dürren Gegend Lastochsen weit vorzuziehen sind, und nahm als Provision besonders Weizen, der am schnellsten zuzubereiten ist. Noch mußte für neue Diener gesorgt werden, da alle bis auf den Tabuburschen entlassen waren. Leider fand sich nur ein verdorbener junger Fesaner, Namens Machmud, der lange in Kano gelebt hatte und ein Mulattenjunge Abdallah, beide unzuverlässig, aber doch besser als keine Begleiter in die unsichere Landschaft, in die Barth zunächst reisen wollte, nach Bornu zu, wo verabredeter Maßen auch Richardson bis zum 1. April eintreffen wollte. Gern hätte sich Barth zunächst einer Natronkaravane, die am 6. März nach Nyffi abging, angeschlossen, denn Nyffi, wenn auch zur Zeit leider dem verderblichen Einfluß brasilianischer Sclavenhändler preisgegeben, ist ein gewerbthätiges Land von ansehnlicher eigener Bildung und durch seine Lage am unteren, von Felsriffen und Stromschnellen ganz freien Kuara europäischem Verkehre geöffnet. Aber der Wunsch, der dorthin führte, mußte unterdrückt und Bornu als nächstes Reiseziel festgehalten werden.

Auf den 9. März war die Abreise endlich festgesetzt, aber Tags vorher erkrankte Barth so ernstlich, daß er mit Sorge an den Aufbruch dachte. Er nahm indeß kräftige Arznei, und es gelang ihm mit An-

strengung aller Geisteskraft, die Krankheit soweit zu bannen, daß er, als der vom Galadima als Geleitsmann bestimmte Reiter erschien, diesem sagen konnte, er habe schon auf ihn gewartet, und mit ihm aufbrach. So besiegt Selbstvertrauen, dessen Barth sich in hohem Grade rühmen durfte, alle Hindernisse. Mit demselben Entzücken, mit dem ein Vogel seinem Käfig entflieht, eilte er aus den engen, schmutzigen Lehmmauern hinaus in Gottes freie Schöpfung.

Die Bedeutung Kano's ist, wie Barth zuerst unwidersprechlich nachgewiesen hat, von jüngerem Ursprung und datirt aus der Periode, wo die Fellatah Katsena erobert und zu einem unsicheren Mittelpuncte für den Handelsverkehr gemacht hatten, also aus der Zeit vor 1807. Vorher wird kaum irgend ein angesehener arabischer Kaufmann Kano besucht haben. Von einigen Berichterstattern wird Kano mit Ghanata oder Ghana verwechselt, einem Herrschersitz, der von arabischen Schriftstellern des 11. Jahrhunderts ausdrücklich als der Zusammenkunftsort arabischer Kaufleute mit dem Negerlande bezeichnet wird, aber in so früher Zeit, wo wohl ganz entschieden der Haoussa-Stamm sich noch nicht einmal gebildet und abgesondert hatte. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts existirte, wie aus gleichzeitigen Quellen hervorgeht, nur erst die Felsenfeste Dala, welche dem Anstürmen des Bornu-Königes Widerstand zu leisten fähig war, aber keine Stadt Kano. Auch Leo Africanus hat offenbar in seiner Beschreibung Katsena gemeint, wo er von Kano spricht. Hinsichtlich der Bauart der Häuser steht Kano hinter Agades und Timbuctu offenbar zurück, wo in fast derselben Art wie früher bei den Griechen und Römern gebaut wird, indem geräumige viereckige Höfe den umherliegenden Gemächern einen hinreichenden Grad von Luft und Licht gewähren. In Kano sind die Lehmhäuser nach arabischer Sitte für den Zweck gebaut, die möglichste Abgeschiedenheit des häuslichen Lebens zu erzielen, und haben deßhalb viele unfreundliche und dunkle Räume, denen es besonders an jeder Vorrichtung zur Reinigung der Luft fehlt. Die Bevölkerungszahl wechselt nach den Jahreszeiten. Clapperton hat sie wohl richtig auf 30—40000 geschätzt, doch beläuft sie sich in der Zeit der größten Regsamkeit, also von Januar bis April, wo besonders viele arabische Kaufleute und Handwerker dort verkehren, gewiß auf 60,000, unter denen wohl nur 4000 Fellatah sind, selbst jedes Alter und Geschlecht inbegriffen.

Wie unendlich der Fortschritt in den letzten Jahrhunderten gewesen ist und welche gänzliche Umwälzung aller Verhältnisse stattgefunden hat, erkennt man staunend aus einer Vergleichung der Berichte Leo's mit den jetzigen Zuständen. Damals waren die Bewohner von Kano und Katsena halbnackte Barbaren, der Markt von Gogo voll Gold und Handelsleben, jetzt Kano eine ungeheure Stadt voll Leben und Industrie in ihrer eigenthümlichen Weise und einen großen Theil des ganzen Continentes mit ihren Manufacturen versorgend. In diesem letzteren Umstande, daß Manufactur und Handel Hand in Hand gehen, und daß fast jede Familie ihren Antheil daran hat, liegt augenscheinlich ein großer Vortheil für Kano. Dies gilt besonders von der Baumwolle, die an Ort und Stelle gebaut, verarbeitet, gefärbt und weit herum in großen Massen versandt wird. Gegen Norden und Westen geht dieser Artikel bis an das Meer, gegen Osten bis Bornu. Auffallend ist, daß Timbuctu sogar in Europa seiner feinen Baumwollzeuge wegen berühmt ist, während alle dort getragene Kleidung besserer Qualität aus Kano oder Sansandi eingeführt wird, wenn es nicht gar — englischer Kaliko ist. Die Ausfuhr nach Timbuctu allein beträgt mindestens jährlich 300 Kameelladungen im Werthe von 60,000,000 Kurdi, ein Betrag, der im Lande bleibt und allen Einwohnern in günstigster Vertheilung zu Gute kommt; denn die Gewerbthätigkeit wird hier nicht, wie in Europa, in großen Fabriken betrieben; jede Familie trägt das Ihrige dazu bei, ohne ihr selbstständiges, freies Familienleben zu opfern. So ist allein die Baumwolle eine sehr ergiebige Quelle nationalen Reichthums, der noch erheblicher erscheinen wird, wenn man erwägt, daß eine Familie, alle Ausgaben, selbst für die Kleidung mit eingeschlossen, die sie doch meist selbst verfertigen, mit 60,000 Kurdi (24 Maria-Theresia-Thalern) jährlich in sehr angenehmen Verhältnissen leben kann. Schützte die Regierung die Einwohner mehr gegen die Gelüste der Nachbarn, die durch den Reichthum des Landes immer wach gehalten werden, so würde Kano, fruchtbar bis zur Ausfuhr von Feldfrüchten, reich an den besten Weidegründen, das glücklichste Land der Welt genannt werden dürfen.

Zu den Haupthandelsartikeln gehören die besonders in Nyffi gearbeiteten Toben, die sehr elegant sind und von denen eine einzelne 18—20,000 Kurdi kostet, ferner Sandalen, die in Kano selbst mit

großer Nettigkeit gefertigt werden und von denen ein Paar der besten auf 200 Kurdi kommt. Schuhwerk, von arabischen Handwerkern in Kano gearbeitet, geht in großer Menge nach Nordafrika, ebenso die Ledertaschen, die mit vielen einzelnen Behältern und reicher Stickerei ein hübsches und nützliches Reisegeräth sind. Von den berühmten Gurunüssen kommen jährlich gegen 600 Eselladungen auf den Markt, jede im Werthe von 600,000 Kurdi, doch wird wohl die Hälfte in Kano selbst verbraucht, da der Genuß derselben den Einwohnern ebenso sehr zum Bedürfniß geworden ist, wie uns der von Kaffee und Thee.

Der Sclavenhandel ist nicht unbeträchtlich, doch bleibt von den ungefähr 5000 Menschen, die wie Waare auf den Markt gebracht werden, ziemlich die Hälfte im Lande. Natron wird von Bornu eingeführt in nicht weniger als 20000 Lasten, von denen jede einen Durchgangszoll von 500 Kurdi zu leisten hat, und passirt nur den Markt von Kano, um sofort weiter nach Nyffi verführt zu werden. In Kano bleibt äußerst wenig. Salz ist hauptsächlich Einfuhrartikel und kommt zu 300 Kameelladungen auf den Markt. Die Verkäufer nehmen die Erlöse aber nicht baar in ihre Heimath zurück, sondern verwenden dieselben zum Ankauf von Baumwolle und Korn. Elfenbein ist gegenwärtig kein sehr wichtiger Artikel des Handels.

Mit gerechter und ehrenvoller Entrüstung kommt Barth bei Gelegenheit der Besprechung der europäischen Einfuhrartikel auf den allerdings betrübenden Umstand, daß der untere Kuara, dieser edle Strom, dessen Eröffnung eine der ruhmvollsten Errungenschaften englischer Entdeckungen ist, nicht zu eigenem, ehrenvollen Handel benutzt wird, sondern den südamerikanischen Sclavenhändlern zur Beute geworden ist, die dort ihr ehrloses, wenn auch ersprießliches Gewerbe ungestört und in großer Ausdehnung treiben. Es scheint, als ob die englische Regierung von diesem Unwesen keine Notiz nehmen wollte. Ihr ist es im Interesse der Humanität zu danken, daß mit der Unterdrückung des Handels mit Menschen der Anfang gemacht ist, — zugleich aber läßt sie zu, daß der Kuara, dessen für den Binnenhandel mit Afrika so günstigen Verlauf sie durch Aufopferung des Lebens so vieler unternehmender und trefflicher Männer nachgewiesen hat, zum Menschenhandel im Großen benutzt wird. Denn wenn auch amerikanische Waare in großer Menge auf den

Markt von Nyffi gebracht und von da der Mittel-Sudan mit derselben überschwemmt wird, — zum Nachtheile und großen Aerger der arabischen Kaufleute, da sie überzeugt sind, daß die Engländer, wenn sie wollten, so etwas verhüten könnten, — so ist dieser Verkauf doch nicht der wahre und wirkliche Zweck der Amerikaner. Was ihre Schiffe den Kuara hinaufführt, ist die Absicht, die sie leider auch erreichen, für ihre Waare Sclaven einzuhandeln, denn außer etwas Natron bringen sie für ihre Dollars und ihre Waare Nichts zurück, als — Sclaven. Auch Richardson hat diese betrübende Thatsache in Sinder deutlich erkannt und in seinen mitgetheilten Berichten auf dieselbe hingewiesen. Wäre ihm eine längere Lebensfrist und Heimkehr in sein Vaterland gestattet gewesen, das für wahre Humanitäts-Ideen nicht blos Worte gemacht, sondern Großes geleistet hat, so würde er wohl mit erfolgreicher Beredsamkeit diesen so wichtigen Gegenstand zur Tagesfrage gemacht haben.

Vielleicht ist die Vermuthung nicht gänzlich unbegründet, daß der englische Handelsgeist dem Kuara größere Aufmerksamkeit schenken würde, wenn der Export von Landesproducten, zu deren Erzeugung Binnen-Afrika von Natur nicht weniger geeignet ist, als beide Indien mit ihren Inseln, schon größere Fortschritte gemacht hätte und ersprießlicher für den Handelsgewinn wäre. Wenn englische Kaufleute die Binnenmärkte Afrika's vom Kuara aus, wenn sie nur Nyffi besuchten und den möglichen Producten von Bornu, Kano, Katsena und weiter westlich nachfragten, so würde der einheimische Handelsgeist ohne Zweifel die Production zu größerer Regsamkeit anspornen und dann ein legitimer Großhandel und in seinem Gefolge eine Reihe unserer Culturelemente und wahre, auf Humanität gegründete Civilisation jenen herrlichen Gebieten nicht lange mehr entgehen. Mit den christlichen Missionären müssen kaufmännische Hand in Hand gehen, dann dürfen die Culturstaaten Europa's mit Sicherheit hoffen, für ihre bessern Eigenthümlichkeiten auch in Afrika Propaganda zu machen. So lange der amerikanische Unfug in Nyffi fortdauert, haben die Afrikaner Recht, auf unsere europäische Civilisation mit Verachtung hinzusehen.

Außer Kattun kommt kein englischer Handelsartikel auf den Markt von Kano, und nach diesem ist begreiflicher Weise wenig Nachfrage, da einheimische Zeuge billig und in vorzüglicher Qualität

zu haben sind. Seide wird besonders von Tripoli her eingeführt, gewiß an 400 Kameelladungen jährlich. Rothes Tuch, aber für den Absatz von zu geringer Qualität, wird von Livorno importirt und könnte bei größerer Aufmerksamkeit mehr Gewinn abwerfen. Perlen aller Art sind ein bedeutender Einfuhrartikel, doch war der Preis in den letzten Jahren gedrückt. Von Zucker dürften etwa 100 Kameelladungen jährlich eingeführt werden; auch grobes Papier in großer Menge und zu niedrigem Preise, aber nur zum Einschlagen der Baumwollstoffe benutzt. Nadeln wurden früher hauptsächlich aus Nürnberg hierher besorgt, in neuerer Zeit aus Livorno. Schwertklingen, die im Lande selbst gefaßt werden, kommen bis zu 50,000 Stück jährlich auf dem Markte in Kano zum Verkauf und kosten durchschnittlich das Stück 1000 Kurdi. Sie sind nicht blos hier, sondern auch bei den westlichen Tuareg bis nach Timbuctu fast nur Solinger Arbeit. Feuerwaffen werden besonders von den Amerikanern über Nyffi importirt oder werden unter der Hand von den Kaufleuten an Fürsten oder angesehene Männer verkauft. Die in Steiermark verfertigten gemeinen Rasirmesser finden mehr Nachfrage, als die bessern englischen. Die französische Seide ist in den letzten Jahren aus der Mode gekommen.

Ein wichtiger Einfuhrartikel sind die arabischen Kleidungsstücke, Burnusse, Kaftane, Westen, Beinkleider, rothen Mützen und Kopfbinden, ebenso Weihrauch und Gewürznelken. Rosenöl wird in großen Partien eingeführt, kommt aber nicht in den Handel, sondern wird von der vornehmen Classe direct bezogen. Kupfer liefert Tripoli, doch wird es auch durch die zu Nimro in Wadai wohnenden Diallaba eingeführt, die es von der berühmten im Süden von Dar-For gelegenen Kupfermine el Hofra bringen. Silber und Gold cursiren nur ausnahmsweise; ersteres wird von den Grobschmieden zu Ringen, Arm- und Beinspangen verarbeitet. Das Gold ändert seinen Curswerth wenig oder gar nicht. Auch die Muscheln, das gewöhnliche Umlaufsgeld, (Cypraea Moneta, uri, plur. curdi) bilden einen Handelsartikel und steigen an der Küste im Preise, wenn im Innern größerer Bedarf ist und größere Vorräthe gegen Silber oder Waaren aufgekauft werden.

Wenn gleich Barth die Zahlen als zu unbestimmt bezeichnet, die er für den Jahreswerth der verschiedenen Handelsartikel ermittelt hat,

und ihren Werth zu gering anschlägt, um sie in einfacher Anordnung einander gegenüber zu stellen, so mag hier doch, wenn auch nur um die Verhältnisse übersichtlicher und anschaulicher zu machen und die Bedeutung des Marktes in Kano relativ festzustellen, eine solche Aufstellung eine Stelle finden.

Baumwollenwaaren, nur nach Timbuctu, jährlich für	60,000,000	Kurdi.
Sandalen, jährlich	10,000,000	„
Lederwerk, „	5,000,000	„
Gurunüsse, „	100,000,000	„
Sclaven, „	175,000,000	„
Natron, jährlich 20,000 Lasten, geben Durchgangszoll	10,000,000	„
Salz, jährlich	200,000,000	„
Elfenbein, jährlich	40,000	„
Manchesterwaaren (Kattun), jährlich	40,000,000	„
Tripoliseide, jährlich	70,000,000	„
Rothes Tuch von Livorno, jährlich	15,000,000	„
Perlen, jährlich	50,000,000	„
Zucker, „	12,000,000	„
Papier, „	5,000,000	„
Nadeln und Spiegel, jährlich	8,000,000	„
Solinger Schwertklingen, jährlich	50,000,000	„
Rasirmesser aus Steiermark ꝛc., jährlich	3,000,000	„
Französische Seide, jährlich	20,000,000	„
Arabische Anzüge, „	50,000,000	„
Weihrauch, Gewürze und Rosenöl, jährlich	40,000,000	„
Zinn und Löthblei, jährlich	10,000,000	„
Kupfer, jährlich	10,000,000	„
Im Ganzen jährlich	943,040,000	Kurdi.

Lassen wir 1000 Millionen Kurdi einen Werth von 400,000 österreichischen Thalern repräsentiren, so ist der Werth des Jahresmarktes in Kano immer noch außer Vergleich mit dem, was auf den großen europäischen Märkten und Messen umgeworfen wird; diese Summe erscheint aber sofort bedeutend, wenn wir uns klar machen, daß circa 20,000 Familien von derselben in Kano eine behagliche

Existenz haben würden. Die ganze Provinz hat nicht ganz eine Million Einwohner, Freie und Sclaven, die Militärmacht beläuft sich auf 7000 Reiter und 20,000 Mann Fußvolk. Der Tribut, welchen der Statthalter jährlich erhebt, soll sich auf 100 Millionen Kurdi (circa 40,000 österr. Thaler) belaufen, abgesehen von den sehr ansehnlichen Geschenken, die ihm von den reichen, besonders arabischen Kaufleuten regelmäßig zufließen. In Kano und Katsena zahlt jedes Familienhaupt 2500 Kurdi, also gerade einen österr. Thaler. In einigen Provinzen werden 500 Kurdi für jede Hacke gezahlt, und mit jeder Hacke kann man ein Stück Land bauen, welches 100—200 Garben Korn bringt. Jede Garbe enthält 2 Kel, deren 50 als genügend für den Jahresbedarf eines Menschen gelten. Auch von jedem Farbtopfe, jedem Sclaven, jedem Palmbaume und von den zu Markte kommenden Vegetabilien werden kleine Steuern erhoben.

Ueber dem Reichsverweser von Kano steht als höhere Instanz der Oberherr in Sokoto oder Worno, doch wird dafür gesorgt, daß die Klagen der Unterthanen nicht soweit dringen. In schwierigen Fällen muß der Serki seinen Ministerrath befragen, an dessen Spitze der Galadima steht. Dieser ist oft, wie zur Zeit in Kano, einflußreicher und mächtiger als der Statthalter. Dem Range nach folgt dem Galadima oder ersten Minister der Befehlshaber der Reiterei, dann der General der bewaffneten Macht, weiter der Oberrichter (Alkali), dann der älteste Sohn des Serki oder der Stellvertreter eines solchen, das Oberhaupt der Sclaven, der Gado oder Finanzminister und zuletzt der Aufseher der Packochsen, dem zugleich die Functionen des Generalquartiermeisters zufallen und mit dem Gado die Vertretung des Serki.

Drückend darf die Regierung im großen Ganzen nicht genannt werden, doch benimmt sich die herrschende Klasse in Einzelheiten roh und anmaßend und ist, wie das überall geschieht, in ihren eigenen und kleinen Angelegenheiten fast durchgehends ungerecht. Die Hofetiquette ist strenger als in Sokoto oder Worno, und ein augenblickliches Hofceremoniel verhindert die Armen, Audienz beim Fürsten zu erlangen. Obgleich die Fellatah ihre Töchter der unterworfenen Race nicht zu Weibern geben, so heirathen sie doch gern die hübschen, reichen dieser Race entstammten Mädchen. Im Ganzen sind sie ihrem Stammcharakter noch treu geblieben, aber sie verweichlichen im Besitz

und Genuß der Macht von Jahr zu Jahr mehr, so daß die „Fellani-n-Kano" bereits im ganzen Sudan ihrer Feigheit wegen bekannt sind.

In Ermangelung zuverlässiger und geübter Diener mußte Barth bei seiner Abreise von Kano nach Kukaua die Kameele selbst belasten, was in Folge hundertfacher anderer Störungen so viel Zeit kostete, daß der wirkliche Abgang statt am 9. März 1851 Morgens erst Mittags um 2 Uhr erfolgen konnte. Der amtliche Begleiter erschien in stattlichem Aufzuge, Roß und Reiter wie bei unsern Vorfahren zur Zeit des 30jährigen Krieges geschmückt. War er aber durch die Verzögerung schon ungehalten, so wurde er erst recht erbost, als keiner der Durchgänge in der Stadtmauer sich als hinlänglich geräumig für die hochbelasteten Kameele erwies und Alles noch einmal abgeladen und außerhalb des Thores wieder aufgeladen werden mußte. Endlich war dies Werk vollbracht, das Thor war passirt und Barth's Lieblingskameel, sein getreuer und geduldiger Bu-ssaefi, stellte sich seinen kurzen, stämmigen Nacken zurückwerfend im vollen Bewußtsein seiner Würde an die Spitze der kleinen Karavane.

„Meine Brust fühlte sich erweitert", schreibt unser Reisender, „alle Sorge und Unruhe, die armselige Lage, in der ich mich in Kano befunden, war vergessen; in den anlockendsten Umrissen lag das weite Feld der Forschung vor meinen Blicken, das sich mir eröffnete, wenn uns neue Mittel in Kukaua erreichen sollten; die unerforschten Gebirgslande im Sudan, die großen Flußsysteme, die neue lebendige Natur, unbekannte Länder und Völker, — ein unbegrenztes Feld ruhmwürdiger Anstrengung! Träumend hing ich auf meinem Gaule —."

Die nächste Reise bis Kukaua war von Kano fast rein östlich, während die Richtung von Agades nach Kano genau von Norden nach Süden gieng, also ebenso wie der Weg von Kukaua demnächst nach Jola am Benue, dem großen Nebenflusse des Niger.

Langsam ging der Zug durch wohlbebautes Land bis an einen kleinen Regenbach, von dem Barth zu wissen wünschte, nach welcher Richtung er seinen Lauf nehme. Er war so frei seinen Begleiter zu fragen. Aber der eitle Höfling, obgleich als Sclave geboren, hielt sich fast für beleidigt, eine solche Frage an sich gerichtet zu hören. Wie könne man nur, meinte er, auf so kleinliche Sachen, wie der Lauf eines Wassers oder der Name eines Dorfes, seine Aufmerksamkeit wenden!

In dem Winkel eines kleinen Gehöftes wurde aus Furcht vor den hier zahlreichen Dieben das Nachtquartier aufgeschlagen, bei welcher Gelegenheit man dann bemerkte, daß der kleine, in Kano gemiethete Bursche Abdallah bereits davon gelaufen war. Er hatte den Muth verloren, als er sah, wie klein die Reisegesellschaft war, und es deßhalb vorgezogen, nach der Stadt zurückzukehren.

Am anderen Morgen wurde frühzeitig aufgebrochen, doch bot die Gegend wenig Sehenswerthes, erst später wurde sie offen und gestattete einen freien Blick in die Ferne; nach Norden war sie durch eine Hügelkette begrenzt. Verkehr und Leben waren gering. Ein Zug Natronhändler war das Einzige, was begegnete. Nur der Bau von Tabak, dieser in der modernen europäischen Cultur so bedeutungsvollen Pflanze, erschien auffällig. Hinter Gesaua, wo die zweite Nacht übel genug in einer kleinen, schwülen Lehmhütte zugebracht ward, holte der Scheriff Kontsche den Zug ein, ein angenehmer, liebenswürdiger Mann, den Barth von Kano her kannte und dem er sich sofort zu Danke verpflichtet sah, denn er brachte ihm den entlaufenen Abdallah wieder mit.

Die Gesellschaft des neuen Reisegefährten bestand aus seiner Lieblingssclavin (Sfirria), die wie er zu Pferde saß, drei Dienerinnen zu Fuß und sechs männlichen Begleitern, die eine gleich große Zahl belasteter Ochsen führten. Kontsche ist eigentlich ein Spitzname und heißt „Herr Schlaf", wie ihn die allzeit witzigen und schlagfertigen Haoussaleute deßhalb getauft hatten, weil er die Fasttage zu verschlafen pflegte. Sein wirklicher Name war Abd-el-Chafif, er war ein kurzer, untersetzter Mann mit schönem Barte und von feinen, ernsten, wahrhaft vornehmen Manieren. Dabei war er reich und hatte enorme Forderungen an mehrere Fürsten und Statthalter im Negerlande. So schuldete ihm der Oberherr von Munio etwa 30,000,000 Kurdi, eine Summe, die der ganzen Jahreseinnahme von Munio gleichkommt. Leider war und blieb die Sfirria verschleiert, doch meint Barth, daß sie, von den saubern und schöngebauten Dienerinnen zu schließen, recht hübsch gewesen sein müsse. Unter den Dienern war ein schwarzer Bursche mit langem Schnurrbarte, der Barth einmal nicht wenig überraschte, indem er ihn Neugriechisch anredete. Er war nämlich als Kind nach Stambul verkauft worden, hatte dort zwanzig Jahre zugebracht und Sprache und Sitten der Griechen angenommen. Bei einer Natronkaravane fand

sich eins der hier zu Lande so seltenen Maulthiere, die 60,000 Kurdi zu kosten pflegen, also den doppelten Preis eines leidlichen Kameeles, von denen Koppeln bis zu 30 Stück zum Verkaufe vorbeigetrieben wurden.

Das Nachtquartier wurde bei Kuka meirua (der Affenbrodbaum mit dem Wasser), aufgeschlagen, doch kostete das nöthige Wasser 40 Kurdi. Andern Morgens (am 12. März) boten die Frauen des Dorfes vom ersten Dämmern des Tages an warme Puddings zum Verkaufe und brachten überhaupt große Rührigkeit in das Lager. Kurz nach dem Aufbruch eilte ein Mann auf Barth zu und berichtete, eine Bande räuberischer Tuareg hätten eine Koppel mit Kameelen überfallen, einen der beiden Führer verwundet und alle Kameele bis auf drei fortgeführt. Barth drang in seine Gefährten, in den Dörfern einige Einwohner aufzubieten, um den Räubern nachzusetzen und ihnen den Raub wieder abzujagen, da das so leicht war. Dieser aber war ganz gleichgültig gegen solche Vorfälle, lächelte selbstgefällig und trieb, seinen Strohhut etwas auf die Seite ziehend, sein Pferd zur Eile an.

In den zu beiden Seiten des Pfades liegenden Dörfern erfreuten sich die Bewohner leidlicher Sicherheit und Zufriedenheit, im folgenden Jahre aber wurden sie in einen Abgrund von Elend gestürzt, indem der aufrührerische Flüchtling Bochari an einem Markttage einen plötzlichen Ueberfall machte und nicht weniger als 1000 Personen auf einmal davonführte. Daß solche Schreckensscenen so nahe bei Kano vorkommen können, beweis't die unmännliche Schlaffheit und Gleichgültigkeit sowohl des Serki als seines Oberherrn Aliu in Sokoto. Bochari nahm sogar von Chodedja Besitz und wurde so wenig gestört, daß viele dieser Dörfern von ihren Bewohnern verlassen wurden und der ganze östliche Theil der Provinz Kano in steter Furcht lebte. 1854 fand Barth die ganze Gegend verlassen.

Während der Tränkung der Pferde an einem Brunnen, der 33 Faden tief war, — ein anderer Brunnen war 60 Faden tief, — traf auch eine Gesellschaft Natronkaufleute ein, die von Kukaua kamen. Sie berichteten, Alles sei dort wohl und in Frieden, von der erfolgten oder bevorstehenden Ankunft eines Christen hatten sie nichts gehört. Barth hatte nämlich erwartet, über Richardson schon Nachrichten einziehen zu können. Das Natron, welches diese Karavane führte, bestand aus großen, steinähnlichen Klumpen und wurde in Netzen fort-

geschafft. Es war vom Tsad gewonnen; das bei Munio gewonnene besteht aus Staub und sehr bröckeligen Stückchen, weßhalb es in Körben transportirt wird. An diesem einen Tage kamen an 500 Lasten den Reisenden vorüber.

Allerliebst war eine Mahlzeit, die Herr Barth und sein Freund „Herr Schlaf" bei dem Dorfe Doka im Schatten eines herrlichen Tamarindenbaumes veranstalteten, zugleich aber auch beschämend, denn die Rollen des Barbaren und des civilisirten Europäers waren vertauscht. Während Letzterer nur einige Zwiebeln auf dem Markte kaufte und zu der Mahlzeit beisteuerte, führte Kontsche einen gar behaglichen Hausrath und ausgesuchte Leckerbissen bei sich. Eine der Dienerinnen der Sfirria brachte einen Korb, der unter der besonderen Aufsicht der letzteren zu stehen schien, und nun nahm Kontsche gut gebackene Kuchen heraus und breitete sie auf einer reinlichen Serviette auf dem Rasen aus, während eine andere der Sclavinnen Kaffee kochte. So entbehren die Reisen der begüterten Eingebornen, zumal sie sich die Zeit nehmen, keineswegs eines comfortabeln Anstrichs, während es unglaublich ist, was ein europäischer Reisender dagegen in diesen Gegenden zu ertragen hat. Er hat Niemanden, der ihm seine Speisen sorgfältig bereitet, oder ihn pflegt, wenn er krank wird.

Bei der Stadt Gerki war von der vorausgezogenen Dienerschaft das Lager aufgeschlagen. Dieser Ort könnte ein bedeutender Grenzplatz sein, die Mauern mit ihren Zinnen sind in gutem Zustande, trotz der schwachen Regierung wohnen 15000 Menschen in Gergi, aber die Verhältnisse sind für weiteres Gedeihen nicht günstig. Um die Diebsgelüste der Einwohner in Schranken zu halten, that Barth spät Abends einige Schüsse und legte geladene Pistolen neben sein Lager.

Am 13. März wurde die Grenze von Haoussa mit seinem schönen herrlichen Lande und seiner heitern, fleißigen Bevölkerung überschritten. Der Grenzplatz von Bornu war Birmenaua, klein, aber mit einer Erdmauer und zwei tiefen Gräben, an der Innenseite einer und der andere außen, stark befestigt. Nur an der Westseite ist ein Thor. Gegen Mittag war Gummel erreicht, wo Barth und Kontsche sich trennten, letzterer um bei Sfalem Meidukia, d. h. dem Reichen, dem wirklichen Rothschild von Gummel, abzusteigen, Barth, um erst Besuche

zu machen, den ihm bestimmten Hofraum zu beziehen und daselbst — ein Haus zu bauen. Mit Hülfe von vier eingebornen Technikern, welche die erforderlichen Matten und Pfähle wohlfeil auf dem Markte kauften, war dies Werk in einigen Stunden vollbracht, und ehe die Kameele mit dem Reisezelte eintrafen, stand das Haus wohleingezäunt, bequem und prächtig kühl da. Das Zelt wurde nur als Rumpelkammer und Schlafzimmer aufgeschlagen. Gleich nachher sandte auch der Meidukia ein schmackhaftes Mahl, bestehend aus zubereitetem Hirsebrei und saurer Milch.

Der alte Serki von Gummel, Dan Tanoma, ließ sich, als Barth und Kontsche ihn andern Tags besuchen wollten, entschuldigen; er konnte seiner Altersgebrechlichkeit wegen den Besuch nicht annehmen. Es war ihm in der That bestimmt, diese Welt bald zu verlassen. Leider brach sofort nach seinem Tode ein verheerender Krieg zwischen seinen zwei Söhnen aus, die beide nach der Herrschaft trachteten und das blühende 12000 Einwohner zählende Gummel und die ganze Provinz ins Elend brachten. Unter den Fremden, die bei Barth als Gäste erschienen, war auch ein früherer Diener Clapperton's, der mit den Unternehmungen und Erlebnissen der ersten Expedition sehr vertraut war. Freitags war Markt, leider in der Mittagshitze, während er in Yaruba und den angrenzenden Ländern passender in der Abendkühle abgehalten wird. Es wurden mindestens 1000 Lasten Natron ausgeboten, außerdem in etwa 300 Buden Gegenstände aller Art: Kleider, Haus- und Handwerksgeräth, Lebensmittel und Gewürze, Rindvieh, Schaafe, Pferde, Esel. Eine volle Ochsenlast Natron kostet 5000 Kurdi, eine Esellast 500 Kurdi. Ein leidliches Kameel trägt 100000 Muscheln, schöne Thiere schaffen aber wohl 150000 fort, also gerade den Werth von 40000 spanischen Thalern.

Den 15. März bezeichnet Barth als einen überaus glücklichen und erfreulichen Tag. Er erhielt nämlich durch einen Araber, der eben von Murzuk kam, ein großes Packet Briefe aus dem Norden, aus Tripoli, England, Deutschland, freundschaftliche und wissenschaftliche Fragen, Sendschreiben von Angehörigen voll von Ausdrücken sorgender Liebe, darunter ein inhaltreiches Schreiben vom Ritter Bunsen mit der frohen Botschaft der von dem Könige von Preußen für den Reisenden bewilligten Geldunterstützung. Aber neben diesen Beweisen der regsten Theilnahme, Achtung, Freundschaft und Liebe, die auf das

Gemüth des einsamen Wüstenpilgers den tiefsten Eindruck machten, war es doch ein Beischluß zu dem Briefe des Agenten Gagliuffi, der ihn in dieser Zeit größter Armuth nicht minder erfreute; es war ein Beischluß von zwei Thalern, die derselbe, um einen kleinen Irrthum in einer früheren Rechnung auszugleichen, sandte, und die wirklich das einzige gangbare Geld waren, über das Barth verfügen konnte. Die letzten Kurdi waren für Holzwerk zum Bau der Hütte, in deren Schatten er saß, verausgabt. Derselbe Araber hatte für Rechnung der Expedition von Murzuk aus für 100 Pfund Sterling Waaren mitgebracht, ebenfalls eine erfreuliche Botschaft, doch waren die Kameele mit dieser Ladung leider schon auf dem Wege nach Kano — wenigstens angeblich —; ein Verzug, durch den Overweg und Barth in die größte Noth versetzt wurden, doch sagt Barth, daß er lieber im weiteren Vordringen durch Noth umgekommen, als nach Kano zurückgekehrt wäre. Zwei Tage war er beschäftigt, alle diese lieben Zuschriften zu beantworten, um ein ganzes Päckchen Briefe demselben Araber nach Kano mitzugeben, von wo Tinylkumfreunde es nach Murzuk befördern möchten, — denn, beseelt von dem rastlosen Streben europäischer Bildung und neugestärkt durch die Versicherung der lebendigsten Theilnahme hochgestellter Männer in der Heimath, beschloß er, sich durch seinen liebenswürdigen afrikanischen Freund nicht länger halten zu lassen, sondern unverweilt seine Weiterreise anzutreten. Wie gut er daran gethan hatte, erkannte er später in Kukaua, wo der „Herr Schlaf" erst 6 Wochen nach ihm eintraf. Nach herzlichem Abschied von demselben folgte er getrosten Muthes seinen Kameelen und — seinem Glück, freilich wieder einzig auf sich selbst beschränkt.

Das nächste Quartier war Bensari, schon zu Maschena gehörig. Was ihn hier empfing, war nichts weniger als erfreulicher Art, nämlich das Kriegsgetümmel, das der erwähnte Bochari gerade in den Tagen zu erregen anfing.

Bochari war Statthalter von Chadedja gewesen, aber gewandt und unruhig, hatte er den Argwohn des Oberherrn in Sokoto erregt, war gleichzeitig auch wohl von seinem ehrgeizigen Bruder Ahmedu verdächtigt worden, so daß er abgesetzt und an seiner Stelle Ahmedu eingesetzt wurde. Auf der Flucht blieb ihm nichts übrig, als den Schutz der Kanori anzusprechen, die ihn mit offenen Armen empfingen. Mit

Bewilligung des Scheich von Bornu wies ihm der Sserki von Maschena die Stadt Jerimari als Wohnort an. Aber er verhielt sich dort nur scheinbar ruhig. Rastlos verstärkte er die Zahl seiner Anhänger, vom Vezier von Bornu wurde er im Geheimen mit Mannschaft und Waffen unterstützt, und so vorbereitet und seiner Sache gewiß, war er eben im Begriff loszuschlagen und gegen seinen Bruder zu marschiren. Wäre Barth kriegerischer Abenteurer gewesen, er hätte die beste Gelegenheit gehabt, an der Seite dieses afrikanischen Catilina, oder je nach dem Erfolge Cäsar, eine Rolle zu spielen. An dem Tage, der Barth nach Bensari führte, war Bochari von da ausgerückt und hatte vor der Stadt sein Lager aufgeschlagen. Als Barth die Stadt andern Morgens kaum verlassen hatte, drang der Schall von entfernten Trommeln und Gesang an sein Ohr. Bochari war es, der Alle, die geneigt waren, ihm und — seinem Glücke zu folgen, zu sich einlud. Räuberische Einfälle sind in diesen Gegenden nichts seltenes, Bochari's Einfall gestaltete sich aber zu einem bemerkenswerthen Feldzuge, der sich fast im ganzen Sudan fühlbar machte und der Anfang schwerer Leiden wurde. Der Empörer wandte sich, wie Barth später in Erfahrung brachte, zunächst südlich nach seiner früheren Statthalterschaft, und es gelang ihm, das starke, doppelt befestigte Chadedja zu erobern und seinen Bruder Ahmedu zu tödten. Die gegen ihn gesandten Heere schlug er siegreich in die Flucht, sogar die ganze Kriegsmacht von Sokoto, die dessen Vezier selbst befehligte, mußte vor ihm zurückweichen. Damit nicht zufrieden, ging er von Neuem zum Angriff über und verbreitete Schrecken und Zerstörung bis an die Thore von Kano. Leider aber war er ohne jedes organisatorische Talent; gleich den meisten seiner Landsleute zog er es vor, seine Macht auf die Zerstörung und Verwüstung der Nachbarländer zu begründen, und statt ein Staaten- und Städtegründer und ein Wohlthäter seines Landes zu werden, nur den Sclavenhändler im Großen zu machen. Tausende von Unglücklichen, von ihren trägen und verweichlichten Herrschern schimpflich ohne Schutz gelassen, sind aus der Hand Bochari's in die der Sclavenhändler übergegangen. Wir werden im Verfolg dieser Darstellung den Zustand des Elendes schildern hören, der in diesen jetzt so blühenden Gegenden durch den Verwüster und Zerstörer heraufbeschworen wurde.

Durch den Kriegslärm zu beunruhigenden Betrachtungen ange-

regt, zog Barth mit seiner kleinen Reisegesellschaft schweigend seines Weges dahin. Ohne nennenswerthe Erlebnisse wurde Abends Taganama erreicht, ein ziemlich bedeutender fester Ort, der nur von der Ostseite, wo sich eine Art Vorwerk befand, zugänglich war. Das Innere machte einen sehr angenehmen Eindruck von Ordnung, Behaglichkeit und Wohlhabenheit. Um Mitternacht wurde Barth aufgestört, es seien Boten mit wichtigen Depeschen da. Bei Licht besehen, ergab es sich aber bald, daß die Briefe von ihm Fremden in Kano an ihre Freunde in Kukaua gerichtet waren und er nur, wozu jeder Reisende verpflichtet ist, zum Postbotendienste benutzt wurde. Die Pflicht war leicht zu erfüllen, aber die Boten verlangten auch Botenlohn, sogar Essen und Trinken und so war die schöne Nachtruhe dahin. Vor Tagesanbruch brachen sie wieder auf, und leider verschwand mit ihnen der schmucke Lanzenreiter, der Geleitsmann, vielleicht, um an dem Feldzuge gegen Chadedja Theil zu nehmen, wo der Muthige sein Glück machen konnte, während er von Barth nur einige hundert Kurdi zu erwarten hatte. Als kein Suchen nach dem Tapfern von Erfolg war, wandte sich Barth an den Amtmann Issa Jesus, eine hohe imposante Figur, um anderweitige Geleitschaft, die auch ohne Widerrede zugesagt wurde.

Am Hause des Amtmanns hing ein mächtiges, in ein Fell eingenähtes Packet an einer Stange hoch in der Luft. Was mochte es sein? Der Körper eines Verbrechers, hier vor Jedermann's Augen ausgestellt, um als Beispiel strenger Bestrafung zu dienen? Nein, es war ein Talisman von erprobter Kraft, hier aufgehängt, um gegen die gefürchteten Einfälle der Fellatah Schutz zu verleihen. Vor 4 Jahren war die Gefahr schon sehr groß, diesem unholden Nachbarn in die Hände zu fallen. Barth konnte nicht unterlassen, zu bemerken, daß die gute Befestigung der Stadt und die Wachsamkeit und Energie des Amtmanns wohl mehr Schutz gewähre, als diese Ausgeburt von Talisman von grauenvollem Umfange. Ist die Kraft eines solchen Undings Folge seiner Größe, so muß dieser kolossale Ballen allerdings Amulette und Medaillen jeder Art an Schutzkraft übertreffen; es schien, als ob wohl eine Kanonenkugel von ihm abgesprungen wäre.

Die Landschaft hatte wenig Anziehendes; erst andern Tages verschönerte sie sich ansehnlich, und eine prachtvolle, üppige Tamarinde im reichsten Schmuck ihres Laubes und in liebevoller Umschlingung mit

einem blätterlosen, gigantischen Affenbrodbaume (Kuka), dem man kaum ein Gefühl liebevoller Annäherung zutrauen sollte, bildete den Anfang eines schöneren Pflanzenwuchses. Weiterhin wurde Maschena erreicht, damals kaum befestigt, im folgenden Jahre aber mit einem Erdwall umgeben. Es liegt an einer Anhöhe und zählt gegen 12000 Einwohner. Eine kleine Kafla von Tabu- und Araberkaufleuten, die dort lagerte und von Kukaua kam, wußte keine Neuigkeit zu melden und hatte von einem Christen dort nichts gehört. In Verwunderung und Zweifel versunken, ließ Barth bald wieder aufbrechen, um noch ein gutes Nachtquartier zu finden.

Ein Dorf, das dazu ausersehen war, erwies sich als vollständig verlassen; der Zug mußte weiter, gerieth aber in die Irre. Barth sah einen Hirten auf dem Felde und näherte sich ihm, um Auskunft über das nächste Dorf zu erhalten; aber sobald derselbe den Rathbedürftigen auf sich zukommen sah, ergriff er eilends die Flucht und ließ seine Heerden im Stich, — ein Zeichen, in wie schauderhafter Weise die Zustände des Landes zerrüttet sind. Haben die kleinen Statthalter umher irgend eine Schuld zu tilgen, so unternehmen sie einen räuberischen Ueberfall irgend eines Ortes in eigenem oder fremdem Gebiete und verkaufen häufig ihre eigenen Unterthanen.

Glücklicherweise fand sich ein Pfad, der zu einem offenen, behaglich sich ausbreitenden Dorfe Namens Kargimaua führte. Es zeigte ein lebhaftes und heiteres Bild einer fleißigen und wohlhabenden kleinen Gemeinde. Die Männer saßen im Schatten eines schönen Gummibaumes, einige beschäftigt, Matten zu flechten, andere webten. Die Frauen trugen Wasser oder bereiteten die Mahlzeit für den Abend. Rinder und Ziegen weideten in schönen Gruppen, und Hühner trieben sich zwischen den Hütten umher, um Samenkörner aufzulesen. Alles bezeugte ein behagliches, gemüthliches Dorfleben. Auch waren die Bewohner gastfreundlich, nur konnten sie leider nicht mit Milch aufwarten, da das Rindvieh nicht ihnen gehörte.

Barth erwartete kaum den Tag, um seine Reise fortzusetzen; es war wichtig für ihn, wo möglich noch vor Richardson in Kukaua einzutreffen. Der Zug ging durch freundliche Dörfer und wohlaussehende Städte, die aber im Jahr 1854 alle mehr oder weniger verlassen, meist gänzlich zerstört waren. Gegen Mittag langte man in Bundi an, einem Orte von leidlicher Größe, aber durch die Schlaffheit seines

Fürsten offenbar seinem Ruin entgegengehend. Die Zahl der Einwohner betrug damals 8—9000, doch sind sie ohne Industrie wie auch ohne Marktleben. Barth wollte nicht versäumen, dem Fürsten aufzuwarten, mußte aber darüber den halben Tag verlieren und die Nacht bleiben. Der Fürst gab nach einigem vornehmen Zögern Audienz. Er war ein kurzer, wohlgenährter Mann von etwa 60 Jahren, von dunkelschwarzer Hautfarbe, mit großen, breiten Zügen und mit einem Ausdrucke, den man für Dummheit oder Schlauheit, Freundlichkeit oder Hinterlist auslegen konnte. Er ließ sich beschenken, fragte nach mehr, bewunderte die Spieldose und — vergaß den Reisenden nachher fast gänzlich. Denn es war Abends Musik mit Wettrennen, von dem schrillen Freudenruf und Händeklatschen der Frauen begleitet; der Lärm dauerte bis spät in die Nacht. Erst gegen 9 Uhr, als Barth und seine Leute alles Erforderliche längst selbst besorgt hatten, wurde ein kleines Gericht und Korn für das Pferd gesandt. Andern Morgens sollte ein Reiter als Geleitsmann kommen; da derselbe aber auf sich warten ließ, so ließ Barth ohne denselben aufbrechen. Der Name des Galadima von Bundi ist Omar; er ist ein intriguanter Mann, aber seit dem Vordringen der Fellatah ohne eigentliche Macht, nur ein Schatten und an wirklicher Bedeutung sogar den „Herrn" von Munio, Sinder und selbst Maschena nachstehend, die ihre Unabhängigkeit besser gegen die Fellatah zu behaupten verstanden haben.

Allein, getrost der eigenen Energie und seinem Glücke, das ihm nur vorübergehend untreu gewesen war, vertrauend, verließ Barth die ungastliche Stadt Bundi, deren Bewohner nach dem gestrigen lustigen Abende noch in tiefem Schlafe lagen. Natronhändler und Reitertrupps von ziemlich kriegerischem Aussehen begegneten dem kleinen Zuge, der zuerst durch lichten Wald, dann über angebautes Land mit sandigem Boden und fast ohne einen einzigen Baum sich hinbewegte. Da die Regenzeit noch nicht eingetreten war, bedeckten noch die 10—20 Fuß hohen Asklepiadeen die Felder, dieses gewaltige Unkraut der Negerländer, das jedes Jahr vor dem neuen Feldbau ausgerottet werden muß. Die Natur der Landschaft änderte sich beim Weiterzuge häufig, Flächen, die nie Cultur gesehen hatten, wie Barth aus dem fehlenden Unterholze schließt, wechselten mit reicheren Districten, wo bald die Dumpalme, bald die Fächerpalme, bald die Tamarinde vorherrschte. Da man Mittags unter einem Baume der letztern Art lagerte,

der allerdings durch sein Vorkommen auf die Nähe von Wasser schließen läßt, war die Ueberraschung doch nicht gering, als Abdallah, der die Kameele hütete, ein mit stehendem Wasser gefülltes Strombett entdeckte. Es war dies der Wani, 80 Fuß breit, ein Arm des Komadugu Waube, der bei Chadedja vorbeizieht. So konnten sich die Kameele einmal recht satt trinken, ohne daß es Geld gekostet hätte. Sehr bald erreichte man Surrikulo und traf dort wieder Kaufleute aus Kukaua, die nach Richardson befragt, keine Auskunft von einem Christen daselbst zu geben wußten. In Surrikulo, der ersten Stadt des großen Bornu-Reiches, residirt ein militärischer Beamter, der sich durch sein Benehmen und sein ganzes Auftreten vortheilhaft vor den Herrn der endlich verlassenen Kleinstaaten auszeichnete. Barth war zu ermüdet, um ihm aufzuwarten, was aber den Kaschella Said, wie sein Titel und Name war, nicht abhielt, dem weithergekommenen Fremden einen wohl zubereiteten, schmackhaften Fisch aus dem Komadugu zuzusenden, den ersten frischen Fisch, den Barth im Sudan kostete. Später wurde Barth näher mit Said bekannt, wo er dann in ihm einen sehr geselligen, freundlichen Mann fand. — In Surrikulo wurde übernachtet. Die Umgegend ist reich an wilden Thieren, und Nachts machte ein lautbrüllender Löwe die Reisenden um ihre draußen weidenden Kameele nicht wenig besorgt.

Andern Tages durch palmenreiche, üppige Landstriche hinreitend und in die angenehme Betrachtung über die ursprüngliche Heimath und die allmähliche Verbreitung der verschiedenen Pflanzen- und Baumarten versenkt, traf Barth auf eine malerisch und fremdartig aussehende Gruppe. Ein Araber von heller Hautfarbe und edlem Anstande, prächtig gekleidet und mit reichgeschmückten Feuergewehren bewaffnet, ritt in der Mitte, drei Andere ihm zur Seite. Barth ritt ihm grüßend entgegen. Auch er machte sofort Halt und fragte Barth, ob er der Christ sei, der von Kano her erwartet werde. Auf die bejahende Antwort meldete er ohne Umschweife die große Trauerpost, daß sein Reisegefährte Yokub, — so nannte sich Richardson — ehe er Kukaua erreicht, gestorben und daß all sein Eigenthum verschleudert worden sei.

Barth, der durch das Ausbleiben aller Nachrichten von Richardson schon um denselben in lebhafter Sorge gewesen war, durfte an der Richtigkeit der Mittheilung nicht zweifeln, als Ismail, so hieß der

Araber, noch weitere Einzelheiten über das Ende desselben hinzufügte. Von dieser Todesnachricht aufs Tiefste ergriffen, da sie nicht bloß ein wichtiges Menschenleben betraf, sondern auch das Schicksal der ganzen Expedition in Frage stellte, wollte Barth, der bald der einzig Ueberlebende sein sollte, sein Gefolge zurücklassen und allein schnell nach Kukaua vorreiten. Doch hatte sein Diener Recht, der hervorhob, die Beschwerden und Gefahren eines solchen Rittes, der ohnehin 4 Tage erfordere, sei zu groß. Jedenfalls wurde beschlossen, den Marsch aufs Möglichste zu beschleunigen und nur während der stärksten Mittagshitze kurze Rast zu machen.

Der Ueberbringer der Trauerbotschaft war, wie sich später ergab, einer jener wandernden Abenteurer aus edlem Geblüte, die besonders dem nördlichen und östlichen Afrika entstammen und im Leben und der Geschichte der Negerländer eine hervorragende Rolle spielen. Er war Scheriff el Habib gewesen und ein ebenso gelehrter, als leidenschaftlicher Mann, der sich gerade damals, wegen Mißhelligkeiten aus Bornu verbannt, nach Sokoto wandte, um bei dem Emir el Mumenin sein Glück zu versuchen. Er hat es dort aber nicht gefunden, gekränkt ist er nach Bornu zurückgekehrt und daselbst wieder zu Gnaden aufgenommen.

In großer Unruhe und Bekümmerniß wurde der Marsch fortgesetzt und in vollkommner Dunkelheit Abends 8 Uhr in der Nähe von Deffoa gelagert, von wo bis tief in die Nacht lebhafte Musik erscholl. Alles war beim Aufbruch am Morgen noch still und schweigsam; das Land war besser, als die Tags vorher durchzogenen Striche. Interessant waren besonders die dichten Schaaren wilder Tauben, die in dem Gebüsch sichere Zuflucht und in den Saatfeldern reiche Nahrung fanden. Um die ungebetenen Gäste zu verscheuchen, waren zwischen den Bäumen Taue ausgespannt mit Vorrichtungen zum Lärmmachen. Auf Plattformen waren Sclaven aufgestellt und setzten diese auch schon von früheren Reisenden beschriebene Maschinerie in Thätigkeit. Beim Hinabsteigen von einer der zahlreichen Sanddünen, deren Entstehungsgeschichte an die frühere größere Ausdehnung des Tsad zu knüpfen ist, eröffnete sich ein reizender Blick auf das kleine niedliche Kalua, ein Dorf von etwa 200 Hütten, jede Hütte mit ihrem Hofe sauber eingezäunt und durch eine Korna- oder Bito-Baum anmuthig beschattet. Alles zeugte von Bequemlichkeit, Annehmlichkeit und dem betriebsamen Sinne der Bewohner. Auf dem Dorfplatze wurden die

großen, runden, mit Lehmmauern eingefaßten Trinkstätten für das eben zur Tränke kommende Vieh aus dem Dorfbrunnen gefüllt. Der Grobschmied fertigte Hacken für die nahe Regenzeit, der Weber war am Webstuhl, Andere waren fleißig mit dem Flechten von Rohrmatten beschäftigt. Die Frauen trugen Wasser, reinigten und spannen Baumwolle, oder stampften Getreide. Die Kornmagazine waren außerhalb des Dorfes sicher und zweckmäßig angelegt. Selbst für das Federvieh waren kleine Hütten in der Gestalt von Zuckerhüten erbaut. Dies freundliche Dorf verlassend, um seinen Dienern nachzueilen, gewahrte Barth das ungeheure Gerippe eines Elephanten, von welchem Thiere ihm seit Gasaua keine Spuren vorgekommen waren.

Etwa eine Stunde hinter Kalua sah Barth einen Trupp Reiter die Straße ziehen. Sie wußten keine Neuigkeit aus der Hauptstadt, Alles gehe gut, aber der Christ, welcher weithergekommen sei, um den Scheich zu begrüßen, sei schon vor 20 Tagen in Nghurutua gestorben. „Nun", sagt Barth, „konnte kein Zweifel mehr obwalten, daß die Trauerbotschaft wahr sei, und mit tiefer Gemüthsbewegung setzte ich meinen Weg fort; inbrünstig sandte ich zum Allmächtigen ein Gebet, mir bessern Erfolg zu verleihen, als meinem Begleiter zu Theil geworden, und meine Gesundheit zu stärken, damit ich die wohlthätigen und menschenfreundlichen Zwecke unserer Unternehmung erfüllen möge."

Abends wurde in Dunu Halt gemacht, einem Dorfe, dessen Graben und Ringmauern so in Verfall waren, daß überall offener Zugang freistand. Die Einwohner riethen, nicht außerhalb zu übernachten, wegen der großen Menge wilder Thiere, welche die Umgegend unsicher machten. Dieser Umstand trug dazu bei, unsern Reisenden eine unruhige Nacht zu machen. Der lässige Abdallah hatte versäumt, dem Lieblingsthiere Barth's, seinem getreuen Bu-ssansi, die Beine zusammen zu binden, und da es Hunger hatte, war es besserem Futter in der Ferne nachgegangen; kein Suchen half, mit Fackeln wurde bis tief in die Nacht und stundenweit von beiden Burschen und vielen Einwohnern dem Flüchtling nachgeforscht. Alles war vergeblich. Wie nun schnell fortkommen, um wenigstens den Nachlaß des verstorbenen Gefährten zu retten? Bis Mitternacht wurde auf das vortreffliche, das beste oder vielmehr einzig gute Lastthier gelauert, dann legten die Burschen sich erschöpft und ermüdet zum

Schlafe nieder. Die Musik im Dorfe verstummte allmählich und alles ward still. Tiefer in der Nacht trat Barth, zur Ruhe zu aufgeregt, zum Zelte hinaus, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei: Aber wie er voll Sorge in die Nacht hinausschaut, nun auch des edlen Thieres beraubt, das ihn an die einsame Grabstätte des Reisegefährten begleiten sollte, sieht er den Liebling plötzlich gerade auf das Zelt zukommen und sich ruhig neben den zwei andern Kameelen lagern. Gewiß war es kein Zeichen von „Dummheit", die dem Kameele gewöhnlich vorgeworfen wird, daß es in der Dunkelheit, nur etwa von dem weißen Zelttuche geleitet, den Heimweg fand. Von Tripoli her hatte dies Thier Barth's beste Habe getragen und war dafür oft mit Leckereien belohnt. An der Küste wurden ihm die Schaalen der Apfelsinen, später Datteln zu Theil, wenn sein Herr hoch auf ihm sitzend sein Mahl einnahm, wozu es denn nie verfehlte, seinen herrlichen, kurzen, stämmigen Nacken herumzuwenden. Auch in dieser Nacht sollte es mit etwas Korn belohnt werden, aber es hatte selbst so gut für sich gesorgt, daß es sogar sein Lieblingsfutter verschmähte.

Trotz der verlorenen Nachtruhe wurde früh aufgebrochen. Bald über bebautes Land, bald durch buschiges Dickicht ziehend, gelangte man um 10 Uhr in das Dorf Kabua, wo eben Markt abgehalten wurde. Nach einem Frühstücke, aus Tiggra mit dicker Milch bestehend, ging es in Gesellschaft der Marktleute weiter, doch kam der Zug vom rechten Wege, bis endlich in Luschiri, einem gastfreien, großen Dorfe, das Nachtlager aufgeschlagen wurde. Eine Frau bewirthete den Ankömmling sofort mit Hirsewasser, die Männer besorgten ihm einen guten Reisevorrath an Bohnen und Sorghum, letzteres vorzüglich für das Pferd, das keine Negerhirse fressen wollte. Die neugierigen Frauen drangen Abends in das Innere des Zeltes und zeigten großes Erstaunen, als sie fanden, daß der Fremdling Junggeselle sei und ohne Lebensgefährtin reise. Sie machten ihrer Verwunderung durch allerlei spaßhaftes Geschwätz unter einander Luft. — Nachher brachten sie Milch und ein Huhn zu einem nach der gehabten Anstrengung stärkenden Abendessen.

Andern Mittags wurde in einer baumreichen Gegend mit guter Weide, durch welche ein Arm des Komadugu strömte, gerastet. Das Wasser, 70—80 Fuß breit und $2\frac{1}{2}$ Fuß tief, war ohne Strömung, bildete aber eine lange, canalartige Wasserrinne und war erquickend

kühl, während das Brunnenwasser abscheulich warm und gänzlich untrinkbar war. Das Wasser war voll kleiner Fische, und etwa 20 Buben plätscherten lustig darin umher und fingen die Fische mit Netzen. Nach kurzer Rast wurde rasch weitergezogen; besonders den Kameelen hatte die gute Fütterung im kühlen Schatten gutgethan, denn wenn sie der Sonnenhitze ausgesetzt sind, pflegen sie nicht zu fressen, sondern legen sich lieber nieder. Den Rinderheerden wurde Wasser aus dem Brunnen geschöpft, weil ihnen das stehende Wasser in dieser Jahreszeit schädlich sein soll. Den Weitermarsch störten unzählige große Heuschrecken dadurch, daß sie beim Nahen des Zuges aufgeschreckt emporflogen und nun große Schwärme Thurmfalken (Hadea), von denen der Himmel verdunkelt wurde, auf sie niederstürzten und in ihrer Gier die Reisenden und ihre Thiere mit den Flügeln sehr belästigten.

In dem Dorfe Bandego, das bald nachher erreicht wurde, fand eine geräuschvolle Lustbarkeit statt, und zwar auffallender Weise zu Ehren der Beschneidung eines vornehmen Knaben, während diese Ceremonie sonst in aller Stille vollzogen wird. Während Barth beschäftigt war, die erforderlichen Einrichtungen für die Nacht zu treffen, kam ein Zug junger Mädchen in Procession vorüber, die kleine Geschenke zu dem Feste gebracht hatten. Mit nicht geringer Bestürzung vernahm er, daß dieselben nach ihrer Heimath Nghurutua zurückgingen, demselben Orte, wo vor Kurzem der Christ (Richardson) gestorben sei. Der Ruhestätte seines ehemaligen Reisegefährten so nahe, zögerte Barth nicht, sofort aufzusitzen und hinzureiten, nicht bloß um so nachträglich dem Todten die letzte Ehre zu erweisen, sondern auch um sich zu überzeugen, ob auch dem Grabe die geziemende Achtung bezeugt würde.

Die Stadt Nghurutua, etwa zwei Meilen nordöstlich von Bandego, war ehedem ein großer und berühmter Ort, ist aber in Verfall gerathen. Sie liegt in einer weiten Grasebene, die von den Ueberschwemmungen des Komadugu befruchtet wird und fast ganz ohne Baumschmuck ist. Nur die Stadt selbst wird reich beschattet durch viele sich weit ausbreitende Bäume, unter denen es außer den Korna's und Bito's, besonders einige schöne Sykomoren (Ngabore) giebt.

Mit Gefühl war unter einer dieser schönen Sykomoren die Grabstätte des Christen gewählt. Man hatte sie mit Dorngebüsch wohl

beschützt, und sie schien noch unversehrt zu sein. Die Eingebornen wußten es sehr wohl, daß es ein Christ gewesen, der hier bestattet lag, und betrachteten das Grab mit einer Art Verehrung. Richardson's Tod hatte in der ganzen Umgebung Aufsehen gemacht. In schwächlichem Zustande war er am 28. Februar Abends angekommen und schon am nächsten Morgen verschieden. Die Theilnahme war allgemein und lebhaft. Alle Eingebornen haben eine hohe Achtung vor den Christen. Damit aber auch die fanatischen Medjabera, die Oudney's Grab beschimpft hatten, abgehalten würden, an Richardson's Grabe gleiche Frevel zu begehen, beschenkte Barth einen Eingebornen, so reichlich er es unter den damaligen Umständen durfte, und dieser versprach dann auch, auf das Grab besondere Sorgfalt zu wenden. Nochmals ersuchte Barth auch den Vezier von Bornu, dem Grabe durch eine stärkere Einfriedigung noch mehr Schutz geben zu lassen, was auch geschehen ist. Voll von Betrachtungen über sein eigenes Schicksal und beseelt vom aufrichtigsten Gefühl der Dankbarkeit gegen die Vorsehung für die ausgezeichnete Gesundheit, der er sich zu erfreuen hatte, langte Barth Abends spät vor seinem Zelte wieder an. Erquickt durch ein einfaches Abendessen, welches durch eine Schaale Milch, das ihm die freundlichen Dorfbewohner brachten, eine besondere Würze erhielt, legte er sich voll Zuversicht zur Ruhe nieder.

Nicht ohne Sorge, von den Tuareg auf dem weiteren Marsche beunruhigt zu werden, setzte sich die kleine Karavane andern Morgens in Bewegung und gelangte zuerst nach Alaune, einem früher bedeutenden, jetzt aber fast ganz verlassenen Orte. Eine prachtvolle Aussicht lockte Barth, die sandige Höhe, auf der Kaschimma liegt, zu besteigen, während die Kameele auf der untern Straße fortgingen. Vor ihm lag das Thal in wunderbarer Pracht da, aber ein schwieriges Terrain, von vielen kleinen Wasserläufen durchschnitten, von dunklem Waldesdickicht eingehüllt und sowohl von reißenden Thieren als auch von feindlichen Wegelagerer beunruhigt. Hinabgestiegen ging der Marsch durch dichten Baumwuchs über große offene Plätze mit dem fettesten weit über Mannshöhe emporragenden Schilfgrase bewachsen, in dem die Elephanten mit Ruhe schwelgen können. Fußstapfen, zum Theil von bedeutender Größe, waren in großer Zahl sichtbar. Kaum irgendwo kann dieser Koloß der Thierwelt bequemer und sicherer sein Dasein verbringen, als in dieser üppigen Wildniß, die ihm von

waghalsigen Jägern noch nicht streitig gemacht wird. Unter den Bäumen des Waldes ist die prächtige Dumpalme unbestritten die Königin, — Nichts fehlte, um den Reisenden lebhaft an die Darstellung indischer Landschaftsbilder zu erinnern.

Und richtig wurde in dieser Waldespracht und Waldeinsamkeit auch der Weg verloren; nach langem vergeblichem Suchen gewahrte man endlich zur Rechten in einer Lichtung einen kleinen Weiler und eine Meierei, lieblich still und vom Geräusche der Welt abgeschlossen. Der Besitzer war ein gemüthlicher Greis, der den Verirrten mit herzlicher Freundlichkeit entgegen kam und dringend bat, den Rest des Tages und die Nacht bei ihm zuzubringen; er wolle Menschen und Thiere gut bewirthen und selbst morgen als Geleitsmann mitgehen. Aber wie einladend dies war, Kukaua mußte möglichst bald erreicht werden. Statt den halben Tag auf dem idyllischen Waldhofe zu verträumen, drang der Zug ohne Zeitverlust wieder in die Wildniß, die aber so dicht war, daß die belasteten Thiere sich kaum hindurchzwängen konnten, das Lederwerk wurde zerrissen, selbst das Holzwerk zerbrach auf dem Rücken der Kameele. Tiefe Elephantenspuren, trockne Wasserbecken und kleine Tümpel mußten den Marsch noch mehr erschweren. Nur kurze Zerstreuung gewährte eine Antelope (Mohor), die vor den Reisenden aus dem Dickicht sprang und schnell wieder verschwand. Endlich wurde zur Linken ein schönes, seeartiges Wasserbecken sichtbar, in geringer Entfernung ein größerer See, beide, dem Komadugu angehörig, aber von Menschenhand ausgetieft und erweitert, denn dies ist die Gegend, wo, wie die ausgedehnten Ruinen zeigen, früher die berühmte Stadt Ghambaru gelegen hat, der Lieblingssitz und die Privatresidenz der Könige von Bornu in der Zeit der Blüthe dieses einst so mächtigen Reiches. Hier war der Garten von Bornu. Hier herrschte reiches und geräuschvolles Leben nicht bloß betriebsamer Landesbewohner, von Nah und Fern strömten Fremde herbei, die den mächtigen Bornukönigen tributär waren oder ihnen ihre Huldigungen darbrachten. Und welches ist der jetzige Zustand? Lehrten nicht die Trümmer von Hunderten von Städten das Gegentheil, so könnte der Wanderer sich versucht fühlen, die Wildniß für eine uranfängliche zu halten, denn jetzt, wie vielleicht seit vielen Jahrhunderten nicht, haben hier wieder Löwen und Elephanten ihr lange bestrittenes Heimathsrecht erkämpft. Ein energischer Herrscher könnte

in verhältnißmäßig kurzer Frist hier die fruchtbarste Ackerbaulandschaft hervorrufen und Baumwolle, Indigo, Zucker und andere Culturpflanzen von denselben Menschen erzeugen lassen, die jetzt als faule, das noch übrige Mark des Landes verprassende Schranzen an seinem üppigen Hofe herumlungern. Wäre nur erst ein befestigter Platz gebaut, es würden sich bald fleißige Eingeborne umher ansiedeln und mit den reißenden Thieren auch die räuberischen Tuareg vernichten oder verscheuchen.

Nicht ohne Wehmuth betrachtete Barth die Trümmer einer Moschee, die aus einem so vorzüglichen Material gebaut und überhaupt von so guter Arbeit war, daß das schwache hinfällige Machwerk der Jetztzeit dagegen wie kindischer Tand erschien. Dieselbe rückgängige Bewegung wird nicht bloß hier, sondern auch in dem halbbarbarischen Baghirmi beobachtet. Vielleicht war es die Zeit der Punischen Kriege und der Kreuzzüge, wo, vereinzelten Nachrichten zufolge, auch diese Binnenländer Afrika's ihre höchste Cultur erlebten, um unter steten und aufreibenden Vernichtungskriegen von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr zu verwildern und, ähnlich wie das nördliche Amerika, erst von der modernen Völkerwanderung wieder ein großartiges, an den allgemeinen Weltverkehr anknüpfendes Culturleben zu erwarten.

Um gegen die Morgendünste gesichert zu sein, wurde auf einem hohen Puncte am Komadugu-Ufer das Nachtlager aufgeschlagen und Reisig umher aufgehäuft, das beim Nahen reißender Thiere schnell in Brand gesteckt zur Verscheuchung derselben dienen sollte. Von Menschenhülfe fern, wurde, um auch gegen die räuberischen Tuareg Vorkehrungen getroffen zu haben, ein Päckchen Patronen hervorgeholt, doch blieb die Nacht ruhig. Löwengebrüll auf dem andern Ufer und das tobende Gekrächze der unzähligen Wasservögel konnten den Schlaf nur vorübergehend unterbrechen.

Es war nicht mühelos und kostete drei Stunden kostbare Zeit, am andern Morgen das Wasser zu überschreiten. Der Weg führte zu einem Dorfe, das auch Nghurutua heißt, „eine an Flußpferden reiche Stätte", von wo aus gefällige Hirten als Wegweiser dienten. Neu waren Fruchtbäume, der Kana und Birgim, eine Art Pflaumenbaum, während die einförmigen Mimosen mit ihrem stacheligen Dornenkleide vorherrschten. Nur wenig Land war gelichtet und mit

Weizen bestellt, der aber erst 1½ Fuß hoch war und noch einiger Zeit zur Reife bedurfte. Als später Wasser- und Mundvorräthe gekauft werden sollten, waren die Kleinwaaren, die sich noch in Barth's Besitz befanden, selbst diesen Barbaren zu gering und zu zerbrechlich; ohne Geld gaben sie Nichts her als warnende Notizen über die Gefahr, die dem kleinen Zuge von den Tuareg drohte. Diese kamen dem Zuge glücklicherweise nicht nahe, wohl aber brach die Dunkelheit herein, ehe ein Ort sich fand, an dem man mit einiger Sicherheit zu Nacht bleiben durfte. Da erscholl plötzlich der fröhliche Ton von Tanz und Gesang durch den Wald. Man ging in der Richtung vorwärts und traf auf ein Wanderdorf glücklicher Hirten, welche den harmlos Reisenden ein herzliches Willkommen boten. Mitten zwischen ihren Heerden wurde das Zelt aufgeschlagen und dann bis weit über die gewöhnliche Schlafenszeit in heiterer Weise mit diesen Naturkindern geplaudert. Sie waren ihrem Ursprunge nach Fellatah und hatten die Erlaubniß, hier ihre Heerden zu weiden, selbst bis Gadjeba hinab, ohne dafür auch nur den geringsten Tribut zahlen zu müssen. Die Milch, mit der sie Barth bewirtheten, war vorzüglich und die frische Butter so reinlich zubereitet, wie in irgend einer englischen oder schweizerischen Meierei. In Bornu, worauf schon an einer früheren Stelle dieses Werkes aufmerksam gemacht ist, hat man eine sehr üble Art der Zubereitung in Gebrauch. Man giebt nämlich der Butter den schmutzigen und ekelhaften Zusatz von Kuhwasser, kocht sie mit demselben und verbraucht sie dann in flüssigem Zustande. — Diese guten Hirten waren auch nichts weniger als geizig mit ihrer Milch. Sie brachten solche Vorräthe herbei, daß Barth meint, er hätte sich darin ertränken können. Der Tanz dauerte bis tief in die Nacht. Als die Reisenden sich endlich zur Ruhe legten, wurden sie wiederholt durch das Brüllen von Löwen erweckt, die es sehr übel zu nehmen schienen, daß die hochlodernden Feuer sie verhinderten, der Rinderheerde ihren Besuch abzustatten; mehr aber noch störten sie die Rinder selbst, die aufgeschreckt in unmittelbarer Nähe des Zeltes umherſprangen und dasselbe umzurennen drohten.

Andern Morgens gingen zwei hochgewachsene, kräftige Hirten mit Barth's Zuge bis zu einer Fährte im Komadugu. Das Wasser war nur 3 Fuß tief und 50—55 Fuß breit; ober- und unterhalb hatte es aber eine bedeutendere Tiefe. Der wildbewachsene Komadugu

blieb nun längere Zeit zur Linken und war eine nicht ungefährliche Nachbarschaft, da er den Räubern zu Schlupfwinkeln dient. Ein berittener Bogenschütze, der wegen eines in letzter Nacht versuchten Anfalls den Räubern nachspürte, nahm sich aber nicht mehr Zeit, als um zu fragen, ob man ihn nicht auf die Fährte des Gesindels bringen könne. Dann sprengte er davon.

In Gesellschaft einheimischer Reisenden wurde später über den Komadugu gesetzt und zwar in einer eigenthümlichen und vielleicht der Nachahmung in solchen Gegenden werthen Weise. Sie führen nämlich ungeheure, aus der Feuillea bereitete Kürbisflaschen bei sich, die je zwei mit der unteren geschlossenen Seite auf einem Querholz befestigt für eine oder zwei Personen eine sichere Fähre abgeben, während von oben her die Höhlung das Gepäck sicher aufnimmt. Solche Fahrzeuge heißen Makara und könnten von europäischen Reisenden füglich benutzt werden, um, vorzüglich wenn mehrere Makaras durch einen festen Rahmen vereinigt wären, Flüsse in den Aequatorialgegenden nicht blos zu passiren, sondern auch hinabzufahren. Jedenfalls haben sie vor noch so leichten Kähnen den Vorzug, bequem transportirt zu werden. Auf derselben Straße, auf welcher Richardson's Dolmetscher Jussuf dessen Gepäck nach Kukaua gebracht hatte, setzte auch Barth die Reise fort, zunächst nach Yeralla, dessen Kaschella (Kriegshauptmann) ihn gut aufnahm und auf seine Bitte sofort einen berittenen Boten nach Kukaua sandte, um, wie es Sitte und Höflichkeit vorschrieben, dem Vezier die Botschaft der bevorstehenden Ankunft Barth's zu überbringen. Dieser Kaschella befehligt 70 Reiter, von denen jederzeit 20 beschäftigt sind, die Bewegungen der räuberischen Tuareg zu überwachen. Einer seiner Brüder gab Barth andern Morgens eine Strecke das Geleite, die späteren Boten waren unzuverlässige Burschе; der letzte lief wieder fort, als er kaum gedungen war, doch gelang es, das Dorf Baggem auch ohne seine Hilfe zu finden. Hier wurde übernachtet. Durch eine offene Landschaft mit sandigem Boden und schöner Weide ging es andern Morgens rüstig vorwärts. Zwischen einzelnen Gruppen von Gebüsch ließen sich große Heerden von Straußen sehen, ebenso wurde man eines Trupps von Gazellen ansichtig. Doch ging durch Widerspenstigkeit der Kameele und Ungeschick der Jungen viel Zeit verloren, so daß die Dunkelheit schon eingebrochen war, ehe man ein Dorf fand, wo gelagert werden konnte. Leider

war die Wahl keine glückliche, denn einmal war es nicht möglich, Wasser zu erhalten, — die Brunnen waren zu entlegen — und dann fand in einer benachbarten Hütte eine böse Scene zwischen dem Hausherrn und seinen zwei Lebensgefährtinnen statt. Solche Streitigkeiten sind im Allgemeinen im Lande der Schwarzen sehr selten. Desto ernsthafter war die Scene, die Barth verdammt war in seiner Nähe sich abspielen zu hören: widerlichster Zank und Schläge hatten kein Ende bis tief in die Nacht. — Aber Kukaua war nahe. Am andern Tage sollte die große Hauptstadt betreten werden, welche einen der Zielpunkte der Reise bildete. Frühzeitig wurde aufgebrochen, und theils in der Absicht, für sein durstendes Pferd Wasser zu finden, das nicht aufzutreiben war, theils aus Sehnsucht nach der großen Residenz ließ Barth die Kameele hinter sich und ritt allein voraus.

Auf dem elendesten Pferde, ohne Geld und andere Mittel, im ärmlichsten Anzuge, selbst ohne Vollmacht in Händen zu haben, so zog Barth Kukaua entgegen, der vielgenannten Haupt- und Residenzstadt des mächtigen Bornureiches. Es mag dem einsamen Reiter bei der Erwägung seines Zustandes und seiner Aufgaben seltsam zu Muthe gewesen sein, denn nicht nur, daß er als Abgesandter Großbrittanniens in Vertretung Richardson's die Grüße **of her gracious Majesty** zu überbringen hatte, — von dem Erfolge, den er bei dem Bornu-Sultan erzielte, hing zum großen Theile auch der weitere Erfolg dieser wichtigen, mühseligen Entdeckungsreise ab, an die er getrost seine besten Jahre gewendet, für die er sein Leben gewagt hatte und wagte.

Zweites Buch.

Barth und Overweg im mittleren Sudan.

Erster Abschnitt.

Das Reich Bornu.

Das letzte Dorf Kalilua hatte Barth bereits hinter sich. Er überlegte, ob es nicht besser sei, die drei Kameele und die beiden Jungen abzuwarten, um doch nicht ganz ohne Begleitung zu sein. Dieselben mußten aber noch weit zurück sein, und bei längerem Warten konnte es dunkel und zu spät werden, um noch ein Nachtlager zu finden. Die Hitze war gerade auf ihrem Höhepuncte und ringsum kein lebendes Wesen zu sehen, das Rath hätte ertheilen können. Vor ihm lag die Stadt. Er spornte seinen Gaul und erreichte die westliche Vorstadt.

Obgleich es noch zeitig am Nachmittage war, fehlte es doch nicht an müssigen Zuschauern, die ihn mit Neugierde angafften. Aber wie stieg ihr Erstaunen, als er nach der Wohnung des Scheich fragte.

Mit offenem Munde wurde er von den Sclaven angestaunt, die ihn, den britischen Abgesandten, nicht genug respectirten, um ihm beim Absteigen behülflich zu sein. Er hatte nicht einmal einen Buben, der ihm das Pferd hielt. Er mußte es selbst halten. Er fragte noch einmal nach dem Scheich, aber sie verstanden nicht, was er wollte.

Endlich wurde der Minister gerufen, der die Verpflegung der Fremden unter sich hat und Minister des Königlichen Hauses genannt werden kann. Dieser hatte denn von „Abd-el-Kerim", — so hieß unseres Rei-

senden afrikanischer Name —, gehört, gab ihm einen Sclaven mit und ließ ihn zu dem Vezier führen. Sofort ging es durch die belebten Straßen des Westens der Residenz, über wimmelnde Plätze in die östliche Stadt mit ihren großartigen, sogar stattlichen Häusern, prächtig gekleidete Reiter wogten hin und her — das Leben und Treiben in Kukaua fing an unserm Reisenden zu imponiren.

Barth hätte keinen günstigeren Augenblick zu seinem Einzuge wählen können, nicht allein um die Stadt im vollsten Glanze zu sehen, sondern auch um eines herzlichen und lebensvollen Empfanges sicher zu sein. Ihm mußte sein, als träume er eine Scene aus Tausend und einer Nacht. Der Vezier wollte eben zu seiner täglichen Nachmittagsaudienz zum Scheich reiten. Sein schönes, stattliches Kriegsroß stand gesattelt vor der Thür seines Palastes, und etwa hundert Reiter, Araber und Sclaven mit Flinten, sowie Eingeborene mit Speer und Lanze, Alle im buntesten Kleiderschmuck, waren umher gruppirt, um ihn zu begleiten. Barth hielt auch sein Roß an, hatte aber nur einen Augenblick zu warten, da kam der Vezier — Hadji Beschir war sein Name —, eine große, prächtige Gestalt, mit offenen, wohlwollend und lebenslustig lächelnden Zügen, denen nur die dunkle Farbe etwas Fremdartiges gab. Er war, wie es hier bei den Vornehmen üblich ist, in halb einheimische, halb arabische Tracht gekleidet, und Barth mußte gestehen, daß die so wohlanstehende einheimische Tobe und der fremde Burnus sehr gut mit einander harmonirten.

Die Reiter drängten von allen Seiten heran, ohne von Barth Notiz zu nehmen, aber mit dem freundlichsten Lächeln begrüßte ihn der Vezier, indem er ihm sagte, obgleich er ihn nie gesehen, kenne er ihn doch schon aus seinem nach Sinder geschriebenen Briefe. Er lachte, als er hörte, daß Barth in solchem Aufzuge allein gekommen sei und selbst seine beiden einzigen Diener zurückgelassen habe. Er bemerkte noch, er wolle sogleich die Ankunft des längsterwarteten Gastes dem Scheich melden, dem die Nachricht die größte Freude machen würde, und ritt mit seinem Trosse davon.

Nun war Barth's Zukunft vor der Hand gesichert. Leichteren Herzens folgte er den Führern in das nicht für ihn allein, sondern für die ganze britische Gesandtschaft besonders eingerichtete Quartier, zwei aneinanderstoßende Höfe, in denen noch nicht alle Wohnungen

ganz fertig waren. Barth wählte für sich ein sehr geräumiges, nett und sorgfältig gebautes Local und war eben beschäftigt, die inzwischen eingetroffenen Kameele abladen zu lassen, als verschiedene Gäste sich bei ihm anmelden ließen oder auch ohne Meldung eintraten, — es war ein Besuch, wohl geeignet, ihn aus den erträumten Himmeln zu reißen, die Gläubiger Richardson's, die mehr oder weniger zudringlich Zahlung von Barth verlangten. Sie glaubten, die Kisten und Säcke, welche die Kameele gebracht hatten, seien voll Muschelgeld, und waren erfreut, nicht wie viele andere Diener Richardson's nach dessen Tode ohne Bezahlung in ihre Heimath zurückgekehrt zu sein. Da war der Zimmermann Ibrahim, ein hübscher, junger Bursche, aber voll hochtrabender Phrasen im Munde, der mehr gesetzte, aber auch um so bestimmter sein Geld verlangende Seemann Abd-e-Rahman, der Trunkenbold Jussuf, der sich gern als Barth's „Collegen" bezeichnete, ein Dolmetscher und noch mancher Andere, Alle mit offenen Händen und doch meist reicher, als Barth damals selbst. Jussuf ritt ein schönes Pferd und war höchst glänzend gekleidet.

Es war gewiß keine kleine Aufgabe, diese lieben und theuren Freunde mit Worten abzuspeisen und auf künftige bessere Zeiten zu vertrösten. Gern hätte die Gesellschaft sich Barth's bemächtigt, um ihn nach dem Norden zurückzubringen, wo er durch den englischen Consul wohl ausgelöst worden wäre. Aber Barth wußte ihnen begreiflich zu machen, daß er ganz andere Absichten habe, indeß sein Möglichstes thun würde, um alle begründeten Forderungen zu berichtigen. Die Diener selbst hatten an 300 spanische Thaler zu fordern, die Gesammtschuld Richardson's betrug mehrere Tausende.

Diesen Forderungen gegenüber besaß Barth auch nicht einen einzigen Thaler und Wenig oder Nichts von Geldwerth. Zudem war ausgesprengt, er und Overweg hätten keinen Anspruch auf Richardson's Nachlaß und seien ganz untergeordnete Leute, die der Gesandtschaft nur so beigegeben wären und durchaus nichts zu sagen hätten. Bei solcher Lage der Dinge, und um alle Intriguen bemeistern zu können, hielt Barth es für das Gerathenste, den Dolmetscher Mohamed ben Busad für den ihm ausbedungenen Lohn in eigene Dienste zu nehmen und die übrige Gesellschaft durch ihn bedeuten zu lassen.

Dieser Sorgen vor der Hand entledigt, erhielt er sowohl vom Scheich als auch vom Vezier ein glänzendes Abendessen und erfreute sich darauf in seiner sauberen Wohnung einer ungestörten Nachtruhe. Anderen Morgens galt der erste Besuch dem braven Vezier, dessen Gunst um jeden Preis, durch Geschenke und gute Worte, gewonnen werden mußte. Eine schwerseidene Kopfschnur war die Hauptsache, hierzu kam noch eine rothe Ledertasche mit Schloß, die Barth zu seinem eigenen Gebrauche aus Deutschland mitgebracht hatte. Uebrigens erkannte Barth seine Lage gut genug, um nach Richardson's Tode nicht als der englische Abgesandte aufzutreten. Offen trug er dem Vezier die ganze Sachlage und die durch den Tod seines Gefährten schwierig gewordenen Verhältnisse der Expedition vor, sprach von den freundlichen Gesinnungen der britischen Regierung gegen das Reich Bornu und fügte die Hoffnung hinzu, daß der Zweck der Expedition dennoch zur Ausführung kommen werde, daß er selbst aber, bis Vollmacht und Geld aus der Heimath eingetroffen seien, gänzlich auf die Freundlichkeit des Veziers und seines Herrn hingewiesen sei. Ebenso zurückhaltend benahm er sich später dem Scheich selbst gegenüber. Der Stand der Dinge machte es unthunlich und hätte es lächerlich erscheinen lassen, den politischen Zweck der Sendung, die Sicherung des Handels für englische Kaufleute, hervorkehren zu wollen; dagegen sprach er viel von der Freundschaft, die zwischen seinem Vater Kanemi und den Engländern angeknüpft sei, und daß er im Vertrauen auf den ungeschmälerten Fortbestand dieser Freundschaft eine Zeitlang unter ihrem Schutze im Lande zu leben und mit ihrer Hülfe die ihm interessanten Eigenthümlichkeiten des Landes kennen zu lernen wünsche. Die Unterhaltung war ungezwungen und ergiebig, da außer dem Vezier und dem Scheich selbst Niemand zugegen war. Die überreichten Geschenke waren unbedeutend genug, doch wußte Barth es so einzurichten, daß es nicht übel gedeutet, vielmehr als ein Zeichen von Achtung und vorurtheilsfreier Gesinnung angesehen werden mußte, als er eine kleine, niedliche Ausgabe des Koran hinzufügte, die er früher zu seinem eigenen Gebrauche in Aegypten für 5 Pfund Sterling gekauft hatte. Der Empfang und das Einverständniß mit den beiden Würdenträgern hätte nicht günstiger sein können.

Ein zarter Punkt mußte noch zur Sprache gebracht werden: was war aus Richardson's Nachlaß geworden? Barth machte, um dies zu

erfahren, Nachmittags noch einen besonderen Besuch beim Vezier und erbat sich das Verzeichniß der sämmtlichen Sachen, das der Vezier auch sofort herbeiholte und selbst vorlas. Dann wurden die Koffer geöffnet, und zu Barth's größter Freude ergab es sich, daß die Tagebücher noch in gutem Zustande waren und daß Richardson, gleichsam im Vorgefühl, daß er seine Heimath nicht wiedersehen werde, dieselben mit größter Sorgfalt geführt hatte. Auch die Sammlungen waren wohl erhalten. In den von Jussuf arabisch geschriebenen Notizen hatte Beschir gelesen und Einiges verstanden. Die Auslieferung selbst stieß auf Schwierigkeiten. Eine reichgeschmückte Flinte und ein Paar hübsche Pistolen seien verkauft, wurde erklärt, die Unterhandlungen wurden lästig und drohten sich in die Länge zu ziehen. Da erklärte Barth dem Lamino, dem vertrautesten Diener des Vezier, der selbst bei dem folgenden Besuche nicht erschien, mit der größten Festigkeit, daß wenn sie in Wahrheit mit fremder Leute Eigenthum so gewissenlos umgingen, er ferner Nichts mit ihnen zu thun haben wolle, und ging gekränkt nach seiner Wohnung zurück. Dieses feste und harte Auftreten hatte den besten Erfolg. Durch einen gewissen Hadji Edriß ließ der Vezier Barth bitten, Abends zu einer geheimen Zusammenkunft zu ihm zu kommen, und empfing ihn freundlich in einem kleinen von zwei Wachskerzen spärlich erleuchteten inneren Hofraume, wo sie bis Mitternacht verhandelten. Barth war mit dem Resultate wohl zufrieden. Richardson's Sachen sollten ihm und Overweg übergeben werden und diese dann die Geschenke auswählen und formell überreichen. Auch sollten Berichte über den Tod des ursprünglichen Leiters der Expedition und weitere Briefe sofort nach Europa gesandt werden, die Regierung von Bornu aber inzwischen Sorge tragen, daß wenigstens der wissenschaftliche Zweck der Reise ohne Unterbrechung und weitere Schwierigkeit in Ausführung gebracht würde; auch dazu versprach Beschir in ausgedehntester Weise Schutz und Beistand.

Zufriedengestellt von dem umgänglichen Wesen des Ministers, voll der besten Hoffnungen und erfreut, den ehrenwerthen Charakter der Sendung und seinen eigenen gerechtfertigt zu haben, entfernte sich Barth endlich. Jetzt konnte er sich mit der erforderlichen Heiterkeit und Ruhe wieder seinen Forschungen hingeben, theils durch unmittelbare Anschauungen auf Reisen, für die Kukaua eine passende Basis bildete, theils durch Sammeln von Mittheilungen im Verkehr mit den aus-

gezeichneten Persönlichkeiten, die durch den Ruf des wohlwollenden und gastfreundlichen Veziers angelockt oder auf der Mekka-Wallfahrt begriffen in Kukaua Rast machten.

Von diesen interessanten Persönlichkeiten verdient, auch seiner großen Verdienste um die Expedition halber, die erste Erwähnung der Vezier selbst, el Hadji Beschir ben Ahmed Tirab, wie sein ganzer Name lautete. Aus der einflußreichsten Familie entstammt, gewandt und aufgeweckten Geistes, mit manchen liebenswürdigen und besonders geselligen Talenten begabt, war er für die Ministerlaufbahn noch besonders vortheilhaft durch seine Wallfahrt nach Mekka ausgerüstet, die er im Jahre 1843 machte. Er benutzte diese Reise, um dem auch in Europa viel verbreiteten Vorurtheile zu begegnen, daß die Bewohner von Central-Afrika keineswegs „Thiere" und nicht nach den Auswürflingen zu bemessen seien, die man in den Küstenstädten zu treffen und zu bemitleiden gewohnt ist. An sich konnte er den Culturgrad erkennen lassen, durch den sich die Söhne aus den besseren Häuser Bornu's auszeichnen können, wenn sie es an sich selbst nicht allzusehr fehlen lassen. Mit neuen Anschauungen, mit erweitertem Gesichtskreise, mit vermehrter Begierde nach allem Fremden und Wunderbaren kehrte er zurück und wurde, bald nach dem sein Vater, dieser treue Waffengefährte und Rathgeber des Scheich Omar, in der unglücklichen Schlacht bei Kussuri gefallen war, dessen Nachfolger als einziger und unumschränkter Minister. Leider fehlte es ihm an derjenigen Energie im Handeln und im Entsagen, die wie für einen allmächtigen Minister überhaupt so für ihn bei dem Zustande des Bornu-Reiches ein besonderes nothwendiges Erforderniß war, nicht bloß um seiner Ministerverantwortlichkeit zu entsprechen, sondern auch um sich dauernd zu behaupten. Der Zustand des Reiches war ein bedenklicher und ist es für den Bestand der Dynastie und des Reiches selbst noch bis auf den heutigen Tag. Die Parteigänger der alten Dynastie waren unterdrückt, die von ihr in's Land gerufene Heerschaar von Wadai zurückgeschlagen, aber Omar's Bruder Abd-e-Rahman lebte, er lebte in Kukaua, eifersüchtig auf seinen Bruder und unverkennbar lüstern, bei erster Gelegenheit Omar vom Throne zu stoßen und sich desselben zu bemächtigen. Die einfache Klugheit hätte Beschir gebieten müssen, den gefährlichen Prinzen in so engen Schranken zu halten, als die Umstände es irgend gestatteten, seinen Einfluß zu paralysiren, seine

Anhänger sich zu befreunden oder sie unschädlich zu machen. An das Alles schien er nicht einmal zu denken. Er machte sich Abd-e-Rahman's Anhänger sogar noch zu persönlichen Feinden, indem er seine Gewalt dazu mißbrauchte, ihnen bald eine hübsche Sclavin, die ihm gefiel, oder ein schönes Pferd, das er lieber in seinem Marstalle sah, zu entreißen. Solche Willkürlichkeiten erlaubte er sich häufig, nicht als ob er durch persönlichen Muth und Entschlossenheit den endlich unausbleiblichen Folgen gewachsen gewesen wäre, sondern nur weil er sich als Minister aller erlaubten und unerlaubten Mittel zur Erreichung seiner Absichten bedienen konnte. So lebte er in steter Gefahr sogar vor Meuchelmord. Kurz vor Barth's Ankunft hätte ihn beinahe in der Dämmerung ein aus einem Versteck abgeschossener Pfeil in seinem eigenen Hofraume durchbohrt. Er kannte also die Gefahr. Unausgesetzt auf seiner Hut, erschien er nur bewaffnet, sogar in seinem Zimmer hatte er stets mehrere geladene Pistolen und Karabiner bei sich, auf und unter seinem Teppich, aber er verstand es nicht, durch Strenge gegen unverbesserliche Widersacher und durch gewinnende Güte gegen die bloß Verführten sich Sicherheit zu verschaffen. Es war jener lächelnde Egoismus in ihm verkörpert, der zur Weichlichkeit hinführt und vor der Ausführung nothwendiger Gewaltmaßregeln zurückschreckt. Durften sie nicht unterbleiben, so bediente er sich des Lamino, seiner Creatur, dem Barth deßhalb den Titel „des Veziers schamlose Linke" gab. Er war gewiß ein intelligenter und tüchtiger Minister und ein für den schwachen Omar unersetzlicher Rathgeber, aber seine persönlichen Interessen galten ihm mehr als die Landesinteressen. Barth hatte ihm wiederholt den schmachvollen Zustand der Seeufer und die Nothwendigkeit vorgehalten, die Nordprovinzen kräftiger gegen die Tuareg zu vertheidigen; er entwickelte ihm handgreiflich, daß er durch Wachtthürme am Komadugu und durch eine regelmäßige Besatzung derselben die Straßen sichern und die vorzügliche Landschaft der Viehzucht und der Landcultur, vorzüglich dem Reisbau, für den sie so sehr geeignet sei, öffnen können. Er ging auch mit Eifer auf die Vorschläge ein, aber bald war Alles wieder vergessen. Ein glänzendes Genußleben sagte seinem Temperamente mehr zu, als jedes ernstbedachte und mit Ausdauer vollführte Wirken für das von seiner Obhut abhängige Land und Volk. Mit dem lebendigsten Interesse hörte er Barth zu, als derselbe über die

frühere Geschichte der Binnenländer Afrika's sprach, er nahm ein Exemplar der interessanten Geschichte der Heereszüge des Edriß Alaoma hervor, war aber zu bigott, um das Buch in Barth's Hände zu geben, und erkundigte sich nur angelegentlich, ob Kanem wirklich früher ein so bedeutendes Land gewesen sei, daß es eines Versuches werth sei, es wieder zu erobern. Selbst solche Untersuchungen anzustellen oder anstellen zu lassen, ging ihm die ernste Beharrlichkeit ab.

Aber er war ein Kamuma, wie die Kanori sagen, d. h. ein Liebhaber des schönen Geschlechtes, und wirklicher Sachkenner, nicht wie die übrigen Fürsten des Negerlandes, die an Fremde stets zuerst die Frage richten, welche stärkende Essenzen sie mitgebracht hätten, nein, er hielt einen Harem von 3—400 Frauen, gewissermaßen wie ein ethnologisches Museum, und schien weniger stolz auf die große Zahl als auf die Vollständigkeit der Sammlung. Als Barth ihm das wunderschöne Bild einer Circassierin zeigte, sagte Beschir mit dem Ausdruck unzweideutiger Genugthuung, daß er ein lebendes Exemplar der Art besitze. Sein Eifer in dieser Hinsicht ging so weit, daß er, wenn Barth den Namen eines Negerstammes nannte, der ihm neu war, sofort seinen Dienern Auftrag gab, ihm für seinen Harem ein weibliches Exemplar in möglichster Vollkommenheit zu verschaffen. Bei alledem hatte er ein herzliches Interesse für seine Frauen, wenigstens betrauerte er eine, die in jener Zeit starb, auf's Innigste. Widerwillen empfand er als guter Muselmann vor Bibeln und berauschenden Getränken, die er auch in dem Handelsvertrage mit den Engländern, als im Handel mit Bornu nicht zulässig, besonders bezeichnet sehen wollte. Aber es nahm mit dem guten Vezier kein gutes Ende. Noch nicht zwei Jahre nach dieser Zeit seiner Freundschaft mit Barth entzündete Abd-e-Rahman den Bürgerkrieg gegen seinen Bruder Omar. Es kam zur Schlacht, Omar mußte weichen, verrathen durch persönliche Feinde seines Veziers, und dieser war der Erste, der muthlos den Rücken wandte, um schnell neue Kräfte zu sammeln, seinen werthvollen Schatz zusammenzuraffen und nach Wadai zu entfliehen. Aber seine eigenen Landsleute gestatteten ihm nicht, den Schary zu passiren. Er sah sich bewogen, nach Kukaua zurückzukehren, wohin ihm Abd-e-Rahman sicheres Geleit versprach. Dann aber wurde er von einem eigens für diesen Fall zusammengesetzten Gerichte des Hochverraths für schuldig befunden und erdrosselt. Dies geschah im

Dezember 1853. Der arme Hadji Beschir hinterließ, als er auf so gewaltsame Weise vom fröhlichen Leben zur Ewigkeit befördert wurde, 73 Söhne am Leben, die lebenden Töchter und die große Anzahl von Kindern, die in einem solchen Haushalte sterben mögen, nicht gerechnet.

Der Oberherr von Bornu, Scheich Omar, ist der älteste Sohn Kanemi's, der von den früheren Expeditionen her unsern Lesern bereits wohlbekannt ist und über den als den Gründer der jetzigen Dynastie hier einige geschichtliche Notizen nicht unwillkommen sein werden.

Die seit 1808 siegreich vordringenden Fellatah drohten auch dem Bornu-Reiche den Untergang. In der Nähe der ehemaligen Hauptstadt, der einst weit nach allen Himmelsgegenden hin als Mittelpunct der Herrschaft und des Glanzes gefürchteten und gepriesenen Residenz Birni, wurde Ahmed ben Ali, der letzte wirkliche König aus der legitimen Herrscherfamilie, von ihnen auf's Haupt geschlagen. Derselbe war, wie die Chronik berichtet, „ein gelehrter Fürst, freigebig gegen die Ulama, verschwenderisch im Almosengeben, Freund der Wissenschaft und Religion, gnädig und mitleidig gegen die Armen", aber er war kein Mann, sein Königreich zu retten. Eben hatte er noch Zeit, mit dem Hofceremoniel, seinen zwölf Hofchargen zum Ostthore von Birni hinaus zu entfliehen, als das siegreiche Heer der Fellatah ohne Pomp und Glanz durch das Westthor einzog. Flüchtig und ohne Heer wandte sich Ahmed 1824 nach Kurnaua, nicht wissend, was beginnen, rathlos wie die Schaaren seiner Hofschranzen. Das war die Zeit für einen intelligenten, energischen Mann, das Regiment in seine Hand zu nehmen und das Bornu-Reich wieder zu Ehren zu bringen. Und dieser Mann war der Faki Muhamed el Amin el Kanemi, fromm und gottesfürchtig und dabei weltverständig und voll Energie. Aus Fesan gebürtig, hatte er sich durch Reisen und eine glückliche Heirath bereits zu einiger Geltung gebracht. Als seine Schwiegereltern es ihm wehrten, mit seiner Frau von Nghala, einer damals noch blühenden Stadt, vor den eindringenden Fellatah nach seiner Heimath Fesan zurückzukehren, entschloß er sich zur Selbsthülfe, sammelte eine treue Schaar um sich, anfänglich nur 5 Reiter und 200 Lanzenträger, und stellte sich unerschrocken den Fellatah entgegen. Er war glücklich und hatte in der Schlacht bei Ngornu bereits über 200 Reiter und 2000 Fußsoldaten zu gebieten. Es

gelang ihm, den ganzen Osten des Bornu-Reiches von den Feinden zu befreien, und er wollte sich, ein zweiter Cincinnatus, nun wieder ruhig zurückbegeben, als Ahmed, der außerdem keine Rettung sah, sich an den bereits vielgepriesenen Helden wandte, ihn an seinen Hof berief und zum Oberbefehlshaber der sämmtlichen Heerestrümmer machte. Der Erfolg krönte diese Wahl. Nach einem blutigen Gemetzel führte el Kanemi den König Ahmed wieder nach Birni. Dieser starb aber schon 1810, und ihm folgte sein Sohn Dunama, mit abwechselndem Kriegsglück gegen die Fellatah lange in Fehde, die ihn aber 1827 wieder aus seiner Heimath vertrieben. Dunama irrte nun flüchtig und ohne Truppen, die er den Feinden hätte gegenüber stellen können, im Lande umher; in derselben Rathlosigkeit, wie vor 16 Jahren sein Vater, mußte er trotz seiner eigenen und seiner feigen Hofleute Eifersucht bei demselben Manne Hülfe suchen, bei dem sein Vater sie gefunden hatte, bei el Kanemi. Dieser kam, sah und siegte und erhielt dafür zum Lohn die halben Jahreseinkünfte aller vom Joche der fremden Eroberer befreiten Provinzen. Die Liebe und das Vertrauen fast des ganzen Volkes wandte sich ihm zu. Er hielt Residenz in Ngornu, und viele der Edelsten strömten dahin. Das konnte Dunama, der in dem nahebei gelegenen Berberua mit seinen lächerlich prunkvollen Großen Hof hielt, nicht ohne Neid ansehen. Er wollte sich des unbequemen Nebenbuhlers entledigen und forderte ihn vor sich nach Birni. El Kanemi wagte es, im Vertrauen auf die Geltung, die er als Retter des Vaterlandes erlangt hatte, ohne Begleitung zu erscheinen, und wirklich getraute man sich nicht an ihn. Vielmehr verlegte Dunama seine Hofhaltung nach Wudi in der Nordwestecke des Tsad, um hier seinen Anhang gegen el Kanemi zu stärken. Dieser aber, des ewigen Haders müde, kam ihm zuvor, nahm ihn gefangen und setzte ihn ab. An seine Stelle wollte er Ahmed's Bruder Muhamed treten lassen, doch mußte er denselben, der sich ebenfalls durchaus ungefügig zeigte, nach kurzer Zeit, in welcher der Bau von Neu-Birni begonnen wurde, wieder beseitigen. Er ließ darauf wieder Dunama König spielen.

Unbestrittener Herrscher, eigentlich schon seit 1814, nahm el Kanemi doch den Königstitel nicht an, sondern nannte sich einfach Scheich, erbaute aber, um so viel als möglich seine Stellung von jeder Erinnerung an die vergangenen Zeiten der alten Dynastie zu trennen, eine neue Residenz an einem Kukabaume und nannte sie nach diesem

Baume Kuka. Aus Kuka wurde später Kukaua (Plural von Kuka), als nach einer Zerstörung durch den Herrscher von Wadai Scheich Omar an derselben Stelle zwei Städte baute, Billa gebibe, die Stadt der Vornehmen, und Billa futebe, die Stadt der gemeinen Leute. Dennoch ließ er dem Schattenkönige Dunama, der erst 1817 in der Schlacht bei Nghala fiel, seine machtlose, aber um so prunkvollere Existenz, durch die derselbe dem Volke lächerlich werden mußte. Er mochte die **mobilium turba Quiritium** scheuen, die ihm eine gänzliche Vertilgung der alten Dynastie der Sfaefua vielleicht nicht verziehen hätte; thatsächlich aber ließ er an deren Stelle die Dynastie der Kanemiin treten. Zur Befestigung derselben hatte er indeß noch viele blutige Kriege zu führen, nicht sowohl gegen die Anhänger der Sfaefua, die er in Schach zu halten wußte, als gegen zahlreiche äußere Feinde, vorzüglich die Baghirmi. Er suchte sich mit Wadai gegen Baghirmi zu verbinden, doch beutete Wadai seine Siege zu seinem eigenen Nutzen aus und nahm Baghirmi gegen einen jährlichen Tribut in Schutz. El Kanemi verband sich nun mit Fesan, und wenn er auch siegreich war, so konnte er die Baghirmi doch nicht unterwerfen, da diese sich in das Gebiet von Wadai zurückzogen und am Grenzfluß Schary eine starke Position einnahmen. Was er erreichte, war von sehr zweideutigem Werthe, eine beklagenswerthe Verheerung von Baghirmi, und selbst dieser Barbarei konnte er sich nicht sehr freuen, da bei der Ausbeutung derselben in einem Treffen bei Kotoko sein ältester und geliebtester Sohn um's Leben kam. Am 24. Mai 1824 erst gelang es ihm, gemäß den Berichten der letzten englischen Expedition, durch eine entscheidende Schlacht bei Nghala, die Baghirmi zu Ruhe zu bringen. Hatte er sich nun den Feind im Osten vom Halse geschafft, so belästigten ihn dagegen die westlichen Nachbarn unausgesetzt. Er ließ sich's ernstlich angelegen sein, den früheren Besitz den Fellatah wieder zu entreißen, und drang in der Richtung von Yacoba vor, erlitt aber 1826 durch die Heerführer des Sultan's Bello in der Provinz Bautschi schwere Niederlagen. Wenn Barth sagt, daß er danach mit genauer Noth entkommen und zu den Fellatah in ein friedliches Verhältniß getreten sei, so dürfte der gelehrte Forscher doch übersehen, was Richard Lander berichtet, daß nämlich um 1830 Donkassa, der erbliche Fürst von Haoussa, von dem Scheich von Bornu gegen die Fellatah so bedeutend unterstützt wurde, daß er

über 40,000 Mann gebieten konnte; auch kämpfte el Kanemi's eigener Sohn unter Donkassa's Fahnen. (Vgl. Bd. I. dieses Werkes, S. 490). El Kanemi war noch mit Wadai um Kanem, nördlich vom Tsad, im Kampfe, als er 1835 starb. Von seinen zahlreichen Söhnen bestimmte er Omar zu seinem Nachfolger, dem bei etwaigem frühen Tode der von einer andern Mutter einige Monate später geborene Abd-e-Rahman, oder bei dessen Tode Jussuf folgen sollte.

Omar, der jetzige Scheich, der Gönner Barth's, folgte ihm, und eine seiner wichtigsten Regierungshandlungen war, den Schattenkönig Ibrahim, Dunama's Bruder, dem el Kanemi nach Dunama's Tode das Königsspiel zu gönnen für gut fand, abzusetzen und auf gut Napoleonisch zu verordnen, das Haus Sfaefua habe aufgehört zu regieren. Am 13. März 1846 ließ er Ibrahim hinrichten. Als unser vortrefflicher Landsmann Omar's Bekanntschaft machte, war derselbe 36 Jahre alt und schien ein einfacher, wohlwollender und selbst aufgeweckter Mann, dem es gewiß von Anfang an mit dem Frieden nach jeder Seite hin Ernst war. Seine Gesichtszüge sind regelmäßig und angenehm, nur etwas zu voll und rund, um viel Ausdruck zu haben. Glänzend schwarz, wie es sonst in Bornu nicht vorkommt, ist seine Hautfarbe, ein Erbstück von Seiten seiner Mutter, die eine Prinzessin von Baghirmi und dort, wenn auch nicht sehr einflußreich, doch sehr begütert ist. Es kann ihm dieser Umstand für seine friedlichen Absichten nur nützlich sein. Gekleidet war er bei der ersten Audienz Barth's höchst einfach, in eine feine hellfarbige Tobe, über die er nachlässig einen Burnus geschlagen hatte. Um sein Haupt war ein prachtvoller dunkelrother Shawl mit großer Sorgfalt als Turban gewunden. So angethan lag er in einer hohen, luftigen, wohlgeglätteten und wohlgeschmückten Halle auf einem Diwan, über den ein Teppich gebreitet war. Er zeigte sich nicht in demselben Grade zugänglich und gesellig, wie sein Vezier, den er aber sicher an männlich ernstem Sinne übertrifft. Trotz seiner Friedensliebe hat er bereits oft zu Felde ziehen müssen, zuerst gegen seine eigenen Statthalter im Westen, denen sein mit den Fellatah abgeschlossener Friede nicht genehm war und die deshalb mit diesen und unter einander allerlei Händel ausfochten, wenig besorgt, was der Scheich dazu sagen würde. Dieser sandte im Januar 1846 ein starkes Heer unter seinem Bruder Abd-e-Rahman gegen sie, besonders gegen den Hauptempörer, den Statthalter von

Sinder, um sie zu züchtigen und zum Gehorsam zurückzuführen. Der Zug war, wenn auch langwierig, doch nicht erfolglos. Aber während fast alle verfügbaren Heeresmassen im Westen gegen die Rebellen fochten, versuchten die immer noch zahlreichen Anhänger der alten Dynastie Sfaefua einen tödtlichen Streich auf die neue Dynastie der Kanemiin zu führen und riefen zu diesem Zwecke den König Sfaleh von Wadai zu Hülfe. Auch diesem war die augenblickliche Schwäche Omar's willkommen, um dem Rufe der Sfaefua zu folgen. Er sammelte seine Truppen und bezog bei Kussuri am östlichen Schary ein Lager, also nahe der Südspitze des Tsad. So waren im Westen und Osten gefährliche Kriege entbrannt, denen bei weniger Geschick und Glück die junge Dynastie der Kanemiin wohl erlegen wäre. Aber Omar war rasch zum Handeln entschlossen. Er verhaftete den Schattenkönig Ibrahim in Birni, beschuldigte ihn des Hochverraths und ließ ihn in Ketten legen. Dann brach er, von seinem treuen Minister Tirab, dem Vater des Vezier Beschir, begleitet, nur mit 5 bis 600 Mann zuverlässiger Truppen gegen den König Sfaleh von Wadai auf und bezog ein Lager am westlichen Ufer des Arre, wo dieser westliche Nebenfluß des Schary in letzteren fällt, um sich mit ihm in den Tsad zu ergießen.

Die Bewohner von Kussuri hielten ihre Thore beiden Heeren verschlossen, doch war es für Omar ungünstig, daß die Stimmung in Kussuri im Geheimen mehr für König Sfaleh, als für ihn war, und daß eine Schaar zusammengeraffter Schua, die er zu weiterer Verstärkung seines kleinen Heeres an sich gezogen hatte, aus unzuverlässigem Gesindel bestand. Sfaleh wollte zum Angriff übergehen und versuchte den Uebergang auf das Ufer, auf dem Omar seine 600 Mann Kerntruppen aufgestellt hatte. Aber er fuhr übel. Omar war im Besitz von Kanonen, freilich von kleinem Kaliber, aber so gut bedient und aufgestellt, daß er mit ihnen unter den feindlichen Reihen große Verheerung anrichtete. Sfaleh mußte zurück. Da sprangen ihm seine Freunde in Kussuri zur Hand und führten einen Theil seiner Armee unterhalb Kussuri, unmittelbar am Zusammenfluß des Schary und Arre, an eine Furth, genannt Sina Fatscha, von wo aus er Omar's Aufstellung umgehen konnte.

Diese Furth war Omar nicht unbekannt, er hatte sie aber, um seine kleine Schaar nicht allzusehr zu schwächen, nur mit den unzu-

verlässigen Schua besetzen können, die denn auch, als wadaische Truppen die Furth zu durchwaten begannen, sich theils davonmachten, theils zu dem Feinde übergingen. Dieser Verrath war für Omar übel. Viele seiner Leute fielen vor den übergegangenen Schua und den Wadaikriegern, bis der Kriegshauptmann Belal so glücklich war, den Anführer der Schua niederzuschlagen, und ihre Haufen auseinandersprengte. Jetzt aber ließ Sfaleh von allen Seiten angreifen. Es entstand ein furchtbares Gemetzel, und unter den Tapfern, die fielen, war auch Omar's tüchtiger Feldherr und berühmter Freund Tirab. Ein jüngerer Bruder von Omar, Namens Ali, hatte sich lange an Tirab's Seite gehalten. Es gelang ihm, sich durchzuschlagen und die Stadtthore von Kussuri zu erreichen, er wurde aber von den Einwohnern an Sfaleh ausgeliefert.

Ein Theil von Omar's Truppen war flüchtig geworden, aber der vorzüglich aus Arabern bestehende Kern hielt um ihn Stand und behauptete das Schlachtfeld, auf dem Omar noch sein Mittag- und Abend-Gebet verrichtete. Dann, also nach 3 Uhr Nachmittags, ließ er sie einen geordneten Rückmarsch antreten und begab sich nach Kukaua zurück. Sein Lager nebst den beiden Kanonen war eine Beute der Feinde geworden, die indeß ebenfalls große Verluste erlitten hatten.

Dieses unglückliche Treffen fand am Dienstag den 11. März 1846 statt, am 13. März ließ er Ibrahim im Gefängniß hinrichten und begab sich zu der Westarmee unter Abd-e-Rahman. Der König Sfaleh hatte nun das Feld frei. Er ließ sein siegreiches Heer in Ngornu ein Lager beziehen, also oberhalb Kukaua und nur einige Stunden von da entfernt, und beschäftigte sich während der 40 Tage, die er in dieser Stellung verbrachte, damit, fliegende Schaaren nach allen Seiten auszusenden, um zu plündern und zu verheeren, soviel sich plündern und verheeren ließ. Die Bewohner hatten sich bereits geflüchtet, namentlich stand Kukaua leer. Alles, was sich irgend von Werth vorfand, wurde weggeschleppt, namentlich auch die Geschenke der früheren englischen Expedition, und die Beute soll sehr groß gewesen sein. Dann wurde die junge Stadt niedergebrannt.

Der König Sfaleh ruhte indeß nicht. Und er durfte es mit diesem siegreichen Feldzuge nicht genug sein lassen, er mußte die junge Dynastie zu vernichten suchen, die im Westen noch mächtig

war, wollte er nicht bald aus dem Sieger der Besiegte werden. Er proclamirte deßhalb Ali, den jungen und tapfern Sohn des hingerichteten Ibrahim, in Neu-Birni als legitimen König von Bornu und rief alle Parteigänger der alten Dynastie, namentlich die Sfugurti, um den Thron des jungen Fürsten. Jetzt handelte es sich für Omar und Ali, für die Kanemiin und die Sfaefua um Sein oder Nichtsein. Trotz seiner Westarmee war Omar's Lage eine keineswegs unbedenkliche, denn Ali war ein muthiger Jüngling, der das edle Blut der alten Sfaefua in seinen Adern fühlte, der die Ehre seines Hauses wiederherstellen wollte, und hinter ihm stand eine starke Partei, deren Existenz an Ali's Geschick geknüpft war und die mit ihm siegen oder unterliegen mußte. Hinter ihm stand vorzüglich auch der König von Wadai. Da verrieth ihn dieser treulos. Er hörte, daß Omar und Abd-e-Rahman mit der Westarmee in starken Tagemärschen heranrückten, er wußte, daß im Falle einer Niederlage der Arre und Schary die schleunige Rückkehr nach Wadai erschweren, wohl gar unmöglich machen würden, er überlegte, daß eine gewaltsame Politik nicht so leicht durchzuführen sei, als eine treulose, und daß das gewaltige Strompaar in seinem Rücken ihm bald den Verkehr mit Wadai überaus erschweren, ja wohl gar im Falle einer Niederlage seinen Rückzug verderblich machen würde, — kurz er sandte Boten mit Friedensanträgen an Omar. Er erklärte, daß nicht Eroberungsgelüste ihn verlockt hätten, als Gegner Omar's aufzutreten, er betheuerte, daß es der Schmerzensschrei der edlen Dynastie der Sfaefua und ihrer zahlreichen und edlen Anhänger gewesen sei, dem er sein Ohr nicht habe verschließen können, er überlieferte zum Beweise der Wahrheit seiner Betheuerungen die — Briefe, welche ihm Ali's Anhänger geschickt hatten, um ihn zum Kriege gegen das große Bornu-Reich zu bestimmen. Und Omar ließ den schurkischen Sfaleh ziehen, der im Mai 1846 von Ngornu aufbrach und seinen Rückzug über den Arre und Schary unbehelligt bewerkstelligte.

So war der verrathene junge Ali in die schwierigste Lage versetzt. Aber er wußte, welchen Weg ihm die Ehre zeigte, er zauderte nicht, dem mächtigen Heere Omar's entgegen zu ziehen, und bei Minarem traf er mit ihm zusammen. Aber noch ehe eine allgemeine Schlacht sich entsponnen hatte, wurde der junge Prinz ein Opfer seines Muthes. Er wurde getödtet und mit seinem Tode zerstob die

Partei seiner Anhänger nach allen Seiten. — So fiel der Letzte der Sfaefua und starb als Held ehrenvoll auf dem Schlachtfelde.

Omar befahl, daß auf die Großen, welche sich für die alte Dynastie erhoben hatten, Jagd gemacht würde, und ließ sie niedermetzeln, wo sie sich finden ließen. Dem Sohne Tirab's aber, dem neuen Vezier Beschir, Barth's besonderem Freunde und Gönner, wurde der Auftrag, Neu-Birni zu zerstören, und man will wissen, daß seit der Erledigung dieses Auftrages Beschir der so sehr reiche Mann geworden sei, der er war.

Nach diesem Hauptsiege zwang Omar bald den Statthalter von Sinder zu seiner Pflicht zurückzukehren, während Abd-e-Rahman den Aufstand in Manga unterdrückte. Auch die große Stadt Surrikulo unterwarf sich, und nun sah Omar seinen Wunsch, in Frieden zu leben, erfüllt. Er ließ Kuka als die Doppelstadt Kukaua wieder aufbauen und vernichtete Alles, was an die gestürzte Partei der Sfaefua erinnern konnte. Leider wurden bei dieser Gelegenheit auch die meisten Schriftwerke vernichtet, welche auf die Sfaefua Bezug nahmen und über die glorreiche Periode der beiden Edriß und Muhamed's gewiß vielen Aufschluß hätten geben können.

Theils aus Höflichkeit, theils aus Vorsicht unterließ Barth nicht, auch den vornehmsten Brüdern und namentlich dem Kronprätendenten Abd-e-Rahman seinen Besuch abzustatten. Derselbe konnte bald die Oberhand erlangen, und da unserm Reisenden mehr der Erfolg der Expedition als Parteinahme für den augenblicklichen Herrscher am Herzen liegen mußte, so war es eine einfache Pflicht der Politik, daß er zu Abd-e-Rahman ging. Er erbat sich indeß vorsichtshalber dazu vorher die ausdrückliche Erlaubniß Omar's und beschenkte den Prinzen, so gut er konnte. Derselbe gefiel ihm aber nicht, obgleich er sehr gnädig war und viel lachte und plauderte. In seinem Benehmen besonders war nichts Fürstliches, sein Gesicht hatte einen wilden Ausdruck. Dazu hatte er nicht viel Verstand. Barth zog sich auch deshalb bald wieder in ehrfurchtsvolle Ferne zurück, weil der Prinz ihn durch eine geheime Botschaft um Gift bitten ließ, wahrscheinlich um Beschir, den er tödtlich haßte, damit zu vergiften. Er gab demselben freilich später, scheinbar versöhnt, eine seiner Töchter zur Frau, und so schien die Nebenbuhlerschaft zwischen den feindlichen Großen beseitigt. Aber im Winter 1853 begann, wie schon erzählt ist, von Gadjeba

aus der Bürgerkrieg und nahm einen für Omar ungünstigen Ausgang. Er wurde nicht erdrosselt, wie der Vezier, er durfte sogar als Privatmann in dem früheren Palaste Beschir's wohnen, aber er war wie ein Gefangener, wo er so lange geherrscht hatte. 1854 wollte ihn Abd-e-Rahman, unduldsamer gegen den Bruder, der ihn von dem kaum errungenen Herrschersitze wieder verdrängen konnte, oder vielmehr vorsichtiger, als dieser gewesen war, nach Dikoa verbannen. Eine solche Maßregel empörte den lethargischen Omar, der sich sonst vielleicht in sein Schicksal gefunden hätte. Er versammelte die zahlreichen Widersacher seines Bruders um sich, zog wider ihn und war gleich bei dem ersten Zusammenstoß am Aid-el-Kebir Sieger. Durch bittere Erfahrung gewitzigt, ging er jetzt den sicherern Weg und tödtete den gefährlichen Bruder in den ersten Decembertagen desselben Jahres. So endete Abd-e-Rahman noch vor dem zweiten Besuche Barth's in Kukaua, doch stellt dieser auch dem Omar kein günstiges Prognostikon für den Bestand seiner Regierung, zumal er keinen Ersatz für Beschir, auf den er früher sein ganzes Vertrauen setzte und mit einigem Rechte setzen durfte, gefunden habe. Bornu ist nicht in einem solchen Zustande, wie es sein sollte, aber es hat den Vortheil, daß gegenwärtig in der ganzen Ausdehnung des Sudan kein kriegerischer und energischer Fürst existirt.

Im Ganzen überlebten Kanemi 40 Söhne, von denen aber nur Jussuf noch Erwähnung verdient, auch deßhalb weil er als der drittälteste Sohn von Kanemi zur Nachfolge ausersehen war, im Falle die beiden älteren Brüder durch den Tod von derselben ausgeschlossen werden sollten. Die Tradition des alten Bornu-Reiches kannte dieses Vorrecht der älteren Geburt nicht.

Lucas, der freilich nur bis Masrata vordrang, berichtet am Ende des vorigen Jahrhunderts nach einer Notiz des höchst verständigen Ali, Bornu sei ein Wahlreich, wo das Vorrecht, den Nachfolger unter den verstorbenen Söhnen des Königs ohne Rücksicht auf Erstgeburt zu wählen, von der Nation auf drei der ausgezeichnetsten Männer des Landes übertragen worden wäre. Nach getroffener Wahl, sagt Ben Ali, begeben sich die drei Wähler in die Gemächer des zur Nachfolge Erwählten und führen ihn schweigend nach dem düsteren Orte, wo die noch unbeerdigte Leiche seines verstorbenen Vaters ausgestellt ist. Denn vor der Beendigung der ganzen Ceremonie konnte

der verstorbene Fürst nicht beerdigt werden. Dort, über der Leiche seines hingeschiedenen Vaters, scheint der Neuerwählte irgend eine heilige Verpflichtung übernehmen zu müssen. — Ein ähnlicher Gebrauch ist noch jetzt in der Provinz Munio in Kraft. Jeder neue Fürst ist verpflichtet, sich in einer Felshöhle hinter der Grabstätte der früheren Fürsten sieben Tage lang aufzuhalten, und doch ist diese Höhle ein wüstes Trümmerfeld und keine lebende Seele dort mehr vorhanden. — Sollte Jussuf einmal König werden, so würde das kaum ein großer Segen für das Reich sein. Er ist ein gelehrter und sehr religiöser Mann, sagt Barth, der stets mit Lesen beschäftigt war und ein für Gerechtigkeit sehr empfängliches Gemüth hatte; aber er ist durchaus kein Geschäftsmann.

Bu-Bakr, der älteste Sohn Omar's, war zu Barth's Zeit, obgleich er ein großes Haus für sich bewohnte, ein Kind ohne Verstand und ohne edle Gesinnung. Zwei Mal, klagt Barth, mußte ich mich an seinen Vater wenden, um für Gegenstände, die er mir abgekauft, Bezahlung zu erhalten. Dennoch scheint dieser Bursche jetzt die besten Ansprüche auf die Thronfolge zu haben.

Als vorzüglicher Kenner der Sfaefua-Geschichte und durch seine Beziehung zu dem Herrscherhause verdient Schitima Makaremma Erwähnung. Er war ein höchst gescheidter alter Mann, der viel Erfahrung hatte und die Kanorisprache mit ausgezeichneter Schönheit sprach, aber er war in Intriguen ergraut, ein wahrer Gauner und unnatürlichen Lastern ergeben. Er war, obgleich Höfling bei der alten Dynastie, durch seine Geschmeidigkeit dem Schicksale seiner Genossen entgangen, es gelang ihm sogar, für zwei seiner hübschesten Töchter hochstehende Eidame zu finden, Abd-e-Rahman und Beschir. Doch hinderten diese Heirathen den Ersteren keineswegs, in der kurzen Periode seiner Regierung, im December 1853, Schwager und Schwiegervater hinrichten zu lassen. Bei aller Theilnahme, erzählt Barth, die ich für das unglückliche Ende meines verehrten Freundes, des Veziers, hatte, that mir nichts mehr wehe, als daß er mit diesem Schurken zusammen hingerichtet wurde.

Mit dem Tsadgestade genau bekannt, aber unfähig zu lichtvoller Beschreibung derselben war ein Buddumahäuptling Amssakai, ein einfacher, liebenswürdiger Mann. Er hatte früher gegen die Tsadinsu-

laner gefochten, dann aber eine ihrer niedlichen, schlanken Töchter geheirathet und sich unter ihnen häuslich niedergelassen.

In Wadai und Baghirmi weit herumgekommen war ein gewisser Agid Burku, der über die geologisch-wichtige Berggruppe um Kenga Mataia die erste Auskunft gab. Er war Heide, jung, hübsch, wohlgewachsen und nur durch glänzendes Schwarz von einem Nordländer unterschieden. Man hatte ihn leider zum Eunuchen gemacht, ein Frevel, gegen den christliche Regierungen und Missionäre nicht ermüden sollten anzukämpfen. Von zehn Operirten bleibt kaum einer am Leben.

Unter den Fremden, die sich häufig in Barth's Hause trafen, zeichnete er Zwei besonders aus, Männer von Anstand, reicher Landeskenntniß, muhamedanischer Gelehrsamkeit und seltenem Darstellungstalente, dabei so durchaus verschieden von Charakter, daß ihre Unterhaltung regelmäßig in leidenschaftlichen und für den Zuhörer deshalb um so lehrreicheren Streit ausartete. Der eine war der Araber Ahmed ben Medjab aus dem Zweige eines Stammes, der gewöhnlich südlich von Marokko lebt, ein Mann, dessen Geschäft allerdings darin bestand, sich an den Höfen der Negerfürsten einen kleinen Besitz zu erbetteln, den dies Geschäft aber durch den ganzen Westen Afrika's und bis Baghirmi und Adamaua geführt und über alle die vielen Völker, Stämme, Länder und Flußläufe dieses ungeheuren Gebietes so gründlich unterrichtet hatte, daß der Verkehr mit ihm deßhalb für den Forscher den größten Werth hatte.

Eine edle und anziehende Persönlichkeit war Ibrahim, ein Pullo vom Senegal, jung, stolz, von guter Herkunft und ein sowohl für sich als für seine Nation ausgeprägter Charakter. Aus frommem Eifer und Ehrgeiz war er aus seiner Heimath Kaheide am Senegal bereits zwei Mal durch die größte Breite von Afrika nach Mekka gepilgert, um sich dadurch größere Geltung bei den Seinen zu verschaffen und um die Welt kennen zu lernen. In Nder (St. Louis) hatte er zwei Jahre als Geißel zugebracht, Franzosen und Engländer kennen gelernt und an Letzteren beobachtet, daß sie eifriger im Bibelaustheilen seien, als die Franzosen, daß diese aber für die Reize der Weiber empfänglicher seien. Er war nicht blind gegen die religiösen Wahrheiten anderer Bekenntnisse, las besonders gern in den Psalmen und erbat sich sogar eine Bibel, die er trotz ihrer Schwere mit nach seiner

entfernten Heimath trug. Er stritt mit Ahmed gern und offen über religiöse Ansichten, die Demuth des Arabers verspottend, der dem Christen keinerlei Mittheilungen machen zu dürfen vorgab, ehe er vom Vezier dazu die Erlaubniß eingeholt habe. Mit Ibrahim zögerte Barth nicht in ein inniges Freundschaftsverhältniß zu treten und erzeigte ihm Gefälligkeiten jeder Art. Ein Dienst hätte bald üble Folgen gehabt. Ibrahim bat um eine kühlende Arznei und erhielt zwei Unzen Glaubersalz für zwei Tage; als er dann aber an Wurmsucht zu leiden glaubte, rieth Barth, in dem Falle Wurmpulver zu nehmen, und gab ihm drei Dosen von je zwei Drachmen für drei Tage. Nun war Barth nachher auf zwei Tage außerhalb Kukaua, und was geschah inzwischen? Der gute, sonst doch verständige Pullo verschluckte alle fünf, gewiß kräftigen Pulver mit einmal und wurde danach äußerst elend. Seine Freunde sprengten bereits aus, der Christ habe den frommen Mekkapilger vergiftet.

Ein armer Derwisch Ahmed-el-Baghdadi hatte Afrika nach allen Seiten hin wohl am meisten durchreist, aber er konnte wenig mittheilen, so erwünscht dies gewesen wäre, da er die unruhigsten Stämme, die Jeder meidet, besucht hatte. Er rieth Barth, wenn er bis zu dem Nil gehen wolle, als Derwisch zu reisen; das wäre allerdings das Sicherste gewesen, hätte aber zu starke Entbehrungen auferlegt und jede genauere Beobachtung ausgeschlossen. Der reiselustige Derwisch ist freilich im Jahre 1854 auf dem Wege von Yola selbst erschlagen worden.

Auch ein früherer türkischer Zahlmeister, aus Sennar gebürtig, war eine interessante Person. Er soll ein unredlicher Zahlmeister gewesen und deßhalb als Lehrer im Gebrauch von Schießwaffen nach Wadai gegangen sein. Nunmehr wollte ihn Omar als Spion in Wadai gebrauchen, um zu erfahren, ob Ssaleh noch auf Feindseligkeiten sinne. — Allmählich wurde es bei den Mekkapilgern zu einer Art Manie, zu dem Weißen zu gehen, um sich — natürlich bei einer guten Tasse Kaffee — von ihm ausfragen zu lassen.

Am 13. April kamen acht Gäste zu ihm, die — Geld verlangten, die Gläubiger an Richardson's Nachlaß, und Barth war glücklich, 70000 Kauris, die ihm der Vezier, freilich gegen hohe Procente, vorstreckte, an die ungeduldigen und zum Theil höchst ungeberdigen Bursche vertheilen zu können. Der lästigste Schlingel war der Zimmermann aus Jerusalem, dem Barth seinen Fluch auf die Reise mitgab,

weil er ihn zum Abschied bestehlen wollte. Als der Bursche auf der Reise starb, hieß es allgemein, dieser Tod sei die Wirkung des Christenfluches gewesen.

Schon am 10. April hatte Barth eine Wohnung im östlichen Kukaua genommen, die mehr Bequemlichkeit bot, weil sie mehr, wenn auch kleinere und saubere Räume, Hütten, Schuppen, dazu Bäume und einen Brunnen in einem geräumigen Hofraume enthielt. Dieses Haus wurde der englischen Expedition bewilligt, so lange Jemand da sein würde, es in Obhut zu nehmen, und hieß bald das englische Haus, fato inglisbe. Der Brunnen war elend und stürzte drei Mal ein, so daß er an anderen Stellen neu gegraben werden mußte. Noch schlimmer aber war es, daß von gewissem Gethier das Haus sehr schwer frei zu halten war. Besonders Flöhe, Wanzen und Ameisen von fast $^3/_4$ Zoll Länge gehörten zu diesen lästigen Hausthieren und konnten kaum durch das beste, aber auch nicht eben liebliche Mittel fern gehalten werden, nämlich durch das Beschmieren sämmtlicher Wände mit Kuhdünger.

Ausflüge in die Stadt hatte Barth trotz des lästig tiefen Sandes zu Fuß machen müssen, da es für sein Pferd monatelanger Erholung bedurfte, um wieder brauchbar zu werden. Ueberhaupt war er zu unansehnlich und nicht für eine Residenz zu Promenade- und Audienzritten geeignet. Ein käufliches Thier, das Lamino, des „Veziers schamlose Linke", herbeischaffte, war noch erbärmlicher. Der Vezier hörte von dem Handel, und auf sein Zureden schenkte der Scheich dem europäischen Gaste sofort ein großes, gutes, nur augenblicklich mageres Pferd, dessen Farbe allein unserm Freunde nicht zusagte. Es schien den weiteren Reisen gewachsen, was eine Hauptbedingung war. Zwei Diener wurden für die Reise nach Adamaua und sofort noch zwei Pferde auch für diese gekauft. So füllten sich die großen Stallräume allmählich. Zu wiederholten Malen standen sechs Pferde und ebenso viele Kühe dort zur Verfügung der Reisenden. Das Pferd vom Scheich verkaufte Barth vor der Abreise nach dem Sudan für $22^1/_2$ Thaler und legte noch 10 Thaler bei, um dagegen einen starken, schöngebauten Apfelschimmel mit vorwiegendem Weiß — keri bul — zu erhalten. Es wurde auch ein schöner arabischer Sattel dazu angeschafft, und also stattlich beritten begegnete Barth gleich folgenden Tages dem Scheich Omar. Ueber einem weißen Burnus trug derselbe einen

hellblauen, ritt ein prächtiges Roß von rabenschwarzer Farbe — fir kera star —, lächelte seinem Gaste wohlgefällig zu und war wirklich eine ebenso angenehme als imponirende Erscheinung; Hunderte von Reitern, viele Flintenträger und anderes Volk begleiteten ihn, der Vezier ritt an seiner Seite. Omar fragte nach dem Befinden seines Freundes, wie ihm der Tsad gefallen und dergleichen. Der Vezier erkannte aber sofort auch den Roßtausch und beschwor seinen weißen Freund, nicht so für sich zu handeln, er hätte sprechen sollen und es hätte ihm gern für den ersten Gaul, der ihm nicht gefallen, jeder andere aus den herrschaftlichen Marställen zur Verfügung gestanden. Barth versäumte später nicht diesen freundschaftlichen Wink zu benutzen.

Hoch zu Roß wurden nun viele Ausflüge durch die Residenz und die zahlreichen Vordörfer und Meiereien umher unternommen und viel Interessantes aus dem öffentlichen und häuslichen Leben beobachtet, obgleich dasselbe neben dem in Kano beobachteten einfach genannt werden muß. Der Hauptmarkt wurde auch hier leider in der ärgsten Mittagshitze abgehalten, nur kleinere Märkte gegen Abend. Wichtig war der Markt mit Kameelen, Pferden und Rindvieh in billa fatebe; er war zahlreich besucht, während der große Markt, der auf der breiten, eine halbe Meile langen Straße zwischen beiden Stadttheilen gehalten wurde, meist leer war. Barth besuchte indeß diesen großen Montagsmarkt deßhalb gern, weil er die beste Gelegenheit bot, die Bewohner der Nachbargegenden zu beobachten. Da kamen die Schua mit Korn und Butter, auf Ochsen verpackt, und hoch auf der Ladung ritten die Frauen; die Koyam transportirten dieselbe Waare auf Kameelen in die Stadt. Die Kanembu bringen gedörrte Fische und Butter, aus Makari kommen Toben. Die Budduma, die schlanken, hübschen Tsadinsulaner, haben Peitschen aus der Haut von Flußpferden (ngurutu), auch wohl das Fleisch dieser Thierkolosse feil. Die Frauen dieser Letzteren sind allerliebst, reich mit Perlschnüren geschmückt und tragen das Haar in kunstvollem, oft flügelartigem Aufputz. Der Besucher findet stets Matten der verschiedensten Art, Lagaro, solide wie eine wirkliche Mauer, Sfiggedi, die gewöhnliche grobe Matte, und aus Dumblättern geflochtene, Buschi, zu Ruhelagern dienend. Alle Stangen, Gesimse und der Schopf (Kogo) zur schnellen Errichtung der Mattenhäuser sind in Masse vorräthig, der Schopf oft durch ein Straußenei geschmückt, um die Vermehrung der Familie zu garan-

tiren; ebenso Kornsäcke aus Leder, die Kewa, von denen zwei eine Kameellast bilden, die Djeraba, je eine eine Ochsenlast enthaltend, die Fallem, von denen ein Ochse zwei trägt. Kameele stehen oft Hunderte in langen Reihen zum Verkaufe ausgestellt, doch fiel es Barth auf, daß alles Vieh durch Mäkler (Dilelma), die einige Procent verdienen, an die Käufer geht. In der Mitte des Marktes stehen Buden mit Kleinwaaren, oder diese sind frei am Boden ausgebreitet, Perlen, Hemden, Toben, Lederarbeiten von jeder Art, Größe und Eleganz; dann natürlich auch Schattendächer, unter denen — Sclaven und Sclavinnen von jedem Alter und Preise feilgeboten wurden. Die Buden sind nicht reihenweise geordnet, sondern stehen wirr durcheinander, was bei der Menschenmenge von 15—20000 zu Lärm und Gedränge Anlaß geben müßte, wenn die Kanori weniger ernst und gesetzt wären. Außer dem Barbier, der sich durch eine Pfeife zu erkennen giebt, ruft Keiner seine Waare oder Leistung aus, wie in Kano. Alles Gespräch ist mehr Geflüster, was über den Markt hin als dumpfes, tiefes Gemurmel klingt. Hier ist ein Schlangenzähmer, dort ein Märchenerzähler, hier ein Mäklerplatz, dort in einer Speisebude süße und bittre Erdmandeln, Bohnen, von den Baumfrüchten vorzüglich Datteln im trocknen Zustande und — unsaubre saure Milch.

Die Werthverhältnisse der Umlaufsmittel unterliegen häufigen Schwankungen. Früher war ein Rottel, d. h. ein Pfund Kupfer die Einheit, dann die Gabaga, ein Baumwollestreifen. Beide bewährten sich nicht, und es wurden um 1848 von Haoussa aus die Muscheln (Cypraea moneta) eingeführt, eine Maßregel, die sich auf dem Markte von Kano sehr fühlbar machte und bis an den Ocean die Nachfrage nach Muscheln steigerte. Die Kurdi heißen hier Kungona und ihrer 8 entsprachen einer Gabaga. Vier Gabaga, also 32 Kungona, gelten gleich einem Rottel, der Rottel soll zum Thaler (österr.) in bestimmtem Verhältniß des Werthes stehen, doch ist dies nicht der Fall, vielmehr hängt dies ganz von dem Vortheile des Machthabers, dem braven Vezier Beschir, ab. Hatte er viel Vorrath von Kungona und erschien es ihm an der Zeit, dieselben der Circulation wieder zu übergeben, so speculirte er auf Baisse und bewirkte diese selbst. Von 100 Rottel ließ er den Werth des Thalers auf 50 und selbst 45 Rottel herabgehen. — Als Nothbehalf dienen — Hemden von

sehr verschiedener Güte als Tauschmittel auf dem täglichen Markte, die besten großen 65 Rottel im Werth, 6 Rottel die kleinen, groben, die aber auch bis zur gänzlichen Untauglichkeit grob und schlecht sind. Man denke sich folgenden Fall. Ein kleiner Landmann bringt Korn zu Markte; der Käufer des Korns hat nur Thaler, die der Landmann nicht gebrauchen kann, auch die Muscheln sind ihm nicht bekannt und er will sie nicht. So muß der Käufer gehen und für sein Silbergeld Muscheln, für die Muscheln Hemden erstehen und nun erst kann er von dem Landmann für die Hemden Korn kaufen. Billig ist es in Kukaua unbestritten, besonders die Lebensmittel kann man für Spottpreise erstehen. Sie sind um die Hälfte billiger als in Katsena und Sokoto, um ein Drittel als in Kano, um ein Viertel als in Timbuctu, doch je nach der Jahreszeit und je nachdem die Art in größeren Vorräthen gezogen wird oder gediehen ist im Preise verschieden. Für einen Thaler erhält man 3 Ochsenlasten Hirse, ein guter Ochse von 600 Pfund kostet 1½ Thaler, ein Lastochse oder eine Milchkuh sind ½ Thaler theurer, 2 Schafe kosten 1 Thaler. Weizen, der erst vor circa 100 Jahren eingeführt ist, und Reis haben den doppelten Preis wie Hirse; entsprechende Preise haben die Erdnüsse, Pflaumen, Bohnen, Zwiebeln u. A. — Geringe Kameele kann man für 4—8 Thaler haben, gute kosten bis 20 Thaler, besonders vor dem Aufbruch von Karavanen. Für gute Dienstpferde bezahlt man 6—8 Thaler, für Paradepferde 30, eingeführte von fremder Zucht haben keinen festen Marktpreis und kommen wohl auf 300 Thaler. Das Bornupferd, welches Barth täglich ritt und das noch außerdem schwer belastet war, ertrug drei Jahre die Anstrengung der Märsche nach und von Kanem, dem Mussgu-Lande, Baghirmi, Timbuctu und zurück nach Kano; überhaupt ist die Bornu-Race sehr schätzenswerth.

Die Bewohner haben ein mehr melancholisches Wesen und stehen besonders auch hinsichtlich der Betriebsamkeit den Einwohnern von Kano sehr nach. So hat Kukaua nur eine Indigofärberei. Die Bornu-Frauen sind nicht schön und entstellen ihre breiten Gesichter noch durch die rothe Perle, die sie in dem linken Nasenflügel tragen. Uebrigens thut diese Häßlichkeit ihrer Gefallsucht keinen Eintrag, denn im Einherstolziren kommen sie selbst unsern Modedamen zuvor oder wenigstens gleich. Während das untere Gewand nachschleppt, ist es gewöhnlich ein Stück gedruckten Manchester-Kattuns, den sie in groß-

artiger Entfaltung seiner Farbenpracht über die Schulter geworfen zur Schau tragen. Die Zipfel dieses Prachtgewandes fassen sie mit den Händen und machen dann mit ausgebreiteten Armen Bewegungen, als ob sie auffliegen wollten. Das Kostbarste ist der Silberschmuck am Hinterkopfe, den aber nur reichere anschaffen können, und so opfert manche das, was ihr wahrer Schmuck sein sollte, für so eitlen Schmuck auf. Der Dendal oder die Königsstraße, vom Palaste Omar's durch beide Stadttheile sich erstreckend, ist in Kukaua, wie in jeder Residenz, die Hauptgasse ehrgeiziger Leidenschaften. Hier prunken die Frauen, hier werden Pferde getummelt, hier ist der Weg zum Vezier und Scheich für die Wenigen, die Gerechtes und dem Allgemeinwohl Förderliches vor dem Ohre der Herrscher aussprechen wollen, für die Vielen, deren Schritte von Hoffahrt, Eifersucht, Mißgunst, Arglist geleitet werden.

Die fast an Freundschaft streifende Gunst, deren sich Barth bei Omar und Beschir erfreute, hatte bei dem Letzteren gewiß auch den Grund, durch den oft absichtlich zur Schau gestellten innigen Verkehr mit dem durch vollendete europäische Bildung ausgezeichneten Gaste den übrigen Großen Bornu's zu imponiren. Dieser hatte indeß zur Erreichung seiner wissenschaftlichen Zwecke schon andere Opfer gebracht, lästigere Anstrengungen, wirkliche Gefahren nicht gescheut. Barth ging am liebsten in das Schloß, wenn er wußte, daß er die Herrn allein treffen würde. Sie ließen ihn aber auch mitunter gerade zu der Zeit rufen, in der sie für Jedermann zugänglich waren, und dann fand Beschir augenscheinlich seinen Stolz und sein Vergnügen darin, sich mit Barth über wissenschaftliche Gegenstände, wie über die Bewegung der Erde, das Planetensystem und dergleichen zu unterhalten. Eifrig lauschte jedes Diwanmitglied, als folge es der Verhandlung mit reger Theilnahme, aber nur Beschir's Freunde hielten ihn um solche Sitzungen für gelehrter und angesehen bei der Krone Großbritanniens, seine Gegner ärgerten sich, dem Scheich war Alles herzlich gleichgültig, und Barth konnte sich nach allen Seiten hin dem Genuß der ergiebigsten Forschungen hingeben. Er, der wie ein Verschlagener in die Residenz eingezogen war, der verlacht war, als er sofort nach dem Palaste des Beherrschers sich erkundigte, er verkehrte jetzt mit diesem und seinen Höflingen nicht blos wie mit Gönnern und seines Gleichen, sondern wie mit Günstlingen. Seine Geisteskraft und Bildung stellte

ihn hoch über sie, er war der bedeutende Mensch, dem sie ihre Huldigung darbrachten; aber würde es ihm sonst gelungen sein, diese reichen Wissensschätze zu heben, einen halben Welttheil zu entdecken und geistig zu erobern? Er war aber im Besitz jener seltenen Verbindung großer Eigenschaften, die wir bei allen Siegern als die geheime Ursache ihrer Erfolge erkennen sollten.

Als Omar den 23. und 24. April in Ngornu am Tsad mit seinem Hofe zubringen wollte, lud der Vezier auch Barth dahin ein. Kanemi hatte Vorliebe für den Platz gehabt, und da Barth ohnehin dem Tsad einen vorläufigen Besuch machen wollte, so brach er einen Tag später dahin auf. Die Straße, ein breiter, fester Sandweg, ging zuerst durch unwirthliche Gegend, dann kam zwischen zahlreichen Dörfern die jetzt mit Wald bewachsene Trümmerstätte von Neu-Birni und ein großes Fruchtgartengebiet mit Tamarinden, das Eigenthum einiger Vornehmen. Um Mittag langte Barth in Ngornu an, das den Eindruck von Wohlhabenheit machte, aber so von Besuchern überfüllt war, daß er in einem Gehöfte sein Zelt aufschlagen und die Nacht in demselben zubringen mußte. Wie er durchritt, lagen der Hitze wegen Einheimische und Fremde in den Häusern im Schatten, die Höflinge schlafend, die seit 2 Uhr Morgens hatten auf den Beinen sein müssen. Ueber die niedrigen Zäune sahen nur die Köpfe schöner Pferde hervor, die ihn wiehernd begrüßten. Barth vergnügte sich über die Nettigkeit der großen Gehöfte, die vorzüglich durch Kornelkirschenbäume ein noch anmuthigeres Bild boten, dann aber ritt er nach dem See zu und überließ sich schon zum Voraus dem Entzücken über den erfrischenden, reizenden Anblick der weiten, schimmernden Wasserfläche. Durch weite Ebenen mit dem üppigsten Grase, das von freien Dienern und von Sclaven als Pferdefutter geschnitten wurde, ging es rasch vorwärts; Sümpfe, Kesseltiefen, seichte Gewässer mußten umgangen werden, kein Baum erschwerte den Blick bis zum entferntesten Horizonte, aber das offene Wasser dieses eigenthümlichen Binnensee's war nicht zu sehen, es war weit zurückgegangen, und unser Reisender mußte zurückkehren, zufrieden, wenigstens einen kleinen Beweis von der Anwesenheit des feuchten Elementes gefunden zu haben. Der Tsad hat eben kein bleibendes Ufer, er wechselt dasselbe oft von Monat zu Monat, so daß eine richtige Karte unmöglich ist. In den Folgejahren senkte sich das aus Muschelkalk bestehende Terrain um einige Fuß,

so daß das reizende Ngornu, als Barth 1855 wieder hinkam, ein Raub der Wellen geworden und über die Hälfte zerstört war.

Als der Vezier von dem verunglückten Ritt an den Tsad hörte, gab er Barth folgenden Tags einige der Gegend kundige Reiter mit, die ihn nun in mehr nordöstlicher Richtung einen bessern Weg führten. Der Eine war der stille, liebenswürdige Kaschella (Kriegshauptmann) Kotoko, der auch später Barth's Freund blieb, der Andere hieß Sfale und war von Omar's Leibgarde. Zwei Diener brachten das Kameel nach Kukaua zurück; nur der Diener Bu-Sad nahm als Vierter an dieser Expedition Theil.

Zuerst ging es über eine unbegrenzte schöne Grasfläche, auf der kein Strauch, kein Baum, kein lebendes Wesen die Einförmigkeit unterbrach. Die Sonne fing früh an, ihren feurigen Schleier über Alles umher zu werfen, aber erst nach 2 Meilen gelangten die Reiter an das Wasser, und, um fortzukommen, in das Wasser, denn es reichte ihnen bald bis an die Knie. Zwischen Papyrusstauden und Schilfrohr hindurch, das zehn bis vierzehn Fuß hoch stand, kamen sie an die Bucht Ngiruwa und nördlich sich haltend an eine zweite, Namens Dimbeler, wo sie zwei zwölf Fuß lange Böte der berühmten Tsadinsulaner bemerkten. Die Budduma, wie die Kanori, oder die Yedina, wie sie sich selbst nennen, hatten aber kein gutes Gewissen, denn sie waren auf der Sclavenjagd, oder vielmehr auf Menschenraub aus und stießen deßhalb, als sie der vier Reiter ansichtig wurden, schleunigst mit ihren flachen Fahrzeugen vom Ufer ab. Nachdem Kotoko die Einwohner von der Gefahr, in die sie durch die Budduma gerathen konnten, benachrichtigt hatte, ging der Marsch fort, fast immer im Wasser, so daß die Pferde ihren Durst auf die bequemste Art löschen konnten. Es war aber warm, voll Pflanzenstoff und erfrischte nicht. Indeß war es nichts weniger als salzig, wofür es in Europa gilt, vielmehr so süß, wie Wasser nur sein kann. Ebenso ist die in Europa gäng und gebe Ansicht von unterirdischem Abfluß sicher irrig. Nach der Regenzeit überschwemmt der See das Land weitumher, doch saugt die sengende afrikanische Sonne das Wasser bald wieder auf. Hatte sich dasselbe dann auf natronhaltigem Boden mit Natron geschwängert, so bleibt derselbe natürlich in den Löchern als salzige Kruste zurück. Hierher mag jenes Vorurtheil stammen, das nunmehr aufhören muß. Der Tsad ist ein Süßwassersee und zwar in dem Grade, daß der

Kräuterwuchs arm an salzigen Bestandtheilen und die Milch der hier weidenden Kühe und Schafe sehr geschmacklos ist. Die Kameele können nur durch eine gelegentliche Dosis Salz erhalten werden. Auf dem Wege nach einer dritten Bucht, Nghulbea, schreckten die Reiter zahlreiche Kelara-Antelopen auf, rehfarbene Thiere mit weißen Streifen unter dem Leibe, ziemlich stämmig und auf ihrer Fettweide, daher auch sehr wohlgenährt. Trotzdem wußten sie durch Schwimmen und Sprünge in's Gebüsch rasch zu verschwinden. Flußpferde, große Eidechsen und Krokodile trieben sich hier außerdem in großer Zahl herum, Elephanten wenig oder gar nicht, weil kein Wald in der Nähe ist, wo sie sichere Zuflucht finden können. Weiter nördlich am Westufer des Tsad, wo Dünen und Gehölz diese Zuflucht bieten, kamen sie in ungeheurer Anzahl vor.

Zu einer vierten Bucht Nghomaren reitend, mußten sie wieder drei Meilen weit westwärts auf Kukawa zurück; so tief schneiden manche Buchten in das Land ein. Hier lagen elf große Boote der Budduma, flach, mit einem hohen, spitzigen Schnabel und sehr breit. Eines trug außer einer bedeutenden Natronladung elf Menschen und war reichlich 20 Fuß lang. Eines der Boote, welches später Overweg über den See begleitete, war 7 Fuß breit und 50 Fuß lang. Barth und Kotoko wollten eines der Boote besteigen, was gewiß auch gerne gestattet worden wäre, Bu-Sad aber wurde von einem so wahnsinnigen Fanatismus gegen diese Piraten befallen, daß er sich ganz ungeberdig benahm und kaum verhindert werden konnte, auf sie zu schießen. Die Budduma, obwohl sehr zahlreich, schienen doch abgeneigt sich in Händel einzulassen, und stießen beim Anblick von Bu-Sad's Tollheit vom Lande ab. Wäre Omar ein Mann von mehr Thatkraft, so würde er sich der Inseln leicht bemächtigen können und damit der steten Räuberei ihrer Bewohner schnell ein Ende machen.

An einer fünften Bucht Mellela vorüber gelangte die kleine Cavalcade nach dem hübschen Dorfe Maduari, welches für die Expedition später dadurch eine tragische Bedeutung erhielt, daß Overweg daselbst starb. Es war ein wohlhabender, weit auseinander gebauter Ort, reich an Bito- und Korna-Bäumen, und machte einen außerordentlich angenehmen Eindruck. Kotoko führte Barth zu einem wackern Manne daselbst, Namens Fugo Ali, der Inspector dieser Tsaddörfer war und mit dem Barth in ein herzliches Verhältniß trat, der auch später

Overweg auf seiner großen Tsadreise begleitete. Er war danach fast wöchentlich bei Barth und Overweg in Kukaua und ihnen ein erfreulicher Verkehr. Als Barth Anfang 1855 dies Haus mit Vogel wieder besuchte, an das sich so viel schöne Erinnerungen aus dem Jahre 1851 knüpften, fand er nur Ali's Wittwe noch vor, die mit heißen Thränen von Overweg's und von ihres Mannes Tode erzählte, der in der Revolution von 1854 gefallen war.

An jenem Tage, es war Sonnabend den 26. April, bewirthete Ali seinen neuen Freund nicht bloß auf das Gastlichste mit Geflügel, vortrefflichen Fischen und Hammelbraten, er theilte auch viele schätzenswerthe Notizen mit. Diese Dörfer sind fast nur von Flüchtlingen aus Kanem bewohnt; letztere werden noch Kanembu genannt, kleiden sich aber schon der Mehrzahl nach wie die Kanori. Die Sfugurti sind das eigentliche Stammvolk. Sie tragen einen Lederschurz, Feno genannt, und einen bei den Vornehmen wirklich fürstlichen Kopfschmuck aus 4 Artikeln, erstens der Djoka, einer steif nach oben sich erweiternden Mütze, dann der Ariabu, einer Binde, aus Gabaga zusammengenäht, die den oberen Theil der Mütze umschließt, drittens der Mullefu, die Nichts als ein kleines Stück rothen Tuches ist, das über der Stirn an der Kopfbinde befestigt ist, und um den Wirbel reiht sich viertens, von der Kopfbinde getragen, ein Kranz bis 8 Zoll langer emporstehender Röhrchen. Den Hals umgiebt eine Schnur weißer Perlen (Kululu), von welcher Ledertäschchen mit Leia's (Zauberformeln) auf die Brust herunterhängen, den rechten Arm zieren drei Ringe, einer am Oberarm (Bibi), ein zweiter aus Elfenbein am Ellenbogen (Tschila), ein dritter am Handgelenk (Kullo). Außerdem ist Jeder bewaffnet, und zwar mit einem Holzschilde, einer Lanze und drei Wurfspeeren. Es waren in Maduari einige Budduma, hübsche, schlankgewachsene und verständige Leute, deren Nationatracht auch nur in einem Feno und einer Halsschnur von weißen Perlen bestand, die ihnen bei ihren schönen, kleinen Zähnen und der schwarzen Farbe ein recht vortheilhaftes Aussehen gab.

Am folgenden Tage, einem herrlichen Sonntagmorgen, wurde in Ali's Gesellschaft, dem ein Trommler mit einem Doppelpaare kleiner Trommeln folgte, ein weiterer Ausflug nach den nördlichen Buchten Kogoram, Tabiram, Bole und der Stadt Kaua und von da direct nach Kukaua zurück gemacht. Ungebrochen zog sich die Linie des Horizontes

nach rechts über die weite Savannah und den See fort, dessen flachliegende Inseln nicht gesehen werden konnten. Links blieben die freundlichsten Dörfer, deren Heerden im Ganzen 11000 Stück Rindvieh enthalten sollen. Die Heerde des Dorfes Dogodji hatte allein 1000 Stück und wurde von den mit Schild und Speer bewaffneten Bewohnern gehütet. Die Milch war in Schläuchen, die Butter in Gefäßen, die aus feinem Grase geflochten werden, aufbewahrt und hing an hohen, starken Pfählen. In Kogoram vergrößerte sich der Zug, indem der Kanembuhäuptling Sfintelma mit fünf Reitern sich hinzugesellte, ein Mann, der Overweg später treu anhing. Ein Trupp von Antelopen wurde aufgejagt und lange in gestrecktem Galopp verfolgt, aber nicht erreicht. Die flinken Thiere stürzten in den See und ließen sich nicht mehr sehen. Auch die Reiter mußten oft durch den See oder seine Buchten reiten und streckenweise so tief, daß das Wasser Barth's hochgewachsenem Pferde über den Sattel, dem fanatisch-hitzigen Bu-Sad aber bis an das Kinn ging. Er ritt einen Pony und ließ nur die Flinte und den Kopf über dem Wasser. Ein Ritt nach der Insel Sfoyurum, den Beschir als vielleicht möglich bezeichnet hatte, war aber wegen des hohen Wasserstandes unmöglich. Zwischen Baumwolle- und Bohnenfeldern hin wurde nach einer Stunde Kaua erreicht, ein großes, betriebsames Dorf, das sich, wohl weil ein Beamter Omar's hier seinen Sitz hat, mit den Tsadpiraten des besten Einvernehmens erfreut und durch prächtige Sykomoren auf's herrlichste geschmückt ist. Nachmittags langte der ganze Reitertrupp in Kukaua an, als eben der Vezier zur Audienz reiten wollte. Die sämmtlichen Reiter setzten sich in Galopp und begrüßten ihn in landesüblicher Weise mit gehobener Waffe, worüber er seinen Beifall lebhaft zu erkennen gab. Er hörte den Bericht über die Tsadabenteuer freundlich an und ritt zu Omar, Barth aber mit acht seiner Gefährten nach dem „englischen Hause", wohin er sie alle zu einer fröhlichen Gasterei eingeladen hatte.

Um diese Zeit lernte Barth den Muhamed Titiwi kennen, der einen Transport von 750 Sclaven, diesen Hauptausfuhrartikel von Bornu, nach Fesan begleitete. Er traf nur wenige Male mit diesem Manne zusammen, aber stets bei einer wichtigen Gelegenheit, und stets war die Begegnung eine bedeutungsvolle. Das Erste, worüber er mit ihm sprach, waren die Gefahren des neuen Unternehmens; er bat

dringend, Barth möge nicht mit einem so schwachen Pferde, wie er damals ritt, seine Reise antreten. Barth folgte dem Rathe und erstand, wie oben erwähnt wurde, den Apfelschimmel, seinen Keri-Bul, der ihn drei Jahre glücklich durch Gefahren jeder Art begleitete. Diesmal sandte Barth den literarischen Nachlaß seiner unglücklichen Gefährten mit Muhamed Titiwi ab und bot der englischen Regierung seine Dienste für den Fall an, daß sie ihm als Ausländer ihr Vertrauen schenken sollte, ihm die fernere Direction der Expedition zu übertragen und die Mittel dazu zu senden. Titiwi war es wiederum, der ihm später die höchst ehrenvolle Depesche der Regierung überbrachte, welche ihn bevollmächtigte, die Zwecke der Expedition, wie sie von Anfang an bestimmt gewesen, auszuführen, zugleich mit den dazu nöthigen Mitteln. Als Barth zu der nicht minder gefahrvollen Reise nach Timbuctu aufbrach, trat Titiwi in Kukana zu ihm in's Haus, um ihm zu seinem Unternehmen den besten Erfolg zu wünschen. Titiwi endlich war es wiederum, der ihm am 2. August 1855 im Hause des Consuls von Tripoli über die glückliche Heimkehr aus dem Innern und die Rückreise nach der europäischen Heimath seine Freude aussprach.

Ebenso wollte der Zufall, daß Overweg, den Barth schon lange sehnsüchtig erwartet hatte, um nach Rücksprache mit ihm nach Adamaua abzureisen, jetzt eintraf. Von dem Vordorfe Kalilua aus hatte er sich Barth angemeldet, und dieser eilte, ihn unverzüglich dort aufzusuchen. Er fand ihn im Schatten eines Nebekbaumes, aber leider sehr angegriffen. Bei dem Eintreffen der Nachricht von dem Tode Richardson's, erzählte er, sei er so unwohl gewesen, daß er ernstlich befürchtet habe, demselben bald in's Grab folgen zu müssen. Overweg hatte nur die Kleider, die er an sich trug, und so mußte Barth seinen Gefährten nicht nur bei sich beherbergen, sondern ihn mit allem Bedarf ausrüsten, bis dessen eigenes Gepäck von Kano aus eingetroffen sein würde. Immerhin priesen sie sich glücklich, einander lebendig wiederzusehen, und tauschten ihre Hoffnung aus, daß sie im Stande sein würden, noch gar Manches zur Erforschung dieser Länder zu thun.

Auch Beschir war über Overweg's Eintreffen erfreut und zögerte nun nicht mehr, Richardson's Nachlaß auszuliefern. Die Tagebücher und andere Sachen von Werth erhielt, wie gesagt, Muhamed Titiwi

zur Mitnahme nach Fesan, um sie von da mit Barth's Briefen weiter nach England zu senden. Omar erhielt außer der Richardsonschen Taschenuhr, die er sich freilich bereits angeeignet hatte, die ihm bestimmten Geschenke officiell, ebenso der Vezier, und so gelang es den Charakter des Mission in der beabsichtigten Weise aufrecht zu erhalten. Omar erklärte offen, daß es sein innigster Wunsch sei, Handelsverbindungen mit den Engländern anzuknüpfen, wobei sein Hauptziel freilich war, Feuergewehre zu erlangen. Im Verlauf der ungezwungenen und freundschaftlichen Unterredung drückten Omar und der Vezier auch den Wunsch aus, daß zwei ihrer Leute mit nach England reisen möchten, um das Land und seine Gewerbe zu sehen, worauf denn nur zu erwidern war, daß ein solcher Besuch der englischen Regierung sehr erfreulich sein werde. Auf diese wohlwollende Gesinnung wirkte leider die Verläumdung einiger arabischer Kaufleute abkühlend ein; man erzählte Omar, es seien sieben große englische Schiffe in Nyffi angekommen und erregten allgemeine Furcht. Die Unwahrheit dieser Behauptung wurde bald außer Frage gestellt, aber die richtige Vorahnung, daß mit dem freien Eintritt der Engländer im Sudan der so einträgliche Sclavenhandel ein Ende haben und der ganze Handelsverkehr eingreifende Aenderungen erleiden würde, ist sämmtlichen arabischen Kaufleuten längst aufgegangen. Wo und wie sie können, werden sie deßhalb die Schwierigkeiten vermehren, mit denen jeder irgend bedeutende Handelsverkehr verbunden sein wird. Barth sprach indeß in einer Depesche, die er am 24. Mai der englischen Regierung zusandte, seine feste Hoffnung dahin aus, daß der Fluß, den er in Adamaua genau zu erforschen beabsichtige, die große Verkehrsstraße in das innere Afrika eröffnen werde.

Die Abreise wurde von Tage zu Tage verzögert; es hatten bereits wiederholt Abschiedsaudienzen stattgefunden, doch immer wieder erhoben sich Hindernisse. Endlich war der Aufschub günstig gewesen; es waren Botschafter in öffentlichen Angelegenheiten von Adamaua angelangt, die nach Erledigung ihres Auftrages zurückkehrten und in deren Gesellschaft Barth nunmehr sicher reisen konnte. Unmittelbar vor dem Aufbruch gesellte Omar ihnen noch einen Kaschella bei, der dem Zuge allerdings noch größere Sicherheit gab, dessen plötzliche Geleitschaft aber doch zu räthselhaft war, um Barth nicht zu beunruhigen.

Zweiter Abschnitt.

Entdeckungen in Adamaua.

Overweg begleitete Barth bis zu dem Dorfe Pirtua, wo sie andern Tags eintrafen und wo sie sich vergeblich bemühten, gegen Kungona Mundvorräthe einzukaufen. Sie kamen nicht eher in den Besitz einer kleinen Ziege, die sie zu ihrer Mahlzeit ausersehen hatten, als bis Overweg das Hemd eines seiner Diener dafür hingab. Sogar abgetragene Hemden sind im Negerlande immer so gut wie baares Geld und die gangbarste Münze. Es wurden noch einige Schüsseln Birri, Hirseteig, gebracht, Kaffee gekocht und so der Abschied unter herzlichen Wünschen für gegenseitigen Erfolg der weiteren Unternehmungen gefeiert. Die Absprache war, daß Overweg den Tsadsee in dem englischen Boote befahren sollte, während Barth nach dem Süden ging, um nach eigener Anschauung die Frage über die Richtung und das System jenes großen Flußes, welcher dieses Land durchströmt, zu entscheiden. Er nährte dabei die Hoffnung, seine Forschungen bis an den Aequator auszudehnen und wenigstens bis Baia vorzudringen, eine Hoffnung, die sich nicht erfüllte.

Die Gegend, welche zunächst durchzogen wurde, hatte durch die vielen schwarzen Kesselebenen, in denen übrigens die Art Holcus, welche Massakua genannt wird, gut gedeiht, und durch die dürftige Flora einen einförmigen, melancholischen Charakter. Diese Einsenkungen oder Becken sind oft meilenweit ausgedehnt, wüst und nackt, ohne Baum und Strauch; auch das Wasser hat einen unangenehmen Geschmack. Das Dorf Ulo Kura, bei dem Mittagsrast gemacht wurde, gehört mit seinem ganzen Bezirke Omar's Mutter und bildet eine bestimmte Domaine. In der Nähe beginnt der District, in dem die Schua, jetzt 200000—250000 Seelen stark, sich angesiedelt haben. Es ist mit ziemlicher Sicherheit festgestellt, daß dieser Stamm aus Nubien und Kordofan eingewandert ist und zwar vor $2\frac{1}{2}$ Jahrhunderten, ohne Aufsehen und als friedliche Rinderhirten mit den in jener frühen Zeit hier schon angesessenen Fellatah in gutes Einvernehmen tretend. Schua ist der allgemeine Gattungsname, mit dem alle diese einge-

wanderten arabischen Abkömmlinge in Bornu bezeichnet werden, in Baghirmi heißen sie Schiwa, in Wadai aber Aramka, und interessant ist es, daß sie bei ganz verschiedener Sprache und von anderem Ursprunge sich doch mit den Fellatah so durchaus freundschaftlich bewähren konnten. Nur in der Lebensweise und den Gebräuchen besteht zwischen den Schua und den Fellatah einige Aehnlichkeit. Während der Regenzeit treiben sie Feldbau in festen Dörfern, in der übrigen Zeit des Jahres suchen sie mit ihren Rinderheerden das geeignete Weideland oft weitumher. Sie sollen an 20000 Mann leichte Reiterei in's Feld stellen können und sind fast Alle beritten. Viele von ihnen sind in guten Vermögensverhältnissen, und daß tüchtige Männer unter ihnen vorkommen, geht daraus hervor, daß die beiden Veziere Tirab und Beschir aus dem Stamme der Schua hervorgegangen waren. Barth hatte später auch einen jungen Mann aus diesem Stamme in Dienst, von dem er rühmt, daß er ihm als freier und redlicher Mann auf der Timbuctu-Reise von großem Nutzen gewesen sei.

Als ein Beweis, wie verhältnißmäßig sehr dünn die Gegend, durch welche die weitere Reise ging, bevölkert ist, konnte der Umstand gelten, daß man in dem festgewordenen Grunde der Kesselebenen zahlreiche Spuren von Giraffen gewahrte. In volkreichen Strecken gehören sie zu dem seltenen Wild. Wildschweine kommen besonders in dem Alluvialboden von Baghirmi und Logone in großer Menge vor. Die Kameele werden hier als Lastthiere wenig gebraucht. Die Dorfpfade waren so eng, daß sich die belasteten Thiere der Reisenden nur mühsam durchdrängen konnten. Große Natronkaravanen, die des Weges zogen, hatten nur Saumochsen. Eines der nächsten Nachtquartiere war Mabani, auf einem breiten, sandigen Hügel gelegen und mit einer Bevölkerung von 9—10000 Einwohnern. Die Stadt machte den Eindruck einer gewissen behaglichen Wohlhabenheit, der Marktplatz hatte 150—200 Stände, außer Ackerbau wurden verschiedene Gewerbe betrieben; am Markte war eine Färberei, wo die in der ganzen Gegend vielgebrauchten Udge-Hemden gefärbt werden. Udge ist kein Ortsname, wie Vogel geglaubt hat, sondern bezeichnet ein ausgedehntes Gebiet, das einen erquickenden Anblick durch den sich hindurchziehenden Komadugu-Arm gewährt. Derselbe ist durch zahlreiche Wasservögel, namentlich Reiher, belebt; gegen Norden von einem hohen Ufer,

welches mit herrlichen Bäumen geschmückt ist, begrenzt, wird das nach Süden gelegene Ufer zu Gemüsegärten benutzt, die Zwiebeln und Getreide in Menge hervorbringen. Der Marsch ging häufig durch das Komadugubett, bis man am 5. Juni in dem Dorfe Fogo Mosari früh am Tage Halt machte, um von da aus einen zwei Meilen entfernten Markt zu besuchen, oder, wie einige Mitglieder der Gesellschaft es nannten, zu „essen". Auch Barth ritt mit Billama und Bu-Sad hin, da der Markt bedeutend und sogar von Kukaua- und Kano-Kaufleuten besucht war. Die Letzteren bringen europäische Manufactur-Artikel, z. B. Schreibpapier, direct hierher und verkaufen sie zu einem billigeren Preise, als zu dem sie in Kukaua zu haben sind. Aus letzterer Stadt wurden besonders Salz und Natron feilgeboten und auch Barth nahm von letzterem eine Partie mit, um dieselbe in Adamaua gut zu verkaufen oder zu Geschenken zu benutzen. Auch als Sclaven-Markt ist dieser Platz, der Udje Kassukula von Kassuku, Markt, heißt, weit herum berühmt, den Einwohnern von Udge sagt man überhaupt, aber wohl mit Uebertreibung nach, daß ein Mann seine Frau, ein Vater sein Kind ohne Umstände verkaufe, wenn er Geld bedürfe. Sclaven, welche aus Kukaua entlaufen, finden sich gewöhnlich hier. Während Barth als Europäer von den Marktleuten wie ein Wunderthier angestaunt wurde, hatte er die beste Gelegenheit zu umfassenden ethnographischen Forschungen, da der Markt Angehörige aller Stämme herzieht. Aber lange bleiben die Besucher nicht im Orte, da der Ort an und für sich wenig Bequemlichkeiten bietet und bei der Ruchlosigkeit eines großen Theiles der Bewohner sogar ihre persönliche Sicherheit gefährdet ist. Besonders die noch rein heidnischen Einwohner der Umgegend, die Marghi, die Kerekere und Babir, fürchten sich deshalb, diesen Markt zu besuchen.

Barth brach mit Billama früh auf, um über Alao wieder nach Fogo zu reiten. Billama war früher Statthalter dieses Bezirks gewesen und wurde überall von den Einwohnern freundlich begrüßt; die Frauen knieten am Wege sogar nieder, um ihm ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Auch wünschte Barth, den Begräbnißplatz des großen Bornu-Königs Edriß-Alaoma zu besuchen, wie er von Alao, seinem Begräbnißorte, genannt wird; doch trennte ein großer Sumpf die Reiter von der Stätte, weshalb sie darauf verzichten mußten, das Andenken dieses ausgezeichneten und energischen Fürsten, der von

1571 — 1603 regierte, durch einen Besuch seines Grabes zu ehren. Edriß fand in seinem Imam Ahmed einen glaubwürdigen und fähigen Geschichtschreiber, der vorzüglich die zahlreichen und ruhmvollen Kriegsthaten seines Herrn mit großer Ausführlichkeit schildert, übrigens aber leider nur auf die Bemerkung sich beschränkt, daß derselbe die Wohlfahrt des Landes und den Reichthum der Städte gefördert habe. Er war der Sohn einer ausgezeichneten Mutter, die Mai Kamobe, d. i. die Königin der Frauen genannt wurde. „Sie ist es wahrscheinlich," sagt Barth, „die den Grund zu der harmonischen Vereinigung der charakteristischen Züge dieses ausgezeichneten Fürsten in ihn gelegt hat, des kriegerischen Muthes und der Thatkraft auf der einen, und der Milde und Gerechtigkeit auf der andern Seite." Die erste Sorge für sein Land, und für die angrenzenden Mittel- und Kleinstaaten nicht minder, galt dem gemeinschaftlichen Handelsinteresse dieser Länder. Von diesem Gedanken geleitet strebte er eifrig, einen Handelsverein mit Tripoli in's Leben zu rufen, denn er wußte, welche Vortheile ein freier Handel seinem Reiche gewähren mußte. Schon sehr bald war die Folge dieser Bemühungen, daß große Transporte von Pferden arabischer Race nach Bornu gingen und daß der ausschlaggebende Kern seiner Armeen aus — Musketieren bestand. Seine Kriegszüge hatten ziemlich ausschließlich die Tendenz, die vielen Mittel- und Kleinstaaten, die dem Bornu-Reiche nur gezwungen und lose anhingen, die bei jeder Gelegenheit zu Verdruß und Schwierigkeiten Anlaß gaben und deßhalb die beste Kraft des Reiches untergruben und schon untergraben hatten, gänzlich zu unterwerfen und selbst zu vernichten. Unverkennbar in Folge dieser Politik bezwang er zunächst die Sseu, die indeß schon sehr von ihrer früheren Macht und ihrem früheren Uebergewichte zurückgekommen waren. Zunächst folgte die Unterwerfung von Amssaka und Kano, d. h. des Gebietes, welches gegenwärtig Kano heißt, dann brachte er die Tuareg oder Berber zum Gehorsam, indem er ihnen gestattete, ihre frühern Wohnsitze wieder einzunehmen, unter der Bedingung, den Herrscher von Air als König zu erklären. Andere Züge waren gegen die Tebu, Marghi, die östlichen Nghisim u. a. Stämme gerichtet. Nun hatte er nach allen Seiten hin seine Widersacher hinlänglich gedemüthigt, um eine Wallfahrt nach Mekka unternehmen zu dürfen. Aber kaum zurückgekehrt, war er wieder zum Kriege gezwungen und zwar gegen die heldenmüthigen

Vorfahren der Budduma oder Yedima, die noch jetzt so streitbaren Tsadinsulaner. Er focht so siegreich gegen dieselben, daß nur auf den unzugänglichen Tsadeilanden ein Rest dieses Stammes übrig geblieben ist. — Imam Ahmed hat noch über manche andere Heldenthaten dieses großen Krieges- und Friedensfürsten berichtet, obgleich er nur das erste Drittheil von dessen Regierungsjahren beschreibt. Daß Edriß aber bis zu seinem Tode nicht rastete, erhellt aus der Art seines Todes. Er starb — der Sage zufolge — an einer auf dem Schlachtfelde erhaltenen Wunde, welche ihm ein in einem Baume versteckter heidnischer Gegner mit einem Golio (Handeisen) beibrachte. Außer Zweifel ist, daß der große Edriß Alaoma in Alao begraben liegt. Er muß ein ausgezeichneter Fürst gewesen sein, der die verschiedensten Eigenschaften in sich vereinigte, kriegerische Energie mit menschenfreundlicher Milde und klarer Einsicht, persönlichen Muth mit Umsicht und Geduld, Strenge mit Gefühlen der Frömmigkeit. Und gewiß hat er nicht allein gestanden. Seine beiden ersten Veziere, zwei Brüder, von denen der jüngere dem älteren folgte, waren Männer, die durch gewandte Berechnung und durch persönlichen Muth den Erfolg mancher Unternehmungen begünstigten und sicherten.

Edriß war ein Herrscher, der durch innere eigene Größe die Größe seines Reiches schuf und die zahlreichen widerstrebenden Elemente seinen Zwecken dienstbar zu machen verstand. Und wie wir an Ali, dem Letzten der Sfaefua, gesehen haben, war auch in seinen Nachkommen der große Sinn der Ahnen nicht erloschen; aber sie waren mit einer ebenso feigen als großsprecherischen Camarilla verwachsen, und durch deren Schuld ging die Dynastie zu Grunde.

Barth und Billama mußten ihren Rückmarsch von Alao beschleunigen, um einem heraufziehenden Ungewitter zu entgehen. Das Dorf Falamari zur Seite lassend und am lieblichen Ufer des Komadugu entlang reitend, das von schönen, weitspannenden Bäumen umsäumt und mit frischem Gras reich überwachsen war, erreichten sie ihr Quartier noch gerade zu rechter Zeit. Kurz nachher brach das Unwetter mit bedeutender Heftigkeit los. Das Schattendach, das Barth zu seiner Lagerstelle ausersehen hatte, gewährte keinen Schutz mehr, und er mußte trotz der Fliegen und Wanzen Zuflucht in einer der schwülen Hütten suchen. — Eine nicht unwichtige Botschaft traf noch an diesem Tage ein, nämlich daß der Statthalter von Adamaua,

Muhamed Loël, von einem Kriegsunternehmen nach Yola zurückgekehrt sei. Der Zug war gegen die Bana gerichtet gewesen, einen Stamm in der Nähe von Udje, 10 Tagereisen von Yola entfernt. Es mußte als ein Glück erscheinen, daß sie nun Sicherheit hatten, den Statthalter in seiner Stadt zu treffen.

Am 6. Juni wurde die Reise mit weniger Aufenthalt als in den ersten Tagen durch eine mäßig angebaute Landschaft fortgesetzt, den Bergen entgegen, die sich aber immer noch nicht zeigen wollten. Vergeblich bemühte sich Barth, von seinen Begleitern zu erfahren, ob es in Adamaua Schneeberge gäbe. Einige bejahten es, erläuterten diesen „Schnee" aber schließlich so, daß Barth einsah, daß sie von „Höhenrauch" sprachen.

Der Zug war bereits in dem Gebiete der heidnischen Marghi angelangt, doch war z. B. der Schamo-District, in dem während der heißesten Mittagsstunden gerastet wurde, dem Bornu-Reiche einverleibt. Die Einwohner sind theils in die Selaverei geschleppt, theils durch den Bekehrungseifer des Islam dem Heidenthume entzogen. Die Bekehrten haben einige arabische Phrasen hersagen gelernt, ohne ein Wort davon zu verstehen. Uebrigens zeigte die Landschaft die deutlichsten Zeichen des unglücklichen Zustandes, in dem sie jetzt schmachtet. Hier und da deuteten noch die verfallenden Reste von Hütten den früheren Anbau an, meist war Alles wieder niedriger Wald. Das verwüstete Land war dann den Kanori und Gamerghu willkommen gewesen, und diese hatten hier ihre Wohnsitze aufgeschlagen und Landbau getrieben. Leider aber war es dem unverständigen, kindischen Abu Bakr, dem Sohne Omar's, übergeben, dessen Habsucht ebenso schlimm wie vorher die Zerstörungswuth der Fanatiker wirkte und das Wohl des Landes für lange Zeit untergrub. Nur ein kleiner isolirter Fleck ließ sich noch sehen, sagt Barth, und gab somit einen Beweis, daß die Eingebornen der Energie nicht ermangeln würden, wenn ihre Oberherren sie nur menschlich behandelten. Durch einen Wald mit Riedgras, das Pferd und Reiter überdeckte, über einen sumpfigen Boden voll tiefer Löcher gelangte man nach sieben Meilen Wegs zu dem Dorfe Yerimari, das jetzt auch von Marghi-Proselyten bewohnt wird, aber früher weit größer war. Dort wurden die Reisenden durch ein Unwetter heimgesucht, das in der Nacht Alles zu zerstören drohte. Barth mußte sein Zelt durch Anstemmen gegen den Orkan

schützen, was glücklicher Weise gelang; ohne dieses Verfahren wäre es sicherlich umgeworfen worden. Als der Wind nachließ, fiel der Regen in Strömen nieder und drang von unten ein und durchnäßte den größten Theil des Gepäckes. Von oben hielt das Zelt den Regen ab, aber an Ruhe war nicht zu denken. Barth hüllte sich in seinen Regenburnus und wartete auf seinem Feldstuhle sitzend das Gewitter ab; dann zog er sich in eine Hütte zurück, in der er seine Reisegesellschaft behaglich ausgestreckt fand.

Beim Aufbruch andern Morgens war Alles durchnäßt, der aufgeweichte Pfad war noch unzugänglicher geworden durch die tiefeingedrückten Fußstapfen eines Elephanten, dem es bequemer gewesen war, eine ganze Stunde auf dem Wege, statt in seiner Wildniß zu marschiren. Die Regenzeit hatte mit dem Gewitter begonnen, und bereits sahen die Reisenden die Bewohner der Dörfer, durch die sie kamen, an die Feldarbeit gehen. Ein Ehepaar beobachtete Barth bei der Thätigkeit des Aussäens. Der Mann ging voraus und schlug mit einer etwa 5 Fuß langen Hacke Löcher in regelmäßigen Entfernungen in die Erde, während die Frau, seinen Schritten folgend, in jedes Loch einige Samenkörner warf. Eigentliches Säen kennen die Neger hier nicht. Unter einem Tamarindenbaume hatte ein Grobschmied seine einfache Werkstätte im kühlen Schatten aufgeschlagen. Der Arbeiter waren drei, der Meister hämmerte das im Feuer liegende Eisen, ein Knabe fachte das Feuer mittelst eines kleinen Blasbalges an und ein erwachsener Bursche befestigte das Eisen an einem Stiel. Nahe bei ihnen lag ein eben fertiggewordener Speer am Boden. Hinter dem kleinen Dorf Dala Dissoa kam den Reitern das erste Beispiel der heiligen Haine der Marghi zu Gesicht, ein dichter, durch einen tiefen Graben von dem übrigen Walde abgesonderter Theil desselben, wo in dem am üppigsten aufschießenden und am weitesten sich hinausbreitenden Baume ihr Gott Tumbi angebetet wird.

Molgheu hieß das erste rein heidnische Dorf, durch welches der Marsch ging, und so lange er durch heidnische Districte ging, bemerkte Barth, daß sein Kaschella sein früheres herrisches Wesen mit Höflichkeit und List vertauscht hatte. Indeß war der Eintritt keineswegs irgend gefährdet, vielmehr in hohem Grade angenehm. Nachdem ein Komadugu-Arm von 38 Schritt Breite, aber mit wenig Wasser, durch-

schritten war, lagerte sich die ganze Gesellschaft im kühlen Schatten einiger Kornelkirschen von größter Ueppigkeit und niegesehener Höhe. Der Platz war freundlich und gewährte einen freien Blick über das Dorf Molghen, die Pferde labten sich an der von dem frischen grünen Rasenteppich gebotenen Weide, die durchnäßten Stücke des Gepäcks wurden zum Trocknen ausgebreitet. Barth aber genoß eine Art wohlschmeckenden Honigkuchens, den die Kanori gut zu bereiten verstehen und Tschebtschebe nennen, und Erdnüsse, Nuffu genannt. — Wieder drohte ein Gewitter, doch zog es vorüber, weshalb Barth in das Dorf wanderte, um der Marghi Sitte und Art kennen zu lernen. Ihre Hütten waren einfach aber vorsichtig gebaut, und wohl der Sicherheit wegen mit äußerst kleinen Zugängen versehen, die außerdem noch einen Fuß über dem Erdboden sich befinden. Im Innern sind dieselben theilweise gepflastert, übrigens aber ist Rohr das fast ausschließliche Bau-Material.

Mehrere Hütten, die einer Familie angehören, sind von einem Hofraume umgeben und deuten auf ein einfaches, friedliches und höchst behagliches Gesellschaftsverhältniß. Auch gewährt diese Bauart große Sicherheit vor allgemeinen Feuersbrünsten, aber freilich um so weniger gegen die Sclavenjäger, die jederzeit die hiesigen Landstriche mit nur zu gutem Erfolge durchziehen. Die heidnischen Einwohner gehen bis auf einen kleinen Lederschurz in völliger Nacktheit. Eine gewisse Berechtigung haben sie zu dieser Bloßstellung ihrer Gestalt, die von größter Regelmäßigkeit und sogar Schönheit ist. Auch ihre Gesichtszüge haben nicht das Unangenehme des Negertypus, ihre Stirn ist sogar hoch und frei, das Haar kraus, wenn nicht wollig, die Hautfarbe variirt zwischen Rhabarberfarbe und glänzendem Schwarz, ein offenbares Zeichen der Vermischung mit anderen Nationen. Für die urspüngliche Farbe der Marghi hält Barth die helle. Eine 22jährige Frau mit einem 8jährigen Knaben erregte Barth's besonderes Wohlgefallen. „Die Gruppe war höchst anziehend", sagt er, „und hätte für die Hand eines gewandten Künstlers einen würdigen Gegenstand geboten. Des Knaben Gestalt, wie er in graziöser Stellung mit übergeschlagenem Fuße dastand, gab in schönem Ebenmaße den berühmtesten griechischen Bildsäulen, z. B. dem Diskoswerfer, nichts nach, während seine Gesichtszüge nicht einmal den kleinen Ansatz aufgeworfener Lippen zeigten, der an den

erwachsenen Männern zu bemerken war. Seine Beine und Arme waren mit Schnüren von Eisenperlen geschmückt, die hier bei jungen Leuten üblich sind". Die Frau trug ein zolllanges, keilförmiges Eisenstück im Kinne, Segëum, ein barbarisches Abzeichen wahrscheinlich der erreichten Lebensstufe, da Mädchen nur dünne Stifte tragen. Sie war wohlgekleidet, und besonders hatten sich bei ihr ausnahmsweise die Brüste in leidlich runden, schwellenden Formen erhalten. Die Männer sind im Allgemeinen und die Frauen oft von hoher Gestalt, was die Letzteren, nackt, mit tiefhängenden, schlaffen Brüsten, meist von röthlicher Farbe, zu einem wahren Schreckbilde macht. Zwei Mädchen von 12 und 13 Jahren, anständig einen Schurz von gestreiftem Baumwollenzeug um ihre Hüfte tragend, gefielen Barth ausnehmend. Sie waren von hellbrauner Hautfarbe und hatten ihrem kurzgekräuselten Haare durch Einreibung mit dem Staube von Rothholz dieselbe Farbe gegeben. Im Kinne trugen sie nur sehr dünne metallene Stiftchen und Schnüre rother Glasperlen um ihren Nacken. Ihre Züge waren angenehm und kindlich. Sie geriethen außer sich vor Freude, als Barth ihnen einige kleine Geschenke machte, und wußten nicht, wie sie ihm genugsam danken sollten. — Zur Abendkost brachten die Mädchen zwei Hühner, waren aber bei ihrem Handel so genau, daß Barth erst nach zwei Stunden mit ihnen fertig war. Die Muschelmünze ist hier nicht in Umlauf, wurde von den beiden holden Damen aber doch sehr begehrt, um ihre eigene Figur damit zu schmücken. Mit Barth sprachen dieselben in der Kanori-Sprache, unter einander in ihrer eigenen. Milch konnten sie nicht schaffen; durch die Erpressungen der Bornu-Reisenden hatten die Bewohner des Dorfes ihre Pferde und all' ihr übriges Vieh eingebüßt. „Es ist in der That ein Jammer", sagt Barth, „die nationale Wohlfahrt und das einfache Lebensglück dieser heidnischen Gemeinden so schonungslos von ihren muhamedanischen Nachbaren mit Füßen getreten zu sehen."

Am Sonntag den 8. Juni wurde frühzeitig aufgebrochen, der Tag war prächtig und in Folge des Gewitters, das sich Nachts in der Ferne entladen hatte, noch eine wohlthuende Kühle bemerkbar. Nach allen Seiten hin sah man noch Regenwasser stehen, und wohlriechende Blüthen füllten die Luft mit angenehmen Düften. Freilich war der Weg aufgeweicht, aber während die Kameele sich mühselig durch die tiefen Fußstapfen der Elephanten vorwärtsarbeiteten, hatten

die Reisenden Zeit, wilde Früchte zu naschen, indem sie entweder das Fleisch der Tosse aussogen oder die saftige Wurzel der Katakirri verzehrten. Die Tosse ist die Frucht der Bassia Parkii, des Park'schen Butterbaumes, und von der Größe und Farbe einer Kastanie. Fleisch ist nur wenig vorhanden, doch wird aus dem Kerne eine recht wohlschmeckende Butter bereitet, die auch medicinische Eigenschaften besitzt. Die Katakirri ist ein Zwiebelgewächs von Kartoffelgröße, das Fleisch ist saftig, sehr erfrischend und so nahrhaft, daß ein Wanderer den Tag über kaum andere Nahrung bedarf, als diese Wurzel. Sie kommt fast im ganzen innern Afrika vor und verräth sich dem Suchenden durch einen fußlangen, grünen Halm. — Uebrigens wurde die Gegend nach einigen Meilen ärmer, nur Gestrüpp bedeckte den Boden, und zwar der Art, daß man den Zustand der Gegend einer und derselben Zeit zuschreiben mußte, entweder einem Waldbrande oder wahrscheinlich der Zerstörung menschlicher Culturstätten. Für letztere Annahme sprachen die hin und wieder mit ihren gigantischen Armen aus diesem Zwergwalde gen Himmel ragenden blätterlosen Adansonien (Kuka), die ganz den Eindruck machten, als seien sie die klagenden Denkpfeiler einer untergegangenen menschlichen Wohnstätte. Denn der Kukabaum liebt die Hütten des Schwarzen, und dieser kann kaum ohne ihn leben; er bedarf eines frischen jungen Laubes, um seine einfache Kost damit zu würzen, und des säuerlich-süßen Fleisches, worin die Kerne der ungeheuren Früchte gebettet sind, um seinen Trunk zu erfrischen.

Endlich zeigten sich Gruppen großer, schöner Bäume, ein wunderbar schönes, grünes Wiesenland nahm die Reisenden auf und dehnte sich bis an den Fuß der Wandala-Gebirge aus, deren schön gestalteter, malerisch ausgezackter Höhenkamm sich lang hin von Norden nach Süden erstreckte. Es war ein belohnender Anblick. Rings vom dunkeln Walde umgeben, eröffnete sich ein freier, einladender Wiesenteppich im frischesten Grün, nach Osten von dem lebendigen Saum der Berge abgeschlossen, deren schwärzliche Färbung malerisch gegen das frische Grün abstach; dazu der ganz reine Himmel in afrikanischer Mittagsgluth und die mannichfaltige Färbung des Laubbrandes ringsumher. Endlich war das Dorf Issege erreicht, das sich weit über die Ebene ausdehnte, während Pferde und Schafe auf dem dazwischen liegenden Graslande weideten und Weiber die Felder bebauten. Der erste Ein-

druck war, daß man hier die ursprünglichen Eingebornen vor sich habe, erst wenig durch die hartherzigen Nachbarn bedrängt und ausgesogen. Die Männer waren sehr kräftige Gestalten; nur mit dem Lederschurz bekleidet und mit dem Danisko, der gefürchteten Streitaxt, und dem Massu, dem Speere, bewaffnet, gaben sie durch ihr freies, stolzes Auftreten hinlänglich zu verstehen, daß sie Herren auf eigenem Boden seien und daß der Fremde, wer immer er sein möge, mit Bedacht und Rücksicht sich zu benehmen habe. Erschreckend, selbst bis zu dem Grade, daß die Pferde scheu zurücksprangen, war die Erscheinung eines hochgewachsenen und starken Weibes, das, wie der Zug die erste Hüttengruppe passirte, plötzlich aus einer Grube mit einer Regenpfütze in vollkommener Nacktheit hervortauchte, ihren Wasserkrug auf dem Kopfe. An dem ausgedehnten heiligen Haine vorüber, der aus prächtigen Bäumen, meist Ficus-Arten, besteht und von einem Erdwall umgeben ist, bewegte sich der Zug nach dem angewiesenen Quartiere. Schon hatte Barth mit seinem Diener Bu-Sad das Gehöfte betreten, froh der endlichen Rast, als der Eigenthümer mit wüthender Geberde hervorstürzte und seinen Speer schwingend in der drohendsten Stellung befahl, seine Wohnung auf der Stelle wieder zu verlassen. Barth hatte Mühe, seine Diener zu verhindern, auf den Mann zu schießen, der im besten Rechte war, seinen häuslichen Heerd von unwillkommenen Gästen frei zu halten, die ihm den reinlichen Hof zum Stall ihrer Thiere gemacht und jede Art Schmutz hinterlassen hätten. Das Gehöfte hatte mehrere Hütten und ein Schattendach, und Alles zeugte für ein recht behagliches häusliches Leben. Da auch Billama kein Quartier finden konnte, so mußte das Zelt im Freien aufgeschlagen werden, und zwar bot eine ungeheure Kuka dazu ein sehr dienliches Plätzchen. Dieses Prachtexemplar war über 80 Fuß hoch, der Stamm war bis zu 20 Fuß Höhe schlank und frei aufgeschossen, während die Krone, von einer Fülle von Schlingpflanzen durchwoben, ein überaus prächtiges Laubdach bildete. Während das Zelt aufgeschlagen wurde, sammelten sich viele Eingeborene umher, bewaffnet und nicht allzufreundlich der Hantirung der Reisenden zusehend. Erst die zweigetheilte Zeltstange bewies ihnen, daß sie es nicht mit einem Bornu-Abgesandten zu thun hätten, der feindliche Absichten hege. Sie wurden sofort geselliger, doch mußte der Verkehr auf wenige Höflichkeitsphrasen beschränkt bleiben, da sie weder Arabisch,

noch Haoussa, noch Kanori verstanden und Barth erst mit den Anfangsgründen ihrer eigenen Sprache sich hatte vertraut machen können. Auch einige Fellatah zeigten sich unter den Besuchern, doch waren sie klein von Wuchs und überhaupt nicht von dem stolzen Bewußtsein ihrer westlichen Stammesgenossen. Auf den Hütten sah Barth zu seiner Ueberraschung Fische zum Trocknen ausliegen und veranstaltete mit seinem Billama Nachmittags einen Ausflug nach dem Becken, in dem sie gefischt worden. Der Ritt war beschwerlich, der Boden sumpfig und voll tiefer Löcher, hohes Röhricht erschwerte die Aussicht, und so konnte nur von einem vereinzelt aufspringenden Granitblocke aus eine ungefähre Schätzung der Wasserverhältnisse genommen werden. Ein Flüßchen, das andern Tages passirt wurde, scheint den See zu speisen, der von 20 Zoll langen Fischen wimmelte und von dem gesagt wurde, daß er zu allen Zeiten Wasser habe.

Aber dieser Granitblock, obgleich er die Landschaft nur sehr unvollkommen zeigte, wurde für Barth insofern bedeutungsvoll, als er ihm den ersten Blick auf die Alpenlandschaft von Fumbina und Wandala gestattete, die nun beim Weitermarsche östlich liegen blieb. Von Mora aus hatte schon Denham diese Berge gesehen und durch ihre Schilderung zu abenteuerlichen Theorien Anlaß gegeben. Doch steigen sowohl der Mendif, der Barth zunächst war, als der Metschika, der Umschi, der Fels von Mbutudi, der Takobello, der Alantika und andere kleinere nach den bestimmten Angaben der Eingebornen als vereinzelte Kegel aus der Fläche auf, und eine besondere Bergmasse giebt es mithin nicht. Der Fußumfang des Mendif beträgt höchstens 10—12 Meilen, und ein Theil desselben wird von einem großen Dorfe gleichen Namens umspannt. Seine beiden höchsten Spitzen, die in charakteristischer Weise schräg ansteigen, sind nicht 5000 Fuß über dem Meere oder 4000 Fuß über der Fläche hoch und erscheinen durch das Fernrohr von weißlich-grauer Färbung, so daß Barth sie für Kalkstein hielt. Doch vermuthete er später, es seien Basaltkegel; jedenfalls rührte die helle Färbung von Guano her, das die zahlreichen Vögelschwärme dort hinterlassen. Von einem benachbarten steilen Kegel erhob sich eine Spitze vollkommen säulenartig; dies war der Berg Kamalle. Die Mandarakette erhebt sich wohl nicht mehr als 1500—2000 Fuß über die Fläche und bildet die natürliche Veste und Zuflucht des Heidenfürsten Sfugur, vor welchem Billama große Achtung zu haben

schien. Ueberhaupt schätzte derselbe die Macht der Marghi nicht gering und erzählte, daß sie 30,000 Bewaffnete stellen könnten. Seine Angabe, daß sie ihre Todten in aufrechter Stellung bestatteten, fand Barth später bei diesem Stamme nicht bestätigt, wohl aber den eigenthümlichen Gebrauch, den Tod eines jungen Mannes zu beweinen, aber den eines alten mit Jubel und Ausgelassenheit zu feiern. Auch üben sie die Einimpfung in großer Ausdehnung, die in Bornu und den Nachbarländern nur ausnahmsweise geübt wird.

Anderen Tages ging der Marsch durch unangebautes, fruchtbares, aber gänzlich verwildertes Gebiet, das sich zur Linken bis an die Berge ausdehnt und in seiner großen Fülle der Vegetation Botanikern die reichste Ausbeute gewähren müßte. Ein Flüßchen von c. 50 Fuß Breite, der zwischen 12 Fuß tiefen Ufern in vielfachen Windungen dahinfloß, mußte mehrere Male passirt werden, an irgend welchen Aufenthalt konnte wegen der Unsicherheit der Gegend aber nicht gedacht werden. So schnell es ging, wurden die Thiere vorwärtsgetrieben und einige Fußgänger und Fußgängerinnen, die sich dem Zuge angeschlossen hatten, mußten deshalb in weiterer Ferne nachfolgen. Einmal wurde die Energie der ganzen Gesellschaft plötzlich sehr rege gemacht. Man sah nämlich an dem umbuschten Flußufer einige nackte Heiden und fürchtete sehr, sie möchten zu einer größeren feindseligen Schaar gehören. Als sich das Gegentheil erwies, trugen die Meisten von Barth's Gefährten lebhaftes Verlangen, auf sie loszustürzen und sie in die Sclaverei zu schleppen. Nur durch ernstes Zureden konnte dieses zugleich frevelhafte und gefährliche Unternehmen verhindert werden. Kurz vor Mittag wurde das Dorf Kofa erreicht, das zu den zwischen Bornu und Adamaua streitigen Gebieten gehört und vor Kurzem zerstört war, aber bereits wieder aufgebaut wurde. Der Kriegshauptmann, den Omar unsern Reisenden mitgegeben hatte, trat hier in Function; er hatte das Amt, entführte Eingeborene zurückzuführen und den gestörten Frieden wieder herzustellen, und Barth war Zeuge einer lebensvollen und interessanten Scene, die durch seine verdienstliche, wenn auch mehr politische, als menschenfreundliche Thätigkeit herbeigeführt wurde. Unter den befreiten und zurückgeführten Sclaven befand sich auch ein junges Mädchen, das aus diesem Dorfe gebürtig war. Dieses arme Geschöpf war, sobald es seine heimathliche Stätte wieder erkannte, wie von wilden Dämonen getrieben, und

mit den lebhaftesten Geberden lief sie einmal um das andere rund um alle Hütten herum und fing dann wieder bei der ersten an. Aber nicht Alle waren so glücklich, diejenigen wieder zu sehen, welche sie verloren hatten, und Viele standen mit trübseligen Mienen da, die vergeblich nach ihren Söhnen und Töchtern forschten. Billama benahm sich bei seiner Mission in wohlwollender Weise und wurde auch freundlich von Allen begrüßt, ein Zeichen, daß er, während er hier früher Statthalter von Bornu aus war, nicht allzu grausam gewesen. Jetzt stand dieses Dorf unter dem Schutz der Fulbe oder Fellatah. „Welch' eine Fülle der tragischesten Verhältnisse", sagt Barth, „ließe sich in diesen unglücklichen und zerrissenen Gegenden sammeln, wo der Reisende Tag für Tag häusliches Glück mit Füßen getreten, Kinder von den Brüsten ihrer Mütter und Weiber aus den Armen ihrer Gatten gerissen sieht."

Der nächste Platz, in den der Zug einrückte, war Lahaula, ein höchst malerisch in dem natürlichen Felsen-Amphitheater gelegenes Dorf; Felsmassen, bald Sandstein, bald Granit, starrten rings empor, Buschwerk und Bäume, die zwischen den Blöcken hervorbrachen, vollendeten das Ganze zu einem anmuthigen und reichen Gemälde. Der Eintritt war aber kein glücklicher, denn es entlud sich, während sich die Kameele schon in einiger Unordnung durch den Verhack drängten, ein starkes Gewitter, der Regen stürzte in Strömen herab, und so gerieth das Ganze in große Verwirrung. Noch schlimmer aber war es, daß die erste Person, welche den Einziehenden entgegenkam, eine Mutter war, die sicher hoffte, ihren Sohn als freien Mann aus Kukaua zurückkommen zu sehen, wohin er als Sclave geschleppt war. Als sie aber hörte, daß der Ersehnte nicht gekommen sei und daß sie es nie erleben würde, ihn wiederzusehen, erfüllte sie das ganze Dorf mit ihrem Wehklagen und mit Flüchen über die Kanori. Diese Scene machte einen ungünstigen Eindruck auf die Bewohner. Zwar erhielt Barth von dem Vorsteher ein Quartier angewiesen, aber der Besitzer, der ein Sohn des Vorstehers war, erhob bei seinem Eintritt einen schrecklichen Lärm und ergriff unter wilden Drohungen seine Waffen, so daß Barth es vorzog, im Freien sein Zelt aufzuschlagen und es sich so bequem zu machen, wie möglich. Er hatte damals allen Grund zu beklagen, daß er ohne Bettgestell reis'te und nur Teppich und Decke über einer groben Rohrmatte auszubreiten hatte. Das

Lager war gewiß kläglich genug, doch gewährte ihm der Anblick eines Sfafi einiges Interesse, einer Art Fetisch und eine symbolische Darstellung ihres Gottes Fete, wie es scheint. Dieser Sfafi bestand aus einem etwa 9 Fuß langen Pfahle mit einem kleinen Kreuzholz, das zugleich eine Stütze für einen irdenen Topf mittlerer Größe bildete. Näheres war Barth über den Gott und sein Bild nicht in der Lage zu erforschen, auch konnte es ihm bei der großen Herzenseinfalt der Mehrheit seiner Verehrer nur eine dürftige Genugthuung sein, daß einige derselben später den Gott mit Barth selbst identificirten und offen aussprachen, er sei gewiß ihr Gott Fete und wolle einige Stunden gemüthlich mit ihnen zubringen. Der Meinung waren indeß nicht Alle. In der Nacht rottete sich eine starke Partei zusammen und wollte sich auf die Fremden stürzen, wurde aber noch glücklich durch den Vorsteher verhindert, der ihnen vorstellte, sie zögen sich dadurch gleichzeitig den Haß des Scheich von Bornu und des Statthalters von Adamaua zu. Ruhig war die Nacht aber doch nicht. Einer der Schläfer wurde von einer Hyäne gar unsanft am Beine gepackt und wäre vielleicht ihr Opfer geworden, wenn nicht auf sein gewaltiges Schreien bald Alle auf den Beinen gewesen wären, um den unholden Ruhestörer zu verscheuchen.

Der Morgen war nach einem Gewitter, das in der Nacht sich entladen hatte, prächtig frisch, die Landschaft durch Laubwerk jeder Art und durch nackten Granit mit schwarzen Quarzblöcken, auch durch rauschende Bäche mannichfaltig belebt. Sogar Eisenstein fand sich. Aber leider war keine Muße, sich dieser Pracht in Ruhe zu erfreuen, denn der gefährlichste Tagemarsch stand bevor; nirgend mehr wie in dieser Gegend werden Einzelwanderer oder Nachzügler von lauernden Feinden erschlagen oder in die Sclaverei geschleppt. Deßhalb schaarte sich die ganze Reisegesellschaft dicht zusammen und zog eilig und ängstlich voran. Nur im schützenden Waldesdickicht wurde kurze Rast gemacht und dann weiter geeilt, bis Mittags der Weg aufwärts stieg und eine Erhebungslinie passirt wurde, die Barth auf 2000 Fuß Höhe über dem Meere schätzte und die er für die Wasserscheide des Tsad-Beckens und des großen Flußsystems Benue-Kuara zu halten geneigt war. Der Grat des Berges war durch Granitblöcke derartig verbarrikadirt, daß die Kameele nur langsam und beschwerlich sich durchwanden, doch ging der Weg nun abwärts und zeigte häufig jene

Euphorbia, die Bidjaye genannt und aus deren Safte das Gift für die Pfeilspitzen gewonnen wird. Die Pflanze schien nicht mehr als 10—12 Fuß Höhe zu erreichen.

Weiter absteigend übersahen die Reisenden ein weites Thal, das hin und wieder bebaut war, und erreichten gegen 2 Uhr Nachmittags die Ringmauer der Stadt Uba, der nördlichsten Fellatah-Stadt dieser Gegend. Die Mauer ist im Grunde nur ein niedriger, mit Dornen bewachsener Erdwall, die Stadt selbst sehr ungleichmäßig bewohnt, jede Hütte war mit einem kleinen Kornfelde und schlanken schmucken Bäumchen umgeben, was einen behaglichen, angenehmen Anblick gewährte. Die Moschee, an der der Marsch vorüberging, ist ein geräumiges viereckiges Haus, das aber nur aus Hallen und freien Plätzen besteht und aus Pfählen und Mattenwerk errichtet ist, also nur eine Bongo-Hütte im Großen, kühl im Sommer, zur Regenzeit aber gewiß sehr feucht und äußerst unbehaglich. An der Wohnung des Statthalters angelangt, lös'ten Billama und Barth's Diener nach Landessitte einige Schüsse, worauf der Statthalter am Thor erschien und den Reisenden am Nordrande ein Quartier anwies, das an sich elend genug war, aber doch den Vortheil hatte, nicht in der Mitte schmutziger Hütten zu stehen. Barth hatte sich kaum auf seiner Matte ausgestreckt und der freudigen Betrachtung hingegeben, daß er nunmehr die Grenze dieses interessanten muhamedanischen Königreiches Adamaua erreicht habe, dieser kühnen Schöpfung des fanatischen Pullo-Herrschers Adama an der Stelle des frühern großen heidnischen Königreiches Fumbina, als sich der Statthalter mit zahlreichem Gefolge bei ihm zum Besuche einstellte. Das Gespräch war indeß leider in keiner Weise lehrreich; über die Schicksale der eingebornen Stämme und über die Zeit der Invasion seiner Landsleute wußte er keinerlei Auskunft zu geben, weßhalb Barth sofort einen Ausflug in die Felsenkette beschloß, der ersprießlicher zu werden versprach, als das Gespräch mit diesem Herrn. Der Statthalter rieth nicht zu diesem Unternehmen, da Barth aber beharrlich blieb, so schloß er sich mit seinem ganzen Troß der Bergfahrt an. Die Ersteigung war nur bis auf etwa 100 Fuß möglich, da die Blöcke zerrissenen Granits in der wildesten Verwirrung über einander gethürmt lagen und eine natürliche Festungsmauer der stärksten Art darstellten, doch war der Blick dankbar. Das Thal lag frei da, bis auf die im Osten sich hinziehende Kette mannichfach ge-

formter Berghäupter unbegränzt. Die einzelnen Kuppen steigen oft kegelförmig mit gerader, abgeschrägter oder abgestumpfter Spitze auf. Eine solche Felsmasse von etwa 6000 Fuß, die andern Tags noch näher betrachtet wurde, hieß Fingting, mit den Gipfeln Ba und Yaurogudde.

In Mubi, das von einem hellen Flüßchen gleichen Namens bespült wird, wurde am folgenden Abende gerastet. Der Gongola-Fluß, den Vogel entdeckt hat, scheint mit dem Mubi vereinigt dem Benue von Norden her zuzuströmen; solcher Rinnsale müssen viele hier laufen. Die muhamedanische Fulbe-Bevölkerung zeigte sich sehr zudringlich und neugierig, die Effecten der Reisenden erregten ihr Erstaunen, besonders die Kameele, die hier gar nicht vorkommen, und der Anblick der Berge durch ein Fernrohr überraschte sie; noch mehr aber waren die Unterrichteten erfreut, einige englische Druckschriften zu sehen. Im Allgemeinen sind sie lebhafter, als die eingebornen Schwarzen, und weniger gutmüthig als diese. Der Stadtherr blieb fast den ganzen Abend in Barth's Gesellschaft und war über das Geschenk von 10 Bogen weißen Schreibpapiers sehr entzückt. Er gehörte zu den Gelehrten seines Volkes, doch beschränkte sich sein Wissen darauf, in 2 bis 3 Büchern belesen zu sein; er war aufgeweckt und gesprächig, konnte aber keine oder nur äußerst dürftige Auskunft über Dinge von geschichtlichem Interesse geben.

Der Weg führte andern Tags statt durch Wildniß bereits wieder über Wiesen und Weidegrund und durch meist gutgebautes Ackerland, ein Beweis, daß die Betriebsamkeit bei den Fellatah größer ist, als bei den eingebornen Heiden. Als der Zug an dem Landsitze eines reichen Pullo, Namens Alkasso, vorbeiging, kam derselbe an die Straße, um den Fremdling aus weiter Fremde zu sehen und zu begrüßen. Der alte, ehrwürdige Patriarch trat mit seinen Söhnen hervor, um dem einfachen Gefühle der Verehrung Ausdruck zu geben, zwei der jungen Männer gingen lange neben Barth's Pferde, um den Segen des Mannes zu erhalten, den sie als einen der Quelle des Glaubens Näherstehenden und Bevorzugten zu betrachten schienen. Das Ganze konnte den christlichen Wanderer wohl einigermaßen mit der Verheerung und der Masse des Unglücks aussöhnen, das diese fanatischen Fulbe oder Fellatah überall aussäen, wohin ihre Eroberungszüge sie führen. —

In einer malerischen, wohlbebauten und mit häufigen Gruppen schlanker Delebpalmen geschmückten Landschaft traf der Zug auf das Dorf Umbutudi, das rund um einen freistehenden Granitblock von 300 Fuß Höhe und 900 Schritt im Umfange gebaut ist. Der Ort war früher von mehr Bedeutung gewesen, die steile, mit kleinen Bäumen und Gebüsch bedeckte Höhe hatte als Citadelle dem Orte eine ungewöhnliche Festigkeit gegeben, aber seit der Invasion der Fulbe hatte der Ort sehr gelitten, er war anmuthig und eigenthümlich gelegen, aber im Innern recht armselig und zählte nur noch ungefähr 100 Hütten. Von den Fulbe hatten sich erst in letzter Zeit einige Familien in Umbutudi niedergelassen, die indeß sofort die Rolle der herrschenden Classe spielten. Ein hoch- und schlankgewachsener Pullo von sehr vornehmem Wesen wies dem Fremden ein Gehöft am Felsen zum Quartiere an, doch waren die Hütten feucht und schlecht, und unter den Bäumen konnte nicht gelagert werden, ohne sich der unfreiwilligen Befruchtung mit Guano auszusetzen, mit der zahllose Störche, die auf den Bäumen hauf'ten, die Ruhenden bedrohten. Barth war zufrieden, sich endlich im Schatten eines Baumes, wo der Boden leidlich kühl war, ausstrecken zu können. Seine Diener hatten unter die Störche feuern wollen, waren aber von den Anwohnern, bei denen diese Thiere in hoher Verehrung stehen, daran verhindert. Vielleicht kamen diese Thiere in wenigen Monaten wieder nach Europa, nach Hamburg, — es mußte auch dem Reisenden frommer erscheinen, sie als freundliche Boten dorthin kehren zu sehen, als sich sagen zu müssen, daß sie beim Umkreisen seines väterlichen Daches Klage um Gefährten führen könnten, die im Herzen Afrika's von seinem Feuergewehr erlegt wurden.

Die Besteigung des steilen Felskegels war mühsam, lohnte sich aber durch den Blick in die weitgespannten Pläne umher. Und auf dem Steinthrone sitzend sah der Reisende sich mehr und mehr von Besuchern umgeben, die äußerst freundlich und sogar dankbar dafür waren, daß sie ihm alle Wörter ihrer Sprache in seine Schreibtafel dictiren durften. Diese heidnische Sprache wird Sani genannt und ist mit der Marghi-Sprache auf das Innigste verwandt. Besonders schloßen sich zwei Fulbe-Mädchen von 9 und 15 Jahren innig an den verehrten Reisenden an. Sie waren mit weißen Hemden und einem tief herabgehenden Tuche anständig genug bekleidet und trugen

Glasperlenschnüre um den Hals. Die Eingebornen hatten nur Lederschürze und hinten ein schweifartig herabhängendes Blatt. Erst spät konnte Barth von dem prächtigen Puncte sich trennen. Alle begleiteten ihn nach seiner Hütte, die Fulbe-Mädchen verließen ihn erst nach Mitternacht und die ältere unter bitterlichen Thränen, da sie gebeten und fast gehofft hatte, der weiße Fremdling werde sie heirathen. Zeit dazu war es für sie, denn sie stand bereits in derjenigen Blüthe, die unsere Mädchen mit 25 Jahren erreicht haben. Hier in diesen Ländern, sagt Barth, hat die Natur Alles für den Menschen gethan: Schüsseln, Löffel und Flaschen wachsen an den Bäumen; im Walde wächst Reis; Korn und Erdmandeln gedeihen ohne Mühe; der Boden liefert in dem Rohr des Waldes und Feldes das nöthige Material für die Wohnung, und nur etwas Kleidung und Perlenschmuck muß erhandelt werden, aber nur von denjenigen, welche ohne diesen Luxus nicht leben können. — Der Brei aus Erdmandeln kann durch Kochen mit Milch und durch hinzugethanen Honig recht schmackhaft bereitet werden. Es giebt außer der süßen auch eine bittere Erdmandel, aus der ein feines Oel dargestellt werden kann und die von den Eingebornen für gesünder gehalten wird, wohl weil sie weniger leicht Blähungen macht; doch gab unser Reisender der süßen den Vorzug. Diese Arachis heißt an der Westküste von Süd-Afrika „der kleine Erdmann", wird viel gebaut und auch ausgeführt, scheint sich aber nicht lange zu halten. Pudding aus Sesamsamen hat Barth im Sudan oft und gern gegessen. Die Kornerndte des letzten Jahres hatte aus einem unglücklichen Grunde keinen oder nur spärlichen Ertrag geliefert: die meisten Einwohner hatten an dem Feldzuge gegen den Stamm der Lere Theil nehmen müssen. Sie werden zwischen dem Sorghum gebaut, wo sie in den nothwendigen Zwischenräumen, der zwischen den einzelnen Rohrbüscheln bleiben muß, günstigen Platz haben. Gerade so werden in Bornu die Bohnen gezogen. In Umbutudi ist auch die Negerhirse (**Pennisetum Typhoideum**) viel cultivirt, in Sjegero mehr die rothe Art Sorghum. Geschmückt und anmuthig beschattet war die Gegend, so weit das Auge reichte, mit Butterbäumen (**Bassia Parkii**), die von Adamaua bis an den Senegal vorkommen und überall als die Milchkuh der Eingebornen hoch in Ehren stehen. Rührend fand Barth den Anblick einer jungen Frau, die im Schatten am Wege in gemüthlicher Ruhe dasaß, mit

ihrem kleinen Sprößlinge zärtlich beschäftigt, während ihr Mann auf dem nahen Acker die Arbeit der Sclaven beaufsichtigte.

Der Ort Badanidjo war zum nächsten Nachtquartier ausersehen, aber ärmlich und ungastlich, wohl in Folge der kurz vorhergegangenen Unterwerfung. Das von den Fulbe eingeführte Rindvieh hatte sich noch nicht an das Klima gewöhnt und kränkelte, Milch war nicht zu haben, auch sonst Nichts, so daß die Reisenden sich mit den wenigen Erdmandeln genügen lassen mußten, die sie mitgebracht hatten. Der Ort mochte etwa 3000 Einwohner haben, die Höfe waren groß und geräumig und die Sprache von der Marghi- und Sari-Sprache gänzlich verschieden. Badanidjo ist nämlich der nördlichste Sitz eines anderen, des ausgedehnten Stammes der Fali oder Fari. Weiterhin wurde die Gegend waldiger und für die Kameelreiter äußerst lästig. Endlich war Sfarau erreicht, hoch auf einer Wasserscheide des Tsad gelegen und Vereinigungspunct der Straßen von allen Seiten. Diese Lage ist Ursache gewesen, daß viele Bornuleute neben den Fulbe sich hier angesiedelt haben, und so besteht der Ort in der That aus einer Bornu- und einer Fulbe-Stadt, — Sfarau Berebere und Sfarau Fulfulde —, die sich charakteristisch genug von einander unterscheiden. In der ersteren Alles düster und melancholisch, mit kleinlicher Sorgfalt angelegt; äußerst regelmäßige Hütten mit ebenso sorgfältig geflochtenen Rohrdächern; wenige kümmerliche Bäume erheben sich, geben aber nur spärlichen Schatten; die dunkelschwarzen Männer tragen dunkle Toben und haben finstere Züge, breite Nüstern, die Frauen mit runden, kurzen Formen sind überhaupt wohlgenährt und gehören zu den schönsten Bornu-Weibern. Ihre Busen sind voll, aber im Nasenflügel tragen sie eine Korallenperle und haben das Haar ängstlich in Helmgestalt frisirt. Wie anders ist Alles in Sfarau Fulfulde! Leichte, luftige Hütten, die Gehöfte voll üppigster Büsche, Bäume und Pflanzen jeder Art, Alles sprossend und freundlich, Menschen und Vieh in traulichster Gemeinschaft; die Männer von geradem schlankem Wuchse und heller Farbe, die Züge offen, lebensvoll, intelligent, die Kleidung ein reinliches weißes Hemde; Frauen und Mädchen in den leichtesten, anmuthigsten Formen, das Haar leicht in Locken auf den schlanken Nacken herabfallend, den Hals mit Perlen geschmückt, ein helles Gewand —, Alles leicht und lieblich! — Ebenso verschieden ist die Beschäftigung und tägliche Kost beider Nachbarn.

Die Bornu-Leute sind Weber und Handelsleute und ihre Kost Tag für Tag der trockene Sorghumteig, durch Kukasaft nur um ein Weniges genießbar gemacht. In Ssarau Fulfulde sind alle Bewohner Viehzüchter und Landbauer, und Milch und süße Erdmandeln sind ihre Kost. Beide Stadttheile werden natürlich von Fulbe-Statthaltern verwaltet, aber mit gleicher Gerechtigkeit, ohne allen Druck. Der Zuzug der Bornu-Leute wird sogar gern gesehen und befördert.

Die Wohnung, welche unserm Reisenden angewiesen wurde, war sehr geräumig und bestand aus einem äußern und einem innern Hofraume von dreieckiger Gestalt, in jeder Ecke eine Hütte, von denen nur eine, die des Mannes, durch eine Thür nach dem äußeren Hofraum Zugang gestattet. Diese Hütte hat eine zweite gegenüberliegende Thür, durch welche man in den Hof und die beiden anderen Hütten gelangt. In der ersten Hütte war ein 3 Fuß hohes Bettgerüst, aus Zweigen festgeflochten und mit Thon wohlüberzogen, 7 Fuß lang und 5 Fuß breit, außerdem eine Feuerstelle und die Wände mit hellbrauner Farbe bemalt. In dieser Hütte quartirte Barth sich ein, weil sie die luftigste und hellste war, wenn von diesen Eigenschaften einer Wohnung noch gesprochen werden darf, die gar keine Fenster besitzt und statt der Thüren in Wahrheit nur eigentlich Löcher zum Durchkriechen hat. Die beiden inneren Hütten sind für die Frauen bestimmt. Man denke, daß jede Hütte nur ein Thürloch von 2 Fuß Höhe und 10 Zoll Breite und dabei eine eirunde Form hat. Wirklich möchte man glauben, sagt Barth, daß sie dazu bestimmt sind, ohne weiteren Verschluß die junge Ehefrau zu Hause zu halten, nachdem sie einmal als Jungfrau so glücklich gewesen, sich hindurchzuzwängen. Die Lagerstätten der Frauen sind eleganter als die des Mannes, und noch durch Querwände vor neugierigen Blicken geschützt. Küchenbretter, große irdene Töpfe, hängende Strohgeflechte zur Aufbewahrung von Schüsseln, Ledertaschen und Aehnliches fehlte nicht. Eine Kornurne, eine Wasserurne und eine Kochstelle befand sich im Hofraume. Die Sclaven wohnen meist außen in Landbaudörfern, oder in besonderen, schlechteren Hütten in dem äußeren Hofraume.

Leider war auch in Ssarau die Theuerung aus dem obengesagten Grunde so groß, daß es schwer war, für die fünf Pferde den nothwendigen Bedarf für Geld zu erhalten. Hätte Barth für die ärztliche Hülfe, die allseitig von ihm beansprucht wurde, Lohn nehmen wollen

und dürfen —, die englische Regierung hatte unentgeltliches Verabreichen von Arzneien angeordnet —, so würde er guten Verdienst gehabt haben. So curirte er um Gotteswillen, was nur irgend curabel war. Manche Fälle, erzählt er, hätten aber auch wohl der Geschicklichkeit erprobterer Aerzte, als er einer war, gespottet. So kam eine Frau zu ihm, die seit zwei Jahren ein Kind unter ihrem Herzen zu tragen vorgab, und wollte, daß der weitberühmte Fremde ihr zur Mutterschaft verhelfe, wozu dieser nun freilich der Zauberkraft ermangelte. Als Barth anderen Tags den übrigens ärmlichen Markt besucht hatte, ging er auch zu dem Amtmann von Sfarau, der in einer Hütte von 25 Fuß Durchmesser und 10 Fuß Höhe mit 8 Fuß hohen Thüren wohnte, also einer gewiß anständigen und dabei äußerst saubern Wohnung. Er war aber ein unglücklicher blinder Mann und wurde von einem Mallem oder Modibo geführt, der ebenso groß und schön als liebenswürdig war und ihm mit seiner leidlichen Kenntniß des Arabischen als Dolmetscher diente. An Kompaß, Chronometer und Aehnlichem, was Barth zeigte und von dem Alten betasten ließ, hatte derselbe nur wenig Freude, denn er hatte gehofft, daß der Fremde ihn von seiner Blindheit befreien würde, und war deßhalb auf's Aeußerste betrübt, als dieser ihm die Unmöglichkeit der Heilung gestehen mußte. Die Bornu-Frauen verlangten sehr nach Gewürznelken und bezahlten sie theuer genug. Hätte Barth sich aber auf das Aufschreiben von Zauberformeln einlassen wollen, so hätte er mit seinem ganzen Gefolge im größten Ueberfluß schwelgen können.

Der Weitermarsch am 16. Juni führte durch eine rauhe, felsige, nur sehr selten angebaute Landschaft und bot häufig neue und stets interessante Ansichten der im Nordosten sich hinziehenden Bergkette; auch zur Rechten kam eine Berggruppe, Namens Konkel, in Sicht und fesselte die Aufmerksamkeit der Reisenden. Bald wurde dann Belem erreicht, die Residenz des Mallem Dalili, eines Mannes, den Barth wegen seiner vielen vortrefflichen Eigenschaften längst kennen zu lernen gewünscht hatte und der ihn so herzlich aufnahm und so dringend zu verweilen bat, daß Barth trotz seines Verlangens, die große Wasserstraße im Sudan zu sehen, dessen Wünschen nachgab. Dalili war ein ehrwürdiger Greis von angenehmen Manieren, einfach gekleidet, den Kopf mit dem sogenannten Löwenmaul bedeckt, einer eng anschließenden, für alte Leute sehr kleidsamen grünen Kappe. Er

führte seinen Gast freundlich umher und zeigte ihm auch — Pferdeställe, die sich in runden, geräumigen Lehmhütten befanden, auch Hürden für das Rindvieh, Dinge, die in Bornu und Haoussa nicht einmal als Luxus-Artikel existiren, da man die edelsten Rosse dort allen Wechseln der Witterung aussetzt. Unter den Pflanzen, die umher sichtbar wurden, kam besonders die Palma Christi in auffallender Menge vor, ferner eine vereinzelte Gonda und eine bananenartige Pflanze, deren weicher, glatter Stamm 25 Fuß hoch aufstieg, aber durch das Gewicht seiner kolossalen Blätter, deren größte 6 Fuß Länge und 20 Zoll Breite hatten, herabgezogen und gebeugt wurde. In Haoussa wird diese Pflanze fälschlich Alleluba genannt; sie scheint dem abissynischen Emsat nahe verwandt zu sein.

Ein arabischer Abenteurer drängte sich auch hier unserm Reisenden auf und wünschte besonders zu wissen, was Barth in diese Gegend geführt habe, worauf Bu-Sad sich denn veranlaßt sah zu erwidern, es sei seine Absicht, in den Bergen nach Gold- und Silberminen zu suchen. Er stammte aus Djidda bei Mekka, war früher Matrose gewesen, hatte sich in Wadai und Logone aufgehalten, wo er warme Bäder gebaut hatte, und war in derselben Absicht bereits seit 20 Tagen nun auch in Belem. So fördern diese Abenteurer wenigstens hin und wieder die Civilisation auf ihren Fahrten. Er beschenkte Barth mit einem Stücke einheimischer, selbstproducirter Seife, wogegen dieser ihm ein halbes Pfund Nelken verehrte.

An der Bekanntschaft zweier jungen Edelleute aus der Nachbarschaft hatte Barth größere Freude. Besonders der jüngere fiel ihm auf durch seine seltene Körperschönheit; er war dabei schlank, olivenfarbig und von einnehmendem Angesicht. Leider ist diese Schönheit bei den Fulbe nur ein Vorrecht des ersten Jünglingsalters. Ist das zwanzigste Jahr überschritten, so bekommt das männliche Geschlecht bereits den affenartigen Ausdruck der Züge, der bei den Weibern erst später sich einstellt. Beide Jünglinge waren sehr entzückt über zwei werthlose Ringe mit falschen Steinen, die Barth ihnen für ihre Frauen mitgab. Der alte Dalili zeigte ein weitergehendes Interesse, besonders staunte er über eine Karte von Africa, welche ihm die große Ausdehnung des Continents nach Süden hin zeigte, von der er keine Ahnung hatte. Auch das christliche Gebetbuch Barth's betrachtete er mit frommem Erstaunen, wie es denn überhaupt einen christlichen

Reisenden in diesen Gegenden sehr empfiehlt, wenn er über das Wesen des wahren Christenthums und seiner erhabenen Grundsätze mit Kenntniß und Wärme sich ausspricht. Nur darf er sich nicht beikommen lassen, gegen die Einheit und Untheilbarkeit Gottes einseitige Dogmen vorzubringen.

Die Reise hatte noch desselben Tages fortgesetzt werden sollen, doch war ein Diener Barth's im Genuß von Erdmandelbrei so unmäßig gewesen, daß er ernstlich krank wurde. So blieb man bei dem wackern Dalili zu Nacht und hätte auch nirgendwo sonst eine herzlichere und bessere Bewirthung finden können. Der gute Alte ließ eine Ziege, mehrere Hühner, Korn für die Pferde und Anderes in das Quartier seiner Gäste senden und war sehr dankbar, als er dagegen ein Stück Kampher und ein Packet mit Gewürznelken erhielt. Dalili, oder wie er eigentlich heißt, Mallem Oro, ist in Wadai geboren, wurde aber 1808, als die Eroberungszüge der Fulbe seine Heimath beunruhigten, von dort flüchtig und siedelte sich hier in Fumbina an. Auch diese Einwanderer unterscheiden sich wie die Bornu-Kolonisten von den Fulbe dadurch, daß sie nicht weiße Hemden, sondern dunkelblaue Toben tragen. Sie sind nicht gedrückt, vielmehr geduldet und begünstigt.

Ein Gewitterregen hatte Nachts die Luft abgekühlt, so daß der Weitermarsch durch das offene, freundliche Land äußerst anmuthig war. Der Blick zur Rechten ging über üppiges Wiesen- und Ackerland bis zu den durch einen niedrigen Höhenzug verbundenen Bergen Konkel und Holma. Bereits war an allen Flüssen und Bächen, sowie an der Gesammtneigung und Senkung der Landschaft zu erkennen, daß man sich der südlichen großen Wasserader des Landes näherte. Mehr und mehr blieben Hügel und Berge zurück, und eine geräumige Thalebene empfing die Reisenden. Die Gegend nahm einen anmuthigen, sogar parkähnlichen Charakter an, das üppigste Grün wechselte mit reichen Kornfeldern, auf denen die Halme schon 5 Fuß hoch waren. Billama hatte ein Quartier mit einem guten Nachtessen im Sinne und ließ deßhalb den Marsch statt in das Heidendorf Bumanda in das moslemische Städtchen Sfulleri fortsetzen, doch fand sich die Gesellschaft sehr getäuscht, indem die Aufnahme daselbst sehr unfreundlich war und es an jeder Bewirthung fehlte; für unsern Reisenden war dieser Umstand aber sehr günstig, denn über Bomanda ziehend

würde man den Benue weiter unterhalb passirt und den Taepe nicht gesehen haben, das heißt den so wichtigen Punct, wo der Faro sich mit dem Benue vereinigt und den letzteren zu der majestätischen Größe anschwellt, durch die er dem Kuara wenigstens gleichkommt. In der eingeschlagenen östlichen Richtung vorgehend folgte der Marsch dem sandigen, augenblicklich trocknen Bette des Mayo Tiel, der in den Benue fließt. Eine Reisegesellschaft lagerte dort, Männer und Frauen, und letztere waren beschäftigt, aus einem im Flußbette gegrabenen Loche vortreffliches Wasser zu schöpfen, das auch den neuen Ankömmlingen und ihren Thieren nicht wenig mundete. Erst gegen Abend, als ein heftiges Gewitter losbrechen wollte, erreichte man Sfulleri und wurde keineswegs freundlich willkommen geheißen. Unserm Reisenden war es aber auch mehr um ein gutes Lager als um viel Höflichkeitsphrasen zu thun, weßhalb er aus der Noth eine Tugend machte, kurz und gut in eine Wohnung eindrang und sich in dem geräumigen und reinlichen Eintrittsgemache bequem einrichtete, unbekümmert um die niederstürzenden Regengüsse und die polternden Scheltworte des Hausbesitzers.

Der 18. Juni war der glückliche Tag, an welchem Barth den mächtigen Fluß sehen sollte, von dem er so oft gehört, den aber die Wissenschaft noch nicht ihr eigen nannte und durch dessen erste Erforschung er ein neues Blatt für den Kranz seiner Verdienste zu erwerben ausgezogen war und weder Mühen noch Gefahren gescheut hatte. Große Ameisenhügel, die stets in der Nähe von Flüssen häufiger vorkamen, bildeten hier großartige Bauwerke und deuteten an, daß jeder Schritt die Reisenden dem Strome näher brachte. Sie sind in parallelen Reihen aufgeführt und stehen offenbar alle durch unterirdische Gänge mit einander in Verbindung. Mit gothischen Bauwerken, wie man wohl annimmt, haben sie keine Aehnlichkeit, sie bestehen vielmehr aus abgeflachten Pyramiden, die bis 60 Fuß Durchmesser und 30 Fuß Höhe haben. In weitester Ferne am südwestlichen Horizonte kam auch der Alantika in Sicht, ein bedeutender Berg, der von Westen her ebenso allmählich aufsteigt, wie er an der Ostseite steil und jäh abfällt. Barth schätzte nach dem Augenmaße die Höhe auf 9000 Fuß über dem Meere und hält sein Plateau auch deßhalb für sehr ausgedehnt, weil es die Gebiete von sieben freien Heidenfürsten einschließt.

Zuerst noch über Ackerland, dann durch eine große Sumpfebene voll tiefer Löcher und mit hohem Riedgrase bewachsen, die Savanne von Fumbina, die zwei Monate lang nach der Regenzeit einen einzigen See bildet, gelangten die Reisenden wieder auf einen höheren Rücken, auf dem die Hütten der Benue-Fährleute stehen. Kräftigschlanke und gelenke Knaben, nur mit einem Lederschurz bekleidet, liefen hinter ihnen drein, wie sie eifrig und unaufhaltsam vorwärts eilten, um den Strom zu sehen. Noch eine Viertelstunde und sie standen am Benue.

„Wer je den schrankenlosen Phantasien eines Jugendtraumes sich überlassen hat", sagt Barth, „und einem großen Plane nachgegangen ist, wird sich leicht eine Vorstellung von den Gefühlen machen können, die mich bewegen mußten, als ich vom Ufer herab meine Blicke über die Flußlandschaft schweifen ließ. Von stummem Entzücken ergriffen, schaute ich sprachlos in das weite Land hinein. Wie die Natur es geschaffen, ohne von der künstelnden Hand des Menschen berührt zu sein, lag diese reiche Landschaft da, ein Feld der Thätigkeit kommender Geschlechter."

Ueberall wüste Wildniß, wie das die jährlichen Ueberschwemmungen nothwendig machen, aber von Ost nach West und in majestätischer Breite, durch ein vollkommen offenes Land, wälzte der Benue seine blauen Wogen dahin. Der Wasserstand war damals ein niedriger, und so übersah Barth von einem 30 Fuß hohen Ufer vor sich den Benue, während ihm gerade gegenüber hinter einer Landspitze der Faro hervorstürzte und seine Wasser mit denen des Benue vereinigte, um mit ihm am nördlichen Fuße des Berges Bagele entlang seinen Lauf durch die Lande und zum fernen Kuara hin zu verfolgen. Jenseits des Zusammenflusses beider Ströme erhob sich im Süden der gewaltige Alantika, auf der Nordseite der Taepe und hinter ihm der Bengo, von dem aus der Faro in langer Linie nach Nordwest verläuft.

Lange genoß Barth, in stillem Entzücken auf den Strom zu seinen Füßen hinschauend, das ganze und größte Glück des Lebens in unmittelbarster Empfindung. Und mit Recht. Denn wenn er sich schon nach den in Kukaua gesammelten Notizen im seligen Vorgefühl gesagt hatte, daß er den Strom hier finden werde, den die Natur dazu bestimmt habe, die rüstigen, Alles überwältigenden Kräfte des

Nordens in das Herz des tropischen Afrika zu geleiten, jetzt hatte er festgestellt, worüber Laird, Allen und Oldfield und die ersten Gelehrten der alten Welt noch im Streit auseinandergingen. Er durfte mit stolzem Selbstgefühl hoffen, daß zum großen Theil nach seiner Vorarbeit nun die Schätze dieser gesegneten Länder gehoben und die Keime menschlicher Glückseligkeit, die auch in dem einfachen Leben der Menschen hier so reich verborgen liegen, befreit werden würden, gelöst von dem Drucke der Menschenjagd und Sclaverei und zur vollen Entfaltung gehoben. Schon sah er an der Stelle, wo er sich jetzt in einem ausgehöhlten Baumstamme übersetzen lassen wollte, europäische Wimpel flattern. Und er hatte nicht geirrt. In Folge seiner Entdeckung wurde noch nicht drei Jahre später eine Benue-Expedition von den Engländern ausgesandt und Dr. Baikie drang mit dem Dampfer Plejade bis Gurowo vor und von da in Booten bis fast an die Stelle, an der Barth am 18. Juni 1851 den Benue entdeckte und überschritt.

Bevor die Boote herangekommen waren, nahm Barth ein Bad im Benue, ein Genuß, den er sich, seit er im Eurymedon gebadet, nicht verschafft, symbolisch zugleich eine Besitzergreifung der wichtigen Entdeckung für seine Person. Der Benue ist reich an Goldkörnern und Krokodilen, doch belästigten ihn diese letzteren ebensowenig, als er durch einen glücklichen Fund von ersteren erfreut wurde, obgleich seine Leute bei jedesmaligem Untertauchen ausriefen, es geschehe, um Gold zu greifen. Uebrigens sind Europäern Flußbäder in tropischen Gegenden nichts weniger als zuträglich und gehören in erster Reihe mit zu den Unvorsichtigkeiten, welche als Hauptursache der großen Sterblichkeit unserer hier reisenden Landsleute anzuklagen sind. Die Ueberfahrt in den elenden, schwankenden Fahrzeugen gelang doch leidlich, nur einem Pullo-Wallfahrer wurden seine heiligen Bücher gänzlich durchnäßt, worüber er untröstlich war. Unter lautem Weinen breitete er seine verdorbenen Schätze an der Sonne aus, um sie zu trocknen. Der Fährlohn für sämmtliche Personen, drei Kameele und fünf Pferde betrug 5 Dora, für welche Summe man in Kukaua zwei Ochsenladungen Hirse hätte kaufen können, doch fand Barth sie nicht eben allzuhoch. Die Breite des Benue war an dieser Stelle etwa 1200 Schritt; bis 40 Fuß vom Ufer hatte er nur 2—4 Fuß Tiefe, dann aber wurde er an 11 Fuß tief und ziemlich reißend.

Nach den Spuren in den Baumrinden und den Wipfeln muß das Wasser oft 30 und sogar 50 Fuß über den jetzigen Stand sich erheben. Der Faro, der nun auch sofort überschritten wurde, hatte etwa 900 Fuß Breite und 2 Fuß Tiefe, war also trotz der gegentheiligen Ansicht der Berichterstatter der kleinere Fluß. Aber er kommt aus den Bergdistricten und mag deshalb oft den Benue an Ungestüm übertreffen. Die Ueberschwemmungszeit ist nach allen Ermittlungen die Zeit vom 20. August bis Ende September, eine Angabe von größter Wichtigkeit, welche durch die Expedition von 1854 bestätigt, aber durch die von 1857 unbeachtet gelassen wurde, — ein Fehler, der denn auch das Scheitern des Dampfers Dayspring bei Rabba zur Folge hatte. Beim Bereisen jedes unbekannten Erdstriches müssen solche regelmäßige Elementarereignisse ganz besonders in's Auge gefaßt werden.

Durch eine schöne parkähnliche Ebene, die angebaut, fruchtbar und leicht gewellt war, ging der Marsch an wohlhäbigen Hüttengruppen vorüber in's Land hinein. Wo eingekehrt wurde, war die Bewirthung reichlich und freundlich. Später gelangte man durch Gebüsch und schönes Wiesenland in die Nähe des Berges Bagele, der in Ueberschwemmungszeiten gänzlich vom Gewässer umspült wird. Er tritt an einer Stelle, wo der Taepe von Norden her bis an den Benue sich vorschiebt, so nahe an das Ufer desselben heran, daß das Bett offenbar gewaltsam verengt wird, ein Umstand, der ohne Zweifel auf die Plötzlichkeit und die Ausdehnung der Ueberschwemmungen von größtem Einfluß ist. Der Bagele besteht aus Granit und erhebt sich kaum 2000 Fuß über die Ebene; zu dem Irrthume, er sei vulkanisch, mag der Höhenrauch Anlaß gegeben haben, der häufig seine Spitze einhüllt. Stellenweise ist er culturfähig, wie er denn noch zur Zeit dieser Barth'schen Reise heidnische Bewohner von dem Stamme der Batta in 18 Weilern ernährte. Diese Unglücklichen haben trotz der natürlichen Festigkeit ihrer Heimath den vorrückenden Fulbe doch nicht auf die Dauer Widerstand leisten können. Im Jahre 1853 rückte Muhamed Loël mit einer bedeutenden Heeresmacht gegen die Bagele, und es gelang ihm besonders mit Hülfe einiger flintenführenden Araber die Bergbewohner zu bewältigen und in die Sclaverei zu schleppen.

Ueber Ribago, eine Heidenstadt von 6000 Einwohnern, die aber auch bereits von den Fulbe unterworfen ist, näherte sich die Reisege-

fellschaft der Hauptstadt Yola. Die Gegend würde sich vorzüglich für Reisbau eignen, doch kennen die Fulbe diesen Bau nicht. Was die Batta-Sprache betrifft, der Barth eine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, so fand er, daß sie mit den Idiomen von Marghi, Sani, Mussgu und Sokoto die größte Stammverwandtschaft hat. Ueber den Fluß Binti, der eine Tiefe von 5 Fuß hat, und durch eine Landschaft, in der Alles auf frühere Cultur hindeutete, die durch das üppige Wachsthum aber gänzlich verwischt und überwachsen war, traf der Zug gegen Mittag des andern Tages in der Hauptstadt von Adamaua ein.

Nicht ohne große Unruhe über die Aufnahme, welche ihm zu Theil werden würde, betrat Barth die wegen der heißen Tageszeit verödeten Straßen der Stadt. Niemand trat ihm entgegen, um ihm durch ein freundliches Willkommen ein Gefühl des Wohlbehagens und Zutrauens einzuflößen, und so mußte er selbst das Haus des Lamido aufsuchen, das er erst nach einer ermüdenden Wanderung durch das Gewirre runder Lehmhütten auffand. Aber es hieß, der Herr müsse erst zur Moschee, um das Mittagsgebet, Dhohor, zu verrichten. So mußte gewartet und der lästige Zudrang neugieriger Gaffer ertragen werden. Endlich gegen 2 Uhr wurde dem Reisenden ein Quartier angewiesen, das, wenn auch sauber, doch sehr entlegen und so eng war, daß kaum Barth's Pferd in dem Hofraume untergebracht werden konnte. Alles war so ungünstig, nach der langen Spannung so unbefriedigend, daß Barth ernstlich unwohl wurde und als wirklich Kranker auf sein Lager sank. Lockere Puddingklöße aus Sorghum, mit reiner, klarer Butter, und eine Schale frischer Milch reizten ihn nicht, Etwas zu sich zu nehmen. Dazu blieb er trotz des niederstürzenden Gewitterregens in der offenen ersten Hütte, und die eindringende Feuchtigkeit verschlimmerte seinen Zustand noch mehr. Als er sich andern Morgens doch wieder aufraffte, um dem Lamido seinen Besuch abzustatten und die Geschenke zu überreichen, war der Herr wieder nicht daheim. Nach seiner Rückkehr ließ er aber die Fremden keineswegs vor sich, stundenlang mußten sie auf dem durchfeuchteten Grunde harren, um wieder unverrichteter Sache in ihr Quartier zurückzukehren. Durch dies Alles und besonders durch die verletzende Behandlung unangenehm berührt, verschlimmerte sich Barth's Fieberhaftigkeit mehr und mehr, und er erkannte es als ein wahres Glück

und Heilmittel, daß der Besuch eines Arabers aus Mocha ihn zerstreute und erheiterte. Er war der erste Mann, der seine Neugierde durch eine Beschreibung des berühmten See's Nyassa befriedigen und ihm die Richtung der Straße von da nach Mozambique angeben konnte. Sogar Bombay und Madras waren diesem Vielgereis'ten wohlvertraute Puncte.

Andern Morgens endlich fand die Audienz in einer aus Lehm gebauten, kastellartigen Halle statt. Der Lamido war sehr einfach und nicht einmal reinlich, wie sonst die Gewohnheit der Fulbe ist, gekleidet. Er war in keiner Hinsicht eine bedeutende Persönlichkeit und sein von einem schmutzigen Shawl halbverdecktes Antlitz war weder einnehmend noch abstoßend. Außer einem Mallem war nur noch Loël's jüngerer Bruder Manssur zugegen, der sich schon vorher in offenherziger, wohlwollender Weise gegen Barth benommen hatte. Die erste Begrüßung ließ keinen ungünstigen Verlauf fürchten, auch schien sowohl dem Lamido als seinen beiden Gefährten der Brief des Scheich Omar zu gefallen', in dem er denselben als einen frommen und gelehrten Christen darstellte, der umherwandere, um die Werke des allmächtigen Schöpfers aller Dinge zu bewundern, und der deshalb den Wunsch hege, auch Adamaua zu besuchen, von dessen Wundern er so viel gehört. Alles schien günstig —, da übergab auch Billama seine drei Briefe, und nun änderte sich plötzlich die ganze Scene. In diesen Briefen waren Ansprüche von Seiten Bornu's auf Kosa und Kobtschi erhoben, die Loël durchaus nicht einräumte und um die er sofort in ungezügelter Wuth und mit den heftigsten Vorwürfen auf Billama losfuhr. „Will Omar Unfrieden", rief Loël, „gut, so bin auch ich bereit und wir wollen gegenseitig unsere Grenzgebiete durch Raubzüge verheeren. Und du, Billama, der du in der Nähe der streitigen Gebiete Statthalter warest, du weißt, daß sie mir zukommen." Mit vielen Worten machte Loël seinem Unwillen Luft und schrie auch Barth in's Gesicht, es gebe ganz andere Beweggründe seines Kommens, als die in Omar's Briefen geschrieben ständen. Ganz Unrecht mochte Loël nicht haben, denn der edle Bornu-Diplomat Beschir war arglistig genug, um die Reise des englischen Gesandten zugleich als Einschüchterungsmittel seines Grenznachbars zu benutzen und ihm durch einen solchen nicht ungeschickten Schachzug gewisse Bewilligungen abzuzwingen. Die Reisenden mußten abtreten, zwei

Stunden draußen warten, und dann wurde ihnen bedeutet, sie möchten sich zunächst wieder nach ihrem Quartiere verfügen.

Barth ließ kummervoll die Geschenke zum zweiten Male wieder nach seiner Wohnung schaffen. Mansfur folgte ihm und suchte ihn zu trösten, ebenso stellte sich der leutselige und liebenswürdige Mallem von Sfarau ein und bestätigte, daß Loël's Zorn nicht Barth gelte. Die englische Regierung will friedlichen Handelsverkehr mit Adamaua, sagte Barth, sie will einige Erzeugnisse ihrer Manufactur verlegen und denkt nicht an Krieg oder Ungebühr. Bu-Sad fügte schlau genug hinzu, daß Barth's Mission direct nach Yola gerichtet gewesen wäre und daß er nur wegen des Todes Richardson's dessen Aufgabe in Kukaua ausgeführt habe. Mansfur fuhr in seiner beschwichtigenden Weise zu sprechen fort und sagte, Loël habe auch nur im ersten Zorn Barth mit angegriffen, weil er in Gesellschaft eines Bornu-Gesandten gekommen sei; ein Brief der englischen Regierung oder von der Pforte würde ihn hinreichend beschützt haben, jedenfalls besser als Omar's Schreiben.

Der Aerger hatte Barth so angegriffen, daß er es für gut hielt, ein Brechmittel zu nehmen. Dieses und der Besuch des Arabers aus Mocha wirkten günstig, aber zu Freundlichkeiten gegen die Eingebornen, die ihn um Leia's (Zauberformeln) baten, konnte er sich doch nicht entschließen. Ebenso weigerte er sich, zwei jungen, hübschen Fulbe das Eröffnungsgebet des Koran vorzubeten und dann in der üblichen Weise mit beiden Händen über das Gesicht zu streichen. Diese Gefälligkeiten wären gewiß sehr am Platze gewesen, aber er war nicht in der Stimmung. Andern Tags — es war der 24. Juni — kamen denn auch schon Beamte Loël's und baten Barth in sehr milden und einschmeichelnden Ausdrücken, er möge dahin zurückkehren, woher er gekommen sei. Käme er später mit Briefen des Scheichs von Sokoto zurück nach Yola, so solle er auf's Beste empfangen werden und Alles sehen. Keine Einrede, nicht einmal das von Barth angeführte Beispiel von Kano und Katsena, wo er ohne Briefe aus Sokoto gut aufgenommen sei, Nichts fruchtete. Kano und Katsena, sagten die Beamten, seien große Verkehrsplätze für alle Welt, Adamaua aber liege entfernt und sei eine noch junge, nicht hinreichend befestigte Eroberung. Auch Prinz Mansfur stellte sich noch ein, um in amtsmäßiger, wenn auch milder Weise den Befehl Loël's zu wiederholen. Barth beschenkte ihn reich-

lich; als dann aber auch Loël ein Pferd und zwei Sclaven schickte, um dagegen die ihm bestimmten Geschenke zu empfangen, weigerte sich Barth ganz entschieden, dieselben herauszugeben, denn nicht als Kaufmann sei er gekommen, sondern als Gesandter einer gewaltigen Macht, um freundschaftlich zu verkehren und Land und Leute kennen zu lernen. Verdrießlich entfernten sich die Boten und bald erschien ein Reiter mit der Weisung für den Reisenden die Stadt unverzüglich zu verlassen.

Barth war in hohem Grade fieberhaft, als er aufbrechen wollte, und sank in der Vorhalle bewußtlos nieder. Auch nachher wurde er noch zwei Mal ohnmächtig. Erst als er zu Pferde saß und sich fest in die breiten, bequemen Steigbügel stützen konnte, sammelte er sich wieder und kam zu Kraft und Klarheit, wozu auch ein sich erhebender kühler Wind nicht wenig beitrug. Viel Volks folgte dem so hart Ausgetriebenen, und Alle mißbilligten Loël's Verfahren. Besonders benahm sich auch Billama sehr theilnehmend gegen Barth. Nur Bu-Sad zeigte die den Arabern gewöhnliche Treulosigkeit und wünschte, Billama möge ihn als Muselmann in Schutz nehmen, falls Loël unterwegs den Christen nochmals seinen Zorn entgelten lassen sollte. Der Kanori hörte ihn mit Unwillen, verließ ihn mit Verachtung und sprengte an die Seite des voranreitenden Barth.

Yola ist erst Hauptstadt geworden, seit die Fulbe das alte Heidenreich Fumbina unterwarfen und an dessen Stelle das Reich Adamaua schufen. Diesen Namen erhielt das Reich zu Ehren des Mallem Adama, der unter Scheich Bello von Sokoto dieser Districte sich bemächtigte und der der Vater des jetzigen Statthalters Loël war. Die Hauptstadt von Fumbina war Gurin, das südöstlich von Yola am Faro liegt. Yola ist sehr groß, hat aber kaum mehr als 12000 Einwohner, die in meist sehr einfachen Lehmhütten wohnen. Industrielle Artikel werden mit Ausnahme einiger Schmiedearbeit in Yola nicht producirt. Der Markt war sehr unbedeutend und schlecht. Turkedi, die großen, in Kano gewebten und gefärbten Tücher, Glasperlen und Salz waren damals fast die einzigen Handelsgegenstände. Nach Vogel's Mittheilung wird das Salz in der Gegend von Bumanda gewonnen, aber nicht durch Auskochen des Erdreiches, wie anderswo, sondern durch Verbrennen des Grases. Der Boden selbst

soll kein Salz enthalten. Zur Ausfuhr von Yola aus kommt fast nur Elfenbein und Sclaven. An letzteren muß auch schon deshalb großer Ueberfluß sein, weil die unterworfenen Heiden für ihre Sieger nur ihre eigenen Leiber als Siegesbeute hatten. Einzelne Private besitzen oft 1000 Sclaven, Loël selbst erhebt jährlich außer Pferden und Rindvieh einen Tribut von 5000 Sclaven vom Lande, — eine Thatsache, die uns von dem civilisatorischen Werthe des Islam gewiß keine hohe Meinung einflößen kann. Zur Erklärung der Möglichkeit eines solchen Jahrestributes muß daran erinnert werden, daß die Unterwerfung der heidnischen Stämme keine einmalige, sondern eine allmähliche und bis auf den heutigen Tag geschehende ist. Noch sind in Adamaua selbst viele größere Districte von unabhängigen Heiden bewohnt, die vor und nach, und wie die Umstände es wünschenswerth erscheinen lassen, angegriffen und dem Elende überantwortet werden. Alles, was in Afrika noch heidnisch ist, viele Millionen Menschen, werden früher oder später, aber sicher, eine Beute des Islam und der Sclaverei. Und dieses Land ist eines der schönsten und fruchtbarsten in Central-Afrika. Im Allgemeinen flach, hat es doch meisthin reichlich Wasser und genug Gebirge, um die Flüsse in steter Strömung zu erhalten. Der Alantika ist der bedeutendste Berg, so viel sich bis jetzt hat ermitteln lassen, doch erhebt er sich nur 8000 Fuß über die Ebene und nimmt nur einen Raum von zwölf deutschen Meilen im Umfange in Anspruch. Dabei ist die Natur der verschiedenen Districte der mannigfaltigsten Art. So beginnt in der Nähe des Alantika, der die Regenwolken anzieht, die Regenzeit, wie es heißt, schon im Januar, so daß im April und Anfang Mai die erste Saat zur Ernte kommen kann, während in den entfernteren Gebieten die Regenzeit selten vor März eintritt, die Ernte also auch zwei Monate später erfolgt. Die Gebirgsmasse ist vorwiegend Granit und rother Sandstein; vulkanischer Natur scheint der Mendif und das Quellgebiet des Faro; nicht fern sollen auch heiße Quellen mit gutem Wasser entspringen. Die Flora Adamaua's ist sehr reich. Gezogen werden Hirse, Brodwurzeln, Erdmandeln, Baumwolle, Indigo, und in den westlichen Theilen Reis; wild kommen mehrere Bananensorten, die Gonda, der Gurobaum in vielen Arten, der Pandanus, die Kajilia mit ihren kolossalen Früchten, die Kuka, der Bombax, die Delebpalme, die Oelpalme, die Dattelpalme, die Platane, die Palma

Christi oder Ricinus und unzähliges Andere fort. Zu den wilden Thieren, welche häufig vorkommen, gehört außer dem schwarzen auch der gelbe Elephant, das Rhinoceros, der wilde Büffel, der Leopard, die Hyäne, der Löwe; der Benue ist reich an Krokodilen, Flußpferden, dem Ayu, einem sonderbaren Thiere, von dem gesagt wurde, es sei halb Thier, halb Mensch. Vogel bemühte sich ganz vorzüglich, über dieses Thier zuverlässige Nachrichten zu sammeln und stellte fest, daß es mit dem Manatus vom Senegal in eine Gattung zu gehören scheine, weßhalb Barth den Vorschlag macht, dieser Species den Namen Manatus Vogelii zu geben. Die Tuareg verehren dieses Thier als heilig und tragen Ringe, aus seinen Knochen angefertigt, als Amulette um den Hals. Rindvieh ist erst seit 20—30 Jahren durch die Fulbe eingeführt und gedeiht gut; außerdem ist eine kleinere Art Zweihufer, der sogenannte Maturu, im Süden einheimisch, ein grauschwarzes Thier, das nicht über drei Fuß hoch wird. Auch Pferde sind erst kürzlich eingeführt, doch sind sie wegen mangelhafter Zucht und Wartung nicht sonderlich.

Jedenfalls bestätigt Alles, was sich über diese Länderstrecken sagen läßt, unseren obigen Ausspruch, daß Adamaua ein gesegnetes Land ist und für europäische Colonisation durchaus geeignet. Vor der Hand wird es eine Provinz der Fulbe werden oder ist es vielmehr schon, ohne daß diese Eroberer je eine große Heeresmacht zusammenbrächten. Ihre Haufen überziehen diese in einzelnen Stämmen lebenden Heiden einzeln, nach und nach, und haben durch diese Art der Kriegführung jedenfalls leichteres Spiel. Vereinigt würde die Reiterei der Fulbe kaum 4000 betragen, ihr noch mit Bogen und Pfeilen bewaffnetes Fußvolk höchstens 30—40,000. Wenn sie mit dieser Macht den vereinigten heidnischen Heeren gegenüber ständen, so wäre es sehr fraglich, welche Partei siegreich wäre. Nun aber befördern die Fulbe nach dem römischen Grundsatze „Divide et impera“ die Zersplitterung ihrer Gegner und werden ihrer leicht Herr. Sie zerstören und verheeren weithin, bauen dann aber in der ihnen eigenthümlichen Weise wieder auf und werden in vielleicht wenigen Jahrzehnten sogar die Erinnerung an die meisten eingeborenen Heiden verwischt haben. Was dabei an Bevölkerung und menschlichem Lebensglück verloren geht, sagt Barth, wird an politischer Einheit gewonnen, — das unterworfene Land wird dem größeren Weltverkehr

geöffnet. Aber wenn eine christliche Nation mit diesen afrikanischen Völkern in Verbindung träte, so würde sie doch den Durchgang durch den Islam zur Civilisation nicht gut zu heißen und zu befördern, sondern die noch nicht unterworfenen heidnischen Völkerstämme vor gänzlicher Ausrottung zu schützen suchen müssen. Es ist eigenthümlich, den Islam in Europa an innerer Kraftlosigkeit mehr und mehr hinwelken, diesen afrikanischen Heiden gegenüber aber eine unbesiegbare Jugendfrische und Tüchtigkeit entwickeln zu sehen, die ihm in diesem Welttheile noch eine große und lange Zukunft verheißt. Ohne industrielle Regsamkeit und außer dem Sclavenverkauf auch ohne Handel, fehlen bei ihnen die Elemente für europäischen Verkehr noch fast gänzlich. Sie sind in der Hauptsache Viehzüchter geblieben, wie sie es von jeher waren, und ein rüstiges, an Strapazen und Entbehrungen gewöhntes Volk, wenn sie auch an Muth den Europäern weit nachstehen. Ihr religiöses Bewußtsein ist es, welches sie instinctmäßig die Unterwerfung der Heiden vollziehen heißt, ohne daß sie sich dabei sonderlich bemühten, die unterjochten Heiden sofort zum Islam zu bekehren. Was ihre eigene Bildung betrifft, so geht dieselbe bei den Vornehmen sogar wenig über das Lesen des Koran und anderer Hauptbücher des Islam und Kenntniß der arabischen Schriftsprache hinaus. Eigentliche Schulen haben sie nicht, doch finden sich überall Männer, die ein Geschäft daraus machen, ihr Wissen der wißbegierigen Jugend mitzutheilen. Die Mehrzahl beschränkt sich begreiflicherweise darauf, Gebete herleiern zu lassen. Manche aber vertiefen sich auch mit großer Inbrunst in die Lectüre des Koran, dessen großartige poetische Sprache sie in ihren Wildnissen um so tiefer ergreift und in andächtige Träumereien von der Kaaba versenkt. An Bedürfnisse gewöhnen sie sich nicht. Während sich die halbnackten Heiden dem Genusse des Tabaks und des berauschenden Gia mit Leidenschaft hingeben, wissen die Fulbe beide nicht zu schätzen, sondern leben nüchtern und einfach.

Barth's Heimreise nach Kukana begann trübselig genug. Das Gepäck wurde beim Uebersetzen über den Mayo Binti so sehr durchnäßt, daß längere Rast gemacht werden mußte, um es wieder zu trocknen; ihm selbst war der Kopf so erhitzt, daß er sich Entbehrung jeder Nahrung und kalte Aufschläge über die Stirn verordnen mußte. Auch am 26. Juni konnte nur langsam gereis't werden, da Barth

sich über die Maßen schwach fühlte und große Dosen Chinin nehmen mußte, um wenigstens für die Ueberfahrt über den Benue seine Kräfte zu sammeln. In Ssulleri wurde er hierauf von dem Amtmann dieses Mal sehr gastfreundlich behandelt. Sein Zustand mochte besonders das Mitgefühl des frommen Muselmannes wach rufen. Um den kranken Reisenden kühl und bequem zu lagern, ließ er in weniger als 20 Minuten ein luftiges Schattendach vor der Thüre seiner Hütte für ihn errichten. Die Ruhe in dieser Halle war für Barth eine große Wohlthat, und doppelt froh war er, den Dienst, welchen ihm sein Wirth erwiesen, dadurch vergelten zu können, daß er seinem Söhnchen Sand und kleine Steine aus dem Ohre zog, die unartige Nachbarkinder dem armen Schelmen hineingestopft hatten. Auf der Weiterreise in den folgenden Tagen blieb unser Reisender so fieberhaft und elend, daß er trotz der geistigen Erregung nicht im Stande war, mit der gewohnten Genauigkeit seine Kartenzeichnungen fortzusetzen. Um ihn aufzurichten, erzählte ihm sein Geleitsmann Ibrahima von einem Heereszug der Fulbe in dem tieferen Süden, an dem er selbst Theil genommen, von der großen, mächtigen Königin, die daselbst eine ungeheure Stadt beherrsche, von dem riesenhaften Baume, den das Heer auf einer kahlen Hochebene getroffen. Er glich einem Walde, betheuerte Ibrahima, seine Aeste senkte er überall auf die Erde und bildete ein so gewaltiges Laubdach, daß in dem Schatten dieses einen Baumes die ganze Heeresmasse Platz fand. Dort, fuhr er fort, fanden wir zwei Eingeborene der Landschaften im Süden, kurze, stämmige Männer mit langen Bärten. Die fingen wir und banden sie, und mit Hülfe von Zeichen und einigen Worten, die unseren Dolmetschern verständlich waren, erfuhren wir von ihnen, daß sie Unterthanen der großen Königin seien, deren Stadt so groß sei, daß kein Mensch in zwei Tagen um die Ringmauer herumgehen könne. Erschreckt durch diesen Bericht sei der Heereszug umgekehrt. — Barth aber schrieb in sein Tagebuch: „Glücklich der Reisende, dem es vergönnt sein wird, jenes Land zu erreichen und dort in Ruhe seine Forschungen anzustellen! Nicht allein der obere Lauf des Benue, sondern ein großer Theil der Aequatorialgegenden wird sich ihm erschließen!“ Ihn reizte, was den mächtigen Heereszug Buba's erschreckte. Von der mächtigen Königin hörte er auch später häufig, doch fügt er hinzu, daß Alles nur Sage und dunkle Andeutung war

und daß Einige offenbar, wenn sie von der mächtigen Herrscherin sprachen, dasjenige vorbrachten, was sie über Niemand anders gehört hatten, als über — Königin Victoria.

Für Barth mag es übrigens ein Glück gewesen sein, daß er damals diesen Gegenden Lebewohl sagen mußte. Die Regenzeit begann, er war krank und ohne Geld, und so durfte der Vezier Beschir ihn bei seiner Heimkehr eben so geistreich als wahr mit den Worten trösten: „Besser ein zu kurzer als ein zu langer Besuch!"

Die außerordentliche Pracht der Landschaft, durch die sein Weg ihn führte, gewährte dem Reisenden das reinste Entzücken. Die Hütten waren auffallend groß, die Saaten hatten eine Höhe von 4 bis 5 Fuß und senkten ihre langen, schweren Aehren tief hernieder, daneben Felder, wo die Gosa, eine Art Brodwurzel, in Fülle gezogen wurde, und überall zwischendurch mächtiger Baumwuchs, — gewiß kein Zeichen großer Industrie, aber an Schönheit gewinnt dieses Land ungemein vor den europäischen durch seinen reichen Baumschmuck, der auch der starken Mittagshitze wegen hier ein unentbehrliches Erforderniß genannt werden muß. Selbst die rauhen Granitblöcke waren frisch bewachsen, und wie die Natur, sagt Barth, mit einer Fülle mannichfaltiger Züge sich belebte, so fühlte auch ich meine Kräfte sich wieder neu beleben. Auch wasserreich war diese paradiesische Landschaft; seichte Wiesengewässer, breite, über Kiesgründe rasch und klar hinziehende Flüsse, auch tiefe, von reichen Laubmassen umgürtete und von Krokodilen wimmelnde Weiher mußten überschritten oder umgangen werden.

In Belem bei dem alten braven Mallem Delil wurde den ganzen folgenden Tag gerastet. Barth beobachtete mit Interesse einen Zug Bornu-Einwanderer; die Männer rüstige breitschulterige, kernige Gestalten, die Frauen rund, wohlgenährt und von einnehmenden Gesichtszügen. Stattlich saßen sie auf breiter, bequemer Unterlage auf ihren Lastochsen und grüßten freundlich, rechte Bilder von Gesundheit und Behagen. Lästig fiel unserem Reisenden nur die Tochter des Hauses, die von ihrem ersten Manne geschieden, nun von Barth Zauberformeln verlangte, die ihr zu einem neuen Manne recht nach ihrem Wunsche verhälfen. Auch ärgerte er sich über seinen Diener Bu-Sad so, daß er ihn ohne Weiteres aus seinem Dienste entließ. Derselbe fing nämlich nicht blos an, Elfenbein aufzukaufen, sondern

erhandelte auch drei — Sclaven, ein Nebengeschäft, das Barth denn doch nicht dulden konnte. Der betriebsame Bursche gab aber nun dies schändliche Gewerbe nicht auf, sondern betrieb es so eifrig, daß er sich schon im Jahre 1855, als Barth diese Gegenden verließ, zu einem Sclavenhändler ersten Ranges aufgeschwungen hatte.

Billama hatte in Yola seinen schönen Apfelschimmel an Loël für 20 Sclaven verkauft, die er in einem Grenzorte empfangen sollte. Hier brachten ihm wider Erwarten zwei Eilboten Loëls sein Thier zurück; wahrscheinlich fürchtete Loël, daß es ihm durch zauberischen Einfluß Unheil zufügen möge.

Am 5. Juli wurde die Reise über Sfegero fortgesetzt, Umbutudi blieb westlich; durch die Fülle seiner wogenden Saaten machte das Dorf Maglebu einen erfreulichen Eindruck und lud zur Rast ein, die auch wegen Erkrankung aller drei Diener Barth's nothwendig war. Als am 8. Juli weiter gezogen wurde, brach ein Morgengewitter los und durchnäßte die Reisenden tüchtig, — ein Ereigniß, das übrigens in Central-Afrika in dieser Tageszeit zu den Seltenheiten gehört, da die Gewitter fast nur Abends oder Nachts sich entladen. Auch in Mubi mußte der drei Kranken halber wieder gerastet werden, und zwar in einer Hütte, die nur mit halber Gewalt gegen den unzufriedenen Eigenthümer behauptet werden konnte. Am 10. Juli wurde Uba, die nördlichste Stadt Adamaua's, erreicht, wo Billama die 20 Sclaven hätte erhalten sollen. Der Lamido war auch gegen einen benachbarten Heidenstamm auf Menschenraub ausgezogen, um den von seinem Herrn für das Pferd ausbedungenen Preis zu besorgen. Das Glück war ihm aber nicht günstig. Er hatte sich zwar durch nächtlichen Ueberfall in den Besitz der vorgeschriebenen Zahl von Eingeborenen versetzt, aber deren Landsleute rotteten sich zusammen und nahmen ihm nicht nur seine Beute wieder ab, sondern auch noch zwei Pferde, worüber dann eine große Mißstimmung herrschte. Billama war froh, sein Pferd wieder zu haben; es hätte mancher Tag vergehen können, ehe der Lamido 20 gute Sclaven beisammen gebracht. Das Getreide hatte hier durchschnittlich 9—10 Fuß Höhe bis zu den Aehren, überhaupt war die Vegetation von einer Ueppigkeit und Fülle, wie Barth das Gleiche nirgendwo gesehen. In Uba nahm der Geleitsmann Ibrahima aus Yola von Barth Abschied und kehrte wieder nach seiner Heimath zurück. Er war anfänglich un-

freundlich gegen den Reisenden gewesen, hatte ihn aber lieb gewonnen und sich oft mit großer Entrüstung über Loël's Benehmen ausgesprochen. Ueberhaupt herrscht unter den Fulbe ein ansehnlicher Grad republikanischen Geistes, sie haben die Manieren und Sitten frei geborener Männer und tadeln ihre Herren rücksichtslos und laut, wenn und wo dieselben es verdienen.

Ohne Schutz ging der Marsch nun weiter durch das unsichere Grenzland. Jeder Lärm erschreckte den Reisezug; das erste Mal erwies sich der Schrecken grundlos, da nur eine große Schaar der in den Felsen horstenden Raubvögel den Lärm verursacht hatte. Dann aber lauerten zwei Mal größere Horden von Raubgesindel dem Zuge auf und begannen auch ihren Angriff, standen aber vom ernstlichen Hervorbrechen ab, als sie erkennen mußten, wie wohl vorbereitet man sie zu empfangen gedachte. Die mit Speeren Bewaffneten machten Front gegen den Feind und nahmen Barth in ihre Mitte, um ihm sofort den Häuptling der Räuber zu zeigen, den sie ihn dringend baten, dann sofort scharf auf's Korn zu nehmen. Aber der Feind wagte es nicht, seinen Hinterhalt zu verlassen und so gelangte der Zug nach Lahaula, wo seiner aber ein gastlicherer Empfang harrte, als bei Barth's erstem Besuche. Ebenso war die Aufnahme in Issege eine sehr freundliche und sogar liebreiche; Barth wurde bei begüterten Leuten in einer sehr sauberen Hütte untergebracht, die das Gemach des jüngsten Sohnes war, eines schönen, schlanken Jünglings von einnehmendem Wesen. Der Schmuck desselben bestand außer dem Lederschurz in einem dreifachen Halsschmuck aus rothen Glas- und aus Eisenperlen, die Arme waren mit zahlreichen Ringen geschmückt, unter dem Knie trug er ein aus Baumwolle angefertigtes Band, und einen Eisenring am Fußgelenk; übrigens fehlte ihm noch die eiserne Hüftkette und der Ohrschmuck, die alle Erwachsenen als Abzeichen ihres Stammes trugen. Am Abend war Lustbarkeit und Tanz, das Wetter war einladend, weßhalb auch Barth mit seinem jungen Freunde hinausging, um dem Feste zuzusehen. Dieser betheiligte sich aber nicht, und Barth erfuhr dann auf sein Fragen zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß es nicht eine gewöhnliche Lustbarkeit, sondern ein religiöser Tanz sei, um den Tod eines bejahrten Mannes zu feiern. Bei den Marghi besteht nämlich die Sitte, den Tod alter Leute wie ein Freudenfest zu begehen, und nur um solche, die in der

Blüthe ihrer Jahre sterben, mit Thränen und lautem Klagegeschrei zu jammern. — Eine merkwürdige Art von Gottesgericht bei diesem Stamm ist auch, daß zwei Streitende ihre Händel nicht selbst ausfechten, sondern auf einem heiligen Granitfelsen bei Kobschi Hähne auf einander hetzen und dem den Sieg zuschreiben, dessen Hahn siegreich bleibt. Der Besiegte findet außerdem bei der Rückkehr seine Hütte in hellen Flammen stehen, eine weitere Strafe des durch das Unrecht erzürnten Gottes, — wie die Priester sagen. — Die Beschneidung kennen die Marghi nicht, wohl aber üben sie sehr allgemein die Impfung, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie dieselbe schon seit undenklichen Zeiten kennen. — Als ein Zeichen, daß bei diesen Naturkindern auch das Gefühl der Liebe in ähnlicher Art wie bei den verfeinerten Europäern vorkommt, erzählt Barth die Geschichte von einem jungen Manne, der mit der Bitte zu ihm gekommen sei, von ihm irgend einen Zauber zu erhalten, daß seine Auserkorene auch ihm ihre Neigung schenken möge. Der junge Mann war keineswegs häßlich, hatte aber eine hohe, gerade Stirne, wie sie sonst bei den Negern nicht vorkommt. „Meine Stirne gefällt dem Mädchen nicht", klagte er, „ich bin darüber in Verzweiflung und hege keinen anderen Wunsch, als in der Schlacht umzukommen."

Die weitere Reise auf Kukaua zu war im höchsten Grade anstrengend und langweilig, Barth fühlte sich außerdem wiederholt so krank, daß er zu China- und Kantharidenpflastern seine Zuflucht nehmen mußte. Erfrischende Waldfrüchte, die Billama ihm brachte und die stets seine Lieblingskost gewesen waren, brachten ihm kaum noch einige Erlabung. Im Gebiete der Schua war eine Procession eines ganzen Schuadorfes interessant, das auszog, um ergiebigere Weideplätze zu suchen. Ihr Hab und Gut führten sie auf Rindern mit sich. Besonders sehenswerth fand unser Reisender die Frau des Häuptlings, die ihr bestes Besitzthum unter sich auf einem Reitochsen und über sich eine zeltartige Bedachung hatte. Rund und wohlgenährt, nahm sich die kleine, stolze Kuhfürstin vor den übrigen Frauen recht stattlich und lächerlich aus.

Kurz bevor Barth in seine afrikanische Heimath Kukaua wieder einzog, hörte er zwei Nachrichten, die geeignet waren, ihn wieder etwas aufzurichten; zunächst, daß Overweg sich in dem mitgebrachten Boote wirklich auf dem Tsadsee eingeschifft habe, um die Inseln und Ufer

zu erforschen, und dann, daß der Araber Muhamed el Mugharbi mit den für Barth bestimmten Waarenvorräthen eingetroffen sei. Da der Werth dieser Sendung auf hundert Pfund Sterling angenommen werden konnte, so war wenigstens wieder einige Hoffnung vorhanden, in beschränkten Verhältnissen und kleinem Maßstabe die Mission fortzuführen. Als er schwach von Krankheit und geistig niedergedrückt durch das Fehlschlagen dieses Auszuges seinem Hauptquartier sich näherte, mußte es ihn außerdem angenehm überraschen, von entgegenkommenden Reitern in kriegerischer Weise durch Lanzenschwingen begrüßt zu werden. Dieselben setzten sich an die Spitze des Zuges und führten ihn unter Händeklatschen der Weiber und ihrem Willkommruf: „Lala, Abd el Kerim, lala!" nach seinem Hause. Der Vezier sandte ihm ein reiches Abendessen, und so konnte er nun zum ersten Male wieder der Ruhe und Erholung sich hingeben. Erst andern Tages ging er zur Audienz bei dem Vezier, der ihn vor versammeltem Hofstaate empfing und ein Langes und Breites öffentlich mit ihm verhandelte, um sich vor seinen Landsleuten zu brüsten. Nachdem über Barth's körperliches Befinden und über die schlechte Aufnahme in Yola gesprochen war, kam dann die Rede wie üblich auf die Form der Erde und das ganze Weltsystem, dann auf Barth's weitere Reisepläne und Wünsche, bei welcher Gelegenheit Beschir dann nicht unterließ, ihm seine stete Huld und eifrigste Unterstützung zu versprechen. Er meinte freilich, Barth habe schon genug gethan und solle lieber daran denken, mit den gewonnenen Resultaten seiner Arbeiten in die Heimath zurückzukehren. Dieser aber notirte in sein Tagebuch, daß er, im sicheren Hafen wieder angekommen, nur rasten wolle, um dann, wenn das Schiff gehörig kalfatert und neu mit Proviant versehen worden, wieder auszulaufen, wohin eben der Wind ihn trüge.

Inzwischen kehrte auch Overweg von seiner Tsad-Expedition zurück, und nun war das Wichtigste, ausführliche Berichte über die bisherigen Forschungen zu verfassen und durch Eilboten nach England zu senden; der Erfolg dieser Berichte war ein sehr günstiger. Sie erregten in Europa allgemeine Aufmerksamkeit und verschafften Barth das unbedingte Zutrauen Lord Palmerston's und der englischen Regierung.

Dritter Abschnitt.

Die Grenzländer von Bornu.

Um flott zu werden, mußte Barth die mitgebrachten Waaren, welche sich auf den Betrag von hundert Pfund Sterling beliefen, verkaufen; indessen ergab sich bei der Veräußerung derselben ein bedeutender Verlust, weil er nur gegen baar losschlagen und nicht den landesüblichen Credit von zwei bis drei Monaten bewilligen konnte. Man würde allerdings besser stehen, wenn man nicht auf den Verkauf von Waaren angewiesen wäre; jedoch muß man immer mit einer Auswahl solcher Artikel versehen sein, um sie für die den Häuptlingen zu machenden üblichen Geschenke zu verwenden und auch in Ermangelung von Landesmünze zum Austausche zu benutzen. Aber auch so konnten diese hundert Pfund nicht sonderlich weit reichen, weil unser Reisender gezwungen war, seinen Freunden und deren Angehörigen zahlreiche Geschenke zu machen, um sich deren Gunst zu erhalten.

Die Feldarbeiten hatten noch nicht begonnen, als Barth nach Kukaua zurückkehrte. Alles war noch dergestalt von der Sonnengluth versengt, daß die Pferde kaum die nothdürftigste Nahrung fanden. Indessen dauerte dies nicht lange, denn in wenigen Tagen schoß das frische Gras üppig auf und half dem Mangel ab. Uebrigens ist dieses Gras reichlich gemischt mit **Pennisetum distichum**, dessen stachelichte Samenkapsel ausländische Pferde von dem Genusse abschreckt.

Der Regen war im Jahre 1851 sehr reichlich; während des Monats August allein fielen zwölf bedeutende Regengüsse, welche zusammen gewiß dreißig Zoll überstiegen, so daß also die für das Jahr 1854 von Dr. Vogel beobachtete Regenmenge bei Weitem übertroffen wäre. Denn Kukaua kann in dieser Beziehung eher als Ausnahme, denn als Regel betrachtet werden, weil es dieser Landschaft an Bäumen und Anhöhen gänzlich mangelt. In der Nacht vom 3. August war der Regen so heftig, daß nicht nur der Hofraum der Reisenden, sondern auch Barth's ½ Fuß tiefer liegendes Schlaf-

gemach unter Wasser gesetzt wurden, wodurch dessen ohnehin fieberhafter Zustand verschlimmert wurde und das Gepäck großen Schaden litt. Am 5. August fiel zuerst Regen ohne Gewitter. Die Wassermenge zerstörte nun die zahlreichen, großen Termiten, die an den Vorräthen lange Zeit gezehrt hat. Am folgenden Tage sah man sie als vergängliche, geflügelte Geschöpfe die Luft erfüllen, in welchem Zustande sie von dem Volke unter dem Namen „Tsutsu" oder „Dsudsu" bekannt sind und geröstet als Nahrung dienen.

Der Anblick der Stadt war nun ein anderer; war es allerdings erfreulich, die frischen Saaten und das junge Gras aufsprossen zu sehen, so wirkten anderer Seits die durch den Regen entstandenen Wasserlachen, in welche man Unrath und Thierleichen zu werfen pflegte, ungünstig auf Barth's Gesundheit. Er suchte sich aber möglichst in Bewegung zu erhalten.

Ueberall wurden nun die Feldarbeiten in Angriff genommen, und besonders gewährte die Bestellung der Domainen in Gauange ein sehr interessantes Schauspiel. Heirathen finden um diese Zeit selten statt; erst nach der Ernte, wo das Getreide billig ist, werden die Ehen geschlossen.

Im Interesse seiner Gesundheit wünschte der Vezier, sein Freund, daß er während der Regenzeit in der Stadt verbleiben möchte; erst am 11. August ließ er ihm anzeigen, daß er es nunmehr wagen dürfe, den Bahr el Ghasal zu besuchen. Es waren nämlich über die politische Lage Kanem's günstigere Nachrichten eingelaufen, insofern die Uelad Sliman, die im Solde des Veziers standen, einige Vortheile erlangt hatten.

Dem Reisenden war zwar der räuberische Sinn dieser Leute wohl bekannt; indessen war es der ausdrückliche Wunsch der britischen Regierung, auch die Länder östlich am Tsad zu erforschen, und es blieb ihnen bei den unruhigen Zuständen des dortigen Gebietes, welches vom Bornu-Hofe fast aufgegeben war, kein anderes Mittel übrig, als auf diesem Wege zu ihrem Ziele zu gelangen, zumal die Uelad Sliman schon früher zu den Engländern in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatten. Denn sämmtliche nordöstlich und östlich vom See liegenden Gaue waren mehr oder weniger im Kriegszustande, und der Vezier hatte, anstatt die östlichen Theile Kanem's direct wie-

der zu erobern, es vorgezogen, die Reste des kriegerischen Stammes dazu zu verwenden, und sie zu dem Ende mit Waffen versehen.

Am 16. August zeigte Barth dem Vezier an, daß er bereit sei, sich zu den Uelad Sliman in Borgu zu begeben, und auf seinen Wunsch schloß sich auch Overweg dem Zuge an, weil der Vezier dessen Aufenthalt in Kukaua während der Regenzeit für nachtheilig hielt. Overweg war am 9. August von seiner Befahrung des Tsad nach Maduari zurückgekehrt. Schade, daß der frühe Tod den kühnen Reisenden an einem vollständigen Berichte über dieselbe verhindert hat. Er hatte bei dieser Gelegenheit eine große Anzahl jener Inseln besucht, deren Bevölkerung den Ueberrest einer großen, von den Kanori fast ganz vertilgten Nation bildet.

Overweg's Gesundheit war bei seiner Rückkehr ausgezeichnet, und gerne gab er den triftigen Gründen des Vezier's Gehör. Obwohl der Zug nach Nordosten ein gewagter war, so hatte diese Gegend schon früher Overweg's Aufmerksamkeit auf sich gezogen, obwohl er die großen Schwierigkeiten, welche die Bereisung dieses ungastlichen Gebietes mit sich bringen, völlig verkannte. Zu bedauern ist überhaupt, daß Overweg, der mit sich nie recht im Klaren über seinen Gesundheitszustand gewesen zu sein scheint, seine Mußestunden nicht zu deutlichen und lesbaren Abschriften seiner Notizen und Bemerkungen benutzt hat, die er sämmtlich mit Bleistift auf kleine Papierschnitzel aufzeichnete, so daß sie zuletzt für ihn selber unleserlich wurden.

Im Sudan bereiteten sich wichtige Ereignisse vor. Kann man die Vortheile der centralen Lage Bornu's im Allgemeinen nicht verkennen, so ist doch eine der wichtigsten Folgen daraus die stete Gefahr andauernder Verwicklungen mit seinen Nachbarstaaten. Daraus ergiebt sich, daß dieses Reich sich nur unter einer kräftigen Regierung behaupten kann, während es im umgekehrten Falle ein Raub seiner Nachbarn zu werden droht.

Das im Norden gelegene Reich der Osmanli ist zwar schwach und zerfallen im Innern, jedoch gefährlich in den nach Außen liegenden Theilen. Die Tuareg im Nordwesten bilden ebenfalls keine einheitliche Macht, dagegen sind sie stets bereit, ihre Beute zu erhaschen. Das Reich von Sokoto im Westen ist sehr ausgedehnt, aber sehr schwach in Folge des losen Verbandes seiner Provinzen und der kraft-

losen Regierung seines jetzigen Fürsten, der seine Statthalter nicht im Zaum zu halten vermag. Im Osten endlich von Bornu liegt ein Reich, das die Keime großer Machtentwicklung in sich trägt, wenn es nur gelingt, die verschiedenartigen Elemente desselben zu verschmelzen, nämlich Wadai.

Bornu's Verhältnisse zu den Osmanli waren eigenthümlich. Dieses Reich umfaßte vormals — wie aus dem geschichtlichen Berichte ersichtlich ist — alles Land bis Fesan, ja selbst den südlichen Theil von Fesan, und sogar Wadan. Aber seit seinem Verfall in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind diese Grenzen aufgegeben worden, wodurch die Verkehrsstraße nach dem Norden sehr unsicher wurde. Dies ist aber um so schlimmer, als das Reich auf die ihm von dort her zufließenden Mittel besonders angewiesen ist. Aeußerst erwünscht muß es daher der Landesregierung sein, daß die Sicherheit dieser so wichtigen Handelsstraße wieder hergestellt werde. In einer Unterredung, welche Barth im April mit dem Vezier über die Ermöglichung eines geregelten Verkehrs mit England hatte, zeigte derselbe sich sehr zufrieden, wenn die Türken Kauar und Bilma in Besitz nehmen und bei den Salzgruben des letzteren Ortes ein Fort gegen die Tuareg von Air erbauen wollten. Barth theilte das der brittischen Regierung mit nebst dem Ersuchen, sich mit der hohen Pforte darüber zu benehmen, was auch geschah. Man kann aber auch die Bedenklichkeit nicht verhehlen, ob die Türken, wenn sie einmal in Bilma festen Fuß gefaßt haben, nicht auch weitere Eroberungsgelüste an den Tag legen würden. Und als einige Zeit später der ehrgeizige Hassan Bascha als Statthalter von Fesan wieder eingesetzt wurde, machte dies auf den Hof von Bornu einen beunruhigenden Eindruck und änderte auch Manches an den früheren freundschaftlichen Beziehungen zu der englischen Regierung.

Die früher gehegten Besorgnisse, als ob Bornu von Engländern überfluthet werden möchte, wenn den Engländern freier Eintritt gestattet würde, verschwanden bald. Denn am anderen Tage, den 6. August, zeigte sich Hadj Beschir bereit, den darauf bezüglichen von der brittischen Regierung vorgelegten Vertrag zu unterzeichnen, und drückte zugleich den Wunsch aus, England möge den ehrgeizigen Plänen des Statthalters von Fesan entgegentreten. Mittlerweile traf eine für das Reich Bornu günstige Botschaft ein; nämlich der König

von Sokoto hatte eine entschiedene Niederlage erlitten. Im Frühjahr hatten die Mariadaua und Goberaua einen Kriegszug gegen den Herrscher von Sokoto unternommen, an dem sich auch die Asbenaua, die Freunde der Reisenden, zahlreich betheiligten. Dafür erhielten sie sofort die Weisung, Kano zu verlassen.

Die Aenderung in den politischen Verhältnissen veranlaßte nun eine Annäherung des Hofes von Bornu an die Asbenaua, mit denen er sonst keineswegs gut stand, und es wurden sogar die im letzten Kriege gemachten Gefangenen freigegeben. Das Bündniß dehnte sich bis Guber aus, und der Vezier faßte geradezu den Entschluß, gegen den wichtigen Stapelplatz Kano vorzurücken, ein Unternehmen, wozu es ihm freilich an Kraft und Ausdauer gebrach.

Nach einer Seite jedoch wendeten sich die Blicke Bornu's mit der größten Besorgniß, nämlich nach Wadai. Vor etwa sieben Jahren war Bornu beinahe von Wadai erobert worden. Jetzt trafen günstige Nachrichten ein, denn das Land war mit den Abu-Sfenun in einen blutigen Bürgerkrieg gerathen, und viele der bedeutendsten Männer waren bereits gefallen.

Die Stadt selbst blieb in ihrer gewöhnlichen Verfassung, außer daß das inzwischen einfallende Fest des Fastenschlusses mit großem Pompe von Seiten des Hofes begangen wurde. An anderen Orten scheint dasselbe volksthümlicher gefeiert zu werden. Die Kinder der Metzger besteigen dann mehrere für das Fest eigens gemästete Ochsen, zwischen deren Hörner sie sich setzen und die sie an Stricken, welche um den Nacken und am Hinterbeine befestigt sind, führen. In Bornu betheiligte sich das Volk am Feste nur insoweit, als es seine besten Kleider anlegte.

Barth legte an diesem Tage auch seine beste Kleidung an und begab sich nach der Oststadt. Die große von der Weststadt kommende Hauptstraße war überfüllt mit Reitern und Fußgängern, welche alle auf's Beste gekleidet waren. Es hatte geheißen, der Scheich werde seine Gebete in der Moschee halten; aber bald zeigte sich, daß er außerhalb der Stadt beten wolle, weil starke Reiterabtheilungen zum Nordthore hinausritten. Als Barth sich bei dem Vezier nach dem Orte der Feierlichkeit erkundigen wollte, kam er gerade herausgeritten, von geschmückten und wohlberittenen Begleitern umgeben. Zugleich kamen von verschiedenen Seiten mehrere Reiterzüge, welche aus einer

Anzahl von Schwadronen von je 100—200 Mann bestanden und deren jede ihren besonderen Anführer hatte. Alle waren auf das Prachtvollste gekleidet. Die Reiter trugen einen langen dicht wattirten Rock, darüber mehrere Roben von verschiedener Farbe und mit mancherlei Zierrath; ihre Kopfbedeckung bestand in einem Helme, ungefähr wie ihn die Ritter des Mittelalters trugen, nur war er leichter und mit Federn geschmückt. Ihre Streitrosse waren in Kriegszeug gekleidet, d. i. in dicke Decken, die aus mannigfaltig gestreiftem Zeuge angefertigt waren und aus drei Theilen bestanden; die Füße der Thiere blieben unbedeckt, den Kopf schmückte und vertheidigte zugleich eine Metallplatte. Andere trugen Panzer. Die leichten Reiter trugen je zwei oder drei hellschimmernde Roben nebst kleinen Mützen. Die Offiziere und begünstigten Diener hatten Burnusse, welche malerisch um die Schultern hingen, so daß das reiche Seidenfutter recht in's Auge fiel.

Der ganze Zug bewegte sich nach dem Nordthore der Oststadt, während die persönliche Bedeckung des Scheichs von Südwest kam. Letztere gewährte einen großartigen Anblick. Den Zug eröffneten Reiter, dann folgten die Livree-Sclaven des Scheichs, mit Flinten bewaffnet; zuletzt der Scheich selbst in weißem Burnus, als dem Abzeichen seines priesterlichen Standes, gegen den sein dunkelrother Kopfschmuck schön contrastirte. Ihm folgten vier Schlachtrosse, mit bunten seidenen Decken behangen; darauf kamen die vier großen Fahnen des Scheich's nebst den vier kleineren der Musketiere. Eine zahlreiche Reitermenge schloß den Zug. Mit dem Zuge des Scheichs vereinigten sich nun die anderen Corps und das ganze Heer zog etwa eine Meile weit vor die Stadt in der Richtung nach Dan-erghu. Dort wurde das Zelt des Scheichs aufgeschlagen, welches in einer großen, blau und weiß gestreiften Kuppel und Vorhängen, sowohl weißen als rothen bestand. Ein Theil derselben war halb geöffnet und gestattete einen Blick in das Innere. Um dasselbe gruppirten sich die Reiter und Fußgänger weit und breit, während der Scheich, der Vezier und die übrigen Großen ihre Gebete im Inneren verrichteten.

Barth, welcher diesen Zeitpunkt wahrnahm, veranschlagte die Reiterei auf 5000, das Fußvolk auf 6—7000 Mann, welche letztere nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren.

Die Ceremonie dauerte nicht lange; das Signal zum Aufbruch wurde gegeben, und das dichte Gewühl zertheilte sich bald. Der Zug zog durch das Weſtthor in die Oſtſtadt. Da Barth bei dem großen Gedränge von dem Scheich nicht Abſchied nehmen konnte, wendete er ſich dem Oſtthore der Weſtſtadt zu, um die in dieſem Stadttheile wohnenden Kaſchella's vorbeikommen zu ſehen. Es waren ihrer zwölf oder dreizehn, aber nur wenige befehligten über 100 Mann Reiterei.

Große Freude gewährte es dem Reiſenden, als mit dem am 6. Auguſt angekommenen Boten ein ziemliches Packet Briefe aus Europa eintraf. Nicht nur ſprachen ſie die unverhohlenſte Theilnahme an dem großen Unternehmen aus, ſondern ſtellten auch die Beſchaffung weiterer Mittel in Ausſicht, welche die Beſchwerden der Reiſen bedeutend erleichtern ſollten. Dieſe Verſicherungen gaben dem Reiſenden neuen Muth, und er vollendete nun den Bericht über ſeine Reiſe nach Adamaua. Dieſe, wenn auch nicht umfangreiche, aber doch ſchwierige Arbeit wurde mit der Nachricht über Overweg's glückliche Beſchiffung des Tſad am 8. Auguſt abgeſendet und in Europa mit großem Beifall geleſen.

Die freundſchaftliche Stellung, welche ſie der Regierung gegenüber einnahmen, und die Achtung, welche ſie bei dem Volke genoſſen, machten den Aufenthalt unſerer Reiſenden in Bornu nicht nur angenehm, ſondern auch erſprießlich. Außer dem Klima war es beſonders die Beſchränktheit der pecuniären Mittel, wodurch ſie in ein gewiſſes Abhängigkeitsverhältniß zu dem Scheich und dem Veziere geriethen. Denn ihre eigenen Mittel gewährten ihnen kaum die nothwendigſten Bedürfniſſe. So hatte Overweg vom Scheich ein ſchönes Pferd zum Geſchenk erhalten; auch hatte er eine Anzahl Toben annehmen müſſen, die er indeß unter die Budduma-Häuptlinge vertheilte. Er gerieth dadurch in eine ſolche Abhängigkeit von dem Scheich, daß derſelbe ihm die Reparatur ſeiner Uhr zumuthete, womit er ſeine koſtbare Zeit vergeudete.

Auch war Barth bald nach ſeiner Ankunft ein Pferd verehrt worden, welches ſich aber für diejenigen Strapazen, welche mit einer großen Reiſe verbunden ſind, untauglich erwies. Das andere Pferd, welches die Adamaua-Reiſe mitgemacht hatte, war nicht im Stande, eine neue Expedition mitzumachen. Die Anſchaffung zweier Kameele und ſonſtiger Ausrüſtung hatten Barth's Mittel ſo

in Anspruch genommen, daß er an einen Kauf nicht denken durfte. Er ließ daher den Vezier wissen, daß derselbe ihn durch das Geschenk eines Pferdes sehr verbinden würde. Wirklich schickte ihm der Vezier vier Thiere zur Auswahl, die aber der Reisende für Gäule erklärte, worauf dann der Vezier ihm ein schönes Pferd aus seinem eigenen Stalle verehrte. Dieses ausgezeichnete Thier diente unserem Reisenden auf seinen weitern Wanderungen, bis es im December 1854, auf der Rückreise von Timbuctu, in Kano einer Krankheit erlag.

Der Besitz eines solchen Thieres gab dem Reisenden neuen Muth, und er trat nun Donnerstag den 11. Sept. 1851 seine Reise an. Außer zwei Fesaner Burschen hatte er noch zwei Araber aus den Uelad Sliman in seine Dienste genommen. Barth verließ die Stadt vor den Arabern, um die ersten Tage langsamer zu reisen, damit er seinen geschwächten und durch längeren Aufenthalt in der Stadt außer Uebung gekommenen Körper langsam wieder an die Marschbeschwerden gewöhne. Nachdem früh Morgens Alles bereit war, nahm er Abschied vom Vezier. Dann rechnete er mit seinen Dienern und anderen Gläubigern, wobei aber solche Weiterungen eintraten, daß die wirkliche Abreise erst gegen Sonnenuntergang erfolgte.

Die Reisegesellschaft war noch unvollständig; erst vor der Stadt fand sich ein armer junger Mann ein, der nicht einmal gemiethet war, während die anderen sich erst nach und nach einstellten.

Die Fruchtbarkeit der Witterung und des Bodens, der dort bei Weitem nicht zu dem besten zählt, und die frische Abendluft übten einen stärkenden und erheiternden Einfluß auf den Reisenden aus. Froh, der Einförmigkeit und Enge des städtischen Lebens entflohen zu sein, ritt er weiter, bis zwei seiner Begleiter ihn einholten. An einer sandigen, etwas ansteigenden Stelle wurde nun ein Zelt aufgeschlagen und die Nacht, wenn auch durch Mücken gestört, zugebracht. Auch war der Thau während der Nacht so stark, daß das Zelt am Morgen troff. Dem ungeachtet erwachte der Reisende frohen Gemüthes und saß mehrere Stunden vor seinem Zelte im ruhigen Genusse der weder durch den See noch durch einen Baum belebten Landschaft; die tiefe Stille goß eine solche Ruhe und Zufriedenheit in sein Gemüth, daß er den ganzen Tag verträumte und weder an Studiren noch Schreiben dachte. Am Morgen des folgenden Tages, den 13., beschloß er, mit seinem Lager eine Strecke weiter vorzurücken; jedoch

mußte eine mehr westliche Richtung eingeschlagen werden, wegen der vielen Sumpfpartien, die sich in Folge der Regenzeit am Fuße der Hügel gebildet hatten. Die Reisenden erreichten endlich die Hirsengefilde von Dau-erghu und erstiegen die Sandhügel, wo sich die Beschaffenheit der Gegend änderte. Das Dum-Gestrüpp hörte fast ganz auf und Retem (Spartium junceum) bedeckte die vom Ackerbau frei gelassenen Stellen, während reich belaubte Mimosen auf dem Ackerlande wucherten. Nachdem sie mehrere Dorfschaften von ziemlichem Umfange bei Seite gelassen hatten, wendeten sie sich einer damals von grünem Gewässer angefüllten Thalmulde zu, wo nach Beendigung der Sommerernte die „Massakua" genannte Sorgum-Art cultivirt wird. Die Annehmlichkeit des von einigen Akazien beschatteten Ortes lud die Reisenden zu einem kurzen Aufenthalt während der Hitze ein. Kaum auf den Boden hingestreckt, wurde ihnen mitgetheilt, daß die Uelad Sliman sich von Borgu nach Kanem zurückgezogen hätten. Diese Nachricht war keine befriedigende, weil Borgu wegen seiner geographischen Lage und Producte, wie Datteln und sogar Trauben und Feigen, dem Reisenden sehr wichtig zu sein schien.

Als die Mittagshitze nachließ, brachen sie auf und setzten ihren Marsch gegen Norden fort. Erst gegen Abend gelang es ihnen, einen Pfad zu finden, der sie nach dem ganz in der hohen Hirsensaat verborgenen Dorfe Alairuk brachte. Sie wurden ziemlich kühl empfangen, wie es der Fremde in den in der Nähe der Hauptstädte gelegenen Ortschaften nicht anders erwarten kann, da die Gastfreundschaft ihrer Einwohner so häufig in Anspruch genommen wird. Es verschlug dies wenig, da die Reisenden Alles, dessen sie bedurften, bei sich führten. Am anderen Morgen, den 14. Sept., brachen sie auf und setzten ihre Reise auf einem schmalen Pfade durch Gefilde fort, wo außer Sorghum auch Karaß gebaut ward. Letzteres Gewächs (hibiscus esculentus) gewährt einen Ersatz für die Blätter des Affenbrodbaumes (Kuka), die zur Würze der Suppe verwendet werden. Obgleich die Stadt Kukaua von diesem Baum ihren Namen hat, so giebt es doch in einem Umkreis von mehreren Meilen kaum eine einzige Kuka. Unterwegs stießen sie auf einen kleinen Trupp einheimischer, mit gedörrten Fischen handelnder Leute; diese bilden einen Haupthandelsartikel und wesentlichen Bestandtheil der Nahrung. Der Acker war hier weniger sorgfältig bestellt; jedoch sah man hin und

wieder Bäume. Außer dornigem Gestrüppe verschiedener Pflanzengattungen bemerkten die Reisenden ein Weib, welches die Samen des Kreb, einer eßbaren Grasart einsammelte. Ueberhaupt werden die Samen der Gräser in jenen Gegenden viel genossen und der Kreb bildete in Masena die Hauptnahrung Barth's; seine Körner geben ein leichtes, schmackhaftes Gericht, erfordern aber viel Butter.

Sie gelangten endlich in den Wald und lagerten sich bei zunehmender Hitze an einer der vielen Lachen, die sie unterwegs antrafen. Dort ist die **Mimosa nilotica** sehr häufig, deren Holz zu Sätteln und dergleichen sich eignet. Die Frucht dieses Baumes ist äußerlich der Tamarinde sehr ähnlich und ist eine wichtige einheimische Arznei gegen die Ruhr. Barth glaubt derselben seine Genesung zu verdanken, als er bei seinem zweiten Aufenthalte in Sokoto (Sept. 1854) von dieser Krankheit befallen wurde. Auch ist der Baum in der Gerberei nützlich.

Nachmittags setzten sie ihre Reise durch die vielfach unterbrochene Waldung fort; nachdem sie den Pfad einige Meilen weit verfolgt hatten, schlugen sie eine mehr östliche Richtung ein, welche sie durch eine hügelige, heerdenreiche Landschaft führte. Wassermangel nöthigte aber die Reisenden, eine entgegengesetzte Richtung einzuschlagen. Sie gelangten durch einen sehr rauhen Strich zwar zu einem Hürdenlager, aber auch dort war weder Wasser noch auch sonderlich viel Milch zu haben. Am folgenden Tage, noch ehe die Reisenden bereit waren, brachen die Bewohner des Hürdenlagers auf, um ihre nomadischen Züge fortzusetzen. Die Reisenden zogen gleichfalls weiter und gelangten zu dem Lagerplatz einer anderen großen Heerde, deren Hüter sich anfangs sehr unfreundlich und ungastlich zeigten, bis endlich Madi, ein älterer Bruder Fugo Ali's, eines Freundes Barth's in Madnari, ihn erkannte. Da kostete es den Reisenden Mühe, den Freundschaftsbezeugungen sich zu entziehen, um die Reise weiter zu verfolgen. Etwas weiter gelangten sie auf die Hauptstraße, wo sie Zeugen einer Scene wurden, wie sie in diesen Gegenden nur zu häufig vorkommen. Nämlich der Geleitsreiter Barth's ergriff ohne Weiteres aus einer Heerde, die sie antrafen, das fetteste Stück, trotz des Geschreies des Hirten, dem Barth, um ihn zu trösten, vergebens den Werth des Thieres anbot. Das Thier wurde später geschlachtet und von den Begleitern Barth's verzehrt. Am anderen Tage stießen

die Reisenden gleich nach ihrem Aufbruche auf eine Heerde weidender Pferde und eine Fischer-Kafla. Der Geleitsmann verlangte nun, Barth möge sich sofort nach der Stadt Yo begeben, von wo er zurückzukehren hatte, und wollte trotz der Müdigkeit der Reisenden nicht anhalten. Sie erreichten zuletzt, nachdem sie eine sehr einförmige und kahle Gegend passirt hatten, die Stadt, unentschlossen, ob sie in- oder außerhalb derselben einen Rastort suchen sollten. Denn die Stadt besteht aus sehr engen Gassen, in denen eine solche Hitze und ein so unangenehmer Geruch von getrockneten Fischen verbreitet war, daß sie den Aufenthalt in derselben für unmöglich hielten. Indessen da sie einmal dort waren, ritten sie zum Statthalter, der gerade mit den Vorbereitungen zu einer Hochzeit beschäftigt war. Nichtsdestoweniger wurde den Reisenden eine große Hütte innerhalb eines kleinen Hofes in einem anderen Stadttheile angewiesen, welche denselben aber so unbehaglich vorkam, daß sie es vorzogen, außerhalb des Ortes ihre Zelte aufzuschlagen. Dort, ungefähr 900 Schritte von der Stadt, unter einer schattigen Tamarinde, schlummerte Barth einige Stunden, um dann sich eine Ansicht vom Flusse zu verschaffen. Der Fluß „Komadugu" hatte damals eine schöne Wasserfläche, er war ganz gefüllt und eilte mit reißender Schnelligkeit dem Tsad zu. Der Reisende konnte es damals nicht ahnen, daß er später mehrere Tage hindurch in dem trockenen Bette desselben lagern würde. Merkwürdig bleibt es, daß, so klar auch die Angaben der Mitglieder der früheren Expedition in Betreff seines Laufes sind, dennoch Capitän W. Allen in demselben einen Kunstkanal erblickt, um die überflüssigen Wasser des Tsad in den Kuara zu leiten. Die Ufer des Komadugu sind von Tamarinden, Dumpalmen und Akazien beschattet, unter denen sehr gute Baumwolle wächst; etwas weiter unterhalb am Flusse zieht man in künstlich bewässerten Anlagen Weizen. Das sind aber auch außer den Fischen und der Frucht der Dumpalme fast die einzigen Producte dieser Gegend; Hirse und Sorghum wächst nur in geringen Quantitäten, und andere Cerealien fehlen ganz. Auch ist Vieh in nicht großer Menge vorhanden, so daß Fische die Hauptnahrung ausmachen. Barth sah hier auch ein Exemplar des electrischen Fisches, welcher den Arm eines Mannes auf mehrere Minuten empfindungslos machen konnte.

Den Reisenden ergötzte am anderen Morgen (17. Sept.) beson-

ders der Anblick des Flusses, worin Männer badeten, Weiber Wasser schöpften und Reisende hinüber schwammen. Eine Tags vorher aus Kanem angelangte Kafla lag auf der anderen Seite und durfte ohne vorherige Erlaubniß den Fluß nicht überschreiten. Denn zu gewissen Monaten bildet derselbe eine Art von Quarantaine.

Etwa zwei Stunden nach Mitternacht kam Dr. Overweg mit einem der angesehensten unter den Uelad Sliman, Namens Chalef Allah, an und meldete, daß die kleine Truppe anrücke. Dieselbe bestand aus 25 Mann zu Pferde, etwa 12 Mann zu Kameel und gegen 8 Mann zu Fuß, außer den Kindern. Sie schlugen ihre Zelte etwas östlich von den unseren auf und zeigten ein reges Leben, welches nicht selten in Zank ausartete.

Am Nachmittage machte Barth mit seinem Gefährten einen Ritt in westlicher Richtung, längs des Südufers des Flusses. Der Fluß macht oberhalb der Stadt bedeutende Biegungen und hat sehr niedrige Ufer. Der Pflanzenwuchs war dort sehr reich; unter gewaltigen Tamarinden wucherten die mannigfaltigsten Kräuter und Blumen. Am Ufer befinden sich mehrere kleine Fischerdörfer, an denen sich lange Reihen von Stangen zum Dörren der Fische hinziehen. Am anderen Tage machten die Reisenden einen Ausflug längs des Flusses, um dessen Mündung zu erreichen; indessen fand sich am Südufer gar kein Pfad dahin. Nur am jenseitigen, dem Nordufer führt ein Weg nach der an der Mündung gelegenen Ortschaft Bosso. Nachdem sie bis zu der verfallenen Stadt Fatse, deren Einwohner kaum noch aus einem Dutzend Familien besteht, gekommen waren, sahen sie sich genöthigt, umzukehren. Dr. Barth fiel besinnungslos zu Boden, als er sein Pferd wieder besteigen wollte, und hatte Abends einen heftigen Fieberanfall. Am folgenden Tage fühlte er sich besser, so daß man den gefaßten Entschluß, den Fluß zu überschreiten, zur Ausführung hätte bringen können, wenn die Erlaubniß des Beziers da gewesen wäre. Letztere traf erst am Abend ein.

Die Karavane, von welcher eben die Rede war, hatte erst an demselben Tage die Erlaubniß, den Fluß zu überschreiten, erhalten. Es waren harmlose Leute, arme Tebu, welche einige Lastthiere mit Datteln beladen hatten. Sofort hielten die Gefährten der Reisenden Rath und schließlich wurde die Karavane, trotz alles Flehens, ihrer Datteln beraubt.

Am 21. Sept. erfolgte die Uebersetzung der Reisenden auf die andere Seite des Flusses Komadugu. Der nördliche Theil des Flußgebietes befindet sich im thatsächlichen Besitze von Freibeutern, so daß die Herrschaft des Scheichs Omar nur dort respectirt wird, wo sie mit Waffengewalt auftritt. Die Reisenden waren lediglich auf sich selbst angewiesen.

Die Landstrecken, welche die Reisenden von jetzt an durchzogen, haben dieselbe Beschaffenheit, wie die bei der Hauptstadt gelegenen. Ueberhaupt besteht ja in der Nähe von Landseen der Boden zumeist aus Humus mit kurzem Graswuchs und vereinzelten Bäumen. Die ersten zehn Meilen blieb die Gegend sich ziemlich gleich; dann gelangten die Reisenden in flaches, meist bestelltes Ackerland, und bald erblickten sie die die Lehmmauern von Barua. Die Stadt besteht aus einer Masse eng zusammen liegender Hütten, meist ohne Hofraum, welche hie und da von einem Baume beschattet werden. Die Einwohner dieser Stadt sind sehr indolenter Natur; denn außer dem gesetzmäßigen Tribute, welchen der Scheich von Bornu von ihnen erhebt, zahlen sie den Tuareg ebenfalls Abgaben. Sie gehören meist dem Kanembu-Stamme an. Ihre Nahrung besteht meist in Fischen, welche der See in großer Masse gewährt; Getreide ist bei ihnen nicht reichlich; Baumwolle mangelt ihnen auch; sie tauschen dieselbe, sowie Kleiderstoffe, für Fische ein.

Die Reise wurde fortgesetzt, nachdem vorher einiges Wasser eingenommen worden war. Bald waren die kümmerlichen Spuren von Ackerbau verschwunden; es kamen dann Siwak-Büsche auf sandigem Hügellande. Nachdem der Kamm der Sandhügel erstiegen war, bot sich den Reisenden zum ersten Mal der Anblick des Tsad, resp. des von demselben überschwemmten Sumpflandes dar. Der Weg, welcher sich mehr als eine Meile über die Anhöhe erstreckte, senkte sich nun wieder und war dort mit dem dichtesten Pflanzenwuchs umgeben. Uebrigens war die untere Straße im Jahre 1855, als Barth sie von Neuem betreten wollte, überschwemmt, so daß er einen Umweg machen mußte.

An einer etwas lichten Stelle, dicht am Fuße eines mäßigen Hügels, lagerten sich die Reisenden. Die Lagerstelle war aber nicht glücklich gewählt; denn da sie nur 600 Schritte vom See entfernt war, so mußten Wachen aufgestellt werden. Am folgenden Tage

(23. Sept.) führte der Marsch durch dichtes von Elephantenspuren durchzogenes Dornengestrüppe fort. Auch fanden sich hier und da große Feuerplätze, wo die Wurzeln der Capparis sodata zu Asche gebrannt worden waren. Diese Asche wird mit Wasser durchgeseiht, um die darin enthaltenen Salztheile aufzulösen; die so gewonnene Soole wird dann durch Sieden verdickt. Das Salz wird nach Kukaua ausgeführt; die Sieder sind Budduma. Diese Art der Salzgewinnung ist in der dortigen Gegend häufig, und so schwach das so gewonnene Salz, so übertrifft es immer dasjenige, welches die Bewohner Kotoko's aus Rinderkoth bereiten. In Miltu am oberen Schari wird ein ziemlich gutes Salz aus einem im Flusse wachsenden Grase dargestellt; die Musfgu bereiten es aus der Asche von Hirsen- und Sorghum-Stroh. Die Anzahl der Salzsiedereien nahm zu, je mehr die Reisenden aus dem Walde in das freie Feldland gelangten. Es waren dort an 20 Pfannen im Betrieb; das Salz lag in großen dreieckigen Stücken, die in irdenen Formen abgegossen waren, umher.

Die Reisenden kamen sodann zu fruchtbarem Weideland; sie zogen an einer ausgedehnten Lache vorbei, wo große Schwärme von allerlei Wassergeflügel sich aufhielten. Vergeblich waren die Versuche Overwegs, einige Kelaraböcke zu schießen. Gegen 9 Uhr erreichte man den wohlbekannten Ort Ngegimi; aber man sah sich sehr getäuscht, indem man bloß ein armes, zerfallenes, aller Bequemlichkeit mangelndes Dorf vorfand, mit ausgehungerten Einwohnern, die für einige Hühner, welche die Reisenden von ihnen erhandeln wollten, nur Getreide hinnehmen wollten. Die Lage der Stadt ist sehr ungünstig, seitdem Bornu an seiner früheren Macht so viel eingebüßt hat, so daß die Bewohner derselben stets auf die Einfälle der Tuareg gefaßt sein müssen. Wirklich ward auch zwei Jahre später dieses Dorf von Freibeutern ausgeplündert, und einige Monate darauf mußten die wenigen Einwohner, welche der Sclaverei entgangen waren, in Folge einer Ueberschwemmung des Tsad den Ort verlassen und sich anderwärts anbauen. Von dort ging der Weg über eine flache Ebene nach einer tiefen Bucht des See's, den sie gegen Mittag erreichten. Sie führten die Pferde zur Tränke, nahmen Wasservorrath ein und schlugen dann auf einer Sandhügelkette ihr Lager auf. Von dort aus bot sich den Reisenden ein erhebender Anblick dar. Nach Südosten, so weit das Auge reichte, Reisfelder; ein offenes

Seebecken war gar nicht zu erkennen; man sah nur eine unermeßliche, von vielen Kanälen durchzogene Marschfläche. Nach Südwesten erblickte man das Weideland bis jenseits Ngegimi. Alles das schien die Reisegefährten wenig zu kümmern, die, ihrer bösen Neigung sich überlassend, ihre Raubluft an den Kanembu-Viehzüchtern ausließen, welche letztere nur durch die Bemühungen Barth's und Overweg's einen Theil des Geraubten zurück erhielten. Am anderen Morgen, um 7 Uhr, hatten die Reisenden eines der interessantesten Schauspiele. Es war eine Heerde Elephanten, welche in regelmäßigem, geordnetem Aufzuge zur Tränke rückten. Vorauf zogen die Männchen, die man an ihrer Größe deutlich erkennen konnte; in einem kleinen Abstande folgten die Jungen, dann kamen die Weibchen, und den ganzen Zug deckte ein Nachtrab von fünf ungeheuren Männchen. Im Ganzen waren ihrer 96 Stück. Etwa eine Stunde später gelangten die Reisenden zu einer großen Rinderheerde, welche bei einem kleinen Weiler weidete. Sie erhielten Milch, aber die Gefährten konnten sich dennoch nicht enthalten, ein schönes Füllen unter einem nichtigen Vorwande mitzuführen. Gleicher Weise handelten sie an einem kleinen Zuge Ochsen, welche mit Datteln beladen waren. Nicht nur raubten sie alle Datteln, sondern einer der Schurken nahm noch eines von den Lastthieren mit, ungeachtet der Klagen des Eigenthümers.

Im Verfolg der Reise wechselten nun schöne frische Weiden und dürre Steppen in einer völlig ebenen, selten von einem Baum belebten Gegend. Die Reisenden schlugen zuletzt bei einem verlassenen Weiler ihr Lager auf. Allein die Ruhe wurde bald unterbrochen durch ein heftiges Gezänke, welches sich über die geraubten Datteln erhob. Einige Araber drangen in das Zelt Barth's, um dessen Entscheidung über ihre Ansprüche anzurufen. Letzterer unterließ es nicht, ihnen lebhafte Vorwürfe über die verübten Räubereien zu machen, was indessen die Leidenschaften der Betheiligten in einem solchen Grade erregte, daß einer unter ihnen, ein geladenes Gewehr in der Hand, Jeden niederzuschießen drohte, der das Wort „Räuberei" ausspreche. Uebrigens hatte das gewaltsame Verfahren derjenigen, welche den Reisenden als Beschützer folgten, einen solchen Eindruck gemacht, daß noch am selbigen Abende zwei Ochsen und Milch aus dem benachbarten Beri zum Geschenk anlangten.

Nachdem sie am anderen Tage (26. Sept.) einer herrlichen und zahlreichen Viehheerde gefolgt waren, erreichten sie gegen Mittag das Dorf Beri, in dessen Nähe sie sich lagerten. Beri wird seit der Glanzzeit des Königreiches Bornu häufig erwähnt und ist wegen seiner Lage ein sehr wichtiger Posten, wo ein von Bornu nach Kanem ziehendes Heer das Ufer des Sees verläßt und anhält, theils um auszuruhen, theils um frischen Mundvorrath einzunehmen. Es giebt übrigens zwei Plätze dieses Namens, die nur wenige Meilen von einander entfernt sind: Beri-kura, d. i. Groß-Beri, der in Rede stehende Ort; der andere heißt Beri-Fute, d. i. West-Beri. Die Einwohner von Beri zählen größtentheils zu den Kanembu, dann aber sind dort auch viele Buddama ansässig. Die Gesammtbevölkerung mag etwa 2000 Seelen betragen. Sie treiben vorzugsweise Viehzucht, während der Ackerbau, in Folge des unsicheren Zustandes der Gegend, sehr vernachlässigt ist. Auch ist der Mangel an Brennholz dort sehr zu beklagen; es findet sich kaum ein einziger Baum in der Umgegend.

Mit dem 27. Sept. verließen die Reisenden das Seeufer, indem sie allmählich aufwärts stiegen, was am Morgen nicht ohne Schwierigkeit ablief, da sie die vielen Buchten des See's vermeiden mußten. In Betreff der Natronbecken, über welche Major Denham vieles Irrige mittheilt, ist zu bemerken, daß das Natron nicht ursprünglich im Wasser, sondern im Boden enthalten ist; das Wasser des Tsad ist immer frisch; dagegen nimmt das nach der Ueberschwemmung zurückbleibende Wasser natürlich den Geschmack des Bodens an, in welchem es stagnirt.

Es war keine leichte Aufgabe, aus diesem Labyrinthe von Sümpfen und Lachen herauszukommen. Nach einigen Meilen Weges gelangte Barth an eine schmale, morastige Lache, die er glaubte überschreiten zu müssen. Kaum hatte er den Versuch gemacht, als er mit dem Pferde stürzte; einige Contusionen abgerechnet, kam er noch mit heiler Haut davon. Die Reisegefährten sahen der Sache ruhig zu, ohne auch nur die Hände zu rühren. Erst Overweg, welcher eine Strecke zurückgeblieben war, versah Barth mit trockener Kleidung. Der Marsch wurde nun längs einer anderen Lache fortgesetzt, die süßes Wasser enthielt, und die Reisenden gelangten zuletzt zu einer sandigen, reich mit Gras und Mimosen bewachsenen Fläche, wo sie

sich lagerten. Mittlerweile entlud sich ein heftiges Gewitter, welches die Reisenden veranlaßte, dort Zelte aufzuschlagen und zu übernachten. Der folgende Morgen wurde ganz verwendet zu der Tödtung und Vertheilung des zweiten Ochsen, und die Sonne stand schon hoch am Himmel, als die Reise fortgesetzt wurde. Eine leicht gewellte, sandige Landschaft, mit Kräutern reichlich bewachsen, eröffnete sich den Reisenden, in welcher die Reisegefährten mehrere Straußeneier und eine große Gazellenheerde fanden. Noch weiter verdichtete sich die Landschaft in einen Wald, aus dem fast die ganze Nacht hindurch das Gebrüll eines Löwen erscholl. Am anderen Morgen hielten plötzlich zwei der Reiter bei einer großen, dicht belaubten Gherret an und flüchteten dann mit lautem Geschrei zu ihren Gefährten. Als letztere herbei kamen, entdeckten sie eine sehr große Schlange, die drohend von den Aesten des Baumes herabhing. Als sie der Reisenden ansichtig wurde, wollte sie sich verbergen, fiel aber, von mehreren Kugeln getroffen, herab. Sie war 18 Fuß 7 Zoll lang, hatte am dicksten Theile des Körpers 5 Zoll Durchmesser; ihre Haut war grünlich-bunt. Die Eingeborenen, welche sich den Reisenden zugesellt hatten, öffneten sie und nahmen das Fett heraus.

Der Marsch war so anstrengend für Barth, daß sie erst am Nachmittage aufbrechen konnten. Die Gegend war erst eben, wurde dann aber hügelig; es war die höchste Strecke der ganzen Landschaft, obgleich dieselbe sich schwerlich mehr als 700 Fuß über den Spiegel des Tsad erhebt. Es folgten nun zwei Thalkessel von großer Lieblichkeit; namentlich bot der letztere, bei seiner undurchdringlichen Pflanzenmasse, dem Botaniker großes Interesse.

Den Morgen des folgenden Tages, 30. Sept., benutzte Barth zur Aufzeichnung verschiedener Notizen. Nachmittags brach Alles auf. Am 1. Oct. kam in der Frühe ein Reiter vom Lager der Uelad Sliman, der die Reisenden in ihrer Wildniß willkommen hieß. Kurz darauf stürzten Araber links und rechts aus dem Dickicht, feuerten ihre Flinten ab und begrüßten die Fremden mit ihrem gewöhnlichen Feldgeschrei: „ya riab, ya riab.“ Sie rückten so eine Weile vorwärts und machten dann Halt, um die feierlicheren Begrüßungen einer zahlreichen Reiterschaar entgegen zu nehmen. Nachdem der Staub sich etwas gelegt hatte, sah man die gesammte Reiterei der Uelad Sliman im besten Aufzuge, in ihrer Mitte den Häuptling Rhet, Sohn des Sef

e Nasr ben Rhet, und dessen Oheim Omar, Sohn Rhet's. Die Reisenden hatten sich diesen feierlichen Empfang nicht vorgestellt, eilten nun aber im Galopp vorwärts, um den Häuptlingen ihre Ehrerbietung in der landesüblichen Weise zu bezeigen. Sie schossen ihre Pistolen ab, worauf der jugendliche Rhet, um dieses Compliment zu erwidern, sich mit blankem Schwerte an die Spitze seiner Schwadronen stellte und den europäischen Zuzug unter dem fortwährenden Schlachtrufe: ya riab, ya riab! nach dem Lager und an die für ihn bestimmten Zeltplätze geleitete. So hatten nunmehr unsere Freunde ihr Geschäft mit dem einer Rotte afrikanischer Freibeuter, die sich nur durch ihre Geschichte von einer Räuberbande unterschied, verknüpft. Aber der Gedanke, in ihrem Schutze bis Bahr el Ghasal, dem berühmten Gazellenthale Burrum oder Fede, vorzudringen, ließ sie alle Schwierigkeiten und Gefahren gering erachten.

Die Uelad Sliman waren in Folge ihrer wilden und unruhigen Lebensweise aus ihrem früheren Wohnsitze an der Syrte vertrieben worden und hatten sich nach vielen Wanderungen und Abenteuern unter der Führung des Muhamed ben Abd-el-Djelil zwischen der Wüste und den fruchtbaren Strichen des Sudan's auf den Trümmern des alten Königreiches Kanem niedergelassen. Sie zählten damals viele Mannschaft und konnten bei dem großen Zuzug von den Araberstämmen, welche vom Rif bis Fesan wohnten, 900 — 1000 Mann Reiterei in's Feld stellen. Zunächst wendeten sie ihre Blicke auf die mit den Reisenden befreundeten Kelowi, die den Salzhandel von Bilma trieben, und plünderten diese. Durch solches Verfahren mußten sie allmählich eine bedeutende Umwälzung in Inner-Afrika hervorbringen; denn die Kelowi hätten nach und nach den Salzhandel aufgeben und damit ihre bedeutendste und fast einzige Einkommensquelle verlieren müssen; es wäre ihnen nur noch die Auswanderung nach den fruchtbareren Gegenden des Sudans übrig geblieben. Da ermannten sie sich und zogen, durch verschiedene Nachbarstämme verstärkt, mit etwa 7000 Mann im Anfang des Jahres 1850 gegen den Feind zu Felde. Barth's Vermuthung, als ob die Politik Bornu's hier mit im Spiele gewesen, hat nach den früheren Mittheilungen viele Wahrscheinlichkeit. Bornu, das täglich von den Tuareg belästigt wurde, gewann in den Sliman einen kräftigen Verbündeten gegen dieselben, ohne fürchten zu müssen, daß dieser Verbündete ihm selbst

wieder gefährlich werden würde, und so mußte er ihm durchaus willkommen sein. Indem der Vernichtungskampf beider natürlichen Widersacher Bornu's von diesem begünstigt wurde, sicherte und kräftigte es sich selbst.

Damals begingen nun aber die Sliman den Fehler, die Bedeutung ihrer Gegner zu unterschätzen, vielleicht weil sie sich durch den Bund mit Bornu für stärker hielten, als sie waren. Sie hatten feste Lager bei Keskaua am Tsad angelegt, Verschanzungen von solcher Vortrefflichkeit, daß die Kelowi nach ihrem eigenen Geständniß nie gewagt haben würden, dieselben nur anzugreifen. Diese Lager verließen sie nicht nur selbst, sondern sie gestatteten auch ihren Hülfsvölkern, die schon gemachte Beute in Sicherheit zu bringen und sich über Kuffara in ihre Heimath zu begeben. Allein in Wadi Alali zurück geblieben, erhielten sie da plötzlich die Nachricht, daß die Kelowi in hellen Haufen auf sie heranzögen. Anfänglich wollten sie der Nachricht keinen Glauben beimessen, aber sehr bald konnten sie nicht mehr zweifeln. Von allen Seiten drangen die wohlbewaffneten Kelowi in das Lager der Horde ein, es war kaum Zeit, in die Sättel zu springen. Der Kampf mußte in der ersten Viertelstunde zu ihren Gunsten ausfallen, da sie mit Flinten bewaffnet waren und so viele der Gegner beim ersten Angriffe erlegen konnten. Da sie sich aber nach dem Abfeuern nicht zurückziehen konnten, sondern im Handgemenge weiter kämpfen mußten, so schlug dieser anfängliche Vortheil bald zu ihrem Verderben aus. Die Kelowi hatten jetzt die besseren Waffen und wirklich gute Speere, Schwerter und Dolche, mit denen sie eine solche Metzelei unter den Sliman anrichteten, daß der Sieg sich schnell auf ihre Seite neigte. Nur die Hälfte der Feinde entkam. Muhamed selbst schlug sich schwer verwundet durch, aber er wurde auf der Flucht von einem Tebu-Weibe erkannt und erschlagen. Der kühne Said, einer der herzhaftesten Kämpfer, fiel mit den Besten der Horde. Die Beute, welche den Kelowi zufiel, war bedeutend, nicht bloß an Sclaven und Kameelen, sondern auch an Silber, in dem die Häuptlinge ihren Reichthum des leichteren Transportes halber angelegt hatten. So war der kleine Rest zu schwach, um Bornu irgend gefährlich zu sein, aber immer noch unternehmend genug, um den lästigen Grenznachbarn zu schaffen zu machen. Beschir nahm den zwanzigjährigen Rhet unter seinen besonderen Schutz, ließ ihm Flinten und Pferde zukom-

men und bedang sich dagegen einen bestimmten Theil der Kriegsbeute aus. Als Geißel behielt er die Weiber und Kinder einiger Vornehmen bei sich in Kukaua und wies die im Norden des Tsad gelegenen Theile von Kanem seinem Schützlinge als Operationsbasis an. Leider hatte derselbe aber unter den Häuptlingen seines Stammes, besonders in seinem Oheim Omar, ernstliche Widersacher, die sich zu der Führerstelle durch Jahre und Thaten für berechtigter hielten, sodann waren alle Ansiedler der weiteren Umgegend die natürlichen Feinde der Horde und nur darauf bedacht, ihnen, wo sie konnten, Schaden zuzufügen.

Und mit diesen Abenteurern hatten sich Barth und Overweg verbrüdert, um den Zweck ihrer Mission erfüllen zu können! Sie suchten Rhet sofort auf und fanden ihn zur Audienz vorbereitet im Schatten eines benachbarten Baumes liegen, die lange Türkenpfeife im Munde; sie überreichten ihm ihre Geschenke und machten ihre Complimente, bekanntlich in Afrika das Cardinalmittel, um Gewalthaber für Personen und ihre Absichten günstig zu stimmen. Rhet war ein leidlich hübscher Junge, aber ohne alles Gebietende in seinem Wesen; er sprach schlecht und nur in allgemeinen Redensarten. Bis Bahr el Ghasal zweifelte er, die Reisenden sicher schaffen zu können, es seien dort herum zu viele Feinde.

Eben so wenig Hoffnung gab Omar, der dieselben Geschenke empfing und dem Barth noch eindringlicher auseinandersetzte, daß der englischen Regierung sehr daran gelegen sei, die Verbindung zwischen dem Tsad und Ghasal kennen zu lernen und daß die Uelad Sliman sich deßhalb jede Mühe geben möchten. Sehr zudringlich benahmen sich einige Glücksritter, der ehemals jüdische Renegat Abd Allah aus Tripoli, der wegen eines Mordes hatte flüchtig werden müssen und betrügend und betrogen bei den Uelad Sliman gelebt hatte, bis er sich bekehrte und ihnen als Freibeuter anschloß. Seine Frechheit ging so weit, unsere Reisenden seine — Vettern (Uelad ami) zu nennen. Dann ein schöner, schlanker Aegyptier, Namens Ibrahim, der, aus guter Familie stammend, geflohen war und nun bei dieser Bande ein rastloses, beschwerliches und reuevolles Leben führte. In dieser Genossenschaft lebten nun auch unsere Freunde. Barth sehnte sich, allein zu sein, und legte sich neben dem Zelte in der abendlichen Kühle nieder. Alles war ruhig und schien in Frieden gebettet, — da er-

scholl das bekannte: „ala e dhahar!“ — „in den Sattel, in den Sattel!“ und eilends waren auch die Europäer gerüstet. Eine Anzahl Reiter sprengte vorüber, der Tumult wurde größer und größer. Endlich ergab es sich, daß die Feinde nur die Heerde angefallen, einen Theil weggetrieben und einen Reiter getödtet hätten. Man hatte sie bald eingeholt, worauf sie mit Verlust ihrer Beute in das Dickicht flohen, aber nun erhob sich das Wehklagen der Weiber über den erschlagenen Mann und erscholl traurig durch die Nacht, — unseren Reisenden eine Mahnung an das Schicksal, das vielleicht auch ihrer nun bald harrte.

Anderen Tages kam die Nachricht, der Agid von Wadai, der in der Hauptstadt Mao residire, sei bereits entflohen, eine Nachricht von guter Vorbedeutung, die Barth sofort nebst den nun entstehenden Reiseplänen dem Vezier brieflich mittheilte. Mao ist die Hauptstadt des früheren Kanem, besser der Schitati, die den ganzen Norden des Tsad inne haben, und war zu Edriß Alaoma's Zeiten ein wichtiger Ort. Jetzt residiren dort abwechselnd Statthalter von Bornu oder Wadai, je nachdem sich das Kriegsglück dem Heere des einen oder des anderen Volkes zuwandte. Barth bemühte sich, möglichst genaue Nachrichten über das ganze Gebiet und namentlich über das viel besprochene Thal Burrum, Bahr el Ghasal, einzuziehen, doch erfuhr er nur, daß es vor 100 Jahren noch ein Fluß gewesen, jetzt aber trocken sei und sich nicht nach dem Tsad hin abflache, sondern von ihm aus absenke. Zuverlässiges erfuhr er nicht. Die Lorbeern für den Erforscher dieser berühmten Landschaft sind noch ungepflückte und Bahr el Ghasal nach wie vor eine terra incognita.

In der Frühe des 4. Oct. wurde Barth durch einen wehmüthigen Gesang erweckt, den die Thränen des Sängers nach jeder Strophe unterbrachen. Der Bote des Veziers, welcher dessen Beuteantheil empfangen und nach Kukaua bringen sollte, hatte auch eine Gefangene aus dem Stamm der Budduma für die Mädchensammlung seines Herrn ausgewählt, eine Jungfrau, von deren seltenem Liebreize Alle voll waren. Dem armen Kinde mochte aber der Wechsel nicht erwünscht sein, es schien auch, als habe sie schon anderweitig ein zärtliches Verhältniß angeknüpft, genug, sie hatte den Schleier der Nacht benutzt, um zu entfliehen, und war, da man den Zorn des Veziers fürchtete, auf das Emsigste in den Wäldern umher gesucht worden. An die-

sem Morgen endlich hatte man ihr Halsband gefunden, dann auch ihr Gewand und die Ueberreste ihrer Gebeine, — die Raubthiere des Waldes hatten sie zerrissen. So hatte die Aermste Ruhe, aber ihr Liebhaber, ein Araber, war untröstlich und ergoß seinen Schmerz in den herbsten Klagetönen. Barth sagt, daß sein tiefgefühlvoller Gesang inmitten dieser zügellosen Horde, bei der gemeiniglich nur die niedrigeren Eigenschaften der Menschen zum Vorschein kommen, einen eignen Reiz auf ihn ausgeübt habe.

Der Verlust der schönen Sclavin und manches Andere steigerte den Zwist unter den Häuptlingen zu lautem Wortwechsel, und als endlich der Beamte des Veziers abreis'te, begleitete ihn ein großer Theil der Horde nach Kukaua, auch der alte, erfahrene Omar, Rhet's Oheim, der unseren Reisenden sehr nützlich hätte werden können. Ein Trost war es, daß anderen Tages aufgebrochen wurde und die malerische Wildheit der Landschaft und das Abenteuerliche des ganzen Zuges die Aufmerksamkeit unserer Freunde in Anspruch nahm. Man wandte sich zunächst in ein Thal von dem wild-üppigen Charakter, der den Thalsenkungen Kanem's überhaupt eigenthümlich ist. Ein fröstelnder Luftzug drang ihnen aus dem dicht belaubten, für Sonnenstrahlen undurchdringlichen Waldthale entgegen. Wo sich Brunnen fanden, umstanden ihn bald die Reiter in ihrer malerischen arabischen Tracht, um ihre hageren, aber ausdauernden, Gäule zu tränken. Ueber leicht gewelltem, schön bewaldetem Sandboden dahin trabend erreichten Barth und Overweg darauf bald ihre Kameele und gegen Mittag die schöne Sandhügelung, wo das Nachtquartier aufgeschlagen werden sollte. Sie fanden in der Nähe kleine Schildkröten und bereiteten sich den ungewohnten Genuß einer recht schmackhaften Schildkrötensuppe.

Anderen Tages war ein Festtag und an der Spitze der Seinigen sprach Scheich Rhet die vorgeschriebenen Gebete mit großer Feierlichkeit und sogar mit Inbrunst. Dann entspann sich wieder Streit zwischen den eifersüchtigen Häuptlingen, in Folge dessen dann auch wieder zu Barth's größtem Verdrusse 150 Mann mit 70 Pferden sich von der Horde absonderten und nach Kukaua aufbrachen. So schmolz die Horde mehr und mehr zusammen und damit die Hoffnung der Reisenden, im Schutze derselben weit in dem unbekannten Gebiete vorzudringen. Aber sie ließen sich nicht irre machen, sondern hielten

treu aus und suchten sich an alle Strapazen möglichst zu gewöhnen; ebenso auch an den Genuß der Kameelmilch, die sie bald schmackhafter und gesunder als Kuhmilch fanden. Barth schreibt dieser Kost hauptsächlich die Wiederherstellung seiner geschwächten Körperkräfte zu. Folgenden Tages schloß sich ein früherer Feind von Bornu, der Tebu-Häuptling Halluf, mit 17 Reitern der Horde an, ein starker kriegerischer Mann, der in wirklich imposantem Aufzuge mit seinen Leuten vor Rhet's Zelte erschien. Seine erste Bitte an Barth war charakteristisch für seinen moralischen Werth und wurde ihm kurzweg abgeschlagen: er wollte Gift. Barth ergötzte ihn und Rhet dann aber nicht wenig durch die Musik seiner Spieldose, eines Instrumentes, dem Alle den Preis von den Erzeugnissen europäischer Kunst und Wissenschaft zuerkannten. Anderen Tages ging wieder der Schlachtruf durch das Lager; man war schnell im Sattel, auch Barth, dessen Pferd nach mehreren Tagen der Ruhe und guten Futters die muthwilligsten Sprünge und seinem Reiter viel zu schaffen machte. Aber es war wieder blinder Lärm gewesen. Doch erfuhr Barth bei dieser Gelegenheit, aber als Geheimniß, daß der Raubzug auf das unbewachte Mao gerichtet sei, daß man aber auch großes Verlangen nach den in den Weidegründen von Ghasal versammelten Kameelheerden habe.

Beim Aufbruch blieben die Alten zur Vertheidigung des Lagers zurück, alle kampffähige Mannschaft aber rückte nach dem Thalkessel Ftaim vor, der ausnahmsweise sehr eng und von steilen Wänden umgeben ist. Die übrige Landschaft war früher angebaut gewesen und erwies sich durchgehends als außerordentlich fruchtbar. Barth und Overweg besuchten ein benachbartes Kanembu-Dorf; die Einwohner waren gute Leute, deren politischer Horizont aber nicht über Wadai und Dar Fur hinausging. Sie bewirtheten unsere Freunde mit dem Besten, was sie besaßen, und gefielen ihnen in jeder Hinsicht weit mehr, als die Araber, denen sie jetzt tributpflichtig waren und von denen sie mit schnöder Verachtung behandelt wurden. Uebrigens warteten sie nur auf eine gelegene Zeit, um das verhaßte Joch abzuschütteln. Diese Zeit kam 1855, als Barth gerade Afrika verließ.

Noch ehe die Provinz Schitati betreten war, machte sich Halluf anheischig, die Reisenden ungefährdet über Mao nach Karka zu geleiten; doch trauten sie seinen Versprechungen nicht. Auch Rhet, den sie befragten, zweifelte, ob es ihm möglich sein würde, so weit mit

ihnen vorzudringen. Als endlich doch der Handel abgeschlossen und alles Einzelne zum Aufbruch am 16. Oct. angeordnet war, zog Halluf sein Wort zurück, und es war keine Rede mehr von einem vereinzelten Vorrücken. Um so lieber war es unseren Reisenden, daß sich die ganze Horde an diesem Tage wieder in Bewegung setzte. Der Weg führte durch eine herrliche Gegend, in der von dem früheren Anbau aber nur noch wenige Spuren sichtbar waren. Wald überwucherte weithin die Felder und Weidegründe, und Raubthiere jeder Art hausten wieder, wo vordem Menschen ihre Sitze gehabt hatten. In den häufigen, meist anmuthigen Thalkesseln wurde stets nach einigen Stunden gerastet, oft war der Wald so dicht und undurchdringlich, wie ihn Barth nie vorher gesehen hatte. Besonders während der Mittagszeit, wenn Alles in nachlässigen Gruppen unter den Bäumen gelagert war, hatten diese Thäler etwas Reizendes, nur durfte man der wilden Bestien halber nicht auch die Nacht in ihnen zubringen. Einmal wurde ein junger Strauß gefangen und in's Lager gebracht, doch konnte Barth sich nicht sehr für das viele Neue interessiren, das sich seinen Augen bot, da seine Kränklichkeit wieder zugenommen hatte und er für Strapazen jeder Art sehr empfindlich war. Dazu kam, daß sein Kameelweibchen, ein feines, kleines Thier, für diese Parforce-Märsche zu schwer beladen war und weit hinter dem Zuge zurück blieb.

Glücklicher Weise konnte das Thier wieder herankommen, als plötzlich längerer Halt gemacht wurde. Es hieß, der Feind sei in der Nähe. Alle Reiter wurden in Linie aufgestellt und zur Tapferkeit ermahnt, kein Pardon sollte gegeben und Jeder, der sein Pferd oder Kameel einbüße, entschädigt werden. Zwei Reiter sprengten die Schlachtlinie entlang und schwenkten weiße Banner über ihren Köpfen, doch machte die ganze Scene den Eindruck bloßen Spieles und eitlen Schaugepränges. Auch der Eid, zu siegen oder zu sterben, den kleine Reitertrupps ablegten, schien nicht viel auf sich zu haben. Erst als die Dunkelheit anbrach, bewiesen die Feuerzeichen auf den Bergen den vorsichtig voranziehenden Kriegern die wirkliche Nähe und Aufmerksamkeit der Feinde. Nun wurde bald gerastet und abgeladen, bald wieder aufgepackt und vorgerückt, aber wie es schien, ohne viel Plan. Barth's Diener wurden darüber unwirsch und versäumten die Zeit des Aufbruches, wodurch, als Barth mit seinen schlecht gepackten Thieren dem Trupp nachrückte, der Zwischenraum so groß

war, daß nicht das leiseste Geräusch von demselben zu ihm drang und er seine Leute nach dem Stande der Gestirne leiten mußte. Zur Compaßbeobachtung war es zu dunkel, das Gras stand hoch und die Lage war eine recht mißliche. Es ging schon auf Mitternacht, als auf Overweg's Vorstellungen die Heerschaar so lange Halt machte, daß Barth sich wieder zu ihr gesellen konnte. Dann ging es in angestrengtem Marsche durch die dunkle Nacht fort, und die Feuer der Feinde deuteten auf den Widerstand, den sie zu leisten gedachten.

Es war gegen 2 Uhr Nachts, als auf erhöhtem Terrain Rast gemacht und die Pferde gefüttert wurden. Dann sprengte die gesammte Reiterei zum Angriff vor, während Barth und Overweg bei dem Packtroß zurückblieben. Der Troß war einigen Alten und Buben von zehn Jahren übergeben, einer sehr verwegenen und raubsüchtigen Bande, die, statt auf das Gepäck zu achten, überall herumstürmte und stöberte, ob in den verlassenen Dörfern nicht irgend Etwas für sie zurück geblieben sei. Uebrigens trugen nicht blos die Dörfer Spuren der Verödung, auch die Saaten standen übel, durch Elephanten oder Regenfall im Gedeihen beeinträchtigt. Man kam in ein ziemlich regelmäßiges Thal, während im Westen fast nur Thalmulden mit mehr oder weniger vollkommen gebildetem Gehänge durchschritten waren, — einige Schafheerden und Hütten, die sich in demselben fanden, verlockten den beutegierigen Troß bald dergestalt, daß die beiden Deutschen bei den Kameelen allein blieben und versteckt lauernde Eingeborene sich des Ganzen unschwer hätten bemächtigen können. Glücklicher Weise fanden sich die Bursche bald wieder ein, denn als das Thal Henderi Sfigessi erreicht wurde, machten Eingeborene wirklich einen plötzlichen Ausfall aus ihrem Versteck auf die Nachzügler und bemächtigten sich im Nu zweier Kameele, von denen die kurz vorher so verwegenen Jungen ebenso schnell absprangen. Es war gewiß ein großer Vortheil, daß Barth und Overweg stets Flinten und Pistolen in bester Ordnung hatten, denn die Bewaffnung der Troßbuben war nur Spiegelfechterei; sie hatten nicht einmal Kugeln in den Gewehren. Uebrigens war die Scenerie reizend. Ueber den wogenden, halbreifen Weizenfeldern, welche die ganze Thalsohle einnahmen, erhob sich ein prachtvoller Palmenhain. Frei und schlank stiegen die Stämme empor, während von den hohen, schwankenden Kronen leichter Schatten auf die grüne Saat fiel. Eingerahmt wurde das Thal durch zum

Theil hohe, braune Sandsteinklippen, an denen stämmige Hirsenpflanzen empor stiegen. Die flüchtigen Dorfbewohner suchten durch den Palmenhain hinrennend Versteck, während hinter ihnen von den durch unseren Troß in Brand gesteckten Hütten hohe Rauchsäulen aufwirbelten. Und nun plötzlich der Angriff, die Verwirrung, der Raub der Kameele.

Lange suchte der Troß vergeblich, sich wieder mit der Reiterschaar zu vereinigen. Schüsse hatte man nicht gehört. Als endlich spät einige Reiter, die geraubtes Vieh vor sich hertrieben, die Stelle bezeichneten, wo man die Horde finden würde, war Barth so erschöpft, daß er sich kaum auf dem Pferde halten konnte. Krank kam er an dem Sammelplatze an, wo sich aber nur eine geringe Beute fand, die kaum die Anstrengung lohnte; 15 Kameele, 300 Stück Hornvieh und 1500 Schaafe und Ziegen waren der ganze Raub. Rhet selbst war mit einigen Reitern weiter vorgedrungen und noch nicht zurück, so daß man schon um ihn besorgt zu werden anfing, als auch er sich mit einer zahlreichen Schafheerde einstellte, die er erbeutet hatte.

Es sollten nun eben die Pferde getränkt werden, als wieder Allarm erscholl und die Reiter sofort in drei Schwadronen gegen die angreifenden Worhda ausrücken mußten. An der südöstlichen Seite des Thales kam es zu einem für die Sliman glücklichen Treffen, die Worhda mußten zurück weichen, trotzdem war es auch der Horde nicht mehr geheuer, vielleicht weil man sich auf derselben Stelle befand, wo sie 1850 von den Kelowi so gründlich besiegt und zersprengt worden waren. Es wurde also nach halbstündigem Halte wieder aufgebrochen, Barth aber, der mit ganz kurzen Pausen nun bereits 34 Stunden im Sattel gewesen war, schleppte sich nur höchst mühselig bis in das nächste, sehr tiefe Thal noch mit. Es war gegen Sonnenuntergang, als man daselbst lagerte; besinnungslos fiel unser Freund zu Boden, zum großen Entsetzen Overweg's und der Dienerschaft, die ihn als in den letzten Zügen liegend betrachteten. Es war gut, daß die Nacht ruhig blieb. Einige Stunden Schlaf stärkten Barth so weit, daß er anderen Morgens bis zu einer Wasserstelle mitreiten konnte. Der Platz war übrigens ohne allen Baumschatten, so daß er sein Zelt aufschlagen ließ, in dem er denn auch bald von allerlei Abenteurern und ihren Genossen heimgesucht wurde. Ein gewisser Keghamma machte sich anheischig, die Reisenden sicher nach Karka

zu bringen, und es sollte ein Vertrag mit ihm gemacht werden, als Rhet, den man befragte, klar darlegte, daß bei der Uebermacht der Feinde an Nichts der Art gedacht werden dürfe.

So nahm denn auch Keghamma sein Wort wieder zurück. Rhet aber bedrängte unsere Freunde um weitere Geschenke und ließ durch den Juden Abdallah ihnen sagen, er habe sie schon weit genug gebracht. Und wieder ließen sie sich bereit finden und überreichten ihm einen mit Goldnath besetzten Tuchkaftan, die Ereignisse der nächsten Zeit gestatteten ihm aber nicht, sich dieses Geschenkes lange zu erfreuen. Nachts, als sich Barth krank und ruhelos auf seinem Lager wälzte, erscholl plötzlich wieder der Schlachtruf. „Ya riab, ya riab!" erscholl es von allen Seiten, Reiterhaufen sprengten im Lager hin und her und gegen Morgen kam es zur Schlacht. Barth hörte die Schüsse und den Lärm mit der Gleichgültigkeit, mit der ein von Krankheit Erschöpfter selbst die wichtigsten Begebenheiten betrachtet, und zweifelte nicht, daß die Sliman siegreich sein würden. Plötzlich kündigte ihm Overweg mit Angstgeschrei an, der Feind dringe in's Dorf, die Sliman seien geschlagen. Dann galoppirte er westwärts zum Lager hinaus. Barth's Diener waren schon davon. So sattelte er selbst, durch die Gefahr mit neuer Lebenskraft beseelt, sein Pferd, nahm Flinte und Pistolen, warf den Doppelsack über den Sattel und folgte den Flüchtigen, indem er einen Diener, der sich noch zu ihm gefunden hatte, an dem Schweif sich fest anhalten ließ.

Der letzte Augenblick war noch glücklich benutzt. In demselben Momente drang der Feind in's Lager und stürzte sich über die Beute. Rhet's Hauptdiener reichte Barth noch das Prunkschwert seines Herrn mit der flehentlichen Bitte auf das Pferd, es mitzunehmen, damit es nicht in die Hände der Feinde falle.

Kaum aus dem Lager, hörte Barth rund um sich her schießen, der Ruf „he Keleb, Keleb!" verkündigte ihm, daß die Sliman wieder zum Angriffe übergingen, und so war es. Im Galopp kehrten sie nach dem Lagerplatze zurück, während Barth seinen Freund Overweg aufsuchte, der mit mehreren zu Kameel und zu Pferde feiger Weise geflohenen Arabern auf einem Hügel den weiteren Verlauf der Dinge abwartete. Mehrere von diesen Tapferen hatten sogar ihre Flinten weg geworfen und mochten sich nur mit bangem Herzen entschließen, in das wieder erstürmte Lager zurückzukehren.

Barth war erstaunt, mit welcher Schnelligkeit die Worhda reine Bahn gemacht hatten, sein und Rhet's Gepäck, sein Zelt, Alles war verschwunden, nur die geringeren Habseligkeiten der Horde waren noch unangerührt. Aber bis auf ein von Richardson nachgelassenes kleines englisches Gebetbuch wurde Alles dem Feinde wieder abgejagt und war bald wieder an Ort und Stelle. Gefallen waren 4 Mann von der Horde, von den Feinden 34 Mann, Overweg war eifrig beschäftigt, die Verwundeten zu verbinden, während Barth die Wuth der Sliman beobachtete, daß „diese Hunde" es gewagt hätten, sie anzugreifen. Vor Abend geschah dieß indeß noch einmal, und nur durch die wirklich bewundernswerthe Tapferkeit Halluf's gelang es, „die Hunde" wieder zu verscheuchen. Er hatte mit seinem Speer vier Tebu erlegt. Trotz dieses Sieges war aber doch bei Allen die Furcht größer als die Freude über den kleinen Sieg und als vollends Abends die sichere Nachricht kam, daß 30—40 Wadai-Reiter zu den Feinden gestoßen wären, wurde auf den anderen Morgen der Rückzug nach dem sicheren Westen ernstlich beschlossen. Die Nacht war sehr unruhig, alle Pferde blieben gesattelt, Wachen machten unausgesetzt die Runde um das Lager, der Wachtruf erscholl ununterbrochen. Die größte Angst hatte der gute Abdallah, er wähnte sein letztes Stündlein gekommen und war nur bedacht, sich ein Rasirmesser zu verschaffen, um als Zeichen, wie ernstlich er seine Sünden bereue, vor der Todesstunde seinen Kopf noch scheeren zu können.

Der 22. Oct. und die Stunde des Aufbruchs kam aber heran, ohne daß ein neuer Angriff erfolgt wäre. Die Wadai-Reiter hatten sich überzeugen wollen, ob die Worhda wirklich, wie sie sagten, 20 Sliman getödtet, und öffneten, ehe sie sich zur Theilnahme am Kampfe entschlossen, die 2 Gräber, in denen die 20 Leichen liegen sollten. Es fanden sich aber nur vier feindliche Leichen, was sie so sehr verdroß, daß sie an der Verfolgung der Feinde bei Nacht sich nicht betheiligen mochten. Sie kehrten zurück, und die Worhda versuchten Morgens allein einen dritten Angriff, aber sie kamen erst eine Stunde nach dem Aufbruch an, fanden die Stelle leer und hielten es nun auch nicht mehr für rathsam, den geflohenen Feinden nachzusetzen. Wacker gefochten hatten die Worhda indeß jedenfalls, wofür auch die reichliche Beute sprach, die sie mit fortgeschleppt hatten. Dem Scheich Rhet selbst hatten sie außer vier seiner besten Pferde auch den präch-

tigen Burnus entführt, den er von unseren Freunden zum Geschenk erhalten hatte.

So mußte, wie vorher Adamaua, nun auch der interessanteste Theil Kanem's wieder verlassen werden, ohne daß die Expedition so viel wissenschaftliche Ausbeute geliefert hätte, als unsere Reisenden sich mit Recht vorher versprechen durften. Sie trennten sich mit Rhet und einigen Reitern von der Horde und dem Packtrosse und schlugen einen mehr nördlichen Weg ein, der sie in eines der schönsten Thäler führte, die Barth in diesem Lande gesehen zu haben sich erinnerte. Nur Palmen fehlen in Schitati, während Schiri und Mao an diesen herrlichen Bäumen reich sind. Um Abends das Lager der Horde zu erreichen, mußten sie ihre Pferde in Galopp setzen und kamen endlich halb verhungert bei den schon um sie besorgten Genossen und Dienern wieder an. Gute Kameelmilch stärkte unsere Freunde, und sie wollten sich nun der ersehnten Ruhe hingeben, wurden aber sowohl von der Angst und den steten Vorsichtsmaßregeln der Sliman darin gestört, als besonders auch von den Trauerklagen der Frauen um die Gefallenen. Laute Klagetöne, begleitet von dem Lärm der großen Trommel, hallten dumpf durch die Nacht und machten einen tiefen Eindruck auf das ohnehin erregte Gemüth.

Die folgenden Tage wurde gerastet und der Erfolg des Streifzuges in zahlreichen Briefen dem Vezier nach Kukaua gemeldet. Barth selbst fühlte sich zum Schreiben zu matt und beschloß, baldmöglichst selbst dorthin zurückzukehren. Am 27. Oct. wagten einige Freibeuter noch einmal einen Angriff auf die gemachte Beute, die ihnen aber schnell wieder abgejagt wurde. Weniger glücklich war man einem anderen Freibeuter gegenüber, einem — Löwen, der sich ein Kameel, ein Pferd und einen Bullochsen zu holen verstand. Nach mancherlei Schwierigkeiten und weiteren Kreuz- und Querzügen traten Barth und Overweg endlich am 2. Nov. ihren Marsch nach Kukaua an. Da ihre Thiere zu erschöpft waren, um das Gepäck fortzuschaffen, so erhielten sie von Rhet noch zwei Kameele geliefert, die aber so schlecht waren, daß sie beide an den Thoren von Kukaua fielen. Unbelästigt war auch der Marsch keineswegs und glich in dem Versteck des dichten Unterholzes am See mehr einer Flucht, als einer ruhigen Heimkehr in das Hauptquartier. In Beri trat ihnen das gesammte Volk

in Schlachtordnung entgegen, weil es sie für Tuaregs hielt; bei Ngegimi wurden sie von 40 mit Speer und Schild bewaffneten Budduma angegriffen, die sich in dem friedlichen Geschäfte der Salzbereitung aus den Wurzeln der Capparis sodata (Ssiwak) gestört sahen und sich erst zurückzogen, als Barth und Overweg einige blinde Schüsse auf sie abgefeuert hatten. Am 10. Nov. wurde der Komadugu passirt, dessen Uferland wegen des eingetretenen höchsten Wasserstandes gänzlich verändert war. Dasselbe war weithin sehr sorgfältig mit Weizen bebaut, der in kleinen Beeten von 4 — 5 Fuß Durchmesser gezogen und Morgens und Abends sehr mühselig bewässert wird. In Dauerghu begegnete ihnen ein Trupp von 50 Uelad Sliman, die wieder zu ihrer Horde in Kanem stoßen wollten. Auch sie bestätigten die schon in Joma gehörte Nachricht, daß der Scheich und sein Vezier in kurzer Zeit einen Kriegszug antreten würden; wohin, wußte Niemand. Am 14. November war Kukaua erreicht.

Ueberzeugt, daß es dem Charakter ihrer Mission nicht angemessen sei, in dem Schutze so zweideutiger Genossen länger zu verbleiben, war es unseren Reisenden willkommen, dem Heereszuge eines gesetzlich anerkannten Monarchen sich anzuschließen und in seinem Gefolge neue Gegenden dieses Welttheiles zu erforschen. Geschwächt an körperlichen Kräften, ohne große Geldmittel, und über das Fehlschlagen der letzten kostspieligen Expedition noch kummervoll, waren sie doch bald mit sich und dem Vezier einig und belasteten sich sogar mit Schulden, um alles für diese neue Reise Erforderliche anzuschaffen. Einen berittenen Diener gestatteten unserem Reisenden seine Mittel nicht; er hatte nur sein treues Kameelweibchen Naga und zwei geistig und körperlich schwache Fesaner bei sich, und mit diesen folgte er nach 10 Tagen von Kukaua aus (am 25. Nov.) dem schon ausgerückten Heereszuge. Er mußte über das ihm wohl bekannte Ngornu reiten; der Weg durch die üppigen Saatfelder war jetzt aber eben so reizend, als er vordem öde und ermüdend langweilig gewesen war. Unterwegs stieß er auf seine Freunde Hadji Edriß und Schitima Makaremma, mit denen er herzliche Glückwünsche und Grüße wechselte, und die ihm sagten, der Scheich lagere die nächste Nacht in Kukia. Overweg hatte noch Aufenthalt gehabt, sein Kameel war, als es bepackt wurde, gestorben, doch erhielt er von dem Vezier ein anderes und begleitete nun Barth, während das Gepäck nachkam, in das Lager. Dasselbe

sah noch dürftig aus, von den Kriegern hatten sich nur einzelne leichte, hochgegiebelte Rohrhütten gebaut, die Mehrzahl campirte unter freiem Himmel. Um so sorgfältiger waren die Haremzelte gebaut, denn der Scheich und alle Vornehmen führten einen Theil ihrer Schönen mit sich und scheuten die Kosten nicht, behufs größerer Heimlichkeit für deren Häuslichkeit die Zelte noch mit weiteren Umhüllungen aus gestreiftem Baumwollenzeug oder Matten zu umgeben. Freundlich besorgt um unsre Reisenden zeigte sich von Anfang an „des Veziers schamlose Linke", Lamino, eigentlich el Amin, der früher ein gefürchteter Straßenräuber gewesen war und nun als Chef de police — sserki-n-Karfi — dem sanfteren Vezier durch seine Härte und Schamlosigkeit die vortrefflichsten Dienste leistete. Einkerkern und Peitschenlassen war sein Hauptvergnügen, doch konnte er auch eben so weichherzig und gefühlvoll über die Regungen seines zärtlichen Herzens sich vernehmen lassen. Er war so recht ein Muster eines sentimentalen Schurken. Barth sagt: „Wir finden hier ganz dasselbe Verhältniß wie in Europa, wo notorische Spitzbuben mitunter die trefflichsten Polizeibeamten abgeben." Von den Leckereien, welche Lamino den Deutschen in ihr Zelt tragen ließ, schätzten sie besonders ein vortreffliches Gericht in Milch gekochten Reises mit aufgelegtem Honigbrod.

Der Aufbruch am 26. Nov. war sehenswerth. In breiter Schlachtordnung schob sich der mächtige Reitertroß über die mit Rohr bedeckte Ebene vor, während Kameele, Lastochsen, Fußgänger und vereinzelte Reiter in unabsehbar langen Zügen zur Seite marschirten und die fast nackten Kanembu-Trupps unter munterem Zurufe am Lastzuge vorüber eilten. In Yadi, das zum Lager für die folgende Nacht bestimmt war, wurden die beiden Deutschen zur Audienz und Tafel befohlen, und Barth sagt, daß die ganze Art und Weise, mit der gesprochen und unter Anderem Denham's Auftreten in diesen Ländern verhandelt worden sei, die aufgeklärte Duldsamkeit dieser Herren bezeugt habe. Denham war mit Barka Ghana dieses selben Weges gegangen, und der alte Mallem Chadili, der damals einfacher Faki oder Fighi gewesen, jetzt aber sehr mächtig und einflußreich war, und über dessen feindliche Gesinnung Denham so treuen Bericht erstattet hat, tischte jetzt zur Vergeltung eine Beschreibung der Scene auf, wie er den Major, der nach der schmählichen Niederlage ausgeplündert und

kaum mit dem Leben davon gekommen war, in seiner so kläglichen und doch so seltsam lächerlichen Blöße gesehen habe. Man habe leicht in ihm den Ungläubigen erkannt. — Die Freigebigkeit des Scheich machte es möglich, daß die Reisenden Abends ihre Freunde bei sich auf das Gastlichste bewirthen konnten. Ein lustiger Spielmann, der Overweg auf der Tsad-Fahrt begleitet hatte, trug viel zur heiteren Geselligkeit bei, doch fehlte es auch nicht an geistiger Unterhaltung, zu welcher der eben so wißbegierige als unterrichtete und mittheilsame Vezier hauptsächlich beitrug.

Erst am 28. Nov. rückte das Lager (Nganfate) bis Marta vor, einem Städtchen von 4000 Einwohnern mit einer meist gut erhaltenen Umfassungsmauer, wasserreichen Brunnen und einem Markte, wo besonders Butter und Trinkschalen feil geboten wurden. Das Lager war an der Nordwestseite der Stadt, doch ritt Barth gern mit seinem Freunde Billama in die Stadt, um dessen Mutter kennen zu lernen, die auf dem Marktplatze in einer Bude allerlei Waaren feil hielt. Als der Vezier Barth sah, ließ er ihn zu Omar rufen, der wissen wollte, weßhalb er die Pistolen im Leibgurt und nicht in den Satteltaschen trage. „Um nicht ähnlichem Unglück ausgesetzt zu sein, wie Rais Khalil (Major Denham), der plötzlich ohne diese Schutzwaffe war, als er auf dem unglücklichen Mandara-Zuge vom Pferde geworfen wurde", antwortete Barth, und Omar lobte seine Vorsicht, obgleich er meinte, auf diesem Heereszuge seien solche Fährlichkeiten nicht zu befürchten. Am 30. Nov. wurde der Marsch bis zu der brunnenreichen und nicht unansehnlichen Stadt Ala fortgesetzt. Sie ist von einer Thonmauer umgeben, hat auf der Nord- und Westseite je zwei Thore, auf der Ost- und Südseite je eines, und ist durch große Bäume, besonders Tschedia's (Resina elastica) und Kurna's, freundlich belebt. An den hohen Hüttendächern schlingen sich Rankengewächse, besonders Cucurbita lagenaria, empor, was sich recht hübsch ausnimmt. Der Scheich kam auf Barth zugeritten und bat ihn für den Feldzug um seinen Compaß, nach dessen Besitz er schon oft Verlangen geäußert hatte. Doch konnte dieser sich von dem wichtigen Instrumente nicht trennen, dafür schenkte er dem Omar aber, um ihn bei guter Laune zu erhalten, seine — Spieldose.

Der Boden, über den der Marsch jetzt ging, war der sogenannte

Firki, schwärzlicher Humus, der im südlichen Bornu sehr häufig vorkommt und in guten Jahren viel Korn liefert. Dieses Jahr war wegen des geringen Regenfalles fast gar kein Mossoga (Holcus cernuus) geerntet. Auf den Firki-Boden folgte wieder Untergebüsch fast bis Dikoa, einer großen, von prächtigen Bäumen überragten Stadt und vor Zeiten Residenz und Lieblings-Aufenthalt der Bornukönige. Hier wurde mehrere Tage gerastet, um die ganze Armee, die sich auf 20,000 Mann, 10,000 Pferde und eben so viele Lastthiere belief, zu sammeln. Dadurch entstand bald ein großes Gedränge im Lager, so daß Barth mit Billama die meiste Zeit zu Ausflügen benützte. So kam er auch an den Yaloe, den 2 engl. Meilen bei der Stadt vorüberziehenden Fluß, der 20 Klafter breit in 12 bis 15 Fuß tiefen Ufern durch dichten Wald sich hinwindet, von den herrlichsten Baumkronen mit frischestem Laube überschattet und mit einem Wasser, das kühl und wohlschmeckend war. Das in stehenden Pfuhlen befindliche Wasser verdirbt schnell und ist im ganzen Sudan die Ursache vieler Krankheiten, besonders des Guineawurmes und sonstiger Hautausschläge. Die üppige Fülle der Vegetation zeigte, welch' unendlicher Wohlstand in dieser Gegend begraben liegt, seit die Energie der alten Bornu-Könige nicht mehr waltet. Wie glücklich hatten der als Mensch und Fürst ausgezeichnete König Edrisi Alaoma und seine Nachfolger hier inmitten der Naturfülle und Naturschönheit ihre Sitze aufgeschlagen, während für die jetzige Residenz die einförmigste und trostloseste Gegend gewählt ist. Barth konnte nicht unterlassen, zu einem Dikoaner, den Billama begrüßte, zu sagen: „Atema billa ngilla!" — „Das ist eine schöne Stadt!" worauf dieser in stolzem Bürgergefühl erwiderte: „Ate billa deka geni, ate billa maima!" — „Das ist keine Landstadt, das ist eine Residenz!" Die meisten Wohnungen waren aus Thon und oben abgerundet, was schon sehr hübsch war, aber durch die herrlichen, weitkronigen Bäume, besonders Ngabore (Ficus), Tschedia, Dateram, Kurua, Gonda (Carica Papaya), und die üppigen zu Umzäunungen dienenden Schlingpflanzen (Dagdagel) noch wesentlich anmuthiger erschien. Dikoa hat gewiß nicht unter 25,000 Einwohner, die sich mit Baumwollenweben und Pulverfabrikation beschäftigen. Auf dem Markte ging es sehr lebendig her, wachehaltende Kanembu bildeten gegen den Wald hin einen lebendigen Schluß und Schutz des Marktes, doch wurde außer-

dem unter Trommelwirbel ausgerufen: „Jeder solle vor Pferdedieben auf seiner Hut sein!“ Es wurden nicht allein Korn, Fleisch, Bohnen und sonstige Lebensmittel, sondern auch kleine Luxusgegenstände ausgeboten, und da es an Kungona (Muscheln) und Gabaga (Baumwollenstreifen) fehlte, in regem Austausch.

Wenn auch die Zelte, besonders in der Mittagszeit, keine sonderlichen Dienste leisteten, so war der Aufenthalt in Dikoa doch ein sehr interessanter. Barth und Overweg standen mit dem Vezier und dem Scheich auf dem freundschaftlichsten Fuße, und alle Hofetiquette ward bei Seite gesetzt, um einander gegenseitig möglichst dienstreich zu sein. Es war vergnüglich anzusehen, erzählt Barth, wie der Scheich seinen Minister beneidete, als derselbe eines Tages in einer eng anschließenden, behaglich warmen englischen Unterjacke erschien. Auch ruhte er nicht eher, als bis auch er wollene Unterjacken und Unterhosen erhalten hatte. Bei der großen Empfindlichkeit der Afrikaner ist es nicht unwahrscheinlich, daß Artikel dieser Art, zumal wenn sie im December und Januar einträfen, guten Abgang finden würden. Barth erhielt als Gegengabe einen Hut Zucker, der ihm zu seinem Kaffee sehr willkommen war, obwohl diese leckere Zuthat zur Noth auch hätte entbehrt werden können.

Abends war man gewöhnlich bei dem Vezier versammelt, und es entspannen sich nicht selten, wenn sich die gewöhnlichen Gäste, als Lamino, der Schua-Häuptling Abu Daud, Salah, Grema Melud u. A. beurlaubt hatten und nur Edriß noch da geblieben war, Gespräche ernster Art über die Mittel, das Bornureich wieder zu seiner früheren Größe zu erheben. Der Vezier mußte sich sagen lassen, daß diese Raubzüge und Sclavenjagden das Reich gewiß nicht groß machen würden, daß aber eine geordnete, energische Regierung und vorzüglich die dauernde Eroberung des Benue-Gebietes das Land und seinen Herrscher nicht blos achtungswerth machen, sondern auch die Verbindung mit den Europäern anbahnen würde. Den Türken könnten sie einmal nicht trauen, es müsse die Hauptaufgabe der bornuesischen Politik sein, durch den Verkehr mit den Europäern das Land zunächst materiell, dann auch hinsichtlich der Sclaverei sittlich zu heben. Beschir wollte die Hauptschuld, daß dies Alles vernachlässigt sei, auf die früheren Herrscher Bornu's schieben, bedachte aber nicht, daß man

im Herzen Afrika's damals kaum wußte, daß der Benue in das Meer fließt, und daß die Bewohner der Benue-Mündung zu wohl wußten, daß der Islam und sein Anhang im Contact mit dem Christenthume und seinen Verbreitern seiner Auflösung entgegen gehe und jede nähere Verbindung deßhalb als sehr gefährlich vermieden. Auch die Sclavenfrage wurde verhandelt, und Overweg hielt eine begeisterte Rede zu Gunsten der totalen Abschaffung des Handels mit Menschen. Aber wofür anders können wir Feuerwaffen kaufen? entgegnete ihm der Vezier. Wozu bedürft Ihr der Feuerwaffen? war die glückliche Replik. Nicht um Eurer Civilisation Achtung und Verbreitung zu erkämpfen, sondern nur um wieder Raubzüge auf Sclavenfang auszurüsten und Luxusartikel anzuschaffen! Es ist keine Frage, daß ein energischer Fürst vom Benue aus ganz Central-Afrika beherrschen kann, aber eben an Energie fehlt es. Auch Barth erklärte dem Vezier, daß diese Länder Mancherlei producirten, wofür sie hinlänglich Kriegsmaterial einhandeln könnten, es bedürfe dazu nicht des Frevels, alle Nachbarländer wüste zu legen und Noth und Elend über so viele Tausende zu bringen.

Beschir mußte das Richtige dieser Behauptungen anerkennen und erklärte endlich, daß wenn die englische Regierung sich entschließen könne, ihnen 1000 Gewehre und 4 Kanonen zu geben, die Abschaffung des Sclavenhandels in's Werk gesetzt und der bisher im Handelsvertrage als zu gefährlich ausgelassene Artikel über diesen Punkt von Seite der bornuesischen Regierung sofort acceptirt und unterschrieben werden solle. Durch das türkische Gebiet über Murzuk, darin waren Alle einig, könne der Waffentransport nicht geschehen, überhaupt sei zur Ermöglichung einer dauernden Verbindung mit England die Besitzergreifung des Benue-Gebietes eine unerläßliche Vorbedingung. Barth hat gewiß Recht, daß die factische Abschaffung des Sclavenhandels an der afrikanischen Nordküste schon an sich auf den Gesammthandel Central-Afrikas einen großen Einfluß üben müsse. — Ein großer Uebelstand aber ist sicher die geringe Dauerhaftigkeit der jetzigen Dynastien in Afrika und die Schwierigkeit, Verkehrstractate für eine längere Reihe von Jahren in Kraft zu erhalten. Zwei Jahre nach diesem Abendgespräche wurde der Vezier, wie wir berichtet haben, hingerichtet, und welches Schicksal steht dem übel- oder doch unberathenen Scheich Omar bevor?

Seine Mußestunden füllte Barth in dieser Zeit mit dem eifrigsten Studium der Kanori-Sprache aus, deren grammatische Schwierigkeiten ihn lange abgeschreckt hatten. Jetzt hatte er den besten Lehrer in dem gebildeten Edriß, der selbst geborener Kanori und durch vieljährigen Aufenthalt in Arabien, besonders in Medina, halb arabisirt war. Das Wörterbuch, welches Barth über diese Sprache zu veröffentlichen beabsichtigt, wird die Kenntniß dieser Sprache, trotz der verdienstvollen Arbeiten Kölle's, wesentlich erweitern. — Beim Eintritt in Wandala legte er sofort auch ein Wörterbuch dieser Sprache an.

Omar und sein Vezier waren schlau genug, so lange als möglich zu verheimlichen, welchen Feind sie angreifen wollten. Der Sultan des bergigen Wandala (Mandara) hatte noch immer seine Unabhängigkeit zu behaupten gewußt und war jetzt vorsichtig in seine Berge zurück gegangen, wohin man ihm mit der Reiterei nicht füglich folgen konnte. Sogar die Kanembu-Infanterie war dort nicht sehr brauchbar, sowohl weil ihr das Kämpfen in den Bergen fremd war, als auch weil ein großer Theil zu dem Kronprätendenten Abd-e-Rahman hielt und für durchaus unzuverlässig galt. An dem sehr nebligen Morgen des 6. Decbr. wurde indeß aufgebrochen und nach einem umständlichen Uebergang über den Komadugu das Lager nach Sogoma verlegt. Hier wollte Lamino unsere Freunde an einer Augenweide freundschaftlich Theil nehmen lassen, an der sehr qualvollen Durchpeitschung zweier Sträflinge, ein Anblick, der, wie er glaubte, auch den beiden Reisenden großes Vergnügen machen müsse. Diese zogen sich aber schnell zurück, als sie hörten, um welche Scheußlichkeit es sich handele, und beschenkten ihn für seine geliebte als Köchin berühmte Aischa mit Gewürznelken, damit er auf andere Gedanken komme. Dies gelang denn auch bald, und mit verliebtem Lächeln wiederholte er, daß er sie sehr lieb habe und „sie ihn auch", und das sei doch das Schönste auf Erden. Barth war froh, als der widerliche Mensch sich endlich entfernte. Eben so angenehm und lehrreich war dagegen der unausgesetzte Verkehr mit Beschir, dessen Soireen ohne Zweifel mit manchen europäischen den Vergleich ausgehalten hätten. Als Barth eines Abends ausblieb, weil er sich bei dem raschen Fall des Thermometers von 29° R. am Tage auf 9° R. Nachts eine lästige Erkältung zugezogen hatte, war sein hoher Gönner so auf-

merksam, ihm einen Sclaven mit einem Räucherbecken zu schicken, um ihm ein afrikanisches Dunstbad zu bereiten. Die Wasserverhältnisse der Gegend waren für Barth's Forschungen von großer Wichtigkeit, weßhalb er diesen Gegenstand eines Abends zur Sprache brachte, und es entspann sich sofort, wie er erzählt, eine wissenschaftliche Disputation, die gewiß allen Hohn über die verwahrlos'te Bevölkerung dieses Welttheils hätte zum Schweigen bringen können. Es wurde außer Zweifel gestellt, daß die „Wiesenwässer", die bald in schnurgerader, bald in regelmäßig schön geschweifter Linie, künstlichen Kanälen gleich, sich hinziehen, zu den Flußläufen in keiner unmittelbaren Verbindung stehen; anderer Natur sei das große Gazellenthal Burrum, das von dem Tsad- und von dem Fittri-See für sich abgeschlossen sei, wie es hieß, und sich nach Norden hin absenke.

Nach vielen Rast- und wenigen kurzen Marschtagen hatte man sich am 10. Decbr. der Hauptstadt von Wandala, Mora, bis auf eine Tagereise genähert, so daß nun über die Absicht der Expedition kein Zweifel weiter obwalten konnte. Aber wie kann man in den Bergen operiren? fragte Beschir oft in großer Besorgniß seine europäischen Freunde. Man war einige Tage still gewesen, sogar sehr still und kleinlaut. Da sandte der eigensinnige Vasall als vorläufiges Geschenk zehn schöne Sclavinnen und versprach noch weitere Leistungen und vollständige Unterwerfung, und wenn er es mit diesen Versprechungen auch ganz sicher nicht ernst meinte, so waren der Scheich und sein Vezier doch zufrieden, durch Nachgiebigkeit auch ihrerseits einer offenbaren Verlegenheit und der Gefahr eines vielleicht sehr schimpflichen Feldzuges entgehen zu können. In sehr heiterer Stimmung theilte Beschir Abends seinen deutschen Freunden mit, daß die Angelegenheit mit Wandala hinreichend geordnet sei, daß Omar zurückkehre, er selbst aber mit dem größten Theil des Heeres zu einer Razzia nach Mussgu aufbreche, wohin sie ihn natürlich begleiten würden. Das war also das Ende eines Unternehmens, an das so viele Kosten gewendet, dem zu Liebe in Feindes- und Freundesland Dörfer und Saaten mit gleicher Rücksichtslosigkeit zerstört waren. Jetzt war es unläugbar auf nichts Anderes als eine Sclavenjagd abgesehen. Barth und Overweg entschlossen sich indeß bald, von der Partie zu sein, sowohl um sich selbst zu überzeugen, was an den Grausamkeiten wahr sei, die den Muhamedanern bei solchen Streifzügen zur Last

gelegt werden, als auch, um Mussgu, das noch kein Europäer durchforscht hatte, kennen zu lernen und die Beziehung seiner Flüsse zum Tsad und zum Benue festzustellen.

Am 17. Dezbr. wurde endlich von der Station Diggera aufgebrochen, und es interessirten unsere Freunde zunächst die Reisfelder, die sie hier zuerst sahen. Aber in welchem Zustande! Die Elephanten hatten überall die Vorlese gehalten und den Rest so zerstampft, daß es kein Wunder war, wenn die vorgesetzten Speisen aus dieser einheimischen Frucht schwarz und unappetitlich waren. Auch Giraffen gehören keineswegs zu den Seltenheiten, vielmehr kommen sie in den Wildnissen, die in diesen Gegenden die dichter bewohnten Districte unterbrechen, sogar häufig vor. Abends wurde eine gefangen und in's Lager gebracht; das Fleisch dieser schönen Thiere war stets einer der höchsten afrikanischen Genüsse unserer Reisenden. Daß aber auch Thiere von lästigen Eigenschaften hier zu Lande vorkommen, sollte Barth noch an demselben Abend erleben. Als er Abends seinen Burnus überzog, wurde er von einem Scorpion, der beim Aufrollen der Matten hinein gerathen sein mußte, in den Mittelfinger gestochen. Es war so dunkel, daß er das Thier selbst nicht sah, und so hielt er es für eine jener abscheulichen schwarzen Ameisen, deren Stich eben so schmerzhaft sein soll, wie der von Scorpionen. Er versäumte es deßhalb auch, die Wunde zu reinigen und „die Hand schleunig abzubinden", wodurch es kam, daß das Gift weit den Arm hinaufdrang und ihn für zwei Tage fast unbrauchbar machte.

Da es bei dem meist dichten Baumwuchs und dem Gedränge der Reiter und Saumthiere äußerst schwer war, unbelästigt zu reiten, so suchten Barth und Overweg Morgens vor dem Aufbruch den Vezier auf, um ihn zu begrüßen und möglichst in seiner Nähe zu bleiben. Sie ritten dann unmittelbar hinter seinem Reise-Harem, der aus acht Damen bestand, während Omar deren wenigstens zwölf mit sich führte; ein Baghirmi-Häuptling, mit dem sie später zusammen kamen, war nicht so bescheiden, sondern hatte 45 holde Gefährtinnen bei sich. Diese Stelle im Zuge war die sicherste und anmuthigste, aber obwohl die Schönen in weiße, wollene Burnusse gehüllt waren und das Gesicht ganz verhüllt hatten, sah der Eunuch unsere Freunde doch nicht gern in solcher Nähe seiner Schutzbefohlenen, die er streng bewachte. Nur das Ansehen, dessen Beide sich bei dem Ve-

zier erfreuten, mochte den gewissenhaften Mann verhindern, sie auf so nachdrückliche Weise zu verjagen, wie er es mit Anderen machte, welche der Zufall in ihre Nähe führte. Der Zug des Heeres war übrigens, wo es durch offene Landschaft mit Wald oder Hügelgruppen im Hintergrunde ging, äußerst malerisch. Zwischen den stolzen Dumpalmen sprengte hier die schwere Cavallerie mit Panzerhemden und Kettenpanzern und den in der Sonne glitzernden Helmen dahin, unter der Last ihrer Rüstung fast erliegend; dort sauf'ten auf hageren aber abgehärteten Rappen die leicht gekleideten Schua vorüber, nur mit einer Handvoll Wurfspeere bewaffnet; der eingebildete, selbstgefällige fürstliche Sclave trottirte in seidener Tobe einher, während als sein lebendiges Widerspiel der halbnackte Kanembu mit Schild und Speer, zerrissenem Schurz und berberischen Aufputz der Haare neben dem Lastzuge dahin trabte — Alles voll Leben und beutegierig den unglücklichen, unbekannten Landschaften im Südosten zustrebend. Wirklich wußte selbst der Vezier nicht, wo der Angriff geschehen sollte. Seine geographischen Kenntnisse der Gegend waren äußerst gering, weßhalb er sich bei Boten und Unterhändlern, die selbst nur wenig unterrichteter waren, angelegentlich nach manchen Einzelnheiten erkundigte. Ueber die schamlose Lebensweise des scheinbar unterworfenen Mussgu-Fürsten Adischen wurden saubere Dinge berichtet, von dem Fürsten Fuß oder Puß dagegen wurde mit einem gewissen Respecte gesprochen; man fürchtete, ihn anzugreifen. Man findet wirklich bei einigen Stämmen einen höchst entwickelten Sinn für Häuslichkeit, obgleich nicht derjenigen, welche die europäische Sitte vorschreibt.

Vom Aufbruch am 19. Decbr. berichtet Barth: „Es war ein herrliches Gefühl der Freiheit, das mich beseelte, als ich auf meinem muthigen Streitroß in der schönen Morgenbeleuchtung durch diese weite, unabsehbar sich hinstreckende und doch so reich geschmückte Ebene zur Seite der bunten Heerschaar dahin zog. Noch hatte kein Blut dieses Heer besudelt, noch waren in die Reihen dieser Krieger nicht Schaaren ihrer Heimath entrissener, für die Knechtschaft bestimmter Unglücklicher gemischt. Wohlgemuth zog man gen Südost." Hier wurde eine versprengte Gazelle gejagt, dort ein feistes Perlhuhn erhascht. Aus den Dörfern, durch die der Zug ging, wurden je zwei Ochsenlasten Korn requirirt, abgesehen von der Beute, die der Troß zu machen sich erlaubte. Der Vezier, der an dem genialen, energi-

schen und liebenswürdigen Overweg besondere Freude gehabt zu haben scheint, schenkte demselben eines Tages einen kleinen Löwen, der sich aber leider nicht am Leben erhalten ließ. Er wurde mit gekochter Milch gefüttert, die er sehr liebte, konnte aber die beständige schwingende Bewegung auf dem Kameelrücken nicht ertragen, zumal in der meist drückenden Tageshitze. Er starb nach einiger Zeit, ebenso ein „Ssummoli", das der Vezier seinem Lieblinge früher geschenkt hatte, eine andere Katzenart, vorn hellbraun, hinten schwarz, die Ohren sehr spitz und aufrecht stehend, und von solcher Wildheit, daß es ganz und gar den Herrn des jungen Löwen spielte. In der herrlichen Waldlandschaft hinziehend, welche das Heer bald aufnahm, war es leider nicht wohl möglich, viele Beobachtungen zu machen; zumal in der Nähe der Bornupferde war es nicht thunlich, auf etwas Anderes zu achten, als auf die eigene Sicherheit. Diese Thiere sind nämlich sehr wild und bösartig und schlagen, wenn man sich ihnen nähert, wüthend hinten und vorn aus. Vorzüglich klagt Barth, daß das Aufgaloppiren bei der Begrüßung des Scheich ihm manchen unsanften Stoß zugezogen, und daß er ohne seine breiten, großen türkischen Steigbügel gewiß oft wunde Beine gehabt haben würde.

Abends wurde im Walde gelagert, und da waren es die äußerst kunstvollen Nester des Webervogels, die wie die Destillirkolben eines Chemikers von den Zweigen herabhingen, welche das Interesse der Reisenden erregten; die kunstfertigen Erbauer dieser kunstvollen Behausungen ließen sich aber nicht sehen. Das Gestrüpp war so dicht, daß kaum für die Zelte des Veziers Platz war, und mitten in diese Verwirrung traten nun noch neue Boten des Fürsten Adischen, welche ein Geschenk von 5 Pferden und 20 Ochsen brachten. Gute Jäger hätten sich in der Wildniß manchen leckeren Braten holen können, doch unterblieb selbst der Versuch. Das Einzige war ein kleines Straußenei, das der Vezier in das Zelt der Reisenden sandte. Auch am anderen Morgen mußte noch lange in dem dichtesten Walde marschirt werden, und als man endlich in offene Landschaft mit ansehnlichen Reisfeldern kam, war der ganze Boden ein ununterbrochenes Netz von Elephantenlöchern, die den Marsch sehr erschwerten und einige Pferde lähmten. Ein jüngerer Bruder des Veziers hatte sogar das Unglück, beim Sturz seines Pferdes über solch' eine Elephantenspur den Arm zu brechen. In nächster Nähe zog eine Elephanten-

heerde vorüber, und eines dieser Thiere, das zwischen die Reitertrupps gerieth, wurde erlegt. Doch nahm man sich nur die Zeit, einige gute Stücke heraus zu schneiden; Barth fand das Fleisch sehr eßbar und meint, daß es mit Schweinefleisch die meiste Aehnlichkeit habe.

Am 23. Decbr. wurde das eigentliche Mussgu-Gebiet betreten; es kamen Boten lehenspflichtiger Häuptlinge, um Geschenke zu bringen, für ihr Eigenthum Sicherheit zu erhalten und an dem Raubzuge Theil zu nehmen. Dieser hatte denn auch schon nach verschiedenen Seiten hin begonnen, und was unsere Reisenden von dem wohl cultivirten Lande noch zu sehen bekamen, bot Alles den Anblick der traurigsten Zerstörung, Plünderung und Verwüstung. Zwei Tage blieb inmitten dieses Elends das Lager des Veziers stehen, während seine Menschenjäger weiter auf Raub ausgingen. Als ein Kerdi-Fürst zur öffentlichen Audienz erschien, lud der Vezier auch seine europäischen Freunde ein. Unbeirrt durch den Spott und die Zudringlichkeit der Sclaven bewahrte derselbe seine fürstliche Würde, als er zwischen den Vorhängen des geräumigen Audienzzeltes eintrat. Er war 50 bis 60 Jahre alt, klein und gedrungen und von eher milden als wilden Zügen, in eine schwarze Tobe gekleidet, ohne Hosen und mit unbedecktem, glatt geschorenem Kopfe. Er beugte sich vor Beschir zur Erde und bestreute sein Haupt mit Staub, dann aber nahm er seine Würde wieder an und brachte seine Klage gegen die räuberischen Fulbe vor. Beschir beruhigte ihn, solche Unbilden sollten nicht wieder vorkommen, er sei jetzt im Schutze Bornu's, beschenkte ihn dann und entließ ihn. Die Fulbe selbst waren noch nicht zur Audienz erschienen. Der Aufenthalt, der dadurch in der weiteren Fortsetzung des Raubzuges entstand, verdroß die Kanembu-Truppen so, daß sie vor dem Zelte des Veziers durch Geschrei und Schütteln der Schilde ihre Ungeduld zu erkennen gaben. Beschir gestattete ihnen und den Schua aber nicht, wie das früher üblich gewesen war, allein voraus zu schweifen und sich ihren Bedarf vorweg zu verschaffen.

Es war Weihnachtstag. Barth und Overweg hätten sich gern zu Ehren des Festes an Giraffenfleisch gütlich gethan, doch war es nicht aufzutreiben. Das Elephantenfleisch war ihnen sehr schlecht bekommen, und so mußten sie sich mit einer Extra-Portion Kaffee genügen lassen. Die Gegend, die in den folgenden Tagen durchzogen wurde, war durch Wasserreichthum, Fruchtbarkeit und Schönheit aus-

gezeichnet, die Flüsse waren groß genug, um Kanoe's zu tragen und zahlreichen Flußpferden und Krokodilen zum Aufenthalt zu dienen. Aber die Einwohner waren geflohen, Felder und Dörfer standen leer, und Barth beklagt es aufrichtig, daß er diese gesegneten Gauen mit schonungslosen und beutegierigen Sclavenjägern betrat, die ohne Gefühl für die Schönheit des Landes und das behagliche Lebensglück seiner Bewohner nur darauf bedacht waren, sich mit dem Raube derselben zu bereichern. Als Zeugniß eines gewissen Bildungsgrades dieser Heiden muß die Sorgfalt gelten, welche sie auf die Bestattung ihrer Todten verwenden. Während die Anhänger des Islam in dieser Hinsicht so nachlässig sind, daß die meisten Leichen in den ersten Nächten Beute der Hyänen werden, decken diese Heiden die Grabmäler mit großen, schön gerundeten Gewölben, deren Gipfel durch Baumzweige oder eine Urne geschmückt sind. Aber Barth vergaß — es war am 28. Decbr. — in der Betrachtung dieser Denkmäler frommen Sinnes seine eigene Sicherheit. Als er aufschaute, fand er sich plötzlich allein, von dem Heere gänzlich abgeschnitten, nur einzelne Schua sah er noch hie und da auf vereinzelte Flüchtige Jagd machen; hier wurde ein Unglücklicher aus seinem Versteck hervorgeschleppt, dort diente ein anderer, der sich in der dichten Laubkrone einer Ngabore sicher geborgen wähnte, zum Ziele von Pfeilen und Kugeln. In verschiedenen Richtungen fielen Schüsse, aber Niemand konnte Auskunft geben, wohin der Vezier sich gewandt, und so irrte Barth lange kreuz und quer, ohne sich wieder zurecht zu finden, und war in der größten Gefahr. Endlich hörte er die Ganga schlagen, und als er dem Schalle folgte, traf er große Reitertrupps an, von denen er hörte, daß die Kerdi den Zug an seiner dünnsten Stelle durchbrochen hätten und daß der Vezier ihnen nachsetze. Wären diese Stämme unter einem umsichtigen und energischen Führer vereinigt, so würden sie sich gewiß mit Erfolg vertheidigen können; aber sie sind nicht bloß unter sich uneinig, sondern auch so voll Mißgunst, daß sie sich freuen, wenn ihre Stammesgenossen Unglück haben. Erst spät traf Barth wieder zu dem Vezier, dem Overweg stets zur Seite geblieben war, und rastete mit ihnen in Kakala, einem der bedeutendsten Orte im Mussgu-Lande. Dort erfuhren sie denn auch das Ergebniß der bisherigen Kämpfe. Gegen 1000 Menschen waren bereits zu Sclaven gemacht und wurden ihrem Unglück entgegen geführt.

Fast glücklich zu preisen waren die streitbaren Männer, hoch gewachsene Gestalten mit hohem Vorderkopfe und gerader Gesichtslinie, die Augenbrauen buschig, die Nasenlöcher weit offen, die Lippen aufgeworfen, die Backenknochen hoch, überhaupt von wildem Ansehen und tapfere Krieger. Es waren ihrer 170, denen man ein Bein abhieb, um sie sich verbluten zu lassen.

Anderen Tages machte ein gewaltiger, wahrscheinlich absichtlich angelegter Waldbrand es schwierig, eine Lagerstelle zu finden. Endlich wurde die Umgegend eines umfangreichen und tiefen Weihers dazu auserwählt. Die Reisenden schauderte, zu sehen, wie ein Rinderhirt, der, nichts Böses ahnend, dahin kam, um sein Vieh zu tränken, sofort ergriffen und abgeschlachtet wurde. Aber ein noch schauderhafterer Anblick stand ihnen einige Tage später am Serbewel oder Arre bevor, der an einigen Stellen 600 Schritt breit zwischen 10 Fuß hohen Ufern dahinströmt. Er war dabei so tief, daß sechs Schua, die sich in ihrer unwiderstehlichen Beutegier hinein gewagt hatten, vom Strome fortgerissen und die Beute eines Dutzend muthiger Eingeborenen wurden, die in zwei Kanoe's lauernd auf und ab fuhren, sicher, daß man ihnen ohne Fahrzeuge nicht folgen könne. An dem Flusse nun sollte Umkehr gemacht werden, drüben, hieß es, sei der Fürst von Baghirmi ebenfalls auf einem Raubzuge begriffen, und man wollte demselben nicht in das Gehege kommen. Aber doch waren Alle höchst schweigsam und ergrimmt, daß ihnen so viel von der erwarteten großen Beute entronnen war. Da bot sich noch, erzählt Barth, eine willkommene Gelegenheit, bei der das getäuschte Heer seine Erbitterung auslassen konnte. Man entdeckte nämlich beim Tränken der Thiere vier Eingeborene im Flusse, die, offenbar im Vertrauen auf ihren Muth und ihre Geschicklichkeit im Schwimmen, hier im tiefen Wasser einen geeigneten Platz gefunden zu haben glaubten, um beim Abzuge des Heeres den Ihrigen ein Zeichen zu geben. Diese kleine Heldenschaar beschloß man zu opfern. Der Vezier ließ sein ganzes zahlreiches Reiterheer in dichten Gliedern an beiden Seiten des Wassers sich aufstellen, doch war es nicht so leicht, als es schien, der vier Kerdi habhaft zu werden. Alles Feuern der schlechten Schützen war umsonst, zumal bei dem höchst geschickten Untertauchen der Feinde. Da ließ Beschir einige Kanembu in das Wasser gehen und es entspann sich nun ein sehr eigenthümlicher Wasserkampf, mit Schild

und Lanze, der augenscheinlich die größte Anstrengung erforderte. Denn während die Leute sich mit ihren Füßen über dem Wasser erhalten mußten, hatten sie zugleich den Speer zu schleudern und den Wurf des Gegners zu pariren. Und die armen Mussgu kämpften nicht allein für ihr eigenes Leben, sondern gleichsam für ihre Nationalehre. Es waren große, musculöse Gestalten, die einzeln den Kanembu überlegen waren. Aber die Ueberzahl siegte nach langem Kampfe. Drei von den Mussgu schwammen bald als Leichen auf dem Wasser, der vierte jedoch war unbesiegbar, und die Kanembu, die zwei der Ihrigen verloren hatten, gaben ihn in der Verzweiflung auf. Barth gesteht, daß er nie etwas Aehnliches gesehen habe. — Unter solchen Erlebnissen brach ihm das Jahr 1852 an, in dessen Verlaufe er wieder in das Land der Wissenschaft zurückkehren zu können hoffte. Er ahnte nicht, daß er noch drei Jahre in diesen Ländern eines fast rohen Naturzustandes zubringen sollte, stets den wechselnden Eindrücken neuer Entdeckung und Enttäuschung, bald freundlicher, bald schnöder Behandlung, und vielerlei Noth, Trübsal und Krankheit ausgesetzt.

Am 4. Januar wurde trotz des Geburtsfestes Muhamed's die vorläufige Theilung der Sclaven ruhig vorgenommen, nur gestört durch die kläglichen Scenen, die bei der Menge ganz kleiner Kinder nicht ausbleiben konnten. Viele von diesen armen Geschöpfen wurden schonungslos aus den Armen ihrer Mütter losgerissen, um dieselben nie wieder zu sehen. Erwachsene Männer waren fast gar keine bei der Beute; sie waren gefallen, geschlachtet oder hatten sich retten können. — In den folgenden Tagen betheiligte sich Barth noch an einem kleinen Streifzuge, den Omar's Sohn, Bu-Bakr, in südöstlicher Richtung unternahm, der aber keinen Erfolg hatte, weil die Furth nicht gefunden wurde und die Einwohner Zeit gewannen, zu entfliehen oder sich auf festen Plätzen am Ufer und im Flusse zur Wehr zu setzen. In vier Kanoe's fuhren sie auf und ab und verhöhnten Bu-Bakr laut, indem sie die schwachen Zinnkugeln, die seine Schützen auf sie schossen, sogar mit ihren Schilden zu pariren wagten. Barth hätte die armen Mussgu leicht erlegen können, entfernte sich aber lieber, weßhalb man ihn schalt: „Abd el Kerim feida usee bago!" — „er ist ein nutzloser Mensch", eine Bezeichnung, die später sein Spottname blieb. Man kehrte ohne Beute zurück, nur 15 alte Weiber waren eingefangen, eine traurige Beute. Aber dafür rächten sich die

Tapfern an den Feldern, Hütten und Kornvorräthen, die sie vollständig zerstörten. Und das ist eine weitere üble Folge der Sclavenjagden, daß in Folge der gleichzeitigen Verheerungen Hungersnoth in den verwüsteten Bezirken ausbricht. Barth hatte inzwischen die Flüsse und ihren Verlauf genau geprüft und fand sie für eine regelmäßige Schifffahrt sehr geeignet, — ein Fund, der ihn die Schwierigkeiten eines ununterbrochenen Rittes von über 14 Stunden leicht verschmerzen ließ. Der Vezier belobte seinen Muth in sehr gnädigen Worten und war überhaupt äußerst liebenswürdig. Um mit seinen weichlichen Hofleuten Spaß zu treiben, gab er vor, daß er die Absicht habe, bis zum Aequator weiter vorzudringen, worüber diese sich nicht wenig entsetzten. Dann aber bewies er Barth, wie schwierig und unmöglich ein solches Unternehmen jetzt sein würde, rief auch einen alten Mallem hinzu, der die Gegend und ihre Bevölkerung genau kannte, und ließ von demselben seine Behauptung bestätigen. Wenn aber zehn Europäer sich vereinigten, war seine Ansicht, so würden sie wohl bis zur Ostküste vordringen können, obwohl die Wasserläufe in den Aequatorial-Gegenden ihnen große Schwierigkeiten machen müßten. Auf die Bemerkung Barth's, es würde doch einträglicher sein, Tribut von Mussgu zu erheben, als dieses schöne Land periodisch zu verwüsten, entgegnete der Vezier, der Unabhängigkeitssinn dieses Volkes sei zu groß, um sich zu solchem Verhältnisse der Unterthänigkeit zu verstehen. Auch hätten von allen Erzeugnissen des Landes nur Sclaven Werth, wogegen Barth hervorhob, daß bei friedlichem Handelsverkehr Baumwolle, vegetabilische Butter, Erdmandeln, Elfenbein, Rhinoceroshörner, Wachs, Häute und unzähliges Andere sich vortrefflich zur Ausfuhr eignen würde.

In kurzen Märschen kehrte die Armee nach Bornu zurück, ohne daß sonderlich Wichtiges den Zug aufgehalten hätte. Das Thermometer stand während dieser Zeit bei Sonnenaufgang immer zwischen $10\frac{1}{2}^0$ und 12^0, bei Sonnenuntergang zwischen 19^0 und 22^0; der kühlste Tag war der 13. Januar, wo das Thermometer nach Mittag im Baumschatten nur 23^0 R. zeigte. Am 1. Februar fand der feierliche Einzug in Kukaua statt, auch Rhet traf von Kanem aus ein, und so war viel Leben in der Hauptstadt. Leider aber mußte Barth, um über Geldmittel verfügen zu können, sein großes englisches Zelt verkaufen. Die Unterstützungen, auf die er mit Sicherheit gerechnet hatte, waren nicht eingetroffen.

Vierter Abschnitt.

Barth's Abenteuer in Baghirmi. Overweg's Tod.

Schon am 4. März brach Barth nach dem östlich von Bornu gelegenen Reiche Baghirmi wieder auf. Unermüdlich, selbst durch die augenscheinlichsten Gefahren nicht abzuschrecken und trotz großer Mittellosigkeit, rüstete er sein treues Kameelweibchen Naga mit dem Nothdürftigen aus, um dieses ihm noch gänzlich unbekannte Land kennen zu lernen. Gemeinschaftlich mit Overweg diese Reise anzutreten wäre zu kostspielig gewesen. Dieser junge Forscher begab sich wieder an den Tsadsee, um dessen Erforschung er sich bereits so große Verdienste erworben hatte; mit dem Kriegshauptmann Kotoko reis'te er zunächst nach Maduari ab, — demselben Orte, wo ihm binnen wenigen Monaten, fast unmittelbar nach Barth's Rückkehr aus Baghirmi, zu erliegen beschieden war. So hatte Barth außer den zwei beschränkten Burschen aus Fesan, die des Landes eben so unkundig waren, wie er selbst, nur einen Reiter als Geleitsmann bei sich, den ihm der baghirmische Agent in Kukaua mitgab, eine Creatur, die mehr einem Affen als einem Menschen ähnelte, dabei durchaus gemüthlos und eingebildet.

Die Reise führte zuerst durch Districte, die dem Reisenden schon von dem Mussgu-Zuge her bekannt waren. In Yedi fand er einen jungen Schua-Burschen, der ihm schon damals beim Tränken der Pferde nützlich gewesen war und sich ziemlich anstellig zeigte. Eines Dieners bedürftig nahm er ihn zu sich in Dienst, und der Junge erwies sich für die Folge als sehr brauchbar. Andere Reisegefährten schlossen sich freiwillig an, so ein gewisser Kago, der über alle vorkommenden Bäume und Gesträuche Auskunft zu geben wußte, und von dem Barth auch erfuhr, daß eine gewisse Krankheit, welche man für die Schandmarke einer dicht gehäuften Bevölkerung halten möchte, auch in diesen Ländern gar nicht selten ist und hier „Dun" genannt wird. —

Am 7. März langte Barth, an vielen gänzlich verlassenen und verfallenen Städten vorüberziehend, in der mit Thonmauern befestigten Stadt Ngala an, in der ihm besonders der terrassenartige Unterbau der Lehmwohnungen auffiel, ein Luxus, der im ganzen übrigen Sudan nicht vorkommt. Den Palast des Statthalters fand er für

diese Regionen fast staunenswerth, da derselbe durch seinen gewaltigen Unterbau und die hoch empor ragenden Ringmauern einer förmlichen Citadelle gleichkam, nur war leider das Innere sehr verfallen und verödet und zerstörte wieder alle Illusion, welche das imposante Aeussere erregt hatte. Auch war der Statthalter selbst keineswegs ein sonderlich intelligenter Mann; er verstand es nicht, die Einfälle von Wadai zurück zu schlagen, und füllte überhaupt seinen Posten nur sehr mangelhaft aus. Die Umgebung der Stadt zeigte nur wenig Anbau, ist aber von großem historischem Interesse, indem hier wiederholt große Schlachten gegen die Baghirmis geschlagen sind. Hier war es auch, wo der Schattenkönig Dunama im Jahre 1817 fiel. Denselben Eindruck der Verkommenheit machten die Städte, durch welche die Reise in den nächsten Tagen fortgesetzt wurde, besonders Ren und Affade, die früher zu Kotoko gehört haben, einem kleinen Königreiche, in dem ein beträchtlicher Grad von Bildung geherrscht zu haben scheint. Obgleich die Einwohner sehr verarmt waren, rühmt Barth doch die gastfreundliche Bewirthung, die ihm überall zu Theil wurde. In Affade erhielt er Abends sogar ein Schaaf, Schüsseln mit Hirse und anderen Gerichten und Milch nach Verlangen. Ein Uebelstand war nur die Enge der Thore, durch welche beladene Kameele nicht passiren konnten. Durch sumpfige Strecken, welche den Marsch sehr erschwerten, und dann durch einen von Wildschweinen wimmelnden Wald gelangte der kleine Zug nach Kala, das von ungeheuren Feigenbäumen rings umgeben und die erste Stadt im Gebiete von Logone ist.

Kala erschien gleich beim ersten Anblick wesentlich verschieden von den Städten, die unser Reisender zuletzt betreten hatte. Die Wohnungen sind geräumige, hohe Thonhäuser, die auf einen gewissen Grad von Gesittung hinweisen; übrigens sind an vielen Stellen die Spuren äußersten Verfalles sichtbar; die Gesichtszüge der Einwohner, auf natürlichen Verstand und Verschlagenheit hindeutend, sind im Wesen mehr heidnisch als muhamedanisch. Das Nachtquartier Barth's war eines dieser hohen Gebäude, aber sehr schwül und voller Staub, weßhalb schon um vier Uhr anderen Morgens wieder aufgebrochen wurde. Baumwollenpflanzungen und Sorghumfelder von großer Ausdehnung und sorgfältigem Bau mußten bei dem übrigens zerrütteten Zustande der Gemarkung auffallend erscheinen und lieferten den Beweis von

der Betriebsamkeit der Einwohner. Auch waren die Schua-Dörfer, welche passirt wurden, reich an Rindern und Federvieh. Auch Honig wurde vielfältig gezogen und gereichte, für einige Nadeln gekauft, der Gesellschaft zu einer angenehmen Erquickung. In Gesellschaft einiger alten Bekannten von seiner Adamaua-Reise traf Barth in der Hauptstadt von Logone ein, wo er auch den gutmüthigen Belal fand, einen alten Freund des Major Denham, mit dem auch er sich gern und innig befreundete. Sein Geschäft in Logone war gegenwärtig, den jährlichen Tribut, welchen der Fürst dem Scheich Omar von Bornu entrichten muß, zu erheben.

Die Wohnung, welche Barth angewiesen wurde, war von großartiger Bauart und bestand aus mehreren Flügeln, kleinen, viereckigen Höfen und einem oberen Stockwerk mit großen Gemächern. Die Treppe war dunkel und unbequem, das Wohnzimmer aber sehr sauber, 35 Fuß lang und 15 Fuß breit und eben so hoch. Licht erhielt es durch zwei halbrunde Fenster, die durch eine feine Rohrmatte geschlossen werden konnten. Die Decke war giebelförmig und mit einer Strohlage ausgefüllt. Auch die Behandlung war eine sehr freundliche, denn nicht nur, daß sofort sehr schmackhafte Gerichte gebracht wurden, man warnte ihn auch in vorsorglicher Weise vor etwaigen Diebereien der Hausslaven Mit Belal besuchte Barth, nachdem er sich etwas erholt hatte, den Vezier Herdege, einen eben so wohlwollenden als imponirenden ältlichen Mann, der in einem wirklichen Palaste wohnte. Er bezeigte über einige kleine Geschenke, die er erhielt, seine volle Zufriedenheit, worauf Barth sich empfahl, um sofort auch dem Sultan Jussuf seine Ehrerbietung zu bezeigen. Dieser, ein großer, beleibter und wohlgebauter Mann von 40 Jahren, hatte einen schwermüthigen Ausdruck in dem übrigens vollen Gesichte, vielleicht eine Folge seiner überaus peinlichen und abhängigen Lage. Er war bereits 19 Jahre Sultan und ein junger Mann, als Major Denham ihn besuchte. Gegen Barth erzeigte er sich in solchem Grade freigebig, daß dieser von den vielen Gerichten, die er erhielt, alle seine Reisebegleiter und viele andere Personen speisen konnte. Der erste Ausritt Barth's war nach dem Flusse, der von 40 bis 50 großen, hochschnabeligen Booten belebt war und dessen Anblick ihn sehr ergötzte. Doch wurde er plötzlich durch einen Mann vom Flusse weggetrieben, der trotz der Erlaubniß des Sultans in seinem besten Rechte

zu sein schien. Es war dies nämlich der Sserki-n-rua, der König der Gewässer, der eine unbeschränkte Gerichtsbarkeit über den Fluß hat und dessen Befehle unser Reisender denn auch beschämt und verwirrt Folge leistete. Erst auf besondere Verwendung des Veziers wurde ihm anderen Tages eine Fahrt auf dem Flusse gestattet, unter Zulauf fast der halben Bevölkerung. Als er unterwegs ein Krokodil schoß, das vorwitzig den Kopf aus dem Wasser hob, brach die Menge in lautes Beifallsgeschrei aus; als er dann aber auch ein Bad nahm und untertauchte, hieß es allgemein, er betröge sie, da er doch dem Vezier versprochen habe, kein Gold aus dem Flusse zu fischen. Man wurde erst wieder ruhig, als er zeigte, daß seine Hände leer waren.

Die Freigebigkeit des Sultan's ging in's Maßlose, Barth hätte täglich 200 Personen speisen können; doch erwartete Jussuf auch große Gegendienste. Barth sollte nicht blos zwei verladene Kanonen abfeuern, wozu er sich nicht verstehen konnte; er sollte auch bei ihm bleiben, um ihm durch seinen Einfluß und seine Wissenschaft zu größerer Unabhängigkeit von seinen Nachbarn zu verhelfen. Dazu fühlte Barth sich eben so wenig berufen und war froh, als er am 16. März Logone verlassen konnte, um in die unbekannten, noch von keinem Europäer betretenen Regionen Baghirmi's vorzudringen.

Die niedrigen Gründe, welche bei der Rückkehr Barth's überschwemmt waren, sahen jetzt sumpfig und trübselig aus, weßhalb er die ungesunde, von der Mittagssonne durchglühte Gegend rasch durcheilte. Bald war er in Gebieten, wo Jussuf's Macht nicht mehr respectirt wurde, weßhalb er auch den Geleitsmann von Logone wieder heimschickte. Schöne Pferdeheerden, Rhinocerosspuren beschäftigten seine Aufmerksamkeit. Durch das Waldesdickicht voraus reitend gewahrte er plötzlich durch die Zweige der Bäume den prächtigen Spiegel eines großen Flusses, größer als der von Logone. Tiefe Stille herrschte ringsum, und die durchsichtige Oberfläche des Wassers wurde auch nicht vom leisesten Windhauche bewegt; keine Spuren von Menschen oder Thieren waren zu sehen, nur zwei Flußpferde sonnten sich im Ufersande, stürzten sich aber bei der Annäherung des Reiters schnell in's Wasser. Und dies war erst der wirkliche Schary, der mit dem Fluß von Logone dies eigenthümliche Wasserbecken des Sudans bildet. Nach einigem Harren winkte drüben der Fährmann, und Barth hing nun dem angenehmen Gedanken nach, bald ein Land zu

betreten, das vor ihm noch kein Europäer besucht hatte. Aber es traten Schwierigkeiten ein, der Fährmann war durch den ränkevollen Hadj Ahmed instruirt, den Europäer nicht überzusetzen, da derselbe in Baghirmi Revolution anzetteln und sich des Thrones bemächtigen wolle. So ungereimt diese Verläumdung war, keine Einrede half, Barth mußte umkehren und weiter nördlich die Ueberfahrt versuchen. Sie gelang am 18. März in der Nähe der mit Wald durchwachsenen Ruinen der früheren Stadt Jessineki. Kaum hatte das geräumige Boot angelegt, als Barth sich beeilte, zu zahlen, was die Fährleute forderten, und in das Boot sprang, das sogleich abstoßen mußte. Das Kameel, die Pferde und der Lastochse schwammen neben her, und Alle kamen einer großen Sandbank entlang glücklich in den Hafen der Stadt Mele am baghirmischen Ufer. Barth wollte es als ein gutes Omen ansehen, daß ein frei umher laufendes Ichneumon ihn mit freundlichem Schwanzwedeln bewillkommte. Als man aber kaum eine Meile weit in's Land gezogen war, kam ein Bote eilig dem Zuge nach. Barth wich vom offenen Wege ab und ließ, in die Stoppelfelder einbiegend, rasch marschiren. Er kam durch gesegnete, wasserreiche Fluren, ein unerschöpfliches Feld für Jäger, Naturforscher und Naturfreunde, aber er war sich zu wohl bewußt, daß irgend Etwas gegen ihn im Gange sei und sorgte nur vorwärts zu kommen. Da aber erschien plötzlich der Häuptling von Melle mit einer Schaar Bewaffneter und verbot die Weiterreise geradezu. Barth mußte sich entschließen, nach Mele zurück zu kehren, wo man ihn mit Geflügel und Milch hinreichend versehen wollte, sandte aber seinen berittenen Geleitsmann Grema nach Massena voraus, um die Briefe abzugeben und freie Reise zu erwirken.

Auf einem nahen Wege war er bald in Mele zurück, das sehr hübsch an dem steilen Ufer des großen, schiffbaren Flusses liegt; aber als er eine Woche dort ein beschauliches Leben geführt hatte, ohne daß eine Entscheidung eintraf, wurde er eben so unruhig, wie die Einwohner mißtrauisch. Sein Lieblingsaufenthalt war im Schatten eines schönen Baumes am Flußufer, aber weder die seltenen Böte, noch die Krokodile, weder die badende Jugend noch das hin und wieder sich zeigende Umm Kargha oder Ayu — **Manatus Vogelii** —, weder die zahlreichen Wildschweine noch die zahlreicheren Affen konnten seinen Unmuth verscheuchen. Dazu kam, daß er weder Geflügel noch Milch

erhalten konnte, nur Fische, die sein geschwächter Magen nicht wohl vertrug. Am 25. März kam endlich Grema zurück, aber mit zwei Boten, die ihm eine Urkunde mit einem großen schwarzen Siegel überreichten, des Inhalts. er solle in Bugoman, weiter stromaufwärts, die Antwort des Sultans, der abwesend sei, abwarten. Barth leistete Gehorsam, aber der Amtmann von Bugoman nahm ihn trotz des Befehles seines Landesherrn nicht auf. Er wünschte nach Logone zurück zu kehren, was indeß nicht gestattet wurde. Noch an verschiedenen Stellen abgewiesen, traf es sich sehr glücklich, daß er in dem Landwirthschaftsdorfe Bakada einen Amtmann von liebenswürdigster Gemüthsart fand, der ihn auf das Gastlichste empfing und dessen Bekanntschaft Barth zu seinen angenehmsten Reiseerinnerungen zählt. Dies war Hadj Bu-Bakr Sfaik, ein hagerer Alter, der sehr unterrichtet war, drei Mal Mecca besucht hatte, und an dem sich erkennen ließ, daß ein höherer Grad von Bildung fast stets auch mit einem reicheren Schatze wahrer Humanität Hand in Hand geht. Er hatte die großen Schiffe der Christen auf der See gesehen und war reich an wichtigen Reiseeindrücken und nützlichen Erfahrungen heimgekehrt. Er unterstützte es, daß Grema noch einmal nach der Hauptstadt ritt, die 10 Meilen entfernt war, um durch Briefe und Geschenke die Erlaubniß zu erwirken, daß Barth nach der Hauptstadt kommen oder nach Bornu zurückkehren dürfe. In der Zwischenzeit wußte er über manches Wichtige schätzenswerthe Aufschlüsse zu geben und beklagte besonders als Patriot im besten Sinne des Wortes den Verfall seines Vaterlandes. Seit Abd el Kerim Sfabun, der Wadai-Sultan, so erzählte er, das Land erobert, seinen Reichthum an Silber und Vieh geraubt, den König zinspflichtig gemacht und ganze Schaaren der Einwohner in die Sclaverei geschleppt hat, verbreitet sich auch unabwendbares Verderben selbst über die Natur des verarmten Landes. Reich angebaute Gemarkungen sind zur Wildniß geworden, wasserreiche Bezirke leiden von äußerster Dürre, und gefräßige Würmer verzehren unser Getreide und Gemüse und bringen Hungersnoth und Elend über das Volk. So sah er in dem Trübsinn seines Gemüthes die Thatsachen, die übrigens an sich richtig waren, als eine göttliche Heimsuchung zur Strafe für die Vergehen der Vorfahren und das ruchlose Leben der letzten Herrscher an und erzählte viel von den Schlachten gegen el Kanemi von Bornu, in denen er selbst mitgefochten

hatte. Zwei Mal wurde derselbe geschlagen, aber durch die Hülfe zweier Sultane von Fesan erhielt er das Uebergewicht, zerstörte die Hauptstädte und wurde zeitweilig Herr des Landes.

Die gefräßigen Würmer lernte Barth zu seinem großen Leidwesen selbst kennen. Es waren dieß die schwarze und weiße Ameise (**Termes mordax** und **T. fatalis**), die ihm trotz der sorgfältigsten Vorkehrungen seine Teppiche und auch das übrige Gepäck arg beschädigten. Dann aber waren es die fingerlangen Hallu-uendi und der $^1/_2$ Zoll große Käfer Kundjungdjudu, die zu Millionen vorkommen und alles Grüne schnell wegfressen. Sind sie dann dick und fett, so dienen sie geröstet selbst den Einwohnern zur Speise, eine aus der Heidenzeit herstammende Sitte, welche indeß die Noth heiligt. Der Markt des Dorfes war elend bestellt, ein Schaf schlechtester Art und ein halber Bogen Schreibpapier war Alles, was feilgeboten wurde. Uebrigens durfte sich unser Reisender auch keine großen Ausgaben erlauben, da er nur ungefähr einen Thaler besaß, und den nicht einmal in der Landesmünze — Kattunstreifen, sondern in Muscheln, welche Niemand an Zahlungsstatt annehmen wollte. Der gute Bu-Bakr war bekümmert, seinen Gast in solcher Noth zu sehen, konnte ihm aber nicht helfen, sein Einfluß war gering. Aber er war ein fleißiger Mann. Entweder nähte er Kleider für sich und seine Frauen, färbte seine Tobe oder bereitete Arznei, las Getreidekörner vom Boden auf oder war sonst irgend wie beschäftigt.

Barth's Ungeduld war inzwischen bereits auf das Höchste gestiegen, als am 6. April Grema endlich zurückkehrte. Aber welche Botschaft! Es wurde ihm befohlen, geduldig auszuharren, bis der Sultan ihm von seinem Heerzuge eine Antwort schicke. Barth war empört, aber was thun? Grema und dann auch Bu-Bakr gingen nach der Hauptstadt und zum Sultan und versprachen ihm bis zum 15. April eine entscheidende Antwort. Als jede Nachricht ausblieb, beschloß er kurz und gut und aus eigener Machtvollkommenheit den armseligen Ort zu verlassen, in dem man ihn so rechtlos und gewaltsam internirt hielt, und brach dem zufolge an dem trüben Morgen des 16. April mit seinen drei Dienern auf.

In Mokori wurde Halt gemacht und einmal wieder ein vortreffliches Mahl, aus Geflügel, Butter und Milch bestehend, eingenommen. Anderen Morgens ging es rüstig und in bester Laune weiter. Der

Schua-Bursche machte Barth auf den Honig-Kukuk (Cuculus indicator) aufmerksam, den die Schua den Schneter nennen und von dem sie erzählen, er sei eigentlich ein verwandeltes altes Weib, das sein verlorenes Söhnchen suche und ihn mit seinem Namen „Schneter, Schneter!" rufe. Ueber diesen kleinen Vogel werden in Afrika allerlei seltsame Mährchen erzählt. Als Mittags in der Nähe eines kleinen Dorfes gerastet wurde, hatte Barth Gelegenheit, sich über das Zartgefühl der Einwohner zu freuen. Er hatte ihnen etwas Arznei verabreicht, und da er keine Bezahlung annehmen wollte, so banden sie ein Schaf an den Baum, unter dem er ruhte, und entfernten sich, indem sie den Dienern andeuteten, es sei ein Geschenk. Als in der nächsten Nacht mitten im dichtesten Waldesdickicht gelagert wurde, wäre es aber beinahe wieder abhanden gekommen. Trotz eines großen Feuers nämlich, das die ganze Nacht unterhalten wurde, schlichen sich von den ringsum heulenden Raubthieren zwei Hyänen auf das Schaf zu und hatten es schon erhascht. Barth war aber vorbereitet, er griff schnell nach der Flinte, und eine der Bestien büßte ihr Raubgelüst mit dem Leben.

Weiter ziehend erfuhr Barth schon, daß man ihm nachstelle, aber er ließ sich nicht beirren. Das Schaf wurde geschlachtet und noch mit gutem Appetit verzehrt. „Da aber brach der 19. April an, ein für mich denkwürdiger Tag", wie Barth berichtet, „bestimmt, mich ein noch größeres Maß unbeugsamer Geduld zu lehren." Während er mit den Fährleuten und Flußbeamten über die Ueberfahrt verhandelte, kamen mehr und mehr Leute heran. Plötzlich trat auch der Dorfvorsteher heran und kam in das Zelt selbst, um Barth anzuzeigen, daß Befehl ergangen sei, seine Weiterreise zu verhindern. Barth erwiderte, so werde er in Djojode bleiben, aber auch nach dem benachbarten Klessem reisen, um sich alles zum Lebensunterhalt Erforderliche verschaffen zu können, — mitten in diesem Gespräche wurde er aber plötzlich ergriffen, zur Erde geworfen und in Fußeisen gelegt.

Barth erklärt die Plötzlichkeit des Angriffs und der Gefangennahme mit Recht für ein Glück. Hätte er vorausgesehen, welche Absicht man hatte, so würde er ohne allen Zweifel einige Beamte niedergeschossen, andere mit dem Hirschfänger verwundet haben, um dann selbst ein Opfer der entfesselten Volkswuth zu werden. Nun aber mußte er geduldig geschehen lassen, was seinen Gegnern be-

liebte. Er mußte nicht nur seine Waffen, sein Gepäck, das Chronometer, das Tagebuch, den Compaß wegschleppen, das Zelt abschlagen sehen, er wurde unter ein offenes Dach transportirt, wo ihn zwei Schergen wie einen Verbrecher bewachten, und er sich auch noch Moral predigen und belehren lassen mußte, er möge sein Geschick mit Geduld ertragen, denn — Alles komme von Gott!

Vier Tage mußte unser Freund in dieser schmachvollen Fesselung verharren. Daß man ihm sein Zelt wieder gegeben, seine Diener zu seiner Bedienung entfesselt hatte, tröstete ihn nicht so sehr, als daß er aus seinem Reisesacke die Beschreibung von Mungo Park's erster Reise erhielt und dort lesen konnte, welche größeren Leiden dieser kühne Forscher unter den Ludamar (Uelad Amr) ertragen hatte. In sein Tagebuch aber schrieb er damals die gewiß wichtige Bemerkung, die zugleich von seinem humanen Heroismus Zeugniß ablegt: „Das einzige Mittel, um diese Länder zu civilisiren, besteht darin, das zwischen Benue, Kuara und Kaduna günstig gelegene Gebiet zu colonisiren und von da aus Handelsverkehr und Civilisation nach allen Richtungen im Innern dieses verwahrlos'ten Welttheils zu verbreiten. Alles Uebrige ist vergeblich."

Sein Befreier wurde Bu-Bakr Ssadik aus Bakada, der ihm auch sein Pferd aus Massena zurück brachte. Er lös'te die Fesseln und übergab ihm die Erlaubniß zur Reise nach Massena. Dies war am 23. April 1852, aber erst am 25. April hatte er die Kraft, die Reise anzutreten. Abgeschreckt war er keineswegs, aber er wollte seine Mission ausführen, koste es, was es wolle. Der Erfolg belohnte, wie wir hören werden, seinen muthigen Entschluß wenigstens einigermaßen. Nur die drei Diener sandten wehmüthige Blicke auf das andere Flußufer und folgten ihm mit Schaudern nach Osten.

Nach einem kurzen und bequemen Marsche durch Wald und meist unangebautes Land öffnete sich der Blick in eine mit dem frischestem Grün bekleidete Senkung, in der Ruinen von Lehmwohnungen weit verbreitet umher lagen. Und dies war Massena, trümmerhaft und verödet wie der übrige Theil des Landes. Nach anderthalbstündigem, demüthigem Warten am Thore durfte Barth seinen bescheidenen Einzug halten, er erhielt ein erträgliches Quartier, einige Schüsseln zur Begrüßung und wurde dann auch bald von dem Vice-Statthalter empfangen. Aber so gemessen und kalt dieser Herr blieb, so erquickend

und lehrreich fand Barth den Verkehr mit einigen anderen Männern, die ihn aufsuchten und auch später sein täglicher Verkehr blieben. Einer hieß Ahmed, ein Mann, der nach einem bewegten Leben nach Medina verschlagen worden, von wo er hergesandt war, um ein Geschenk von Dienern für den Tempel von Medina zu erhalten. Ein Anderer war der lange hagere Pullo Faki Sambo, ein gelehrter, ernster und strebsamer Mann, den Barth sehr lieb gewann. Er unterhielt sich gern mit ihm und verdankt ihm viele wichtige Belehrungen. Als er ihn eines Tages besuchte, fand er ihn mitten zwischen seinen Pergamenten und Büchern, aber der Aermste konnte sich dieser seiner Lieblingsschätze nur durch Betasten erfreuen, denn er war total erblindet. Dazu litt er an der Leber und schwärmte für Brechmittel, deren ihm Barth wöchentlich mehrere verabreichen mußte. Auch einen bettelnden Araber-Scheriff, Namens Sliman, lernte er kennen, der in Konstantinopel gewesen war und große Vorliebe für europäisches Wesen mitgebracht hatte. Er war in Mecca angesiedelt, kannte Wadai und Dar For sehr genau und war bereit, unseren Reisenden durch diese Länder nach der afrikanischen Ostküste zu begleiten. Noch genauer in Wadai bekannt war der Faki Ibrahim, ein aufgeweckter Jüngling, mit dem Barth auch seines angenehmen Wesens halber täglich mehrere Stunden verkehrte.

Auch mit einem hohen Staatsbeamten, Agid Mussa, war Barth in gutem Einvernehmen; um so überraschender mußte es ihm sein, als derselbe ihm eines Tages officiell bedeutete, es werde höchsten Ortes sehr übel vermerkt, daß er den so nothwendigen Regen durch sein gebieterisches Aufblicken gen Himmel verscheuche; man habe wegen eines ähnlichen Verbrechens schon zwei Religionshäupter von Bidderi getödtet. Die Sache wurde ernsthaft und bedenklich, so daß Barth geloben mußte, Tag und Nacht ununterbrochen um Regen beten zu wollen, für welches Versprechen ihm dann Abends ein vortrefflicher Pudding, der in Butter schwamm, nebst anderen Gerichten verehrt wurde. Der Vice-Statthalter versprach ihm auch noch Korn für sein Pferd, da aber trotz der versprochenen Gebete der Regen ausblieb, so blieb auch das Korn aus. Jedenfalls war Barth bei seinen meteorologischen Beobachtungen von nun ab vorsichtiger.

Ausflüge in der Stadt und Umgegend überzeugten Barth, daß man auch hier früherhin die Hauptgebäude aus gut gebrannten

Backsteinen gebaut hatte. Dieses Massena von solider Bauart war aber nur noch in Ruinen vorhanden; auch die Städte Gambaru, Eggomo und andere waren so gebaut, jetzt aber im ganzen Sudan nicht eine mehr. In Massena war nur noch die 2400 Schritt messende Umschlußmauer des Palastes aus diesem Material errichtet, der ganze Palast ist alt, aber im Zustande bedeutenden Verfalls. Er muß, nach der Dicke seiner Mauern zu urtheilen, früherhin sehr fest gewesen sein; das Eingangsthor besteht aus festem Holz und ist stark mit Eisen beschlagen. Der südöstliche Theil ist für die 3—400 Weiber des Sultans eingerichtet. Vor dem Palaste ist ein baumreicher Platz, übrigens hat Massena wenige Bäume, die doch den Aufenthalt daselbst angenehmer machen würden. Ueberall Schutt und Trümmer, von industriellen Bauten keine Spur, Alles weis't darauf hin, daß es eben nur eine Residenz ist.

Häufig wurde ärztliche Hülfe von Barth gefordert. Besonders wünschte der Statthalter, daß er ihm einige alte Frauenzimmer, die Barth für zur Gruft reif bezeichnen mußte, herstellen sollte. Er legte gegen solche Zumuthungen endlich entschiedene Verwahrung ein, andere Kranke fand er dagegen um so interessanter, und besonders waren es junge Mädchen, die mit größter Koketterie bei ihm erschienen und bald dieses, bald jenes Uebel vorschützten, um in die Nähe des berühmten Fremdlings dringen zu können. Die Eine wollte wissen, wie er als Junggeselle nur mit der Wirthschaft fertig werden könne, und ob er kürzlich Honig und Butter eingekauft habe? Eine Andere klagte über ein Augenübel, das nicht existirte, und als Barth ihr nach sorgfältiger Untersuchung sagte, ihre Augen seien gesund und schön, jubelte sie hellauf und rief: „Schöne Augen, schöne Augen!" — Bemerkenswerth ist, daß unser Reisender in sein Tagebuch schrieb, das glänzende Schwarz der Haut dieser Mädchen habe er damals ganz wohlgefällig, ja zu weiblicher Schönheit fast wesentlich gefunden. Er zählt die Baghirmiweiber zu den schönsten Frauen des Sudan; sie sind stattlich von Wuchs, von graziösem Bau, und wegen des Glanzes und der Schwärze ihrer Augen weithin berühmt. Wegen häuslicher Tugenden werden sie nicht in gleichem Grade gerühmt. Wohl deßhalb sind Ehescheidungen und blutige Händel um schöne Weiber an der Tagesordnung. Der Sohn des Statthalters saß eben damals im Kerker, weil er einen Nebenbuhler schwer verwundet

hatte. Bu-Bakr war auch mit seiner Frau wenig zufrieden und sprach mit seinem Freunde Barth darüber, ob er sich nicht von ihr scheiden lassen solle. Noch schlimmer erging es dem guten Ahmed. Seine Lieblingssclavin war mit ihrer Herrin eines Tages vor der Stadt, als sie dieselbe plötzlich zu Boden warf und sich schnell davon machte. Er war halb verzweifelt, da ihn manches andere Ungemach außerdem bedrängte. Sliman war sich bewußt, von wie wankelmüthigem Charakter er war, und hatte sich deßhalb gewöhnt, nur zeitweilige Verbindungen auf monatliche Fristen einzugehen.

Die Feindinnen, über welche Barth Klage führt, waren — schwarze Ameisen, Angreiferinnen von einer so beharrlichen Dummdreistigkeit, daß er gegen einen zollbreiten Zug dieser kleinen Ungeheuer, die über sein Lager nach dem Kornvorrathe durchdringen wollten und unaufhörlich in neuen Legionen über die Hofmauer herankamen, über zwei Stunden und zuletzt mit Feuer ankämpfen mußte. Den Eingeborenen sind diese kleine Landsleute insofern nicht immer unwillkommen, als sie alles Ungeziefer, sogar Mäuse, vertilgen, wo sie erscheinen, und daß in Zeiten großen Mangels ihre Vorräthe die Menschen vor dem Verhungern schützen können. Neben dieser schwarzen und der schon genannten weißen Ameise kommen noch kleine rothe vor, die Kitta-kitta heißen und oft in stets siegreichem Kampfe mit den weißen beobachtet werden.

Nach halbjähriger Abwesenheit kehrte am 3. Juli der Sultan endlich zurück und hielt unter Entfaltung vieler barbarischer Pracht seinen Einzug in Massena. Die Truppen waren schon theilweise entlassen, so daß nur gegen 800 an dem Zuge Theil nahmen, doch versicherte der glaubwürdige Sliman, daß er wenige Tage vorher noch 2000 Reiter im Heere gezählt habe. Der Vice-Statthalter (Kadamange) führte den Zug an, dann folgte der Barma mit einer Art heiligen Speeres, der groß und lang war, unmittelbar vor dem Sultan ritt der mächtige Kriegshauptmann (Fatscha), der Sultan selbst ritt, in einen gelben Burnus gekleidet, auf einem sehr abgejagten Grauschimmel, während Sclaven von allen Seiten grüne und rothe Sonnenschirme über ihn hinhielten oder ihm mit Straußenfedern Kühlung zuwehten. Dann folgten berittene Musikanten und hinter diesen der berittene Harem des Sultans, 45 Fräulein, jede vom Kopf bis zu den Füßen in schwarze Tücher gehüllt und von zwei Sclaven

beschützt. Den Zug schlossen die Lastthiere. In besonderem Triumphe wurden folgenden Tages sieben besiegte Fürsten eingeholt, von denen der von Gogomi, eine hohe, stattliche Gestalt, sich mit viel Laune in sein Schicksal fügte, das außer der Schmach und unsinniger Verhöhnung schließlich in Tödtung oder Verstümmelung besteht.

Gegen Barth war der Sultan sofort von der größten Zuvorkommenheit, indem er ihn durch hohe Staatsbeamte begrüßen und ihm viele Geschenke zukommen ließ. Der Regen, der sich jetzt einstellte, wurde als eine Folge der Rückkehr des Herrschers betrachtet, so daß Jedermann und auch unser Reisender erfreut war. Diesem stand aber noch eine andere große Genugthuung bevor. Es kam nämlich ein Bote aus Kukaua, reich beladen mit Depeschen aus Europa, ehrenvolle Zuschriften von Lord Palmerston, die ihm große Mittel zur Verfügung und Timbuctu als weiteres Ziel seiner Forschungen in Aussicht stellten, Briefe von Freunden, Gelehrten und gelehrten Gesellschaften, die sämmtlich mit eben so herzlicher als wissenschaftlicher Theilnahme seinen Unternehmungen gefolgt waren; durch Ritter Bunsen's Vermittlung kam die Nachricht, daß ihm der preußische König eine Reiseunterstützung von 1000 Thalern ausgeworfen habe. Der eigene Vater Barth's hatte 400 Thaler für den geliebten, mit Sorge entlassenen Sohn beigesteuert. Der Vezier von Bornu aber sandte auf Overweg's Betrieb auch ein Packet mit zehn Turkedi's, ein Baarvorrath, der sehr erwünscht und auch nothwendig war, um den Ueberbringer so vieler guter Nachrichten würdig belohnen zu können.

Als Barth in der Lectüre seiner Briefe schwelgte, sprang plötzlich ein Diener ängstlich zu ihm herein und berichtete, der Kadamange komme mit 20 Begleitern. Und so war es. Kaum waren die Briefe unter der Matte verborgen, als die Gesellschaft mit einer wichtigen Heimlichthuerei eintrat und zunächst die für den Sultan (Banga) bestimmten Geschenke zu sehen wünschte. Sie bezeigten sich zufrieden. Dann sahen sie durch Barth's Fernrohr, das ihr Erstaunen noch erhöhte, aber des Flüsterns und Wisperns war kein Ende. Sie verlangten endlich auch Barth's Tagebuch, und es war ein Glück, daß er es nicht bloß vorlegte, sondern es ihnen sogar vertrauensvoll mitgab. So wurde jeder Argwohn mit einem Male beschwichtigt. Der Sultan ließ, wie Barth später von seinem blinden Freunde Sambo

erfuhr, alle Gelehrten seines Reiches zur Prüfung des Tagebuches, das natürlich nicht Einer lesen konnte, versammeln und sie brachten heraus, wohl vorzüglich durch Sfambo's Einfluß, daß der Inhalt für das Land durchaus ungefährlich sei. Sfambo berichtete seinem deutschen Freunde auch, daß der Bote ein Schreiben Beschir's an den Sultan mitgebracht habe, der Barth's Entlassung aus Baghirmi in so stolzer Weise fordere, daß der Unabhängigkeitssinn der Baghirmis dadurch verletzt worden sei.

Aus diesem Grunde wurde Barth erst am 8. Juli zur Audienz zugelassen; Sfambo und Bu-Bekr begleiteten ihn in den Palast, wo Barth so viele Hofleute versammelt antraf, daß er den Herrscher nicht heraus fand. Er fragte deßhalb mit lauter Stimme, ob der Sultan Abd-el-Kader anwesend sei, worauf eine Stimme hinter einem Vorhange antwortete, er sei anwesend. Nun richtete Barth an den anwesenden aber nicht sichtbaren Herrn von Baghirmi eine lange Rede, in der er den Zweck seines Besuches im Lande, den Charakter der Engländer, die Prüfungen, die er erfahren, so wohlüberlegt aus einander setzte, daß der Banga seine Zufriedenheit zu erkennen gab und die Geschenke übergeben werden konnten. Darauf entfernte sich Barth, aber kaum in seiner Wohnung angelangt, traten wieder Beamte des Banga mit der wunderlichen Frage bei ihm ein, ob er keine — Kanonen bei sich habe. Auf die verneinende Antwort wünschten die Herrn zu wissen, ob er vielleicht im Stande sei, solche für den Sultan anzufertigen. Auch das mußte Barth verneinen. Eben so wenig konnte er sich entschließen, ein hübsches Mädchen, das der Sultan ihm schenken wollte, anzunehmen. Proben ihrer Landesproducte würden ihm dagegen lieb sein, erklärte er, besonders aber bitte er, daß man seine Abreise nicht weiter hindern möge.

In einer zweiten Audienz am folgenden Tage gab der unsichtbare Fürst allerdings die Erlaubniß zur Abreise; er wollte aber nicht gestatten, daß der Fremdling ohne ein glänzendes Gastgeschenk sein Land verlasse, und hielt ihn deßhalb länger und länger fest. Selbst ein kleines Fernrohr, das Barth ihm verehrte, konnte den Fürsten nicht bewegen, die Zeit der Abreise zu beschleunigen. Unter allerlei Erlebnissen kam endlich der 6. August heran, der Tag, an welchem der Banga dem Fremdling seine Gegengeschenke überreichen ließ. Diese bestanden in 50 Hemden jeder Art, von denen Barth die besten nach

England schickte, während er die geringeren unter seine Freunde und Diener vertheilte. Auch wurde ihm versichert, daß er nun abreisen könne und daß, wenn er oder sein Bruder einmal zurückkehrten, sie Baghirmi getrost als ihre Heimath betrachten möchten. Es wurde ihm noch eine reichliche Abendmahlzeit in's Haus gesandt, Grema stellte sich ein und erklärte, daß er die fünf Sclaven, auf die er habe warten müssen, endlich erhalten und daß nun am folgenden Tage, den 10. August, die Abreise erfolgen könne.

So hatte Barth seinen früheren Wunsch, vom Herzen Afrika's aus nach den Quellen des Nil's vorzudringen, aufgegeben; die Schwierigkeiten einer solchen Reise waren für ihn als einzelnen Mann, wie er sich mit Schmerzen gestehen mußte, unüberwindlich. Wadai hatte er gar nicht besucht und in Baghirmi nicht die Freiheit gehabt, nach eigenem Gutdünken seine Forschungen anzustellen.

Wadai wurde erst gegen Ende des letzten Jahrhunderts von Dar For unabhängig, befindet sich aber seitdem in steter Fehde mit Bornu. Sfulai hieß der König, der während einer vierzigjährigen Regierung Wadai zu seiner jetzigen Macht erhob. Ihm folgte sein Sohn Derret, ein eigensinniger Mann, der aber bald in einer blutigen Schlacht gegen seinen eigenen Sohn Sfabun im Jahre 1805 fiel. Dieser war ein eben so weiser als glücklicher Herrscher. Er besiegte Baghirmi und soll unter Anderem 1500 Pfund Silber aus diesem Lande entführt haben, das durch glückliche Raubzüge gegen die Tebu erbeutet worden war. Im Kampfe mit Scheich el Kanemi um Kanem fiel Sfabun im Jahre 1815, und es regierte nun sein Sohn Jussuf in tyrannischer Weise, bis er 1830 auf Antrieb seiner eigenen Mutter Sfimbil getödtet wurde. Sein Sohn Rakeb, der ihm folgte, war noch Kind und starb nach anderthalb Jahren an den Pocken. Nun bestieg Asis, ein Seitenverwandter, den Thron, mußte aber, ehe er denselben in Ruhe einnehmen konnte, einen Gegenkönig Namens Kede besiegen. Er soll ein Mann von ausgezeichneten Eigenschaften und großem Verstande gewesen sein, aber auch er starb nach einer unruhigen Regierung schon nach $5^1/_2$ Jahren an den Pocken. Sein junger Sohn Adam wurde als Gefangener nach Dar For geschleppt und mit Hülfe dieser Macht, der er dafür einen jährlichen Tribut zahlt, wurde nun Muhamed Sfaleh, ein Bruder Sfabun's, 1834 König von Wadai. Nach einem Feldzuge gegen Karka am Tsad wurde er in den Krieg

mit Bornu verwickelt, durch den die Dynastie der Ssaefua wieder an das Ruder gebracht werden sollte. Dieser Kampf war nicht glücklich. Entschieden unglücklich waren aber die Kriege, die in Folge von Zwistigkeiten nun in Wadai selbst ausbrachen. Muhamed, der eigene Sohn Ssaleh's, ein energischer, junger Fürst, stellte sich an die Spitze der Gegner des Königs und besiegte ihn und seinen starken Anhang gegen Ende des Jahres 1852. Um sich gegen den ihm feindlichen Landesadel behaupten zu können, mußte er viel Blut vergießen, und dadurch an häufige Todesurtheile gewöhnt, ist er es vielleicht gewesen, der den unerschrockenen und rüstigen, tief wissenschaftlich gebildeten und tief betrauerten Eduard Vogel aus Leipzig hat enthaupten lassen. Derselbe hatte über Kanem und Fittri Baghirmi erreicht und sich von da wieder nördlich um Wadai herumgewandt. Er würde die wichtigsten Aufschlüsse über das unbekannte Land haben geben können, das er auf das Emsigste durchforscht hat, aber es ist zu befürchten, daß wenn wieder Nachrichten über ihn eintreffen, dieselben nur künden werden, wo seine Gebeine ruhen. Wahrscheinlich ist es bei Wara in Wadai, wo wir ihm auf unserer Karte von Afrika sein Kreuzchen hinzuzeichnen haben. So ruht auch sein Leib, wo Mungo Park, Oudney, Clapperton, Lander, Laing, Richardson, Overweg und viele andere europäische Forscher und Helden ihren Ruhm und ihr Grab gefunden, im Herzen von Afrika, das sie betreten und kennen lehrten, aber sein Leben ist nicht weggeworfen, auch sein Name ist in den Annalen der Wissenschaft mit unvertilgbaren Lettern eingeschrieben.

Aber kehren wir zu dem Lebenden, dem glücklicheren Barth zurück, dem wir als dem ersten Geschichtsschreiber Inner-Afrika's auch über die Vergangenheit Baghirmi's unschätzbare Nachrichten verdanken.

Der erste muhamedanische König dieses Landes war Abd Allah, der nach seinem Uebertritt zum Islam seinen heidnischen Bruder, den König Malo, in einem mehrtägigen blutigen Kampfe innerhalb der Stadtmauern von Massena des Thrones und des Lebens beraubte. Er soll durch die allgemeine Einführung des Islam die Wohlfahrt Baghirmi's bedeutend gehoben und auch Massena zu seiner gegenwärtigen Ausdehnung erweitert haben. Nach drei unbedeutenden Königen folgte ihm Amin, der durch Gerechtigkeit und glückliche Kämpfe das Land zu noch größerem Ansehen erhob und in allen eroberten Ländern den Islam einführte. Ihm folgte sein Sohn Abd-

e-Rahman, der in dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts regierte und sich gegen el Kanemi von Bornu auflehnte. El Kanemi rief Sfabun von Wadai gegen ihn zu Hülfe, dieser kam, besiegte und tödtete Abd-e-Rahman und setzte dessen jüngeren Sohn Ngarmaba Beri auf den Thron des von ihm ausgeplünderten Baghirmi. Aber Othman, der älteste Sohn Abd-e-Rahman's, griff als rechtmäßiger Thronerbe seinen Bruder Beri an, den er besiegte und blendete. Sfabun kehrte sofort zurück, schlug Othman in der Schlacht bei Moito und verhalf dem blinden Beri wieder zu dem Throne. Derselbe konnte sich indeß nicht behaupten, Othman fiel wieder in das Land ein, ertränkte Beri im Flusse und bemächtigte sich von Neuem der Herrschaft. Er konnte sich derselben aber nicht in Ruhe erfreuen; stets bedrängt und oft flüchtig war er endlich genöthigt, sich in den Schutz seines früheren Feindes, des Königs von Wadai, zu begeben, der ihm auch zu ruhigem Besitze von Baghirmi verhalf, aber gegen einen sehr beträchtlichen Jahrestribut, den regelmäßig zu zahlen er auf den Koran beschwören mußte. Nun aber wurde el Kanemi eifersüchtig, der bereits lehensherrliche Anrechte an Baghirmi hatte. Der Krieg zwischen beiden Ländern begann und wurde Jahre lang mit gleichem Waffenglücke geführt, bis el Kanemi von dem Pascha Jussuf von Tripoli 1818 Beistand erhielt, der den ganzen Nordwesten Baghirmi's verheerte und viele Einwohner als Sclaven aus dem Lande fortführte, unter ihnen den Agid Mussa, den späteren Freund Barth's in Massena und dessen hauptsächlichste Geschichtsquelle. Auch wieder im Jahre 1824 fielen diese nordischen Völker in Baghirmi zerstörend ein, mit ihnen Djelil, der berühmte Häuptling der Uelad Sliman, und es kam zu der Schlacht bei Ngala; aber trotz des günstigen Erfolges konnte el Kanemi die Baghirmis nicht gänzlich unterwerfen, obgleich diese außerdem von den Fulbe unaufhörlich belästigt wurden. Im Jahre 1844 starb Othman, der ein Gewaltherrscher ohne Rücksicht auf Gesetz und Sitte, dabei aber mitunter edelmüthig und freigebig gewesen zu sein scheint. Es heißt, daß er nicht nur eine Schwester, sondern auch eine eigene Tochter geheirathet habe; ähnlicher Verbrechen beschuldigte man auch seinen Vater.

Ihm folgte sein ältester Sohn Abd-el-Kader, der jetzige Herrscher von Baghirmi, der, wie wir gehört haben, Barth in verschiedenen

Audienzen empfing. Zu Lebzeiten Othman's, seines Vaters, erging es ihm schon übel. Er war eine Reihe von Jahren durch denselben nach Adamaua verbannt, und als er endlich den Thron bestieg, wurde er von Wadai und von Bornu angegriffen, bis er beiden Nachbarn die Leistung des herkömmlichen Tributes von Neuem gelobt hatte. Um diesen Tribut zahlen zu können, war er hauptsächlich auf Raubzüge gegen die südlichen Heidenstämme angewiesen. Er hat bereits mehrere Fürsten unterjocht, die ihm jährlich eine gewisse Zahl Sclaven zu liefern haben, mit denen er seinen Verpflichtungen nach Osten und Westen nachkommt. Aber nur mit dem größten Unwillen erträgt er und sein Volk diese Abhängigkeit; er wartet nur eine gelegene Zeit ab, um das verhaßte Joch abzuschütteln, und würde schon die Kraft zur Empörung gewonnen haben, wenn die großen Abgaben, besonders an Wadai, nicht wären. Der in allen Jahreszeiten schiffbare, herrliche Schary könnte sein Reich bald zu einem der gesegnetsten des Sudan machen, da er es mitten durchschneidet, aber der Handelsverkehr ist noch in den ersten Anfängen. Es fehlt an aller Betriebsamkeit, außer der auf Menschenjagd verwandten, und der Schary dient den Baghirmis nur als natürliche Schutzwehr gegen die Feinde auf beiden Seiten. Vor Wadai flüchten sie auf das Westufer, vor Bornu auf das Ostufer. Ein Uebelstand von Bedeutung ist, daß das Reich bis jetzt keine gerade Karavanenstraße nach dem Mittelmeere hat, wie Bornu und Wadai; aber es könnte nach dem Benuegebiete hin leicht in um so bequemere Verbindung treten. Ein umsichtiger, energischer Fürst würde dergleichen in's Leben rufen, denn alles Glück und Unglück der Bewohner dieser Länder ist noch an die persönlichen Eigenschaften und Launen ihrer Fürsten geknüpft. Es giebt wohl gewisse Beschränkungen der Monarchie, aber keine auf breiter, historischer Basis der frei entwickelten Volkskraft begründete Institute, welche die Dauer und das Gedeihen der Staaten sichern. Die Throne sind auch deßhalb stets gefährdet, die Monarchen, der Mehrzahl nach geringe Menschen, müssen zunächst sich selbst zu schützen suchen, und wie der Sclavenhandel und der häufige Dynastienwechsel die Krebsschäden des Staatenlebens in Inner-Afrika sind, so müssen wir in ihnen auch die Grundübel erkennen, welche das Emporsteigen der Afrikaner auf eine höhere Civilisationsstufe verhindern.

Nach Empfang eines verständigen Schreibens von Abd-el-Kader,

welches Barth an das auswärtige Amt in London gelangen ließ, wurde am 10. August endlich der Aufbruch von Massena glücklich bewerkstelligt. Da es der eifrigste Wunsch Barth's war, ohne fernere Zögerung Kukaua zu erreichen, so ließ er sich weder in Bakada durch seinen Freund Bu-Bakr Ssadik, noch in Logone durch den Fürsten Jussuf und seinen Vezier aufhalten. Ohne Schwierigkeit erreichte er am 20. August Ngornu, wo er der Ermattung seiner Leute halber Rast machen mußte. Von dem unaufhörlichen Regen waren nicht bloß Alle bis auf die Haut durchnäßt; einige Bäche führten auch schon so viel Wasser, daß sie nur mit großer Mühe hatten passirt werden können. Zwei Mal war Barth genöthigt, sich gänzlich zu entkleiden, Sattel und Kleidung auf seinem Kopfe zu befestigen und sich der Gewandtheit seines Pferdes im Schwimmen anzuvertrauen. Abd-el-Kader hatte wiederholt und dringend das wirklich vortreffliche Thier zu kaufen gewünscht, aber Barth hätte es um Alles in der Welt nicht hergegeben. Noch zwei Jahre leistete dieser wackere, unverdrossene Gefährte seiner Mühen und Gefahren ihm die ersprießlichsten Dienste und erregte ebenso in Timbuctu den Neid seiner Freunde und Feinde, wie in Massena und Logone.

Ein vorausgeschickter Bote hatte die nahe Rückkehr Barth's in Kukaua gemeldet; eben war er im Begriff, selbst zu Pferde zu steigen, als sein Freund Overweg daher galoppirt kam. Ihr Wiedersehen war beiderseits ein sehr freudiges, denn sie waren lange getrennt; über Barth waren beunruhigende Nachrichten in Kukaua verbreitet gewesen, und nun waren große Geldmittel zur Verfügung gestellt, über deren Verwendung Overweg in lebhaftester und aufmunterndster Weise sich aussprach. Voll der kühnsten Entwürfe für die Zukunft ritten die beiden Freunde in die Stadt ein, und Barth konnte sich nach halbjähriger Entsagung einmal wieder an Kaffee mit Milch und Zucker erlaben.

Nicht weniger erfreut schien Beschir. Er stellte Barth sofort drei Couriere zur Verfügung, welche mit seinen schon in Baghirmi geschriebenen Briefen eine vier Tage vorher abgegangene Karavane noch einholen sollten. Dies gelang ihnen erst 40 Meilen jenseits Ngegimi, im Herzen der Wüste.

Am 23. August war Barth bei Omar zur Audienz, um die Verhandlungen über die Zwecke der Expedition zu Ende zu führen.

Auf Omar's Wunsch, als englischer Consul in Kukaua zu bleiben, konnte er begreiflicher Weise nicht eingehen, doch erreichte er es, daß Omar am 31. August den Vertrag mit der englischen Regierung unterzeichnete und es aussprach, daß, falls englische Kaufleute anderen Landesproducten Bornu's nachfragten, der Sclavenhandel allmählich abgeschafft werden solle.

Mit Betrübniß hatte Barth schon das kränkliche, erschöpfte Aussehen seines Freundes Overweg beobachtet und war um so mehr in Sorge, als derselbe doch schon seit zwei Monaten von seiner Tsad-Expedition zurück war und sich trotz des ruhigen Verweilens in Kukaua nicht erholen konnte. Overweg sehnte sich nach einer Luftveränderung und Barth unterstützte es gern, daß er sich am 29. August mit einem Edelmann nach dessen Landgute Adjiri begab. Fauna und Flora daselbst interessirten ihn sehr. Er ermittelte, daß der dortige Komadugu vom 21. Juli ab als mächtiger Fluß dem Tsad zuströmt, im November über seine Ufer tritt und im Februar erst wieder in eine Reihe einzelner Lachen sich verwandelt. Aber kränker kam er am 13. Sept. zurück, es fehlte ihm gänzlich an Appetit und Kräften. Auch die gewohnten Ritte bekamen ihm nicht wie früher. Am 19. Sept. ritten beide Freunde nach Damerghu, Overweg hatte schon Kopfschmerzen, doch fühlte er sich noch kräftig genug, zu jagen. Dabei beging er aber die Unvorsichtigkeit, einem Wasservogel so tief in den See zu folgen, daß seine Kleider naß wurden, und bis zum Abend in den nassen Kleidern zu bleiben. Er aß nicht, klagte aber auch nicht. Nach einer schlaflosen Nacht fühlte er sich kränker, so daß er kaum das Lager verlassen konnte, meinte indeß, wenn er nur in Maduari bei seinem Freunde Ali wäre, so würde er sich wohl erholen. Barth sorgte, so schwierig es war, daß er nach diesem Orte möglichst bequem geschafft wurde, und ging selbst nach Kukaua, wohin ihn Geschäfte riefen. Aber noch an demselben Abend kam ein Diener mit der Nachricht, daß es viel schlimmer mit dem Kranken gehe und daß sie nicht ein einziges Wort von ihm verstehen könnten.

„Ich setzte mich alsbald zu Pferde", erzählt Barth, „und fand, in Maduari angekommen, meinen Genossen im beklagenswerthesten Zustande im Hofraume liegen, da er sich hartnäckig geweigert hatte, in der Hütte zu schlafen. Er war in kaltem Schweiß gebadet und hatte alle Decken von sich geworfen. Er erkannte mich nicht und

wollte weder mir noch sonst Jemand gestatten, ihn zuzudecken. Sobald Delirium eintrat, murmelte er fortwährend ganz unverständliche Worte, in welchen ein Gewirre von allen Begebenheiten seines Lebens enthalten zu sein schien, sprang wiederholt rasend von seinem Lager auf und rannte mit solcher Wuth gegen die Bäume und das Feuer, daß vier Männer ihn kaum zurückzuhalten vermochten.

Gegen Morgen wurde er endlich ruhiger und hielt sich still auf seinem Lager, ohne daß ich bemerkte, wie seine Kraft schon ganz gebrochen sei. In der Hoffnung, er habe die Krisis überstanden, glaubte ich, nach der Stadt zurückkehren zu können. Ich fragte ihn, ob er etwas Besonderes wünsche, und er deutete an, er habe mir etwas zu sagen; es war mir aber unmöglich, ihn zu verstehen. Aus dem, was sich bald ereignete, kann ich nur den Schluß ziehen, er habe mir im Bewußtsein des nahen Todes seine Familie empfehlen wollen.

Am Sonntag Morgen sehr früh kam Herrn Dr. Overweg's erster Diener mit der Nachricht zu mir, daß der Zustand meines Freundes höchst bedenklich sei und daß er nicht ein Wort mehr gesprochen, seitdem ich ihn verlassen habe, sondern regungslos daliege. Ich ritt unverzüglich nach Maduari, aber ehe ich noch das Dorf erreichte, kam mir ein Bruder Fugo Ali's entgegen und erklärte mir mit Thränen in den Augen, unser Freund sei verschieden. Mit Tagesanbruch, während einige Regentropfen fielen, hatte sich sein Geist nach kurzem Kampfe vom Körper gelöst.

Am Nachmittage legte ich ihn in sein Grab; es war im Schatten eines schönen Hadjilidj gegraben und gegen Raubthiere wohl geschützt. So starb mein einziger Freund und Gefährte im 30. Jahre seines Lebens, in der Blüthe der Jugend. Es war ihm nicht beschieden, seine Reisen zu vollenden und glücklich heimzukehren; aber er fand einen höchst ehrenvollen Tod im Dienste der Wissenschaft. Es ist in der That ein bemerkenswerther Umstand, daß er seine Grabstelle selbst bestimmte, genau am Rande jenes See's, durch dessen Beschiffung er seinem Namen ewige Berühmtheit verschafft hat. Sicher war es ein Vorgefühl des herannahenden Todes, daß ihn die unwiderstehliche Sehnsucht nach dieser Stelle erfaßte, wo er dicht an der Seite des Bootes starb, in dem er seine Reise gemacht hatte.

Viele Einwohner des Dorfes, denen er während seines wiederholten hiesigen Aufenthaltes wohl bekannt geworden war, beklagten

bitter seinen Tod, und sie werden gewiß des „Tabib", wie er genannt wurde, noch lange gedenken.

Tief erschüttert und voll von trüben Betrachtungen über meine verlassene Lage kehrte ich am Abend nach der Stadt zurück; aber unsere Wohnung, welche mein Gefährte während meines Aufenthaltes in Baghirmi bedeutend verbessert und durch Uebertünchen mit Gyps, von dem er im Hofraume eine Schicht vorgefunden, verschönert hatte, erschien mir jetzt gänzlich verödet und überaus trübselig. War es nun gleich ursprünglich mein Vorhaben gewesen, noch einen Versuch zu machen, nach dem Ostufer des Tsad vorzudringen, so kam mir doch jetzt jeder längere Aufenthalt an diesem Orte so unerträglich vor, daß ich mich zur ungesäumten Abreise nach dem großen westlichen Strome entschloß, um neue Länder zu sehen und mit neuen Menschen in Berührung zu kommen."

Drittes Buch.

Barth im westlichen Sudan.

Erster Abschnitt.

Reise nach dem Niger.

Der Tod Overweg's bestimmte Barth, seinen ursprünglichen Plan, an den nordöstlichen Ufern des Tsad-See's noch einmal sein Glück zu versuchen, aufzugeben. Eines Theils war dies bei der vereinsamten Lage des Reisenden zu gefährlich, andererseits waren auch die Resultate, welche das Unternehmen unter den gegenwärtigen Umständen abwerfen konnte, zu unbedeutend. Deßhalb siegte der Entschluß ob, alle Aufmerksamkeit dem Westen zuzuwenden, um, der Aufforderung Lord Palmerstons gemäß, die am mittleren Laufe des großen Flusses von West-Afrika gelegenen Länder zu erforschen. Auch war es die gleichzeitige Absicht des Reisenden, mit dem Beherrscher von Sokoto Freundschaft anzuknüpfen und sowohl für sich als andere Europäer die Erlaubniß auszuwirken, die südöstlichen Provinzen seines Reiches, namentlich Adamaua, zu erforschen.

Mitte October hatte er den Vertrag, welcher vom Scheich und Vezier endlich unterzeichnet worden war, nebst einer Karte, welche die

Resultate seiner Reisen und Forschungen in Binnen-Afrika in vorläufigem Entwurfe enthielt, abgesendet, und bei dieser Gelegenheit den brittischen Consul in Tripoli ersucht, eine Geldsumme umgehend nach Sinder zu schicken. Denn die Geldsendung, welche er bei seiner Rückkehr von Baghirmi erhalten hatte, war an Bezahlung von Schulden fast ganz verbraucht worden. Außerdem war eine Kiste mit ausgesuchten englischen Stahlwaaren nebst einer Summe von 400 Thalern unterwegs. Aber der Tebu Ahmed Hadj Ali Billama, dem sie übergeben war, blieb wegen einer Hochzeit in Bilma, seiner Vaterstadt, zurück. Nicht nur war ein großer Theil des baaren Geldes, sondern auch der Waaren an Belohnungen verbraucht worden, welche der Reisende an eine Menge von Freunden theils wegen genossener Gastfreundschaft, theils wegen geleisteter Dienste gespendet hatte. Glücklicherweise waren 1000 Thaler unterwegs nach Sinder; auch erwartete der Reisende dort ein Thermometer sowie verschiedene hypsometrische anzutreffen.

Die Abreise von Bornu wurde durch den Einfall eines Stammes der Tuareg in die Provinz Muniomma's bedeutend in die Länge gezogen. Dieser Einfall war von größerer Bedeutung, als ähnliche frühere. Die Diggera nämlich, ein Stamm der Tuareg, welche früher zu der Bevölkerung von Bornu zählten, hatten den Plan gefaßt, sich wieder in den schönen Thalebenen der Provinz Munio anzusiedeln, welche für Kameelzucht so günstig sind.

Endlich nach längerem Harren wurde der Weg nach Westen offen, und Barth nahm am 19. November 1852 Abschied vom Scheich in einer Weise, die auf die ungeheucheltste Freundschaft zwischen Beiden schließen ließ; nur wurde Barth die Bedingung gestellt, daß er die wichtige Stadt Kano nicht besuchen sollte. Auch wünschten sie, er möge nach seiner Rückkehr von Timbuctu bei ihnen bleiben; aber davon standen sie ab, nachdem Barth gezeigt hatte, wie er ihnen in seiner Heimath mehr nützen könne. Er glaubte nämlich, daß die brittische Regierung sich zur Gründung eines Consulates in Bornu verstehen würde; indessen die wirren Verhältnisse, welche bald für Bornu eintraten, vereitelten diese Aussicht. Am Schlusse der Audienz bat Barth den Scheich, daß er eine Abschrift der Geschichte des größten ihrer Könige, Edriß Alaoma, nach England schicken möge, da er überzeugt sei, daß dies den Europäern ein willkommenes Geschenk sein werde.

Der Vezier interessirte sich lebhaft für das Unternehmen und bewunderte das Vertrauen des Reisenden, daß der Scheich el Bakay in Timbuctu, den er doch nur der Beschreibung nach kannte, ihn freundlich aufnehmen und ihm Schutz gewähren werde. Barth unterließ es nicht, dem Scheich vorzustellen, wie nützlich es für die Länder sein würde, wenn es den Engländern gelänge, große Straßen für friedlichen Verkehr im Innern zu eröffnen. Dann könnten sie ihre Bedürfnisse aus dem westlichen Sudan, z. B. Gurunüsse und Gold, sich wohlfeiler und sicherer verschaffen.

Vor der Abreise schenkte der Scheich dem Reisenden noch zwei sehr schöne Kameele, ein Männchen und ein Weibchen, welche die Reisestrapazen wunderbar bestanden.

Am 25. Nov. Morgens halb 11 Uhr verließ Barth Kukaua, wo er seit mehr denn 20 Monaten sein Standquartier gehabt hatte. Die Reisegesellschaft bestand aus folgenden Personen: Die Hauptperson, auf welche Barth am meisten baute, war Muhamed el Gatroni, der, nachdem er das Privateigenthum des verstorbenen Richardson heimgebracht und einige Zeit bei seiner Familie gelebt hatte, zurückgekehrt war. Der zweite Diener war Abd-allahi, ein junger Schua aus der Provinz Kotoko, den er auf seiner Reise nach Baghirmi angenommen hatte. Ein dritter Diener war Muhamed ben Ahmed, der sich durch seine Ehrlichkeit auszeichnete. Barth hatte sich dadurch ein bedeutendes Uebergewicht über das Personal verschafft, daß er sich mit ihnen vereinbart hatte, daß sie während der Reise nichts von ihrem Lohne, sondern erst nach der Rückkehr das Ganze erhalten sollten. Außer zwei anderen freigeborenen Arabern waren noch zwei freigelassene Sclaven im Dienste des Reisenden, nämlich Dyrregu, ein Haoussa-Knabe, und Abbega, ein Marghi-Bursche, welche Beide von dem verstorbenen Overweg in Freiheit gesetzt worden waren. Beide sind mit dem Reisenden später nach Europa gekommen und hier zum Christenthum bekehrt worden. Abbega ist seitdem wieder heimgekehrt, während der intelligentere Dyrregu noch eine Zeitlang unter der Leitung des Missionars Schön bleiben wird, dem er bei der Uebersetzung der Bibel in die Haoussa-Sprache nützliche Dienste leistet. Außer diesen Dienern hatte sich dem Reisenden noch eine Art von Mäkler angeschlossen, Ali el Ageren aus Djalo bei Udjila, der mehrere Jahre im Sudan gereis't und die von Sokoto, Kano, Bautschi,

Saria und Gondja eingeschlossene Landschaft nach allen Richtungen durchwandert hatte. Endlich hatte sich dem Zuge noch ein Scheriff von Faß, der auf der Reise nach Sinder begriffen war, zugesellt.

Mit frischem Muthe und erneuter Kraft wurde die Reise nun angetreten; aber der erste Tag endete mit einem kleinen Mißgeschicke, da die drei Ziegen, welche Barth um der Milch willen mitgenommen hatte, auf und davon liefen. Die folgende Nacht (vom 26. Nov.) war eine der kältesten, welche Barth auf seiner Reise im Sudan erlebte. Das Thermometer zeigte kurz vor Sonnenaufgang 4° R. über dem Gefrierpunkt. Obwohl diese frische Temperatur nach der entnervenden Hitze der Hauptstadt einen stärkenden und wohlthuenden Einfluß auf Alle ausübte, so brachen sie doch nicht eher auf, als bis die Sonne der Luft einen mildern Charakter verliehen hatte. Die Landschaft, welche Barth schon von früher kannte, bot jetzt einen durchaus verschiedenen Anblick dar. Die öden und unheimlichen Einsenkungen des schwarzen Thonbodens waren in die üppigsten Kornfelder verwandelt, während das kleine Negerkorn (**Pennisetum**) schon in Stoppeln stand. Die Reisenden lagerten sich am Brunnen Ssua-bua, wo die Tränkung des Viehes in regelmäßiger Reihenfolge ein interessantes Schauspiel gewährte. Der Brunnen war 15 Klafter tief, die Anwohner desselben aber so gewinnsüchtig, daß sie sich für die Tränkung der Kameele der Reisenden bezahlen ließen. In der folgenden Nacht schützten sie sich dadurch gegen die Kälte, daß sie einen alten abgestorbenen Baum in der Nähe des Zeltes anzündeten, wodurch ein mäßiger Grad von Wärme erzielt wurde.

Am 27. Nov. betrat der Reisende die Provinz Koiam mit ihren zerstreuten Ortschaften, deren wohlbebaute Felder und ausgedehnte Waldungen zahlreichen Kameelheerden Nahrung gaben, welche letztere den Hauptreichthum dieses afrikanischen Stammes bilden, der früher auf den Weidegründen Kanem's nomadisirte. Gegen Mittag lagerten sie sich an einem Brunnen in der Nähe von Gagada, der während der Nacht von zahlreichen Viehheerden besucht wurde. Bei nächtlicher Weile machte Barth einen Versuch, wie es mit der Wachsamkeit seiner Leute stehe; er fand sie, mit Ausschluß eines einzigen, fest eingeschlafen, und bemächtigte sich so sämmtlicher Waffen, was am andern Morgen zunächst allerdings zu einem komischen Aufruhr Anlaß gab, Barth aber doch veranlaßte, seinen Leuten ernste Vorstellungen zu machen.

Die kältere Jahreszeit hatte die Eßlust der Reisenden so geschärft, daß sie jeden Morgen vor dem Aufbruch, also vor 5 Uhr, bereits frühstückten. Sie betraten nun zunächst den Gau Garanda mit tiefem sandigem Boden und reich an Vieh und Kameelen. Der größte Theil der Bevölkerung bestand aus Schua oder eingebornen Arabern, welche von Osten her eingewandert sind. Jemehr sie auf dem Marsche vorrückten, desto reicher wurde der Charakter der Bäume. Häufig irre geleitet von den Pfaden, die sich von einem Dorfe zum andern hinwinden, lagerten sie sich nach einem Marsche von 13 Meilen nahe bei dem Brunnen Kagsa, wo sie von einem alten Manne sehr freundlich aufgenommen wurden. Dieser Mann, ehemals Bürger der Stadt Ghasr-Eggomo, war im Jahre 1809, als diese Stadt von den Fulbe eingenommen wurde, nach Wadai geflohen und hatte dort mehrere Jahre unter den Uelad Sliman gelebt. Er verbreitete sich mit tiefem Schmerzgefühl über die Schrecken des damaligen Krieges und den Untergang des blühenden Reiches. Die Gastfreundschaft und Freundlichkeit des Wirthes hätte den Aufenthalt des Reisenden um so angenehmer gemacht, wenn derselbe nicht seit einiger Zeit in Folge der Nässe an wunden Beinen gelitten hätte, ein Uebel, dem fast alle Europäer in diesem Klima ausgesetzt sind.

Bei dem weiteren Vordringen in südwestlicher Richtung gelangte Barth zu einem Gaue Redani, der sowohl hinsichtlich des Landbaues, als auch der Bevölkerung den Eindruck der Wohlhabenheit macht. Unendlich schwierig war es, unter den vielen Pfaden, welche die zahlreichen Ortschaften unter sich verbanden, den richtigen zu finden. Die sandigen Hügelrücken, welche diese Landschaft durchziehen, bilden eine vollkommene Scheidewand zwischen dem Komadugu und dem Tsad; dadurch nimmt der erstere eine nördliche Richtung. Auf den Landstrich Redani folgte ein anderer, Namens Kangalla, und nach einer kurzen Waldstrecke ein dritter, Namens Meggi. Barth lagerte sich an einer Gruppe von drei Brunnen, wo einmal in der Woche ein kleiner Markt gehalten wird.

Dienstag 30. Nov. durchwanderte er in nordwestlicher Richtung einen an Weiden und Vieh reichen District, der von einer Anzahl Tebu bewohnt war, die von den Tuareg vertrieben hier ihre Zuflucht gefunden hatten. Da in der Nähe längs des Weges kein Wasser war, so lagerten die Reisenden ein wenig außerhalb des Pfades bei

dem Dorfe Gogoro, wo die Frauen beschäftigt waren, das Korn auszudreschen, während die Männer träge umher lagen. Es waren Kanori, die sich nur während der Erndtezeit dort aufhalten und nach Beendigung derselben nach ihrem Dorfe Dimmarua zurückkehren. Sie näherten sich nun dem Komadugu von Bornu mit seinem Netze von Wasserläufen und dichten, nach der Regenzeit schwer zu passirenden Waldungen. Es zeigten sich schöne Baumgruppen und Schwärme von Perlhühnern. Um den Kameelen ein gutes Futter von der üppigen Vegetation dieses Ortes zu gewähren, machten die Reisenden nur einen kurzen Marsch und lagerten sich an einem todten Arme des Flusses, „Kulugu Gussum" genannt.

Während Barth im Schatten einer Tamarindengruppe ausruhte, machte ein Führer, den die Reisenden mitgenommen hatten, ihm Mittheilungen über die Verzweigungen der Koiam, welche jetzt die dem einheimischen Stamme der Sso abgenommene Landschaft bewohnen. Derselbe erzählte auch, wie die Kiye oder Kai ursprünglich den Hauptbestandtheil der Koiam bildete, und wie neben ihnen die Maguni und Farfere die wichtigsten Abtheilungen machten. Daneben hat sich noch eine große Menge Tebu mit den ursprünglichen Bewohnern dieser Provinz vermischt, wahrscheinlich zur Zeit des Königs Edriß Alaoma, der die in den nördlichen Theilen Kanem's angesiedelten Tebu zwang, nach Bornu auszuwandern. Zu letztern gehören auch noch die Tura, die Debiri, die Unguma und die Kagua.

Nachmittags machte der Reisende einen längern Spaziergang am Wasserarme entlang, der von der reichsten Vegetation umgeben war. Perlhühner waren dort zahlreich; sie bilden in der dortigen Gegend einen der größten Genüsse des Reisenden. Ferner giebt es dort Wildschweine und mitunter Affen, Elephanten und Antelopen. Der Stand des Wassers hatte schon bedeutend abgenommen, und am Ufer war viel Anbau, selbst einige Baumwolle wurde dort gezogen; jedenfalls könnten bei mehr Betriebsamkeit bessere Resultate erzielt werden.

Leider hatte die herrliche und reiche Gegend den Nachtheil, von zahllosen Mückenschwärmen heimgesucht zu werden, die bei nächtlicher Weile die Ruhe der Reisenden vielfach störten.

Das Wasser, dem entlang die Reisenden sich hielten, hatte mehr die Natur eines Sumpfes, als eines Flußarmes, und mußte von den Reisenden umgangen werden, ehe sie an die Stätte von Ghasr-Eggomo,

der alten Hauptstadt des Bornu-Reiches anlangten. Auch die Mitglieder der früheren Expedition hatten diese Stätte besucht und derselben den Namen „birni Kodim" d. i. „die alte Hauptstadt" gegeben. Diese Stadt hatte eine fast ovale Gestalt, etwas über sechs englische Meilen im Umfange, so daß die Berichte früherer arabischer Historiker, welche sie für noch größer als Kahira ausgaben, übertrieben sind. Sie hatte einen starken Wall und sechs bis sieben Thore. Im Innern der Stadt ist wenig Bemerkenswerthes. Interessant ist der Umstand, daß die bedeutenderen Gebäude aus Backsteinen erbaut sind, während in der gegenwärtigen Hauptstadt keine Spur davon zu sehen ist. Die Dimensionen des Palastes scheinen groß gewesen zu sein; klein sind dagegen die Verhältnisse der Moschee, zum Beweise, daß nur das Hofpersonale dem Gottesdienste beizuwohnen pflegte. Auch war damit keine hohe Schule verbunden; überhaupt ist das Studiren dort lediglich Privatsache, um die sich der Staat nicht kümmert. Man kann sich leicht vorstellen, welche Pracht und welcher Luxus sich dort einst entfaltete, als das Reich noch in Blüthe war und eine größere Ausdehnung besaß. Merkwürdiger Weise ist das Terrain der Stadt jetzt mit hohem Graswuchse bedeckt, während der Wall mit Bäumen umgeben ist.

Die Art, wie der Komadugu, durch künstliche Nachhülfe, über die ganze Landschaft ausgebreitet ist, machte die Passage schwierig, so daß der Reisende erst auf einem Umwege das Dorf Senghiri erreichen konnte. Nichtsdestoweniger hatten sie mehrere todte Wasser zu passiren, und erreichten erst dann den wahren Kanal, der sich in gewundenem Laufe dahin schlängelte in etwa 25 Fuß hohen sandigen Ufern. Die Vegetation ist äußerst reich; der Wald ist voll Antelopen, der Fluß liefert Fische, so daß bei der geringen Bevölkerung keine Nahrungsnoth zu befürchten steht.

Wegen der Strapazen des vorigen Tages wurde am 3. Decbr. ein Rasttag beschlossen, bevor sie den Uebergang über den Fluß versuchten. Barth brachte denselben am Ufer des Stromes zu, der, wenn auch gerade nicht sehr stark und reißend, doch als ein ansehnlicher Fluß dem Tsad entgegenzieht. Das diesseitige Ufer ist steil, während das jenseitige flach und mit Baumwuchs geschmückt ist. Alles war Ruhe und Frieden und auf dem Flusse fast kein Verkehr. Die Rei-

senden setzten am folgenden Tage über denselben, nachdem die Schwierigkeiten mit den Einwohnern hinsichtlich der Passage eine baldige Erledigung gefunden hatten. Die Ueberfahrt mit den Kameelen, Pferden und dem Gepäcke ging ohne Unfall vor sich; und sie konnten sich nun von Neuem in Bewegung setzen. Aber die Schwierigkeiten fingen jetzt erst recht an. Der Weg war gewunden, voll Wasser und führte durch den dichtesten Theil des Waldes. Bei dieser Gelegenheit gingen dem Reisenden mehrere Flaschen einer schätzbaren Arznei zu Grunde. Bei dem weiteren Vordringen ließen sie die Stadt Nghurutua, wo Richardson starb, rechts liegen, und lagerten sich in der Nähe der Stadt Alaune. Mit dieser Stadt hatten die Reisenden die Provinz Manga betreten, und zwar den Theil derselben, welcher von dem Kaschella Belal regiert wird. Der Boden dieser Provinz unterscheidet sich wesentlich von Koiam; das Land war in Dünen rothen Sandes gewellt, die sich zum Bau von Erdmandeln und Bohnen eignen. Gewöhnlich werden hier Hirse und Bohnen auf demselben Felde gebaut, wo dann letztere später reifen. Auch herrscht in der Bauart der Hütten der Eingebornen eine gleiche Verschiedenheit. Man sieht nämlich hier die kleinen Kornschober, die schon von den Haoussa's her bekannt sind, sonst aber in ganz Bornu fehlen. Ebenso verschieden ist der Charakter der Einwohner; an die Stelle des Kanori-Reiters oder des Koiam-Viehzüchters tritt hier der Fußsoldat mit Lederschurz, Bogen, Pfeil und Streitaxt. Ebenso contrastirt das schlanke Manga-Mädchen mit seinem schamhaft verhüllten Gesichte gegen das häßliche Bornumädchen, welches Gesicht und Busen unverhüllt zur Schau trägt.

Nachdem sie den wichtigen Platz Kadagarrua passirt hatten, lagerten sie sich am 5. Decbr. bei dem ausgedehnten Dorfe Mammari, damals dem Sitze des Statthalters. Die Provinz Belal's wird von einem andern Theile Manga's durch einen kleinen etwa 40—50 Schritte breiten Wasserlauf getrennt, der sich mit dem Komadugu Waube von Norden her vereinigt. An der westlichen Gränze desselben befestigten die Manga zur Zeit des Einfalles von Wadai (1845) einen großen Ort; allein nachdem sie von Abd-e-Rahman geschlagen waren, wurde die Stadt erobert. Dieselbe heißt Maikonomari-kura, „das große Maikonomari", um sie von einem gleichnamigen kleinern Platze zu unterscheiden. Wenn gleich aus wenigen Wohnungen bestehend, zeichnet sie sich doch durch größere Wohlhabenheit aus;

man sah hier große Heerden, gefüllte Kornspeicher, und eine Fülle von Geflügel.

Wiewohl es December war, herrschte doch drückende Hitze; bei der umwallten Stadt Gremari nahm die Hitze und Dürre des Bodens so zu, daß selbst die reichen Viehheerden die Reisenden nicht bewegen konnten, Halt zu machen. Sie setzten also die Reise ohne Unterbrechung fort, und lagerten erst bei Borsari, obwohl dort auch kein Schatten war, weil das Gepäck und die Begleitung den Aufenthalt in der Stadt lästig machten. Der Statthalter, welchem Barth ein kleines Geschenk übersendete, zeigte sich sehr gastfreundlich und schickte ein Kalb, Reis, zubereitete Speisen und zwei große Gefäße voll Milch. Der Statthalter hieß Manso und war ein vortrefflicher Mann; außer seiner Provinz hatte er auch noch den ganzen Verkehr auf der Straße unter seiner Controle.

Die Stadt Borsari ist ziemlich groß, zählt 7000 bis 8000 Einwohner, ist wohlgebaut und mit einer niedrigen Zinnenmauer und einem gut erhaltenen Graben versehen. Von Industrie sah man keine Spur.

Der directe Weg würde nun auf Surrikulo geführt haben; aber da sich den Reisenden ein Offizier Namens Adama anschloß, der nach Sinder ging, so schlugen sie den südlichen Weg über Donari ein.

Der erste Theil des Marsches führte durch einen trockenen Landstrich, der wenig Interesse darbot; aber nach einer Strecke von 11 Meilen kündigten große Tamarindenbäume einen fruchtbaren Bezirk an. Sie lagerten nach einiger Zeit bei dem Dorfe Daddeger, einem von Bedde bewohnten Orte. Dasselbe liegt auf einem kleinen Hügel, nahe an dem sumpfigen Walddickicht. Die Einwohner sind Heiden und tragen einen schmalen Lederschurz um ihre Lenden, mit Ausnahme einiger Kanori, die unter ihnen leben und der Baumwollcultur obliegen, wozu sich die Ufer des Sumpfes sehr eignen.

In der Sprache sind die Bedde mit den Manga nahe verwandt, in körperlicher Entwicklung stehen sie ihnen nach. Auch besitzen sie eine Anzahl kleiner Pferde, die sie ohne Sattel und Zaum reiten.

Der Bezirk, welchen die Reisenden am folgenden Morgen durchzogen, hatte einen Ueberfluß an Affenbrodbäumen. Als sie weiter vordrangen, begegneten sie mehreren kleinen Gesellschaften, welche die jungen Blätter dieses Baumes, die die Eingebornen als Gemüse verwenden, heimtrugen. Nachdem sie einen trockenen Sumpf passirt

hatten, der von schönen Feigenbäumen umgeben war, traten sie gegen Mittag auf angebauten, offenen Boden hinaus, der ihnen den Anblick einer schönen Wasserfläche gewährte, welche die Bedde Thaba-kenama nannten. Sie wimmelte von Fischen, die theils getrocknet, theils gestampft und in Kugeln geformt ausgeführt werden. Unterwegs begegnete Barth ein alter Bekannter aus Yola, der Scheriff Muhamed ben Ahmed, dem derselbe die Mittheilung der Wegbeschreibung von Mosambique nach dem See Nyanga oder Nyassi verdankte. Beiden waren nur wenige Augenblicke der Unterhaltung vergönnt, worauf sie sich in entgegengesetzten Richtungen trennten. Bald darauf erreichten sie, indem sie etwas südlich von der westlichen Richtung abbogen, die Stadt Geschia, einst ein starker, mit einer Thonmauer umgebener Platz, jetzt in Verfall, obwohl ziemlich bevölkert. Im Norden desselben nahmen sie ihr Lager in der Nähe großer Hirsenfelder; im Süden des Ortes sind große Sümpfe, die den Einwohnern im Falle eines Angriffes sichere Zuflucht gewähren. Alle Städte Bedde's sind ähnlich gelegen; das ist der Grund, warum die dem Herrscher Bornu's gezollte Unterwürfigkeit sehr zweifelhafter Art ist, so daß sie häufig ihre räuberische Natur hervorkehren. Die Reisenden machten noch am selben Abend davon Erfahrung. Denn einigen verwegenen Kerlen gelang es, den Ueberwurf eines der Begleiter Barth's zu rauben, indem sie den Mann, wie er war, aufhoben und eine beträchtliche Strecke forttrugen. Sie drohten, ihn zu tödten, wenn er schreie; er mußte endlich das Kleid fahren lassen, worauf sie spurlos verschwanden.

Beim Aufbruche von Geschia hielt Barth sich am nordöstlichen Rande des Sumpfes, und gelangte durch eine schöne und fruchtbare Landschaft nach einem Marsche von drei Meilen nach der Stadt Gessma, welche im Süden und Osten durch Sümpfe geschützt ist. Hart an der Stadt bemerkte Barth den ersten Rimi oder Bentangbaum (**Eriodendron Guineense**), den man im eigentlichen Bornu vergebens sucht. Im Westen fanden sich viele Bäume, welche Haoussa eigenthümlich sind. Kleine Kanäle durchschnitten das Land, in denen ungeheuere Fischkörbe lagen. Die Feuchtigkeit der Gegend erzeugt viele Erdameisen.

So erreichten die Reisenden Donari, einst ein bedeutender Ort augenblicklich aber sehr zurückgekommen mit wenig Einwohnern. Den-

noch sah man eine bedeutende Rinderheerde im Schatten majestätischer Affenbrodbäume gelagert. Die Stadt war die Residenz des Bornubeamten Adama, der den Reisenden von Borsari aus das Geleit gegeben hatte bis nach Geschia, wo er sie verließ. Nachdem sie die Nacht außerhalb der Stadt zugebracht hatten, zogen sie am 11. Decbr. weiter. Zunächst wurde das Gebiet der Kuka mit der Dumpalme vertauscht, indem sie in nordwestlicher Richtung auf Surrikulo marschirten. Im Westen zogen sie an einem behaglichen und wohlbevölkerten Orte, der von Palissaden vertheidigt war und Ketschidunia hieß, vorbei. Es wurde gerade ein kleiner Markt dort gehalten, zu dem Männer und Weiber von allen Seiten zusammengeströmt waren.

In Surrikulo erreichte Barth seine frühere Straße, die er 1851 in entgegengesetzter Richtung verfolgt hatte. Er passirte den nördlichen Arm des damals 2½ Fuß tiefen Komadugu, und lagerte sich am nächsten Tage in Schetscheri, dem ersten Dorfe des Bezirkes von Bundi. Von dort aus schlugen sie in nordnordwestlicher Richtung den Weg nach der gebirgigen Provinz Munio ein, und erreichten die Stadt Ngarrua, die mit einer halbverfallenen Thonmauer umgeben ist, wo sie ihre Thiere tränkten. Schaaren von Knaben und Mädchen holten aus andern reichen Brunnen auf der Nordseite Wasser. Auch war der Weg von vielen Leuten belebt, welche die Ernte in die Stadt einbrachten. Weiterhin wechselten Waldung und Aecker ab. Die Reisenden gelangten, nachdem sie Miwa in einiger Entfernung zur Rechten liegen gelassen, nach einem Marsche von etwa 22 Meilen zu dem reichen Brunnen von Berberua. So unbedeutend dieser kleine, ärmliche Weiler auch ist, so bedeutend ist der im Osten desselben liegende Brunnen, der bei der Tiefe von kaum einem Klafter ein herrliches Wasser spendet, während die ihn umgebenden Tamarinden einen anmuthigen Ruheplatz gewähren. Dort schloß sich (13. Decbr.) eine Gesellschaft kleiner einheimischer Handelsleute an, welche ihren ganzen Vorrath auf dem Kopfe trugen. Es war Baumwolle, in Diggera gekauft, die sie nach Sfulleri, dem besuchtesten Markte von Munio, bringen wollten. Weiterhin begegneten sie einem Trupp Krämer, welche irdene Töpfe feilboten. Nachdem sie eine Zeitlang durch Wald gegangen waren, gelangte Barth nach Yamia, während seine Begleiter, durch ein Zeichen verleitet, einen andern Weg einschlugen, und erst nach geraumer Zeit ihres Irrthums inne wurden. Am andern Tage

erreichten sie nach einem Marsche von etwa 6 Meilen, welcher durch eine angenehme von felsigen Anhöhen unterbrochene Landschaft führte, Sfulleri, einen ansehnlichen, aus mehreren Weilern bestehenden Ort, wo jeden Freitag ein Markt abgehalten wird. Es ist dies der bedeutendste Markt in Munio; der Ort besitzt 5000 Einwohner, und hatte zur damaligen Zeit einen bedeutenden Viehstand. Hirse wird dort vielfach angebaut, obwohl das Dumgebüsch wegen seiner großen Wurzeln die Cultur des Bodens vielfach hindert. Deßhalb wird keine Baumwolle angebaut, und letztere bildet dort einen bedeutenden Einfuhrartikel. Indem die Reisenden diese von Granitblöcken gleichsam besäte Landschaft durchwanderten, gelangten sie plötzlich an einen ausgedehnten Natronsee von schneegleicher Weiße, der sich vom Fuße der Bune überragendenden Anhöhe herzog und auf der Rechten dem Pfade näher kam. Die ganze Oberfläche des Beckens, welche nicht einen einzigen Tropfen Wasser enthielt, war von Natron gebildet, und Leute waren gerade dort mit dem Graben beschäftigt. Ungeachtet der Boden hier durchaus mit Salztheilen geschwängert scheint, so ist doch in geringer Entfernung vom Becken des See's frisches Wasser zu finden, welches die in diesem Landstrich so fremdartig erscheinende Vegetation ernährt. In auffallendem Contraste zu den einförmigen Ebenen Bornu's sah man hier weit ausgebreitete Tamarinden und Dattelpalmen, während der Boden mit Dumgebüsch und Terebinthen bekleidet war.

Die Reisenden setzten nun ihren Marsch nach Alt-Bune fort, das in einer Einbiegung der Felsklippen am westlichen Abhange des Berges erbaut ist. Das Städtchen, welches schon durch die Erbauung von Neu-Bune in so geringer Entfernung stark gelitten hat, ist jetzt nur noch als Wohnung Jeguddi's, des ältesten Sohnes von Munioma, wichtig, besonders seitdem es durch eine große Feuersbrunst fast ganz zerstört worden. Demgemäß erschien dem Reisenden der Ort zum Nachtquartier durchaus ungeeignet, und seinem Grundsatze gemäß, wo möglich immer außerhalb der Städte zu übernachten, lagerte er sich einige hundert Schritte von dem Orte im Schatten einer majestätischen Tamarinde.

Ein kalter Nordwind, der am folgenden Morgen (15. Decbr.) wehte, veranlaßte die Reisenden, später aufzubrechen, obgleich auch dann noch die ganze Gegend in dichtem Nebel schwebt. Der Charakter der

Landschaft ward immer gebirgiger, nachdem sie den Berg Boro passirt hatten. Der Pfad wand sich durch eine Reihe unregelmäßiger Thalbildungen und enger Schluchten, von felsigen, mit reichem Buschwerk bekleideten Höhen, während der Boden des Thales sich zum Anbau des Sorghum eignet. Zahlreiche Kameelheerden belebten die Landschaft, indessen waren sie nicht Eigenthum der jetzigen Einwohner, sondern sie gehörten den Tuareg an, eben denjenigen, welche vor Kurzem einen großartigen Raubzug in diese Provinz unternommen hatten. Nach einem Marsche von etwa 13 Meilen lagerten sie bei einem andern Brunnen, dem von Sfua-Kolollua, der sehr gutes Wasser enthielt. Die Landschaft bot nichts Auffallendes dar; sie war freundlich und behaglich, von Hügeln eingeschlossen, und von Kameelen, Pferden und Hornvieh belebt. Die Reisenden wurden von den Einwohnern gut behandelt und sorgfältig gepflegt.

Früh am Morgen (16. Decbr.) brachen sie auf, um die Hauptstadt dieses Alpenlandes zu erreichen. Der Charakter des Landes blieb immer derselbe: enge von Granitblöcken eingeschlossene Thäler und Schluchten mit wohlbebauten Aeckern und vielen kleinern Weilern, deren Hütten in mancher Beziehung an die Bauart in Kanem erinnern. Unterwegs stießen sie auf mehrere Gesellschaften Eingeborener, welche aus der Hauptstadt zurückkehrten, wo sie den Zehnten abgeliefert hatten.

Nach einem Marsche von 6 Meilen begann die Gegend sich zu ändern; etwas weiter betraten sie das Thal von Tungure, welches außer mit Baumwollenpflanzungen auch noch mit einem Haine von etwa 200 Dattelpalmen geschmückt war. Das Land wurde allmählich offener, kaum ein einziger Baum war zu sehen. Dadurch gewannen die Reisenden einen Fernblick auf Gure, wie es am südlichen Fuße einer Felshöhe dalag, und begannen nun, an dem sich sanft neigenden Boden der großen Ebene abwärts zu steigen. Nachdem sie die Stadt vorläufig besichtigt hatten, wählten sie ihr Lager auf einer kleinen Terrasse in einer Einbiegung der Sandhügel, ungeachtet der eindringlichen Bitten des Statthalters, man möge im Orte selbst Quartier nehmen. Am Abend erhielt Barth den Besuch von Jussuf Mukni, dem Dolmetscher des verstorbenen Herrn Richardson, der seitdem Kaufmann geworden war und dort, nachdem er dem Statthalter des Landes, d. i. dem Munioma, mehrere Gegenstände verkauft hatte, schon

seit drei Monaten auf Bezahlung wartete. Derselbe erzählte viel von dem Reichthume und der Macht des Munioma, welcher an 30,000,000 Muscheln, d. i. 10,000 spanische Thaler jährliche Einkünfte habe, mit Ausschluß der Zehnten, und 1500 Reiter und etwa 8000 bis 10,000 Bogenschützen ins Feld stellen könne. Barth machte die Geschenke für denselben bereit und schickte sich zu einem Besuche desselben an. Im Palaste hatte er Muße, den kunstgerechten Styl desselben zu bewundern. Er wurde sodann in eine stattliche Halle geführt, wo der Statthalter, von vielen Leuten umgeben, auf einem Thronbette saß. Barth begrüßte ihn mit freundlichen Worten, welche eine günstige Aufnahme fanden. Der wahre Name des Statthalters ist Ko-sso; er ist, bei dem geschwächten Zustande des Bornu-Reiches, der mächtigste unter allen Statthaltern, und macht auch persönlich einen günstigen Eindruck. Er war damals 60 Jahre, starb aber leider bald nachher im Jahre 1854. Der Bornudynastie treu ergeben, bewies er zur Zeit des Einfalles der Wadai große Energie. Er war gerade im Begriffe, einen Raubzug zu unternehmen, um seine Schulden zu bezahlen. Ehe er abreiste, schenkte er Barth ein Kameel. Gure, die Residenz des Statthalters, liegt am südlichen Abhange einer felsigen Anhöhe, und hat ungefähr 10,000 Einwohner, während die Anzahl früher größer war.

Am 19. verließ der Reisende die Stadt, um nach Sinder zu ziehen, aber nicht auf geradem Wege, sondern in der Absicht, die schöneren Landstriche zu durchstreifen. Sie kamen nach Wuschek, einem interessanten, hübsch gelegenen, fruchtbaren und waldreichen Orte, wo die verschiedensten Zweige des Ackerbaues und der Gartenzucht cultivirt wurden. Namentlich ist Waizenbau hier vorherrschend. Die Reisenden lagerten im Süden des Ortes, welcher zwei Amtleute hat; den einen, der ein Schneider seiner Hoheit des Munioma ist, war Barth so glücklich, durch das Geschenk einiger großen Stopfnadeln sich zu verpflichten. Von Wuschek ging es südlich an Gedio vorbei durch die Ebene Nogo nach Gabata, der alten Residenz der Munioma's, die jetzt nur noch Ruinen enthält. Außerdem sieht man dort noch das Steinhaus, in welches jeder Munioma bei seinem Regierungsantritte, der allgemeinen Sitte gemäß, sich sieben Tage zurückziehen mußte. Der Weg war überaus reizend; Bäume, Felder, Haine wechselten mit einander. Die Reisenden eilten nach dem Natronsee von Keleno, den sie erst am 22., nachdem sie viel von der Kälte ge-

litten hatten, erreichten. Der Rand desselben war mit wohlgepflegten Baumwollpflanzen umgeben. Die Natronkruste des See's war ungefähr einen Zoll stark, darunter war morastiger Boden. An dem See änderte Barth seine Richtung, um mit seinen Leuten, welche inzwischen nach der Oase Badamuni gezogen waren, wieder zusammenzutreffen. Es war dies nicht ohne Schwierigkeiten, indem er dazu das westliche Ende der Oase gewählt hatte. Erst am folgenden Morgen gewann Barth einen Ueberblick über die ganze Gegend. Die Oase ist eine Art von flachem Thale in westöstlicher Richtung, das im Norden und Süden von Hügeln, im Osten aber vom Berge Schedika begrenzt wird. Das Thal hat einen Ueberfluß an Wasser, welches theils einen großen Strich angebauten Landes bewässert, theils zwei Seebecken bildet. Beide sind durch einen engen Kanal verbunden, demungeachtet aber von verschiedener Beschaffenheit; das westliche enthält frisches Wasser, während das östliche mit Natron geschwängert ist. Das Hauptdorf liegt an der nord-westlichen Seite der Pflanzungen, welche sorgsam eingehegt sind. Kuka's und Dattelpalmen sind dort nicht selten. Der Verbindungskanal beider Seen war etwa 100 Schritte breit und damals 4½ Fuß tief. Nachdem sie den See umgangen hatten, kamen sie zum Hauptdorfe, dessen Marktplatz aus etwa 30 Buden besteht. Der Ort besitzt einige Industrie, namentlich Weberei; jedoch konnte man weder ein Schaf, noch ein Huhn erlangen, so daß der Abendschmaus spärlich ausfiel. Die Einwohner sind sämmtlich Haoussa.

Am 24. gelangten die Reisenden nach einem interessanten Marsche bis Mirria in der Provinz Demagherim. Der Weg war erst hügelig, jedoch zeichnete sich die Gegend durch Wohlstand noch mehr aus, als Badamuni. Ueberall sah man reiche Vegetation, Baumwollencultur und Ackerbau, nebst zahlreichen Quellen. Endlich gewahrten sie die Mauern der Stadt Missia, die sich hinter mächtigen Tamarindenbäumen versteckten. Die Stadt war bedeutend bis zur Gründung von Sinder durch Soliman, den Vater des gegenwärtigen Statthalters Ibram.

Barth war den Kameelen etwas vorausgeritten, und da letztere inzwischen einen andern Weg eingeschlagen hatten, so mußte er bis lange nach Sonnenuntergang auf sie warten. Während dieser Zeit erhielt er einen Besuch von dem Statthalter, der mit zahlreicher

Dienerschaft ihm seine Aufwartung machte. Am andern Tage erreichte er Sinder, wo er ein aus zwei Thongemächern bestehendes Quartier mit seiner ganzen Habe bezog. Die Lage der Stadt ist eigenthümlich. Im Westen erhebt sich eine große Felsmasse, während andere sich in Längenzügen um die Stadt verbreiten. Dadurch sammeln sich reiche Wassermassen in geringer Tiefe unter der Oberfläche an, welche dem Boden Fruchtbarkeit verleihen. Namentlich wird viel Tabak dort gebaut. Das Treiben im Innern ist sehr rege, obwohl außer Indigofärberei es keine Industrie dorten giebt. Auch hat der Handel in letzterer Zeit so zugenommen, daß man Sinder als das Thor des Sudans bezeichnen darf. Jedenfalls ist die ganze Bedeutung der Stadt lediglich auf die Macht Bornu's gegründet. Barth benutzte den dortigen Aufenthalt, seine Arbeiten über Bornu zu vollenden.

Am 20. Januar 1853 erhielt er aus den Händen des Arabers Muhamed el Akerut die Sendung von 1000 Thalern, von denen er einen Theil zu Ankäufen von Burnussen, Spiegeln, Rasirmessern und anderen Artikeln verwendete. So bereitete er sich zum Aufbruche nach Westen vor, den er gerne noch um einige Tage aufgeschoben hätte, um auch die andere Sendung von 400 Thalern nebst den englischen Stahlwaaren zu erhalten, wenn er nicht darauf Bedacht hätte nehmen müssen, in Katsena anzulangen, ehe die Goberaua gegen jene Provinz ins Feld rückten. Die Folge davon war, daß das Packet, welches einige Tage nach seinem Aufbruche dort ankam und in den Händen des Scheriff el-Fassi zurückblieb, bei dessen Ermordung im Jahre 1854 in die Hände der Sclaven des Usurpators Abd-e-Rahman fiel.

Voll Muth und Hoffnung verließ Barth die Stadt am 30. Jan., nachdem er von seinem Fußübel gänzlich genesen war. Er hatte seine kleine Karavane um zwei treffliche Kameele verstärkt und war mit einem reichen Vorrathe an Geschenken und Baarschaften versehen, dessen Gesammtwerth, einschließlich der ihm von dem Könige von Preußen und seinem Vater gesendeten Mittel, die Summe von 2000 Thalern überstieg. Der zu passirende Weg war aber keineswegs ein sicherer, und es war auch keine Karavane da, welche dieselbe Straße zog. Demungeachtet waren die verständigsten Leute hier der Ansicht, daß die Straße über Gasaua sicherer wäre, als die über Daura, da der gewissenlose Statthalter dieser Provinz mehr zu fürchten sei, als die Straßenräuber in der Wildniß, die man durch Wachsamkeit und

Energie sich vom Leibe halten könne. So sehr daher Barth es bedauerte, auf den Besuch von Daura, der ältesten Niederlassung der Haoussa, verzichten zu müssen, so günstig fügte es sich, daß das ganze Gebiet, welches die Reisenden auf ihrem Marsche nach Westen durchzogen, von Gesellschaften Asbenischer Salzhändler voll war.

Der Boden, auf dem sie von Sinder aus vorrückten, war gewellt mit kleinen Felszügen, besserte sich aber allmählich und bot fruchtbare Strecken dar, bis zum Dorfe Türmeni, welches sie nach 7 Meilen erreichten. Nach weiteren 2 Meilen erreichten sie das Dorf Dambeda, wo mehrere Abtheilungen der Salzkaravane gelagert waren. Während die Reisenden dort ihr Lager aufschlugen, näherte sich ihnen ein Targi langsam, in dem Barth sofort den Agha Bature, den Sohn Ibrams aus Selufiet erkannte, den Hauptanstifter des Raubzuges, der zur Zeit, als die Reisenden Air oder Asben betraten, von den Grenzstämmen jenes Landes gegen sie unternommen wurde.

Nachdem sie sich mit Korn, Geflügel und dem in heißen Gegenden so unentbehrlichen rothen Pfeffer verproviantirt hatten, setzten sie die Reise durch einen dichtbevölkerten Gau fort. Je weiter sie vorrückten, desto fruchtbarer und viehreicher wurde die Gegend. Auch überraschte die größere Betriebsamkeit in angenehmer Weise die Reisenden, denn dort wurde zum Wasserschöpfen ein junger Stier benutzt, der einen ledernen Schöpfeimer, hinreichend zwei Pferde zu tränken, hinaufzog.

Am 1. Febr. brachen sie vom Dorfe Gumda auf. Sie mußten einen langen Tagemarsch machen, wegen Wassermangels. Erst nachdem sie 25 Meilen zurückgelegt hatten, erreichten sie Maidjirgi, welcher Ort, obgleich erst zwei Jahre vorher vom Statthalter von Katsena geplündert, sich völlig erholt hatte. Die Einwohner sind berüchtigt wegen ihrer Diebereien. Es hatten sich mehrere Eingeborene den Reisenden angeschlossen, unter andern ein abscheulicher Sclavenhändler, der sein Opfer stets quälte. Diese verließen sie hier. Am folgenden Tage brachen sie in westlicher Richtung auf, und nachdem sie mehrere Dörfer passirt hatten, kamen sie an einen Ort, der sich besonders auch durch seinen Reisbau auszeichnete. Das Dorf, dessen Name Barth nicht erfuhr, ist die östliche Grenze dieses wichtigen Nahrungsmittels, das im ganzen Gebiet von Kebbi und am Niger entlang die Hauptnahrung bildet.

Die Reise führte wieder durch frucht- und baumreiche Gegenden, namentlich durch große Palmenhaine; bis Barth nach etwa 4 Meilen das Thal von Gasaua erreichte, und sich in südlicher Entfernung von demselben lagerte in dem Schatten einer Tamarinde. Nicht lange nachher kam ein Freund Barth's, der dem Leser schon früher als Muster eines afrikanischen Stutzers vorgeführt worden ist, um demselben seinen Gruß darzubringen. Der Häuptling von Gasaua und seine Leute waren schon besorgt gewesen, Barth möchte, um ihnen keine Geschenke machen zu müssen, einen andern Weg eingeschlagen haben.

Barth wurde von dem Statthalter Raffa, einem freundlichen alten Manne, herzlich empfangen, der ihm noch besonders rieth, seinem Lehnherrn, dem Fürsten von Maradi, als Geschenk wenigstens einige Arzneien zu senden. Geschenke sind im Sudan, was anderswo Zölle sind, und so begab sich Barth sofort mit allerlei Kleinigkeiten zu Sfadiku, der nach einem wechselvollen Leben in Katsena von dort geflohen war und hier bei den Feinden seiner Nation Zuflucht gefunden hatte. Er war ein stattlicher Mann mit ernstem, melancholischem Gesichtsausdrucke und schien in ärmlichen Verhältnissen zu leben. Arabisch verstand er leidlich gut und sprach sein Erstaunen aus, daß Overweg, den er wohl gekannt hatte und dessen Tod er aufrichtig zu bedauern schien, vergessen habe, ihm versprochener Weise ein Neues Testament in arabischer Sprache zu senden, Christen seien doch sonst im Halten von Versprechungen gewissenhaft. Barth freute sich sehr, ihm nicht bloß sagen zu können, daß Overweg das ihm bestimmte Exemplar wirklich im Mai 1851 an ihn nach Sinder abgesandt habe und daß es abhanden gekommen sein müsse; er konnte ihm auch ein anderes Exemplar dieses Werkes verehren, worüber der Alte sehr glücklich war.

Um $2\frac{1}{2}$ Uhr Morgens wurde der Marsch durch den vom Monde hellerleuchteten Wald fortgesetzt, nahe den melancholischen Ruinen von Dankama vorüber, die Barth vor zwei Jahren besucht hatte. Unter einer Kuka vor dem Thore von Katsena war die nächste Rast. Nicht ohne ein sorgenvolles Gefühl ließ Barth sein Zelt vor derselben Stadt aufschlagen, deren Verwalter ihn bei seinem ersten Eintritt in dieses Land so sehr gequält hatte. Aber alle alten Bekannten waren wie verwandelt und die Freundlichkeit selbst. Der lästige

Bel-Rhet jubelte sogar laut auf und warf sich ihm um den Hals, indem er ausrief: „Abd-el-Kerim, Abd-el-Kerim!"

Erst andern Tages bezog Barth seine Stadtwohnung, die hell und geräumig, aber so voll Ameisen war, daß selbst eine sorgfältige Reinigung nicht die Beschwerden verhüten konnte, die diese gefräßigen Thierchen dem neuen Einwohner zufügten. Als Barth kaum eine Stunde auf der Thonbank im Hause saß, fraßen sie schnell ein großes Loch in seine Tobe, zu der sie sich durch Gänge im Thon selbst den Weg gebahnt hatten.

Da der Statthalter ein so gewissenloser Mann war, daß Barth ihm trotz ihres guten Einvernehmens wenig traute, und die Umgegend damals nur geringe Sicherheit bot, so war es günstig, daß sich gerade der Ghaladima von Sokoto in Katsena befand, um den Tribut zu erheben. Derselbe war ein umgänglicher, geradsinniger Mann, hatte als Sohn einer Sclavin aber nicht die dem Fulbe charakteristischen Züge und Manieren.

Nachdem der Statthalter die ihm bestimmten Geschenke erhalten und noch eine kleine Pistole hinzugefügt war, die der Edle dazu benutzte, sie blind geladen seinen Untergebenen in das Gesicht abzuschießen, eilte Barth, diejenigen Gegenstände einzukaufen, vermittelst deren er sich den Weg durch die mittleren Länder am Niger zu bahnen gedachte. Silber kann leicht geraubt werden oder sonst verloren gehen, an den einzelnen Handelsartikeln, wenn er sie auch nur zu Geschenken bestimmte, durfte er dagegen noch zu gewinnen hoffen. Leider waren Umstände, die nicht vorher zu sehen waren, schuld, daß er zu theuer einkaufte und an seinen für 650 spanische Thaler erhandelten Waaren sogar große Verluste hatte. Indeß was hatte er nicht schon in diesem Lande zu verschmerzen gehabt! Uebler war es, daß ein Wechsel von 1500 Thaler, den er auf Gagliuffi in Fesan ausgestellt hatte, von diesem engherzigen Menschen nicht bezahlt, sondern mit der Weisung zurückgeschickt war, die Summe, auf die er laute, sei in Katsena zahlbar. Um nicht allen Credit zu verscherzen, mußte Barth sich mit dem Inhaber des Wechsels einigen, was ihm denn noch glücklich gelang.

Da sich der Aufbruch noch immer verzögerte, so belustigte es Barth oft, Morgens sein Haus von Hunderten von hülfesuchenden Patienten belagert zu sehen. Sogar alte, blinde Pferde wurden dem Manne

des allgemeinen Vertrauens zugeführt. Aeußerst lästig wurde ihm dagegen das Benehmen des elenden Statthalters, der sich in der albernsten Intrigue überbot, um ihn von dem Ghaladima von Sokoto zu trennen und sich in den Besitz der großen Reichthümer zu setzen, die er bei Barth vermuthete. Dieser mußte sehen, wie der Schurke sich der Hinterlassenschaft des Scheriff, der mit ihm und gewissermaßen in seinem Schutze nach Katsena gekommen und hier gestorben war, durch schlaue Kunstgriffe bemächtigte. Für unerläßlich nöthig erklärt es unser Reisender, daß jeder Vertrag mit eingeborenen Häuptlingen eine Clausel enthalte zur Sicherstellung seines Nachlasses, für den Fall seines etwa erfolgenden Todes. Das wird nicht allein den Nachlaß, sondern auch das Leben des Reisenden selbst sichern.

Am 21. März wurde unter Zulauf der ganzen Bevölkerung aufgebrochen; der Statthalter selbst, der sich bei dieser Gelegenheit dienstfertig erzeigen wollte, begleitete die mitgegebene Escorte einige Tagereisen. Wegen der Nähe des feindlichen Heeres der Goberauer mußte die gerade Straße vermieden werden, doch war die Landschaft, wo man sie durchzog, sehr anmuthig, und die Witterung der bevorstehenden Regenzeit wegen schon abgekühlt und von wohlthuender Frische. Jenseits Kuraie steigerte sich noch die Pracht der Gegend durch den Reichthum an Doroa-, Ngabbore- und Dunniabäumen oder Sykomoren, dem bei den heidnischen Stämmen heiligen Bentang und zahlreichen anderen Wundern der Flora. Der Boden war leicht gewellt, so daß oft der ganze malerische Zug sichtbar wurde und mit seinen 200 Katsena-Reitern, einer Schwadron von Dembo, 35 wohlberittenen Reitern des Kriegshauptmannes Kaura, den Führern und Lastthieren eine prächtige Staffage in dem landschaftlichen Gemälde bildete. Nicht wenig erstaunt war Barth durch die imposante Befestigung der Stadt Kurrefi, die ebenso wie die Stadt Tsauri erst drei Jahre alt ist. Besonders war ein Außenwerk, eine Art Citadelle, mit großer Sorgfalt und Zweckmäßigkeit aufgeführt. So hatte der Ghaladima, der die Oberaufsicht über diese Provinz führt, der zersprengten Bevölkerung dieser unglücklichen Landschaft neue Stützpunkte zu verschaffen gesucht.

Beim Aufbruch von Kurrefi gereichte es unserm Reisenden zu einigem Vergnügen, daß ein Pullo plötzlich an ihn herantrat und ihn bat, einen Brief, den er ihm übergab, einem seiner Verwandten in Timbuctu mitzunehmen. Dieses Vertrauen mußte das Gefühl der

Sicherheit und das Selbstvertrauen Barth's steigern, und als sogar noch die Einwohner mit einer Musikbande ausrückten, um ihnen einen Abschiedsmarsch spielen zu lassen, war der Tag in erfreulichster Art begonnen. Als die Gegend in den folgenden Tagen unsicherer wurde, kehrte der brave Statthalter nach Katsena zurück, nachdem er Barth noch einen seiner Diener, auf den er für die gefährliche Reise nach Timbuctu rechnen zu können glaubte, abwendig gemacht hatte. An Syrmi, Dutschi, Aissa und anderen Städten vorüber durch meist fruchtbare und mäßig angebaute Landstriche gelang es, ungefährdet und ohne nennenswerthe Erlebnisse bis zu der Wildniß von Gundumi vorzudringen, die nur in einem forcirten Marsche durchzogen werden kann. Die Passage ist aber mit einer solchen Anstrengung verbunden, daß sie selbst auf den energischen Clapperton den Eindruck der beschwerlichsten Reise machte, die er je zurückgelegt. Nachdem die Thiere getränkt und die Wasserschläuche noch einmal gefüllt waren, wurde die gefährliche Wildniß betreten, aber gleich im Anfange hatte man das Unglück, längere Zeit irre zu gehen, — eben nichts Erfreuliches, sagt Barth, am Anfange eines verzweifelten Marsches von beinahe 30 Stunden. Die Wildniß selbst hatte den einförmigen, unbehaglichen Charakter aller ausgedehnten Waldungen des Sudan's, wodurch der unsäglich beschwerliche Marsch noch ermüdender wurde. Und so wurde nun den Tag und die ganze folgende Nacht rastlos vorwärts gezogen. Es war bereits elf Uhr des anderen Tages, des ersten April, als die ersten Spuren von Anbau und Gauassu-Bäumen sich zeigten. In dem nun bald sich zeigenden Dorfe, das selbst den Namen Gauassu führt, wurde gerastet und Wasser geschöpft. Reiter mit wohlgefüllten Schläuchen gingen zurück, um die vielen erschöpft liegen gebliebenen Nachzügler nachzuholen. Es war auch die höchste Zeit, daß der Marsch zu Ende war, denn Menschen und Thiere befanden sich im kläglichsten Zustande, eine Frau war den Strapazen des Nachtmarsches ganz und gar erlegen, Barth's vortreffliches Pferd war nie in einem solchen Zustande völligster Erschöpfung gewesen.

Barth selbst fühlte sich zu seinem großen Glücke ziemlich wohl, denn es lag ihm jetzt ob, Aliu, den Emir el Mumenin, den Herrscher von Sokoto, zu begrüßen, der in der Umgebung des Dorfes sein Feldlager aufgeschlagen hatte und folgenden Tages zu einem Zuge gegen die Goberaua aufbrechen wollte. Von dem Erfolge dieser An-

dienz hing größtentheils der ganze Erfolg der Timbuctu-Unternehmung ab. Und die Stimmung Aliu's war eine günstige. Er sandte einen Ochsen, vier fette Schaafe und 400 Pfund Reis und bat selbst um den Besuch Barth's, doch solle derselbe noch keine Geschenke mitbringen. Mit dem Ghaladima ging Barth zu der angezeigten Abendstunde zu ihm und wurde von ihm unter einem Baume mit großer Freundlichkeit und in bester Laune empfangen. Man schüttelte einander die Hände, worauf Barth, der sich ihm gegenüber setzen mußte, die Grüße der Königin von England abstattete und die Ursachen angab, wegen deren er ihm den seit zwei Jahren beabsichtigten Besuch noch nicht habe abstatten können. Aliu erwiderte sehr wohlwollend, er habe durch den Sultan von Agades rechtzeitig Barth's Entschuldigungsschreiben erhalten und sich stets mit Theilnahme um seine Reisen erkundigt, wie er denn auch seine Schicksale in Adamaua kannte. Dem englischen Handel nach seinen Staaten gelobte er jeden Vorschub zu leisten und ebenso die weiteren Reisen Barth's zu erleichtern, auf welche Weise er könne. Daß Abd-Allah (Capitain Clapperton) auf Hindernisse gestoßen sei, habe in dem Kriegszustande (Gaba) zwischen Bello und el Kanemi seinen Grund gehabt, er solle dergleichen nicht zu fürchten haben.

So konnte Barth leichten Herzens nach seiner Zelte zurückkehren. Ein dunkles Gewitter stand am Himmel, der Donner rollte, die Nacht war durch unzählige Bivouakfeuer erhellt, Alles trug dazu bei, ihn den wichtigen und glücklichen Moment seiner Lage in ganzer Bedeutung erkennen zu lassen. Andern Morgens legte er zu den reichen Geschenken ein Paar kostbare Pistolen in elegantem Etui und Aehnliches, das sein Vater auf Bunsen's Rath ihm nachgeschickt hatte, gern noch bei und hatte die Genugthuung, Aliu aufs Höchste zu entzücken und ganz für sich zu gewinnen. Etwas so Herrliches wie die mit Silber ausgelegten Pistolen hatte Aliu nie gesehen; er bezeugte Barth seinen Dank und seine Freude in unzweideutigster Weise, und nicht blos durch Worte, sondern auch durch die Art, wie er für seines geehrten Gastes Bewirthung sorgte. Ebenso ließ er auch den Freibrief für englische Handelsleute ganz in der Ausführlichkeit verfassen, wie Barth es wünschte, wogegen dieser ihm dann auch zusagte, bis zu Aliu's Rückkehr aus dem Felde in Wurno bleiben zu wollen. Nach herzlichem Abschiede trennten sich beide, Aliu zog gegen die

Goberaua, Barth fast gleichzeitig nach Wurno, dem Lieblingssitze Aliu's, und fand dort eine geräumige und bequeme Wohnung für sich bereit, die der bei Sanfara gefallene Abu, ein älterer Bruder des Ghaladima, für sich gebaut hatte. Sie wurde nach den Bedürfnissen des Reisenden schnell eingerichtet, wobei ihm Alhattu, ein jüngerer Bruder des Ghaladima, in freundlicher Weise behülflich war; dann wurde für die Pflege der Thiere geeignete Vorsorge getroffen, und nun konnte Barth sich in Ruhe mit der Geschichte der Fulbe befassen, in deren Hauptsitze er jetzt gelangt war und die von jeher sein Interesse besonders gefesselt hatten.

Ihr Name Fulbe ist in Singul Pullo, von den Mandingo werden sie Fula, in Haoussa Fellani, von den Kanori Fellatah, von den Arabern Fullan genannt, woraus die Franzosen Foulah gemacht haben. Durch ihre Geschichte, ihre Sprache, ihren Charakter, ihre höhere Intelligenz, durch ihre Lebensweise und ihren kleinen, schlanken Gliederbau unterscheiden sie sich ursprünglich wesentlich von allen übrigen Afrikanern, doch haben sich durch die mannichfachsten Vermischungen bereits vielerwärts diese Eigenthümlichkeiten verwischt, so daß manche weit vorgedrungene Fulbe sogar ihre Sprache verlernt haben und z. B. in Haoussa nur die Haoussa-Sprache reden. Dagegen sind andere früher bedeutende Stämme im Laufe der Zeit gänzlich in der Fulbe-Nation untergegangen, wie die Djolof in Senegambien, die sich nur noch durch ihre schwarze Farbe vor den kupfrigen Fulbe kennzeichnen, und die Torobe, die ebenfalls schwarz und von mächtigem Gliederbau sind; beide stehen indeß in Achtung, letztere bilden sogar in Futa und Sokoto die herrschende Aristokratie. Erniedrigt, zu bloßen Mäklern herabgedrückt sind die Djauambe oder Soghoran in Haoussa und Kebbi, ähnlich die Laube am Senegal, die fast alle Tischler sind, die Mabube, die Weber sind, die Gergassabe, jetzt Schuster, die Wailube, Schneider, die Wambaibe, Sänger, die Waulube, Bettler. Dadurch ist der Fulbe-Gemeinde ein kastenhafter Charakter aufgedrückt, dessen Entstehung indeß in vorgeschichtliche Zeiten verwiesen werden muß. Barth ist der Ueberzeugung, daß die Ausbreitung der Fulbe vom Westen aus begonnen habe, und glaubt, es werde sich mit der Zeit herausstellen, daß die Fulbe die Pyrrhi Aethiopes des Ptolemäus gewesen.

Eine nothwendige Folge der weitern Verbreitung der Fulbe-Nation

war im Laufe der Zeit das Auseinandergehen ihrer Elemente, ein bald nur noch particularistisches, gewissermaßen locales Fortbestehen und auch Zusammenbrechen der einzelnen Fulbe-Reiche, dem erst durch den fanatischen Eifer Othman's seit Anfang dieses Jahrhunderts Einhalt gethan worden ist. Derselbe vereinigte seine Stammesgenossen zu einer politischen und religiösen Genossenschaft, die unter dem Namen Djemmaa oder Djemmara bekannt ist, und verstand es, seine Anhänger trotz anfänglich unglücklicher Kriegserfolge mit einer fanatischen Kampflust zu erfüllen, der endlich alle Hindernisse weichen mußten. Mit Hülfe seines Bruders Abd-Allahi und seines Sohnes Muhamed Bello legte er den Grund zu einem großen Reiche, dessen Residenz zuerst Gando, dann Ssifaua war. Von den religiösen, psalmenartigen Gesängen, durch die er sein Volk zu stets frischer Energie begeisterte, hat Barth ein Beispiel mitgetheilt. Clapperton aber hat den Kampf selbst schon in anschaulichen Worten dargestellt.

Bello befestigte das Reich, welches sein Vater geschaffen, ebenso sein Bruder und Nachfolger Atiku, der von 1832—1837 regierte. Leider ist Aliu, der jetzige Herrscher, ein Sohn Bello's und einer Sclavin, bei vieler Gutmüthigkeit und wohlmeinender Gesinnung ohne die großen Eigenschaften und besonders die Kriegstüchtigkeit seines Vaters und Schuld an der augenblicklich trostlosen Lage des Reiches. Bereits hat sich die Provinz Chadedja unabhängig gemacht und beunruhigt nicht blos alljährlich die Provinz Kano, sondern bleibt auch siegreich in den Kämpfen gegen das gesammte Reichsheer. Treten nicht bald bessere Kräfte in die Regierung, so steht zu fürchten, daß die Auflockerung und Haltlosigkeit des großen Staatenverbandes zu gänzlichem Verfall des jetzigen Reiches hinführen wird.

Die Lage der Stadt Wurno ist eigenthümlich. Sie ist nämlich auf den halb abgelöst'en Sporn eines etwa 120 Fuß hohen Sandsteinzuges erbaut und dadurch vor den alljährlichen Ueberschwemmungen des Gulbin Rima gesichert. Auf dem Markte und vor jedem Thore befinden sich zahlreiche Brunnen, deren Eigenthümer für jeden großen Krug mit Wasser fünf Muscheln erhalten. Eine Thonmauer giebt der Stadt eine bei der günstigen Lage ziemlich bedeutende Festigkeit, doch ist sie überfüllt mit Wohnungen, die in wilder Unordnung zusammenliegen und zwischen denen sich krumme, nur 6 bis 8 Fuß breite Straßen durchwinden. An kriegerischem Geiste fehlt es nirgendwo

in solchem Grade, wie in Wurno, wo er am Meisten nöthig wäre, wie Barth selbst genugsam zu beobachten Gelegenheit hatte. Er schreibt diesen bedenklichen Umstand zum Theil dem üblen Beispiele des verweichlichten und muthlosen Aliu zu und fand eine Bestätigung seiner Vermuthung in den Nachrichten, die vom 8. April ab vom Kriegsschauplatze einliefen. Aliu wagte es nicht, seinem jungen, energischen Gegner Mademe eine offene Entscheidungsschlacht anzubieten, zu der dieser drängte, sondern blieb mit seinem Hauptheere bei Kauri-n-Namoda in fester Position stehen und duldete die verwegensten Streifzüge der Feinde bis in die Nähe seiner Hauptstadt. Da außerdem zwischen den Höfen von Sokoto und Gando eine beiden nachtheilige Eifersucht herrschte, so wurden die Aussichten Barth's, nach dem Westen hin vorzudringen, täglich bedenklicher. „Babo hana!" — „Dahin ist kein Weg!" — sagten ihm eingeborene Kaufleute, wenn er ihnen seine Absichten mittheilte, aber Barth kannte keine Gefahr, wo es die Erfüllung der ihm übertragenen Mission und die Erreichung wissenschaftlicher Zwecke galt, und wartete mit Ungeduld auf die Erlaubniß zur Abreise.

Vom 20. bis 24. April machte er inzwischen einen interessanten Ausflug nach Sokoto und betrachtete mit Vergnügen die Plätze, welche Denham und Clapperton besucht und beschrieben hatten. Der Boden zeigte sich überall als für die ergiebigste Landcultur geeignet, doch waren die meisten Strecken verheert und öde. Sokoto liegt ähnlich wie Wurno auf einem Berggehänge, aber es scheint verarmt und mochte kaum 20,000 Einwohner zählen. So entsprach es dem Eindrucke nicht, den Barth nach Clapperton's Schilderung erwartet hatte, wozu freilich die Abwesenheit des Hofes und des Heeres das Ihrige beitragen mochte. Der Ghaladima und Modibo Ali, das älteste Mitglied der Familie Othman's, empfingen ihn und seine Geschenke indeß in freundlichster Weise und gestatteten ihm, die Stadt, die Paläste und die Umgegend nach Herzenslust anzusehen. Aber er fand fast Alles im Zustande der äußersten Vernachlässigung. Nur die 12 Fuß hohe Stadtmauer, von noch einem Graben umgeben, war mit ihren Zinnen noch leidlich gut erhalten. Er besuchte auch das Haus des Gedado, in dem Clapperton seine unendlich verdienstvolle Laufbahn als afrikanischer Reisender beschloß, und Alles, was er erfuhr, bestätigte seine Ansicht, daß derselbe keineswegs, wie in Eng-

land gesagt worden ist, an Gift gestorben, sondern daß sein Tod, nach den zahllosen Mühseligkeiten und Entbehrungen und schon früherer Erkrankung, endlich die Wirkung des Schlages geistiger Enttäuschung gewesen sei.

Am 22. April war Markttag, und Barth benutzte die Gelegenheit, noch für 70,000 Muscheln verschiedene Gegenstände für seinen weiteren Reisebedarf einzukaufen. Trotz der augenblicklichen Drangsale war der Anblick des Marktgetriebes nicht ohne Interesse; in malerischen Gruppen waren zahllose schwarze Käufer und Verkäufer mit ihren Lastthieren verschiedenster Art über den Felsabhang zerstreut, über den hin man die Stadt, den breiten, glatten Spiegel des Flusses und jenseits die Landschaft bis zu dem von blauen Bergen umsäumten Horizonte übersah. Außer Pferden, Schlachtvieh, Lastochsen wurden in großen Vorräthen sehr saubere Lederarbeiten, besonders Pferdegeschirr, Eisenwaaren, Sclaven und Datteln feilgeboten. Ein gesunder, junger Sclave kostete 33,000 Muscheln, ein kleines Pferd, das Barth erstand, ungefähr ebenso viel. Außerdem ließ Barth Datteln für die Reise einkaufen, um sich während des Reitens an diesem Labsal erquicken zu können. Am Abend des 24. April ritt er in 4 Stunden nach Wurno heim.

Wenige Tage später kehrte Aliu von seinem ruhmlosen Feldzuge zurück. Noch ehe er in Wurno einzog, ließ er Barth in das Lager zu sich bitten und überhäufte ihn mit Freundlichkeit. Auch bei der Audienz am 29. April war er sehr huldvoll und freute sich nicht wenig über die neuen Geschenke, die Barth ihm überreichte, eine arabische Tuchweste, eine Spieldose und eine Harmonica, aber trotz der Bewilligung des Gesuches um schnelle Abreise ließ er noch Tag um Tag verstreichen, ehe Barth frei wurde. Die Regenzeit war nahe, aber außerdem belästigten ihn Bettler jeder Art; es kamen sogar entfernte Fürsten zu ihm, um durch seine Fürsprache bei Aliu wieder in den Besitz ihrer verlorenen Herrschaft zu gelangen. Barth nahm einmal wirklich Gelegenheit, mit Aliu über Abd-el-Kader, den seit seiner Anwesenheit in Agades von dort vertriebenen Statthalter dieser Provinz, und für seine Wiedereinsetzung zu sprechen, aber der arme Aliu war ja zu schwach, um sich selbst vollständig zu sichern. Wie hätte er zu Gunsten eines Anderen einen Feldzug gegen die Tuareg unter-

nehmen können? Als Barth später wieder durch diese Gegend zog, war Abd-el-Kader noch immer ohne Thron.

Am Sonntag, den 8. Mai, setzte Barth endlich seine Reise fort. Der Abschied von Aliu war warm und herzlich gewesen; er hatte gegen den Besuch seines europäischen Freundes in Timbuctu Nichts einzuwenden, sprach aber wiederholt den Wunsch aus, daß er nicht nach Hamd-Allahi gehen möge, um den Häuptling seiner Landsleute und Glaubensgenossen Scheichs Ahmedu oder seiner Nachfolger zu besuchen. Dagegen empfahl er ihn an den Scheich el Bakay, ein Religionshaupt in Timbuctu, der einige Zeit in Sokoto zugebracht hatte und mit der Fodischen Familie das beste Einvernehmen unterhielt.

Vom Ghaladima mit sechs Reitern großartig geleitet, gelangte Barth bald nach Sokoto, wo er wieder sehr gastfrei empfangen, aber bis zum 14. Mai aufgehalten wurde. Ein Enkel Modibo Ali's begleitete ihn nach Bodinga, einer ansehnlichen, aber verfallenen Stadt, deren Statthalter Muhammedu, ein Sohn Modibo's, ihn freundlich empfing und andern Morgens selbst nach Ssifaua brachte, einem fast ganz verödeten und in großes Elend versunkenen Orte, der zu Othman's Zeit noch von großer Bedeutung gewesen war. An Kornfeldern, Kukabäumen, Färbereien und niedlichen Dörfern vorüber ging der Marsch dann bis zu dem an einer Felshöhe gelegenen Dorfe Schagali, dessen Amtmann abgesetzt und wo deshalb von einer gastfreundlichen Aufnahme nicht die Rede war.

Am 17. Mai wurde Gando erreicht, die Residenz Chalilu's, der ein Sohn von Othman's Bruder Abd-Allahi ist und im Jahre 1841 seinem Bruder Wani in der Beherrschung des westlichen Pullo-Reiches folgte. Othman hatte nämlich unter Bello, der den Osten, und Abd-Allahi, der den Westen erhielt, das Reich getheilt, als er selbst in einem Zustande religiösen Wahnsinns seinem Tode entgegenging. Dieses Westreich, dessen Provinzen die beiden Ufer des Niger einschließen, war für Barth von der größten Wichtigkeit, Chalilu aber, ein mönchisch-mürrischer und zumal für Europäer unzugänglicher, ihnen sogar feindseliger Fürst, ließ sich trotz aller Mühe nicht bereitwillig finden, dem Reisenden sein heiliges Antlitz zu zeigen. Nur an Feiertagen läßt sich dieser Fürst vor seinen eigenen Glaubensgenossen sehen. Ein verschmitzter Abenteurer bemächtigte sich der Vermittler-Rolle und handelte in jeder Hinsicht gegen das Interesse

Barth's, wie er denn auch demselben für sich und Chalilu die reichsten Geschenke abzwang. Zu diesem Mißgeschick kam, daß das beste Kameel starb und daß ein neues zu außerordentlich hohen Preisen gekauft werden mußte, daß der arabische Diener höheren Lohn forderte, der nicht abgeschlagen werden konnte, daß auch Chalilu's Brüder beschenkt sein wollten und manches werthvolle Stück aus Barth's Vorräthen erhielten. Denn sie herrschten an der Stelle des Mönches Chalilu. Eine kleine Entschädigung fand unser Forscher darin, daß ihm von dem gelehrten Bochari, einem Sohn Wani's, das überaus schätzbare historische Werk Ahmed Baba's zur Verfügung gestellt wurde und er vier Tage angenehm mit Ausziehen der wichtigsten Daten zu der Geschichte des Sonrhay-Reiches verbringen konnte.

Obgleich Gando im Ganzen ein äußerst todter Platz ist, ohne politische Regsamkeit und kriegerischen Geist, ohne fröhliches Volksleben und Handelsthätigkeit, so hatte der Aufenthalt doch einigen Reiz durch die Lage der Stadt in einem anmuthigen Thale, durch welches der Strom von Norden nach Süden in breitem, flachem Bette hinzieht. Schöne Weidegründe dehnten sich weithin aus, und der Pflanzenwuchs ist von weit reicherer Fülle, als bei Wurno und Sokoto, eine Folge des durchschnittlichen jährlichen Regenfalls von 80 Zoll. Die schönsten Bananen gedeihen in ansehnlicher Menge und bildeten, da sie damals gerade reif waren, in der täglichen Nahrung der Reisenden die angenehmste Abwechslung. Auch die Zwiebeln waren durch ihre Größe und Güte ausgezeichnet; Barth suchte von diesem nützlichen Nahrungsmittel stets Vorrath bei sich zu haben und behauptet, daß sie im Vereine mit Tamarinden ihm mehrere Male das Leben gerettet hätten.

Nach vieler Mühe und sehr vielen Geschenken erhielt Barth endlich von Chalilu einen Ferman für seine eigene Sicherheit und einen eigenhändigen Freibrief für alle Engländer, durch den jedem Statthalter strenger Befehl ertheilt wurde, deren Eigenthum zu achten und ihre Unternehmungen zu begünstigen. Im glücklichen Besitz dieser wichtigen Momente zögerte er denn keinen Augenblick länger, Gando zu verlassen, und brach am 4. Juni zur Reise in die mittleren Nigerländer auf.

Zweiter Abschnitt.

Barth's Forschungen in den mittleren Niger-ländern.

Barth's Reise sollte von jetzt ab ein außerordentliches Interesse gewinnen, denn er näherte sich nunmehr dem großen Flusse, der seit langer Zeit der Gegenstand so vielen Streites und das Ziel so manchen persönlichen Ehrgeizes gewesen ist. Von Gando gebrauchte er aber noch 16 Tage, ehe der erste Schimmer der silbernen Wasserfläche des Niger sein Auge traf.

An gutgebauten Reisfeldern vorüber ging der erste Tagemarsch nur bis Kambassa, einer kleinen Stadt, in welcher man aber der inneren Zerwürfnisse halber sich genöthigt gesehen hatte, durch eine besondere Mauer die innere Stadt in zwei Quartiere zu scheiden, — ein Zeichen, in welchem Grade der Bürgerzwist selbst in den kleinsten Gemeinden wüthet.

Es war ungefähr die Mitte der Regenzeit, als Barth die Provinz Kebbi betrat, und so waren nicht nur die Reisenden und ihr Gepäcke häufig durchnäßt, der ohnehin sumpfige Boden war auch derartig durchweicht und unwegsam, daß es kaum möglich war, mit der gewohnten Schnelligkeit zu reisen. Auch am 5. Juni ging es lange ein sumpfiges Thal bei Tsoro entlang, das 1800 Schritte breit war und von Reis in bestem Anbau prangte. Negerhirse wurden außerdem reichlich gezogen, unter den Bäumen kamen Dalebpalmen, die Doroa und der nützliche Kadaniabaum am häufigsten vor. Die Weidegründe waren voll Vieh, und so lieferte Alles Zeugniß von dem Reichthum und der Fruchtbarkeit dieses wohlbevölkerten Landstriches. Ueber Gaumatsche, Talba und Daube gelangte Barth nach Yara, einem bis wenige Tage vorher wohlhabenden Städtchen. Eben war es vom Feinde gänzlich zerstört, sämmtliche Einwohner waren in die Sclaverei geschleppt, und als Barth die Stätte betrat, die überall die Spuren der kürzlichen Verheerung noch zeigte, griff er fast unwillkürlich an seine Büchse und behielt sie fest in der Hand. In Gulumbe

wurde übernachtet, einer ansehnlichen, dichtbewohnten und wohl umwallten Stadt, deren Einwohner aus Furcht vor feindlichen Anfällen sämmtlich unter den Waffen waren und die Alarmtrommel nicht ruhen ließen. Als sie die friedlichen Absichten des Reisezuges erkannten, bewillkommneten und bewirtheten sie Alle aufs Freundlichste, erfreut über diesen unerwarteten Zuwachs ihrer Macht. Aber die einzigen Feinde, welche über Nacht lästig wurden, waren Mücken, vor denen sich die Reisenden in den Rudu ihres Quartieres flüchteten. Rudu ist die Hütte in den Kebbi-Gehöften, die auf hohen Stangen errichtet und nur mittelst einer Leiter zugänglich ist.

Der Morgen des 6. Juni war nach reichlichem Regen frisch und schön, die Landschaft selbst nicht minder anmuthig und fruchtbar, die Felder sorgfältig umzäunt, Pferde und Esel graf'ten auf den reichen Weidegründen. Die Saat stand schon zwei Fuß hoch, — aber die Unsicherheit der Gegend war wirklich betrübend. Tausende der Einwohner waren geflohen, gewiß ebenso viele in Gefangenschaft, Reisende, denen man begegnete, hatten sich bis an die Zähne bewaffnet, Dörfer und Städte waren mit dichten Dornenhecken frisch umgeben, die der vortheilhafteste Schutz für die Bogenschützen im Innern sind. Immer an dem Sumpfthale, das den Namen Faddama führt und in dieser Gegend drei englische Meilen breit ist, hinziehend, gelangten die Reisenden zu den Ruinen des alten Kebbi, von den aus die Kanta-Dynastie erst das Sonrhay-Reich in blutigem Conflicte zerschmetterte, bis es 1806 selbst von den erobernden Fulbe zerstört wurde. Nur wenige Mauerreste deuteten noch die Größe dieser einst mächtigen Stadt an; die heutige Stadt Kebbi liegt wenig entfernt an steilen Felsabhängen von 250 Fuß Höhe und ist leidlich dicht bevölkert, aber ohne Bäume im Innern, was doch den andern Städten des Landes einen so sehr behaglichen Anblick giebt. Barth wurde gut untergebracht und verhandelte umständlich mit den Vorstehern der Stadt über seine Weiterreise, die von Allen wegen den unruhigen Zeiten als unmöglich bezeichnet wurde. Der Europäer wollte ihnen aber zeigen, daß er das auszuführen im Stande sei, wovon sie selbst zurückschracken, und setzte getrost andern Morgens seinen Marsch fort.

Am 7. Juni gelangte er nach Kola, das sehr fest auf einer felsigen Anhöhe liegt und dessen Statthalter 70 Gewehrschützen unter seinem Befehle hat. Barth besuchte und beschenkte ihn, und erhielt

außer guter Bewirthung von der Schwester des Statthalters eine Gans als Gegengabe, die ihm eine leckere Mahlzeit gewährte. Von ihm begleitet drang er durch Landstriche von wesentlich demselben Charakter, wie bisher, über Djuggurn und Diggi bis Sogirma vor, einer freundlichen Stadt von etwa 8000 Einwohnern, in der aber in Folge des Krieges fast Hungersnoth herrschte, so daß es schwer war, den nöthigen Bedarf zu erhalten. Geschenke machten ihm überall die Amtleute geneigt, so daß sie ihm die Straßen angaben, welche zur Zeit von feindlichen Truppen frei waren; hier erhielt er außerdem zwei zuverlässige alte Krieger, die ihn zu einer Tuareg-Karavane mit 40 Kameelen brachten, mit der er von der Stadt Tilli aus verhältnißmäßig sicher bis Fogha weiter reisen konnte. Oft durch Wald und dichten Pflanzenwuchs, der besonders für die belasteten Kameele sehr hinderlich war, sich hinarbeitend, gelangte man gegen Abend des 10. Juni nach dem Salzthale von Fogha, dessen schön geneigte Ränder mit einem Reichthume von Dumpalmen geschmückt waren, während grüne Wiesen und Wasserbecken den Thalkessel zu einem anmuthigen Bilde machten. Das salzhaltige Wasser hat eine schwarze Farbe und befindet sich in schmutzigen, seichten Pfuhlen. Das Vieh, welches die Weide belebte, sah erbärmlich und abgemergelt aus, auch Gerippe dieser Thiere deuteten auf die Seuche hin, welche in Folge des langen Aufenthaltes der Heerden in belagerten Städten ausgebrochen war und schon viele Opfer gefordert hatte. Wären die Fulbe dieser Gegend, deren Hauptsitz in Kalliul ist, nicht von kriegerischem Geiste und wirklich tapfere Männer, so würden sie längst den eingeborenen Sonrhay unterlegen sein, die sich gern wieder von den unwillkommenen Eindringlingen befreien möchten.

Salzweiler — Ssile tscholli — liegen weit das Thal hinauf, doch sprudelt neben den schmutzigen Salzwassersümpfen auch vortreffliches Trinkwasser hervor, mit dem man die Vorrathsschläuche füllte. Die Salzbereitung besorgen Sclaven, indem sie das Erdreich, welches die Salztheile enthält, künstlich auslaugen und diese Lauge durch Kochen in kleine Salzbrode verwandeln. Das Salz ist graugelb und besser als das bittere Bilmasalz, wenn es auch dem schönen Krystallsalz von Taodenni nachsteht. Die Fulbe, welche das ganze Fogathal inne haben, werden gewiß nur durch den Gewinn, welchen die Salzausfuhr abwirft, hier gehalten, denn die Abtheilung der Sonrhay, welche

in Yelu, der Hauptstadt ihres Stammes Dendi, nahebei wohnen, greifen sie unausgesetzt an. Sie haben aber keine Reiterei, und die Fulbe von Kalliul sind abgehärtete Krieger und vertheidigen sich tapfer gegen die Sonrhay von Yelu. Mit den Fulbehäuptlingen, die Barth aufsuchten, trat er in ein freundliches Vernehmen, es wurden Geschenke ausgewechselt und über den weiter einzuschlagenden Weg verhandelt. Sie riethen ihm, sich zunächst nach Garbo, wohin sie ihm einen Geleitsmann mitgaben, zu wenden, da dort jetzt Ruhe sei. Aber die Ruhe, die er bei seinem Eintreffen am 15. Juni in Garbo wahrnahm, war die Ruhe eines Kirchhofes. Vor zwei Tagen hatten die Dendi von Tanda die Stadt ausgeraubt und in den zahlreichen Kornschobern auch nicht den geringsten Vorrath für die hungernden Thiere zurückgelassen. Durch einen sehr üppigen und auch wohlangebauten Gau wurde andern Tags bis nach dem Sonrhaydorfe Tigore weitergezogen, doch machte Barth schon hier die Erfahrung von der Ungastlichkeit der Sonrhay im Allgemeinen und sucht die Ursache dieses ihres düstern, unwirschen Wesens in der politischen Erniedrigung, zu der sie durch die Fulbe verdammt sind. Tigore selbst ist in solchem Grade arm an Wasser, daß dasselbe aus Brunnen geschöpft werden muß, die 12 bis 15 Klafter tief sind. Wald und angebautes Land wechselten mit der Strecke bis zu dem ärmlichen Dorfe Tondifu, wo nur gewaltsam Quartier für die nächste Nacht zu erhalten war. Der träge Amtmann sorgte ebenso wenig für den Abendbedarf, doch konnte Barth in dem Gedanken einigen Trost finden, daß er andern Tags den Niger sehen sollte, diesen stolzen Weststrom des afrikanischen Continents, dessen großen östlichen Arm er selbst entdeckt hatte, wie er sich mit gerechtem Stolze sagen durfte. So legte er sich mit dem Gefühle, als harre seiner ein Vertrauter und alter Freund, zu Ruhe.

In früher Morgenstunde wurde der Marsch am 20. Juni angetreten, zuerst zwei Stunden lang durch felsige, mit dichtem Buschwerk bedeckte Wildniß, in größter Spannung und voll der erhabensten Gedanken ging es noch eine Stunde weiter, — plötzlich zeigte sich die mächtige Wasserader des afrikanischen Westens. In ruhiger Majestät, an dieser Ueberfahrtsstelle nur 1000 Schritte breit, glitt der Niger von Nordnordosten nach Südsüdwesten vor den Augen unseres glücklichen Reisenden dahin. Da seine Bewegung hier nur drei englische Meilen in der Stunde beträgt, so war sein Spiegel blau und glatt.

Die Uferfelsen hatten 20 bis 30 Fuß Höhe, doch war der Wasserlauf ungebrochen. In der Mitte nur ragt ein Fels gegen 15 Fuß hoch empor.

Die vielen Namen des Niger sind Zeugen seiner großer Bedeutung als völkerverbindendes Mittel, denn jede Nation betrachtet ihn als ihr Eigenthum und so hat er bei jeder einen besonderen Namen: Yuliba bei den Mandingo, Mayo bei den Fulbe, Eghirrëu bei den Tuareg, Issa oder Sfai bei den Sonrhay, Kuara bei den Kombori, Baki-n-rua bei den Haoussa-Leuten. Der Name Niger oder Nigir erscheint als Verstümmelung des bei den Berbern allgemein gebräuchlichen „-n-egirrëu" (Fluß) und als die älteste und volksthümlichste Benennung. Die am andern Ufer liegende Sonrhay-Stadt heißt Sfai (Fluß, Flußstadt) und nahm sich mit Wällen und Dumpalmen, malerisch ausgebreitet, vortheilhaft von den östlichen Uferfelsen her aus. Der Herr der Fahrzeuge (Hicken) hatte auf Barth's Meldung hin für Fahrzeuge, die 40 Fuß lang und 5 Fuß breit waren, gesorgt, und so wurde die Ueberschiffung ohne Fährlichkeit bewerkstelligt. Aber beim Eintritt in Sfai, das obwohl umfangreich doch wegen seiner Tieflage (c. 350 Fuß über dem Meere) und seiner Bauart eine unangenehme und ungesunde Stadt ist, verwandelte sich bald das freudige Hochgefühl Barth's in den Unmuth eines körperlich Kranken, die Luft war so schwül und drückend, daß es ihm war, als ob ihm Jemand die Kehle zuschnüren wolle. Auch die Wohnungen waren eng, mit Hausrath überfüllt und nur aus Matten und Rohrwerk errichtet. Sie lagen in einzelnen Haufen beisammen und Barth glaubt, daß wegen der Tieflage bei Hochwasser die ganze Stadt überschwemmt werden müsse. Der Markt war ärmlich bestellt, der Bedarf an Lebensmitteln wird nicht im Lande selbst gezogen, sondern kommt meist von Sinder, das 80 englische Meilen höher am Niger liegt, nach Sfai in großen Böten herunter. Aber nicht blos Korn und besonders Butter waren sehr theuer, in Folge des Kriegszustandes galten die Toben, die Barth in Gando für 3300 Muscheln gekauft hatte, hier 5000, die Frauenkleider statt 1050 hier 2000 Muscheln.

Der Statthalter empfing ihn freundlich und sprach sowohl seine Freude darüber aus, einen Christen kennen zu lernen, als auch überhaupt in dieser schlimmen Zeit einmal einen Reisenden aus weiter Ferne zu sehen, durch dessen Vermittlung der Handel in Sfai gehoben

werde könne. Er selbst hatte vor zwei Jahren eine Fahrt aufwärts bis Gogo gewagt, doch war das Ergebniß nur eine — rheumatische Lähmung seiner Beine gewesen, die er kaum noch rühren konnte. Als Barth ihm mittheilte, daß er kein Handelsmann sei, wurde er unruhig und mißtrauisch und wünschte, daß der Reisende nicht länger in Sfai bleiben möge.

Derselbe sollte in den westlichen Nigerländern nun ein Gebiet durchreisen, das vor ihm kein Europäer betreten hatte und dessen Sprache, die Sonrhaysprache, er nicht kannte und zu erlernen die Zeit zu kurz war. Gern hätte er einen Diener als Dolmetscher gemiethet, doch ließ sich keiner auftreiben. So fühlte er sich in hohem Grade unheimisch in dem neu betretenen Lande. Gleich am ersten Tage hatte er dazu von einem durchdringenden Regen viel zu leiden, der zweite führte ihn durch felsige, unfruchtbare Strecken nach Tschampagore, dem jetzigen Häuptlingssitze. Der frühere Sitz Schirgu war wegen der Oede der Umgegend verlassen, der neue aber erst im Bau; von der Ringmauer standen erst die vier Thore. Die Hütten waren äußerst einfach, auffallend nur die thurmähnlich gebauten Kornmagazine, die unten auf Pfählen stehen und der Ameisen wegen allein oben einen Zugang haben. Der Statthalter Galaidjo, ein freundlicher alter Mann mit fast europäischem Gesichtsausdruck, war früher ein mächtiger Herrscher gewesen, aber aus seiner Stellung verdrängt und von dem neuen Herrn von Gando hierhergesetzt, wo er mit seinen Stammesgenossen eine Art Colonie zwischen den Fulbe gegründet hatte. Seine Leute waren kräftig, mit offenen, runden Zügen, langem, buschigen Haar und wohlbewaffnet; fast Jeder führte eine Doppelflinte von französischer Arbeit. Die Haltung der Höflinge war edel, der Häuptling aber zugleich ein Mann von gewisser Bildung, wie er denn zur Zeit in Timbuctu, wohin er in ununterbrochener Verbindung steht, einen seiner Söhne studiren ließ.

Am 28. Juni ging der Marsch bis Tschampalauel, einem zurückgekommenen Orte, in dem Barth einen nahen Verwandten seines Freundes Bu Bakr el Wachschi kennen lernte. Er übergab demselben einen in Sfai geschriebenen langen Brief nach Europa, um ihn selbst bis Kano, wohin er reisen wollte, mitzunehmen. Aber der Reisende starb unterwegs, und der Brief ist nie in Europa angekommen. Die Landschaft, die man nun durchzog, war hügelig, gut bebaut

und dicht bewohnt, und zwar von dem eingeborenen Gurma-Stamm, dem auch der Häuptling angehört. Die Fulbe, die zwischen den Eingeborenen eingedrungen sind, haben sich der Viehzucht ausschließlich bemächtigt und treiben kein anderes Gewerbe. Sie haben das Sprüchwort: „Negge ngomburi deya so nasa", — „die Kuh übertrifft an Nützlichkeit alle anderen Werke der Schöpfung" — und dem Satze gemäß beschäftigen sie sich, wo man auf sie trifft. Am 30. Juni wurde die Gegend wieder unsicher, so daß Barth vorsichtshalber Patronen austheilte. Doch blieb Alles ruhig. Eine Eisenschmelze, die am Wege lag, war äußerst einfach. Der Ofen war 6 Fuß hoch und an der Basis, wo sich drei Rinnen zum Auslaufen des flüssigen Metalls befinden, $1\frac{1}{2}$ Fuß breit. Man legte in den Ofen zuunterst den Eisenstein, über dem mit Holz so lange gefeuert wird, bis die Schmelzung eintritt. An Teichen und Wäldern vorüber, gab es wenig Nennenswerthes, doch preis't unser Reisender eine mit dem schönsten Wiesenteppich bekleidete Niederung, in deren süßen Blüthen die prachtvollsten Schmetterlinge in großer Zahl anmuthig schwelgten. Zugleich zeigten sich hier Elephanten- und Rhinoceros-Fußtapfen. Von Mineralien kamen schöner Marmor, Granit, Sandsteine, Gneis und Grünstein häufig vor. Am 2. Juli wurde der 100 Fuß breite Fluß Ssirba überschritten, und zwar, da es keine Boote gab, auf Rohrfähren. Das kleine Gepäck brachten die Fährleute schwimmend an das andere Ufer, so daß der Fährlohn von 2000 Muscheln kaum zu hoch war. Weiterhin sah man Färber und Grobschmiede bei ihrer Arbeit, der Regen und drei angeschwollene Bäche belästigten den Marsch indeß sehr, so daß die Reisenden froh waren, das Dorf Denga zu erreichen, wo der arme Schua-Bursche zuerst über den Guinea-Wurm klagte, der sich in seinem Fleische eingenistet hatte und ihn auf der ganzen Weiterreise oft bis zur Verzweiflung peinigte. Hühner und saure Milch, die hier zu haben waren, gewährten eine leckere Abendmahlzeit.

Andern Morgens (6. Juli) erblickte man 80 Fuß hohe Korgambäume, wie die Schaui und Makari, Mur, wie die Araber ihn nennen, mit reicher Krone, eine Art Butterbaum, wenigstens liefert das Mark gute vegetabilische Butter. Die ausgehöhlten Stämme geben das Material zu den landesüblichen Kanoes. Merkwürdig erschien auch eine Pflanze Namens Yangara-bubiki, mit deren Saft offene Wunden an Kameelen bestrichen werden, um das Geschmeiß aus

denselben abzuhalten. Abends wurde in Ssebba, dem Sitze des Häuptlings der kleinen Provinz Yagha, eingekehrt. Derselbe erklärte, als Barth sich näherte, gerade den Seinigen einige Capitel des Korans, echt patriarchalisch vor der Hütte gelagert, empfing den Ankömmling aber sehr gastfrei und wies ihm ein vortrefflich eingerichtetes Quartier an, das nur leider von gefräßigen Ameisen wimmelte. Der Ort hat etwa 200 Hütten und liegt malerisch in einem an schönen Wasserbecken reichen, üppigen Hochwalde. Vorzüglicher als irgendwo im Sudan war die Milch, an der unser Reisender sich dann auch nach Herzenslust gütlich that. Um den Kameelen Zeit zur Erholung zu vergönnen, blieb Barth in dieser Residenz der Wildniß — Birni-n-dadji — wie er Ssebba in Scherz taufte, zwei Tage.

Am 9. Juli betrat er sodann die Provinz Libtako und mußte schon bald den 600 Schritt breiten Yali (Gurma-Name für Fluß) überschreiten, den auch Clapperton schon nannte. Den Angaben der Eingeborenen zufolge soll er aus Mossi kommen und sich unweit von Bo-ssebango mit dem Flusse Ssirba vereinigen. Doch ist dies sehr unwahrscheinlich. Nach einem Marsche von $2\frac{1}{2}$ Meilen erreichte Barth sodann das Dorf Namantugu, dessen Amtmann er unterwegs traf. Dieser allerdings enge und ungesunde Ort ist nicht ohne Bedeutung, insofern er in der Geschichte des Sonrhay-Reiches eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat. Barth traf dort einen Araber Uelad Ammer Walati, der bis Timbuctu in seiner Gesellschaft blieb. Es war ein gutmüthig aussehender Mensch von mittlerem schlanken Wuchse, mit feinen, ausdrucksvollen Zügen. Aus seiner ursprünglichen Heimath Walata war er nach Timbuctu übergesiedelt und kam gerade von einer Geschäftsreise nach Bulanga zurück. Er sprach mehrere Sprachen, und es gereichte Barth sehr zur Freude, einen solchen Mann gefunden zu haben; aber die übeln Streiche, die er sich später erlaubte, sollten Barth noch große Ungelegenheiten bereiten.

Am folgenden Tage gelangten sie in eine sehr wasserreiche Gegend, so daß sie mehrere Bäche überschreiten mußten. Nach einem Marsche von $3\frac{1}{2}$ Meilen lagerten sie im Walde etwa $\frac{1}{2}$ Meile diesseits Tumpenga, das sie in der Frühe des nächsten Morgens durchzogen. Dieser Ort war vor der Erhebung Djihadi's von muhamedanischen Fulbe und Heiden bewohnt gewesen, bis Letztere in

Folge eines unter ihnen entstandenen Krieges besiegt wurden und nach Libtako auswanderten, wo sie die Stadt Dore gründeten.

Jenseits dieses Platzes fing der Granit an, in großen Blöcken zu Tage zu treten. Der Charakter des Bodens wechselte, und sie erreichten nach etwa 4 Meilen das Dorf Koria. Der Amtmann empfing die Reisenden sehr ungastlich und verweigerte ihnen so entschieden Quartier, daß sie sich mit Gewalt in den Besitz eines offenen Platzes setzen mußten, wo sie ihr Lager aufschlugen. Doch bald änderte sich sein Benehmen. Denn als ein schweres Gewitter, welches sich über dem Platze entladen zu müssen schien, ruhig vorbeizog, erkannten die des Regens bedürftigen Einwohner darin die göttliche Strafe für das Benehmen des Amtmannes, der nun Alles wieder gut zu machen suchte. Ja derselbe gab ihnen sogar am andern Tage (12. Juli) seinen Sohn mit, um sie nach dem etwa 1½ Meilen entlegenen Dore zu begleiten. Dore, obwohl der Hauptort Libtako's, ist ein elendes und verfallenes Nest; es ward den Reisenden nur durch Vermittlung eines zufällig anwesenden Boten des Häuptlings Galaidjo möglich, ein Quartier zu erlangen. Diese Stadt ist wichtig als Verkehrspunkt für die Araber von Asauad, dem nördlich von Timbuctu gelegenen Wüstenstrich, welche Salz dort zu Markte bringen.

Am 17. Juli brachen die dort anwesenden Araber auf, um ihre Rückreise anzutreten. Dieser Umstand war für die Reisenden keineswegs gleichgültig; denn es stand zu erwarten, daß sie die Nachricht von der Ankunft der Reisenden verbreiten und die Schwierigkeiten, auf welche Barth ohnehin rechnen mußte, vergrößern würden. Dieser wäre deshalb gern bald von Dore weiter gezogen, es wußte ihn aber der schlaue Walater, mit dem er nach Timbuctu reisen wollte, von einem Tage zum andern hinzuhalten, bald durch Vorspiegelungen jeder Art, bald durch äußerst interessante und lehrreiche Aufschlüsse, die er ihm zu geben wußte. Denn auf dieser Reise selbst in die Einzelheiten des öffentlichen und Privatlebens einzudringen, war ihm, wie er mit Bedauern selbst gesteht, durch die großen Gefahren erschwert und unmöglich gemacht, denen er sich bei solcherlei Forschungen aussetzen mußte. Endlich gelang es ihm, mit dem Walater ein festes, wenn auch kostspieliges Uebereinkommen zu treffen, demgemäß derselbe außer einem Pferde, einem Burnus und anderen Geschenken bei ungefährdetem Eintreffen in Timbuctu noch 20 Dollars erhalten sollte.

Ein Briefpacket, das über Gando nach Tripoli abging, kam wieder nicht an den Ort seiner Bestimmung. Barth fand die Briefe, beschmutzt und zerstört, im folgenden Jahre in Gando noch vor und hörte, daß die Adresse unterwegs feucht geworden und gänzlich zerrissen sei und man nun nicht gewußt habe, wohin mit den Briefen. Der schlaue Bote hatte sich ihrer inzwischen als heiliger Zauberformeln (Leias) bedient und sie stets in seiner schmutzigen Mütze bei sich getragen.

Endlich am 21. Juli wurde aufgebrochen. Barth hoffte, in 20 Tagen Timbuctu zu erreichen, aber die Berichte, welche er eingezogen hatte, waren, wie sich ergab, ebenso irrig, wie die Lage, welche die Geographen und Reisenden bisher dieser Stadt angewiesen haben. Zahlreiche Bewaffnete wollten ihm unaufgefordert das Geleit geben, aber er wußte bereits, daß solche Ehrenbezeugungen in diesem anarchischen Gebiete keinen anderen Zweck haben, als — Raubmord in irgend einer abgelegenen Gegend, weshalb Barth noch dem Thore nahe rastete, bis sich das Gesindel zurückgezogen hatte. In dem ärmlichen Wulu wurde die erste Nacht und auch der folgende Tag zugebracht, weil von dem mächtigen Tuareg-Häuptlinge el Chatir ein Raubzug auf Wulu gefürchtet wurde, dessen Gefahren Barth sich im Freien nicht aussetzen wollte, der indeß, wahrscheinlich eines gewaltigen Gewitterregens halber, nicht ausgeführt wurde. Als er am 23. Juli weiter zog, waren die Wege sumpfig und die Bäche und Flüsse so angeschwollen, daß der Marsch sehr lästig war. Die Vegetation stand in üppiger Fülle, Spuren von Büffeln und Elephanten waren häufig, aber die Gefahr vor den Tuaregs gestattete kein ruhiges Beobachten. Als im Walde am 24. Juli an einer anmuthigen Stelle gerastet wurde, ergab es sich, daß kurz vorher die Tuareg an derselben Stelle ihr Lager gehabt hatten. Als folgenden Tages ein überschwemmter Wiesengrund durchwatet werden sollte, hätte der Walater bei dem Versuche beinahe sein Pferd eingebüßt. Der durchziehende Fluß, der Buggoma genannt wurde und seine Furth in südwestlicher Richtung hatte, war hier zu reißend und gefährlich. Fliegen und große Blutegel setzten auf dem Waldwege, der nun eingeschlagen werden mußte, den Pferden in lästigster Weise zu, bedenklich wurde aber ein Abenteuer im Walde, das leicht ein blutiges Ende hätte nehmen können. Man stieß nämlich auf zwei Eselhirten und bedeutete ihnen schon von Ferne,

daß man in friedlichster Absicht zu passiren wünsche. Sie wollten es aber nicht glauben, sondern schlugen auf ihre Schilde und riefen kreischend ihre Gefährten zusammen, deren bald gegen 200 von allen Seiten aus dem Gebüsche hervorstürzten und den Reisezug mit drohenden Geberden umringten. Sie waren bis auf die schmutzigen Lappen, die sie um die Hüfte und den Kopf gewunden trugen, unbekleidet und mit Speeren bewaffnet, die sie zum Angriff über den Köpfen schwenkten.

In dieser ernsthaften Lage bewährte sich die Schlauheit des Walaters. Denn als Barth den Angreifern zuvorkommen wollte und sein Doppelgewehr auf sie anlegte, bat er ihn, nicht zu schießen, sondern ruhig auf den dichtesten Haufen loszureiten. Während dies geschah, rief er den Eingeborenen zu, sie möchten sich ja nicht an dem Scheriff vergreifen, der ein Freund el Bakay's sei und für denselben Bücher aus Mekka geholt habe. Der Kunstgriff gelang. Sofort senkten sich alle Speere, aber nun konnte Barth einem anderen Elende nicht füglich entgehen. Die eben seine Mörder hatten werden wollen, umringten nun als Gläubige den vermeintlichen Scheriff, ungestüm um seinen Segen bittend. Und Barth konnte nicht umhin, seine Hand auf alle diese schmutzigen Köpfe zu legen.

Die guten Leute, die aus Gogo waren und den Markt von Aribinda besucht hatten, machten Barth nicht nur noch drei Matten zum Geschenk, sondern führten ihn auch zu einer Stelle, wo das Wasser flach und zu durchwaten sei. Der Weg zu dieser Stelle führte aber durch einen Morast von $^1/_2$ engl. Meile Breite, und die Passage war so schwer, daß die Kameele Mühe hatten, ohne ihre Last sich durchzuarbeiten, und alles Gepäck auf den Köpfen der Diener durchgetragen werden mußte. Barth's Pferd kam jämmerlich zu Falle und konnte nur schwer wieder auf die Beine gebracht werden. Er selbst wäre nun gern zu Fuß bis auf's Feste gewatet, doch erklärte der Walater, seine Würde erlaube das nicht Angesichts der vielen Eingeborenen. So stieg er wieder auf, aber die Tagebücher waren auf erschreckende Weise durchnäßt und Vieles verdorben.

Boten, die nach Aribinda vorausgeschickt waren, hatten dort Quartier bestellt, aber so anmuthig die Hütten auf und an Granitblöcken lagen, so eng und unsauber waren sie. Dazu regnete es ununterbrochen, so daß das Gepäck vollends gänzlich durchnäßt ward und zum Trocknen ausgepackt werden mußte. Kaum sah der Walater die

schönen Burnusse, als er und der Amtmann zu betteln begannen. Barth gab Jedem ein solches Kleid; trotzdem wollte ihm der Amtmann andern Morgens auch noch die Tobe abbetteln, die er am Leibe trug.

Aribinda ist früher wichtig gewesen, jetzt aber gehören nur noch drei Dörfer zu seinem Gebiete, meist von Sonrhay's bewohnt, aber auch von älteren Tuareg-Mischlingen, die friedlich mit jenen leben, während sich die Tuareg übrigens feindlich gegen diese Provinzen verhalten. Die Hüttenwände sind, wie in Timbuctu, aus runden Thonklumpen gebaut. Während die Reiseroute bisher stets eine nordwestliche Richtung gehabt hatte, ging sie von jetzt ab fast ganz westlich auf Hamd-Allahi zu, und zwar durch Gegenden von stets ziemlich demselben Charakter. Die Sonrhaystadt Tinge war von besonderem Interesse, weil in Folge eines zwischen den benachbarten Fulbehäuptlingen ausgebrochenen Zwiespaltes die Heiden von Mossi gegen den Schecho Ahmedu von Massina aufgerufen sind und nun die Fulbe selbst in zu großer Bedrängniß sind, als daß sie die Bewohner von Tinge beunruhigen könnten. So genießen diese mit der ihnen gestatteten Ruhe die vollste Freiheit, nach ihren alten Bräuchen zu leben, d. h. sie rauchen den ganzen Tag aus ihren kurzen Pfeifchen, Männer und Frauen, und wenn das Wetter es irgend gestattet, so tanzen sie bis tief in die Nacht, — eine Lustbarkeit, die el Bekri schon den Gogoleuten im 11. Jahrhundert nachsagt. Die fanatischen Fulbe gestatteten solche Vergnügungen den Sonrhay in Timbuctu und Djimballa durchaus nicht.

Der heftige Regen zwang Barth zu längerem Verweilen in dieser Gegend und gab ihm Muße, die Sonrhaysprache trotz ihrer Armseligkeit wenigstens in ihren Elementen zu studiren. Zu anhaltenden Studien waren die Gefahren, denen von nun ab täglich ausgewichen werden mußte, zu erheblich. Dalla, welches zunächst zu passiren war, stand unmittelbar in Abhängigkeit von dem fanatischen, jungen Prinzen von Massina, der in Hamd-Allahi residirte und nimmermehr einem Christen den Durchzug gestattet haben würde. Um nun möglichst wenig Aufsehen zu erregen, entschloß sich Barth, bei seinem weiteren Vorrücken in dieser Gegend sich nicht als Christ zu erkennen zu geben, sondern die Rolle eines angesehenen arabischen Scheriff, die man ohnehin ihm schon beigelegt hatte, weiter zu spielen.

Um sich möglichst wenigen Gefahren auszusetzen, wurde eine nördliche Richtung eingehalten und das Dorf Kubo erreicht. Die fünf Reiter, welche zuerst einritten, erregten große Besorgnisse bei den Einwohnern, bis auch die Kameele herankamen. Dann wurden sie ruhig und gaben Quartier. Schon in Kubo fand Barth die Unentschiedenheit seines Walater's auffallend, welche Straße weiter zu verfolgen sei. Erst in Timbuctu wurde es offenbar, daß er nur bestrebt gewesen war, den Reisezug in eine Gegend zu bringen, wo er ohne böse Folgen für sich der Personen sich entledigen und das Eigenthum derselben für sich behalten könnte. Duna, wo die nächste Rast gemacht wurde, war ein ärmliches Dorf mit thurmartigen Kornschobern, die durch Mauern verbunden auf den flüchtigen Beschauer den Eindruck einer mittelalterlichen Veste machten. Und als ob es der Walater gewußt, nahe diesem Dorfe war das Lager des Herrn von Dalla aufgeschlagen, dem Barth besser aus dem Wege gegangen wäre. Da es dazu nun zu spät war, sandte er Boten an ihn und bereitete Geschenke für ihn vor. Bei dem verlassenen Dorfe Nyanga Sfegga trafen sie den Herrn von Dalla, der ein schlichter Mann schien und ihrer bereits harrte. Während der Walater ihn begrüßte, wollte Barth vorbeireiten, aber alle Reiter sprengten auf ihn zu, ihn um seinen Segen zu bitten und ihn zu dem Emir hinzuführen. Barth willfahrte gern, als er aber von dem Walater, der wahrscheinlich auf schurkischen Verrath sann, erblickt wurde, gebot ihm derselbe mit wildem Blicke, sich davon zu machen, ein Verfahren, das schon an sich wie Verrath aussah. Nach kurzem Gruße ritt Barth auch ruhig fort, von mehreren Reitern gefolgt, die ihn gewissermaßen escortirten. Er hielt es für das Beste, keinen Streit mit einem Menschen anzufangen, der ihn vollständig in seiner Gewalt hatte.

Andern Tags ging es wieder im Zickzack vorwärts und den Hombori-Bergen näher, die durch die schroffen, burgartigen und oft wunderbar grotesken Formen, mit denen sie von der halben Höhe aus emporstiegen, ein besonderes Interesse erregten. Ebenso mannichfach in ihren Formen waren die Hütten, spitz, rund, abgeschrägt, schief, ausgebogen, mit doppelten Dächern, die man in dem Dorfe Isse fand, welches zur Rast bestimmt war. Von Isse, wo Barth einmal wieder ruhig geschlafen hatte, ging es nach Bone, stets im Angesicht der seltsamen Bergkuppen, deren durchschnittliche Höhe 1500 Fuß beträgt

und deren Spitzen mit den mauerartigen Klippen noch immer den Schein künstlicher Bergbefestigungen gaben. Es hausen auch wirklich auf diesen Höhen einige muthige Sonrhay-Gemeinden und behaupten sich dort siegreich gegen die Fulbe. In Bone erhielt der Walater die Nachricht, daß der Tuaregh äuptling Sſomki in der Nähe sei. Er erklärte es für nöthig, ihn zu begrüßen und reichlich zu beschenken, um durch seine Vermittlung in leidlicher Sicherheit von einem Tuareglager zum andern und so endlich an den Fluß zu gelangen, auf dem die Reise dann bis Timbuctu fortgehen sollte.

Barth war einverstanden und ritt andern Morgens mit dem Walater und einigen Dienern in das Tuareglager, den Packtroß zurücklassend. Aber bald vernahm man, daß der Häuptling desselben keineswegs Sſomki, sondern ein untergeordneter Häuptling war, was der verschmitzte Walater sicher gewußt und benutzt hatte, um wieder Barth'sche Geschenke zu übergeben und — sich heimlich bezahlen zu lassen. Der Tuareg war übrigens ein biedersinniger, gastfreier Mann, der den Ankömmling gut bewirthete und ihm Geleit und Packochsen bis in das Lager Sſomki's versprach. Die Kameele waren von dem Marsche auf dem vom steten Regen erweichten Boden in sehr leidendem Zustande und bedurften der Erleichterung durch die ablösenden Ochsen in hohem Grade.

Die Lebensweise der Tuareg ist noch ganz wie Ebn Haukal und el Bekri dieselbe im 11. Jahrhundert beschrieben haben, nämlich höchst einfach. Sie wohnen in Lederzelten, genießen fast ausschließlich Fleisch und Milch, sind in leichte Hemden gekleidet und haben bei kräftigem, ebenmäßigem Bau eine weiße Gesichtsfarbe. Nur wo sie den Schwarzen nahe wohnen, kommen durch Vermischung wohl Schattirungen der Hautfarbe vor. Dabei sind sie von großer Gewandtheit, was auch der Häuptling unsern Reisenden dadurch bewies, daß er bei ihrer Annäherung in einem Sprunge von seinem Lager im Zelte hervor kam und auch sofort kerzengerade vor ihnen stand.

Der Rückweg nach Bone war schwierig, da der Bote in Regen und Sumpf irre leitete, so daß man erst spät eintraf. Gleichzeitig entlud sich ein gewaltiges Gewitter, das die Zelte und Rohrhütten gänzlich zerstörte und einem Kameele das Leben kostete. Nach einer überaus unbehaglichen Reise wurde Morgens früh in das Lager der Tuareg aufgebrochen, denen sich Barth nun in Gottes Namen anver-

traute. Leider konnte er nicht anders und wäre auch bei diesen, wenn auch raubgierigen, doch einfachen und im Grunde ihres Wesens wackeren Menschen nicht übel angekommen, wenn der verschmitzte Walater nun nicht freies Spiel und ihn ganz in seiner Hand gehabt hätte.

Der Morgen war herrlich und der malerische Anblick der Scenerie ganz geeignet, die trüben Gedanken unseres Reisenden wenigstens etwas zu verscheuchen. Ein hübscher Wasserfall, erzählt Barth, stürzte sich über die steilen Klippen der Bone überragenden Felshöhe herab, aus einer Höhe von gewiß 200 Fuß, und bildete in der Thalsohle einen mächtigen Gießbach, der, von schönem Pflanzenwuchs umgürtet, in der Richtung nach Bone hinabströmte. Die Bewohner der Felsen, arme, bedrängte Menschen, waren auf ihren kleinen Aeckern beschäftigt, das Unkraut auszujäten, und blickten auf den Wanderzug mit großer Neugier und nicht ohne Furcht, denn sie waren durch die friedlichsten und freundlichsten Winke nicht zu bewegen, sich zu nähern. Uebrigens hatte die Saat ein schönes Aussehen und versprach den guten Leuten eine reichliche Erndte.

Im Lager angekommen, erregten Barth's Zelt und er selbst großes Aufsehen. Die vollen, schönen Tuaregmädchen besonders waren sehr zudringlich, aber doch von unserm Reisenden, der sich zum Verkehr mit ihnen zu unwohl fühlte, erfolgreicher zu verscheuchen, als die Mücken und Hyänen, die Schuld waren, daß er die Nacht schlaflos verbrachte. Andern Morgens vertauschte der Walater das Pferd, welches Barth ihm gegeben hatte, gegen sieben fette und mächtige Bullen, die in Timbuctu das Stück 8—10,000 Muscheln werth waren. Dann brach die Horde auf, aber nur eine Meile weit, weshalb Barth mit seiner Gesellschaft sich von der Horde trennte und an einer zweiten vorbei das Lager einer dritten aufsuchte. Der Weg dahin führte durch eine unregelmäßige Thalsohle, die im Norden von einem Hügelzuge und im Westen von einer Gruppe flachgegipfelter Kuppen begrenzt war. Der Landstrich, in dem dies Lager sich befand, hieß Imeggelele und zeigte auf seinen üppigen Weiden zahlreiche Schaf- und Ziegenheerden. Da diese Horde drei Häuptlinge hatte, so waren die üblichen Geschenke drei Mal erforderlich; außerdem mußten Packochsen gekauft werden, und so sah Barth seine Vorräthe vor der Zeit bedenklich sich vermindern.

Am 14. August erreichte Barth das Lager des Häuptlings Bele, der mächtiger war, als die bisher besuchten, dabei aber ein Vielfresser, wie es in Afrika nicht viele geben mag. Der feiste kurze Schmeerbauch soll täglich ein ganzes Schaf, sowie die Milch von sieben Kühen verzehren, übrigens war er gastfreundlich und nicht ohne natürlichen Verstand. Daß Barth ein Christ sei, blieb ihm zum Glück verborgen, aber er hielt ihn nicht für einen Scheriff aus dem fernen Osten, sondern für einen aus Marocco oder Ghadames gebürtigen Kaufmann, einen Schilluh, der nur aus Sicherheits- und Wohlfeilheitsgründen seinen Stand und Reichthum verberge. Bei der Abreise fing er indeß an lästig zu werden, indem er außer den erhaltenen reichlichen Geschenken auch auf das vortreffliche Lieblingspferd Barth's seine Augen warf, das diesem aber um kein Geld feil gewesen wäre. Es war sein treuer Gefährte, der ihn schon aus manchen Fährlichkeiten glücklich errettet hatte und ohne dessen Hülfe er vielleicht nicht hätte ausführen können, was er zu großer Bereicherung der Wissenschaft und zu eigenem großen Ruhme ausgeführt hat.

Diese Tuaregstämme weiden ihre großen Heerden Nachts und treiben sie Morgens zum Melken heim, während es bei den meisten Tuareg üblich ist, nur Morgens und nach Mittag auszutreiben. Unter den Frauen, die sich bei der Abreise zahlreich herandrängten, waren manche recht hübsche, besonders eine, die mit ihrem Kinde eine allerliebste Gruppe bildete, indem die Schüchternheit, mit der sie sich dem Reisenden näherte, nicht wenig zur Erhöhung ihrer Schönheit beitrug. Uebrigens trug sie nur ein grobes Stück baumwollenes Zeug um den Leib gewickelt. Den Knaben unter zwölf Jahren war die linke Kopfseite ganz kahl geschoren, während von der rechten eine Haarlocke lang herabhing.

Kaum auf dem Marsche mußten wieder zwei Hordenvorsteher reichlich beschenkt werden; auch verlangten sie „Wasser von Sfimssim", wie der berühmte Quell zur Bewirthung der Pilger in Mecca heißt, d. h. Thee, — ein Beweis, daß man sich bereits in der civilisirten Nähe von Timbuctu befand. Barth vertauschte hier ein krankes Kameel gegen vier Bullen und hatte lästige Händel auszufechten, als das Kameel bald darauf starb. Am 18. August wurde nach einem leidlichen Marsche das Städtchen Bambara erreicht, das an einem

kleinen See Namens Do liegt und aus Vorrathshäusern von festem Thon und aus leichten Rohrhütten besteht, auf deren Dächern die Bewohner schlafen. Diese letzteren sind nicht blos Viehzüchter und ein kriegerischer tüchtiger Menschenschlag, sondern auch fleißige Ackerbauer, die den Ertrag ihrer Felder vermittelst der trefflich organisirten Schifffahrt auf den Hinterwässern und Seitenarmen des Niger bis nach Timbuctu verfahren. Reiche Timbuctuaner besitzen hier ihre Ländereien.

Der unverschämte Walater wußte es einzurichten, daß der Scheriff Abd-el-Kerim, wie er Barth nachdrücklich überall vorstellte, — er war es ja auch gewesen, der denselben in diese Verpuppung hineingenöthigt hatte, — in diesem Orte langen Aufenthalt nehmen mußte, obgleich hierher noch leicht Personen gerathen konnten, die ihn als Christen kannten. Warum? Der Araber hatte hier vor vier Jahren eine reiche Frau geheirathet und sich mit deren sämmtlicher Habe davon gemacht, er hatte den mächtigen Sſomki beleidigt und stand überall schlecht angeschrieben. Das Alles sollte der „Scheriff" wieder gut machen, und er mußte zu diesem Behufe wohl das Mögliche thun, um nicht von dem Walater verrathen und dem Ahmedu ben Ahmedu in Hamd-Allahi ausgeliefert zu werden, einem fanatischen Christenfeinde. Von einigen Arabern, die Barth in Bambara kennen lernte, erfuhr er, wie niederträchtigen Sinnes der Walater sei und daß man demselben in keiner Hinsicht trauen dürfe. Einer derselben, ein liebenswürdiger junger Mann, hieß Amin und war ein Sohn des gelehrten Kadhi Mustapha in Timbuctu. Ein Anderer war Anhänger Hammadi's, des Nebenbuhlers Scheich el Bakay's, und mit dem Walater so verfeindet, daß derselbe ihn als verbannt und gänzlich in Ungnade gefallen darstellte. Auch Tuareg-Häuptlinge kamen zu Barth, um seines Segens theilhaftig zu werden; gleichzeitig wollten sie den Tabaksbeutel des Walater's mitgehen heißen. Dieser wußte sich aber zu helfen. Er ergriff eines der Barth'schen Bücher, aus dem scheinbar lesend und donnernd er sie so einschüchterte, daß sie ohne Verzug den Beutel wieder herausgaben. Das Buch war übrigens keineswegs der Koran gewesen, das einzige Buch, das solche Leute kennen, sondern — „Lander's Reisen", — die das Wunder gewirkt hatten. Diese guten Leute wollten sich auch nicht ausreden lassen, daß Barth der Mehedi, der Messias bei seiner zweiten Wiederkehr auf Erden sei, der Erlöser aus

aller irdischen Noth, die sie selbst freilich genügend erfahren zu haben schienen.

Für die weitere Reise bezeichnete der Walater es als nöthig, Sfomki ein reiches Geschenk zu übersenden und seiner Gunst den Reisezug zu empfehlen. Barth gab ihm Verschiedenes von 33,000 Muscheln an Werth mit und außerdem seinen getreuen Muhamed den Gatroner, obgleich dieser kaum die Handlungen des schlauen Arabers beaufsichtigen konnte, und ließ beide nach dem Lager Sfomki's abreisen. Inzwischen war Barth verschiedenerlei Verdrießlichkeiten ausgesetzt; nicht nur, daß ihn die Mücken bis zur Verzweiflung peinigten, so daß er einmal Nachts keinen Augenblick schlafen konnte; auch war der Regen, der für die Felder ein Bedürfniß war, einige Zeit ausgeblieben, und nun sollte der fromme Scheriff, dessen Gunst bei Gott als vielvermögend ausgeschrieen war, Wolken versammeln und Regen spenden. Der Emir selbst führte die in festlichem Aufzuge vor Barth's Zelte erscheinende Bevölkerung an, so daß Barth nicht umhin konnte, den Ausdruck seiner warmen Hoffnung auszusprechen, daß der Allmächtige sich ihrer erbarmen werde. Und glücklich fiel gegen Abend ein Regen, der wenigstens dem dürren Boden wohlthat.

Nach drei Tagen kamen die Sendlinge von Sfomki zurück, und richtig hatte der Spitzbube aus Walati alle Geschenke als von sich kommend übergeben, um der Gunst des Herrn wieder theilhaftig zu werden, und bezüglich Barth's nur dessen weitere Geschenke in Aussicht gestellt. Aber obwohl Barth die ganze Schurkerei durchschaute, konnte er doch nichts thun, als sich fügen, da er keinen andern Weg sah, um weiter und aus der augenblicklichen schwierigen Lage nur herauszukommen.

Als am 25. August endlich aufgebrochen werden sollte, hatte der edle Araber noch schnell Barth's besten Packochsen verkauft und gab vor, daß er gestohlen sei. Den Verlust hatte Barth verschmerzt, als ihn plötzlich die Gefahr bedrohte, als Christ erkannt zu werden, der den Namen eines gläubigen Muhamedaners und die heiligen Würden eines Scheriff durch frevelhafte Anmaßung führe. Es gesellte sich nämlich ein Araber aus Tissit zu ihm, der kürzlich über St. Louis aus Mecca zurückkehrend Europäer und östliche Araber kennen gelernt hatte und plötzlich im Gespräche sein Erstaunen über die für einen Scheriff ungewöhnlichen Kenntnisse des Reisenden aussprach. Er

nahm großes Interesse an Barth, hatte ihn beschenkt und begleitete ihn auf seiner prächtigen Schimmelstute eben eine Strecke, als dieser die Gefahr erkannte, in die er durch solchen Verkehr gerieth, und den neuen Freund schleunigst bat, sich nicht weiter zu bemühen.

Der Marsch ging gleich von Bambara aus durch weites, aber unbebautes Flachland, später etwas gewellt und mit Granit bedeckt, auf dem außer der giftigen Euphorbia ein Ueberfluß jener lästigen Klette (**Pennisetum distichum**) wild wuchs, welche das Vieh mit Vorliebe aufsucht und dessen Samen (Usak) eine Lieblingskost der Eingeborenen ist. Schon el Bekri weist im 11. Jahrhundert auf diese Samenkörner hin, wenn er in seiner Beschreibung Afrika's von diesen Berberstämmen sagt: „Und ihr Leben ist von Fleisch und Milch und Körnern, welche die Erde hervorbringt ohne Arbeit."

Mitten in Sumpfland, in dem Rindvieh- und Kameelheerden weideten, hatte Sſomki sein Lager aufgeschlagen. Er war ein Mann von mittlerem Wuchs, dem der weiße Bart etwas Ehrwürdiges verlieh und an dessen unfreundlichem Wesen der Reisende bald die Niedertracht des Walaters erkannte. Sſomki schien die Vermummung Barth's zu durchschauen, hielt aber an sich und verlangte nur das Lieblingsroß des Reisenden, das ihm der Walater bereits zugesagt zu haben schien. Es kostete Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß eine solche Gabe unter den augenblicklichen Umständen unmöglich sei; dagegen begabte Barth die Frauen des Häuptlings reichlich mit Tabak, nach dem sie großes Verlangen trugen.

Da es Absicht war, auf dem Niger die Reise bis Timbuctu fortzusetzen, so übergab Barth in Sſarayamo seine Kameele und Pferde bis auf sein Lieblingsroß dem Muhamed Bonyami zur Aufbewahrung und benutzte den nächsten kühlen Morgen, um sich von der Beschaffenheit der Hintergewässer des Niger-Systems durch eigene Anschauung ein klares Bild zu verschaffen. Er entdeckte, daß ein großartig ausgedehntes Netz von kanalartigen Seitenzweigen des Niger sich über das Land weithin ausbreitet und in der Zeit des Hochwassers die Communication auf die vorzüglichste Weise erleichtert. Der Arm von Fatta war 300 Schritt breit und augenblicklich ohne Strömung. Wegen des niedrigen Wasserstandes lagen augenblicklich indeß nur wenige Schiffe am Ufer, doch hatten dieselben bei 40 Fuß Länge, 8 Fuß Breite und eine vordere und eine hintere Abtheilung.

Kaum zurückgekehrt, empfing Barth den Besuch des Statthalters Othman, der sich angelegentlich nach Neuigkeiten aus Stambul und Arabien erkundigte. Der Scheriff mußte ihm imponirt haben, denn desselben Tages kam er nochmals mit vielen Vornehmen der Stadt und trug die dringende Bitte vor, Abd-el-Kerim möge ihnen bei der großen Dürre Regen verschaffen. Barth sprach zunächst viel mit ihnen über die Natur des tropischen Regens, dann sagte er ihnen laut die Fatha, das Eröffnungsgebet des Koran, vor und knüpfte an die Schlußzeile: „und führe uns nicht auf dem Wege der Irrenden!" die metaphorisch gewordene Begrüßungsformel: „Allah hokki ndiam!" die im Laufe der Zeit die Bedeutung von: „Gott behüte dich!" erhalten hat, ursprünglich und wörtlich übersetzt aber heißt: „Gott beglücke dich mit Regen!" Diese feine und geistreiche Wendung erfreute sich des Beifalls und herzlichen Gelächter's Aller, sobald sie sich erinnerten, wie glücklich ihre alltägliche Redensart bei dieser Gelegenheit angebracht war. Der Zufall wollte wieder, daß Nachts ein heftiges Gewitter mit viel Regen sich entlud, und nun fand andern Tags sofort dieselbe Procession zu dem „regenschaffenden Scheriff" statt, der sich dies Mal indeß auf eine freundliche Vermahnung zur Geduld beschränkte. Dem Statthalter selbst mußte er aber nicht blos noch ärztlichen Beistand leisten, sondern ihm auch für einen Besuch bei dem Scheich seinen Segen ertheilen. Wieder war der Erfolg günstig, und trotzdem konnte sich der gute Othman, als er später erfuhr, der Scheriff sei ein verkappter Christ gewesen, nicht beruhigen, worüber ihm denn el Bakay in humoristischem Sinn spöttische Briefe wiederholt zusandte.

Am letzten August konnte sich Barth endlich einschiffen. Für 10,000 Muscheln hatte er das größte Boot gemiethet, das eben alle seine Habseligkeiten faßte und, wie er hoffte, genug an Geschenken, um alle Häuptlinge damit gewinnen zu können. Er brachte schon die Nacht zum 1. Sept. im Boote zu, das ihn von dem Seitengewässer bald auf den Niger und dann stracks in den Hafen von Timbuctu bringen sollte. Morgens nach 7 Uhr begann die interessante Fahrt. „Es würde mir schwer fallen", erzählt er, „einen Begriff davon zu geben, welch frohes, beseligendes Gefühl mich belebte." Munter schlugen die Ruder in die klare Fluth und brachten das Schiff und den glückseligen Reisenden rasch genug vorwärts. Bald kam man an Stellen, wo das berühmte Wasserkraut Byrgu die Oberfläche voll-

ständig bedeckte, so daß das Boot, nun mit Stangen vorwärts gestoßen, auf einer grasigen Ebene dahinzugleiten schien. Das Byrgukraut wird als Viehfutter geschätzt und findet auch zu dem süßen Getränk Menschu und dem schlechten Syrup Kartu viele Anwendung. Außerdem aber kommen noch viele andere Wasserpflanzen (Nymphaea Lotus, Sserra-n-fussa 2c.) häufig vor. Nach einer Stunde glitt das Boot in einen offenern Arm des Niger, der von Bambara herzukommen scheint. Das östliche Ufer desselben war frei von Rohrgras und durch eine Gazellenheerde anmuthig belebt, die westliche aber hochbewachsen, auch mit Palmen und Tamarinden. Weiterhin, als das Wasser durch den üppigen Pflanzenwuchs bei einer Tiefe von nur 5 bis 8 Fuß wieder verengt wurde, begegnete man Fischerbooten, und kaufte einige sehr wohlschmeckende Fische, die zu den Cyprinus gehören.

Die Richtung blieb vorherrschend die nördliche. Gegen Mittag erreichte man Fatta, das sich schon vorher durch wohlangelegte Reisfelder, auf denen zahlreiche Arbeiter fleißig beschäftigt waren, andeutete. Von hier an bog das Wasser gegen Westen einem ziemlich kräftigen Winde entgegen, so daß die Ruderer schwere Arbeit hatten und doch nur langsam vorankamen. Um sich zu ermuthigen, begleiteten sie ihre Arbeit durch barbarischen, aber nicht unmelodischen Gesang zum Preise der Thaten des großen Askia, dessen Tacte mit den Ruderschlägen zusammenfielen. Wo auch der Strom dem Boote entgegen ging, fuhren die Ruderer lieber im dichten Rohrgras hin, unter welchem das Wasser ruhig war. Bald wurde das Wasser so tief, daß die 18 Fuß langen Stangen nicht mehr Grund fanden und nur die Ruder noch von Nutzen waren.

Der lange Zeit südwestlichen Richtung wegen fürchtete Barth, nach dem gefährlichen Hamd-Allahi statt nach Timbuctu zu kommen, doch wurde von dem Dorfe Geulo aus wieder mehr nach Norden gehalten. Da brach aber gleichzeitig mit der Dämmerung ein so gewaltsames Unwetter los, daß man in einer überwachsenen Bucht anlegen und besonders vor dem Sturmwinde Schutz suchen mußte. Nahebei lagen vier Fischerboote, während die Fischer um ein trauliches Feuer gelagert waren. Wasserthiere belebten die Scene, und unangenehm war nur, daß man, um an das Land zu kommen, durch das Uferwasser waten mußte, denn die Boote sind nicht so gebaut, um unmittelbar an das Land zu stoßen.

Günstige Strömung und fleißige Ruderarbeit brachte andern Morgens das Schiff schnell weiter, an Hirsefeldern und Dörfern mit schönen Bäumen vorüber, während hin und wieder große Krokodile und Kaimans auftauchten und einer der Bootsleute sich mit dem Harpuniren von Fischen vergnüglich beschäftigte. Bereits war die Breite des Armes 900 bis 1000 Schritt, während die Tiefe nicht über 18 Fuß war. Heerden und Hirten, Reiter und Fußgänger belebten das oft prächtige, von Tamarinden und Palmen bestandene Ufer. Das Dorf Meneſſengai, auf hohen Sanddünen gelegen, blieb zur Rechten, und weder die Bewohner noch das Boot störten zahlreiche Pelikane und Schwärme ähnlicher Vögel in ihrer Jagd.

Bald wurde die Richtung eine entschieden östliche, und das Wasser, auf dem der Nachen hinglitt, aus einer Seitenbucht ein edler Strom, in dessen Mitte man hinfuhr. Nur einmal legten die Schiffer an, um Gurunüsse zu kaufen, die höchste Leckerei für diese anspruchslosen, einfachen Menschen. Vor Abend wechselte die Richtung des Stromes noch häufig, von Südosten nach Norden; andere Erlebnisse, als den Kauf und das Harpuniren von Fischen, gab es nicht. Einmal bohrte sich eine Harpune tief in den Grund der Fluth und wurde erst nach mehrmaligem Tauchen wieder gefunden. Vor Einbruch der Dunkelheit wurde die ganze Breite des Flusses quer durchschnitten, dem Dorfe Banai entgegen, das mit seinen Abendfeuern zum Anlegen traulich einlud. Es war eine herrliche, genußreiche Fahrt über den wohl 1500 Schritt breiten, von keinem Windhauch durchfurchten Wasserspiegel, sagt Barth, und herrlich rein war der Himmel, als wir Morgens erwachten. Das Vieh wurde am Strande gemolken, und so konnte auch die köstlichste Milch zum Frühtrunk leicht herbeigeschafft werden. Die großen Städte, welche unter dem mächtigen Askia an diesem Ufer geblüht hatten, waren zerstört, und nur eine kleine Gegenwart umlagert den majestätischen Strom.

Mehrere Gewitter machten die Fahrt dieses Tages mühselig, und die nachfolgende auf feuchtem Lager verbrachte Nacht in hohem Grade unbehaglich. Doch begann der Sonntag (4. Septbr.) wieder günstig. Früh eingeschifft, wurde nur an einer von Menschen, Vieh und Geflügel belebten Insel gehalten, um die Leute ihr Gebet verrichten zu lassen. Dann ging es in einen 900 Fuß breiten Kanal, in dem die ersten Flußpferde sich zeigten, ungeschlachte Thiere, deren

Köpfe sich wie große Kasten über das Wasser hoben. In dem Dorfe Sjanyame wurde eines kleinen Kornhandels halber gerastet. Dann stach das Schiff in ein größeres Wasserbecken, und dies war der eigentliche Niger, der große Fluß, der, bald eine englische Meile breit, in feierlicher Pracht dahinrauschte und besonders beim Anbruch der Nacht einen majestätischen Anblick gewährte, als von der einen Seite die friedliche Sichel des Neumondes sichtbar wurde und von der anderen geräuschlose Wetterlichter aus einer dunklen Wolkenschichte über den Horizont hinzuckten. Von dem gewölbten Mattendache des Bootes gab sich Barth der ungestörten Betrachtung dieses herrlichen Schauspieles hin. Um sein Hab und Gut besser überwachen zu können, ging er auch diese Nacht nicht an das Land.

Ueberraschend war anderen Tages das Gewimmel der großen, gondelartigen Fahrzeuge, welche bei Korome zur Ausbesserung lagen und für die ausgedehnte Binnenschifffahrt der Wiederkehr des hohen Wasserstandes harrten. Der Hauptstrom des Niger nahm von diesem Dörfchen aus in einer Breite von $^3/_4$ Meilen seine Richtung nach Südosten, während der Arm, der nach Timbuctu führt, nur 300 Schritt breit ist, sich gegen Nordosten wendet und später durch weitere Abzweigungen noch unbedeutender wird. Auf der Fahrt nach Kabara, das seit ältesten Zeit als Hafen von Timbuctu gilt, wurde das Wasser einige Male so seicht, daß die Bootsleute ausstiegen, um watend das Schiff vorwärts zu schieben und über Untiefen hinweg zu heben. Trotz des oft ärmlichen Wasserstandes wurde während der Blüthezeit des Sonrhay-Reiches ein eigentlicher Flottenverkehr von Timbuctu aus nach Garho einerseits und Djenni andererseits unterhalten, und die Bedeutung desselben war so groß, daß ihm ein besonderer Admiral vorstand.

In Kabara ging Barth an's Land und brachte auch das Gepäck in das geräumige Quartier, welches ihm angewiesen wurde. Von der Frau des Hauses erhielt er Speisen und Getränk in Fülle, leider verbrachte er aber die Nacht der unzähligen Mücken halber schlaflos und in äußerst unbehaglichem Zustande. Zugleich beunruhigte ihn eine Mittheilung, die er schon in Korome vernommen hatte, daß der Scheich el Bakay, der einzige Mann in Timbuctu, auf dessen Schutz er mit Sicherheit zählte, zur Zeit dort nicht anwesend, sondern in Gundam sei, um dort einen Streit zwischen den Tuareg und Berabisch

beizulegen. Andern Morgens besuchte er zuerst sein Pferd, das zu Lande hierher gebracht war, sich aber von dem Marsche und dem sehr häufigen Durchschwimmen der zahlreichen Flußarme zwischen Ssaramayo bis Kabara in äußerst kläglichem Zustande befand.

Kabara liegt auf einer frei am Ufer sich erhebenden Hügelung und besteht aus etwa 200 Thonhütten, die als Magazine dienen, und einer noch größeren Zahl Rohrwohnungen, die zwei kleine Marktplätze einschließen. Die 2000 Einwohner sind Sonrhay, nur die Beamten nicht, die bis auf den Hafenmeister der Fulbe-Nation angehören. — Voll Sorge, wessen Schutz er sich in Timbuctu anvertrauen solle, sendete er den Walater, aufs Beste geputzt, mit noch einem Diener dorthin voraus, um ihm einen anderen Schutzherrn ausfindig zu machen, und war eben mit seinen Grübeleien allein, als ein Tuaregh häuptling, Namens Kneha, bei ihm eintrat, eine imposante Figur, dazu schwer bewaffnet, und ein Geschenk forderte. Denn, sagte er, das komme ihm nicht bloß zu, weil er ein mächtiger Häuptling, sondern auch, weil er ein Dhalem (Uebelthäter) sei, der ihm viel Leid zufügen könne. Aber um sich nicht allen angeblichen Häuptlingen und Dhalems zinspflichtig zu machen, hielt Barth es für wichtiger, diesem Ersten ernstlich die Thür zu weisen, was denn nach einem lebhaften Wortwechsel endlich auch gelang. Nun aber kamen nach und nach gegen 200 Bewaffnete in sein Gehöft und sein Zelt, wohlbewaffnete und unheimliche Gestalten, die sich indeß darauf beschränkten, den so fremdartig aussehenden Mann mit neugierigen Blicken zu beobachten. Barth, dem es nicht geheuer war, legte sich mit ganzem Leibe auf seine zwei werthvollsten Kisten und hielt sich ebenfalls ruhig. Plötzlich zog die Bande wortlos, wie sie gekommen war, wieder ab, und Barth erfuhr dann, daß sie eben nur nach Kabara gekommen, um den Kneha aufzusuchen, der ein berüchtigter Straßenräuber sei und ihnen Viehherden weggetrieben habe.

Dritter Abschnitt.

Barth's Aufenthalt und Schicksale in Timbuctu.

Spät Abends trafen die Boten von Timbuctu ein und brachten sogar den Bruder el Bakay's, den Sidi Alauate, und einige seiner Schüler mit, die Barth als seine nächsten Beschützer aufs Ehrenvollste empfing und bewirthete. Es war wohl nicht gut, daß die Boten diesem Herrn schon anvertraut hatten, Barth sei Christ, denn nun fingen sie gleich Gespräche verfänglicher Natur an. Als Barth hervorhob, er sei von Stambul aus bestens empfohlen, wollte Alauate den betreffenden Firman sehen, der aber leider nicht in der wünschenswerthen Weise existirte. Hätte ihm die englische Regierung ein solches Dokument, wie er dringend gebeten hatte, nachgeschickt, so würde Barth, wie er zuversichtlich ausspricht, all der heillosen Plackereien überhoben gewesen sein, durch die er sich nun, oft genug mit größter Lebensgefahr, durchzuschlagen hatte.

Am 7. Sept. wurde endlich zum Aufzuge nach Timbuctu aufgebrochen. Das Gepäck machte noch Schwierigkeit, da es statt auf zwei Kameelen auf elf Eseln transportirt werden mußte. Auch Kneha kam nochmals mit begierigen Blicken heran, wurde aber mit Redensarten abgespeist, dann brach der Zug auf, durch einen sandigen, von den Tuaregbanden sehr gefährdeten Landstrich, auf dem noch wenige Tage vorher trotz seiner Kürze einige Kaufleute ausgeplündert und erschlagen waren. Der Himmel war bezogen, die Atmosphäre mit Sand gefüllt, und so entsprach die große Stadt mit ihren schmutzigen, dunkeln Thonmassen zunächst den Erwartungen des Reisenden keineswegs. Er mußte auch bald seine Aufmerksamkeit mehr auf seine Sicherheit, als auf die Stadt lenken, denn es kamen ihm zahlreiche Bewaffnete zur Begrüßung entgegen, darunter Personen, die ihn türkisch anredeten und in große Bedrängniß brachten. Alauate rieth ihm, in sorglosem Galopp vorzusprengen, den übrigen Begrüßern entgegen, und so hatte er sie bald hinter sich und eilte sicherer Herberge zu. Der Eintritt in die Stadt selbst ging durch Vorstädte von Schutt und elenden Rohrhütten. Aber der Gesammt-Charakter des

Stadtviertels Sfane-Gungu imponirte Barth sofort. Zweistöckige Häuser mit architektonischer Verzierung, dichte und wohlhabende Bevölkerung, wie der erste Blick erkennen ließ, — der erste Eindruck mußte günstig sein. In einer engen Straße, auf der nur zwei Reiter nebeneinander Platz hatten, kam man an el Bakay's Haus, wo Barth gebeten wurde, die üblichen Salutschüsse zu thun. Doch mußte er dazu seine Diener auffordern, da er in allen Läufen Kugeln hatte.

Die erste Vorsorge, welche er mit Alauate traf, war die, daß er als el Bakay's Gast allen übrigen etwaigen Besuchern sein Haus verschlossen hielt, bis der Scheich zurück sei. Dann war er sicher, nicht als Europäer und Christ erkannt zu werden, und konnte sich in Ruhe diejenige Erholung angedeihen lassen, der sein von den letzten Reisemühseligkeiten angegriffener Körper in so hohem Grade bedurfte. Als aber das Gepäck hereingeschafft wurde, waren auch sofort Ehrengäste in Hülle und Fülle da, die ihn willkommen hießen und offenbar an der fremdländischen Beschaffenheit seiner Reise-Utensilien Anstoß nahmen. Sie erkannten mit hinreichender Sicherheit, daß Barth nicht der war, für den er sich ausgab, und dieser, da er den Scheriff ohnehin ursprünglich nur für die Reise durch das Tuareggebiet, nicht für den Aufenthalt in Timbuctu spielen wollte, machte aus seiner Heimath und Religion bald kein Hehl mehr, sondern gestand offen und unbefangen selbst Alles, was er seiner Sicherheit halber gethan hatte und was ihm auch kein Verständiger verargen konnte. Dies offene Bekenntniß hätte auch für den Augenblick keine üblen Folgen gehabt, es war aber schlimm, daß nach der langen Ueberanstrengung seiner Geistes- und Körperkräfte eine Abspannung mit Fieberhaftigkeit eintrat, die ihm den bald nöthigen zähen Widerstand gegen Gefahren aller Art außerordentlich erschwerte.

Hammadi, der persönliche Feind und Nebenbuhler el Bakay's, hatte nämlich mit den in Timbuctu vorherrschenden Fulbe kaum gehört, ein Christ befinde sich in der Stadt, als auch dessen Tod von dieser mächtigen Partei beschlossen wurde. Dies blieb Barth kein Geheimniß und konnte es auch nicht, da sein einstweiliger Beschützer Alauate selbst die feindseligen Absichten der Fulbe dazu benützte, seiner Schützerrolle den möglichst hohen Werth zu geben und außer den verschwenderischen Geschenken Barth's in unverschämtester Weise noch

weitere Opfer von demselben zu fordern. An Kleidern, Waffen und geprägtem Silber empfing Alauate für mehrere Hunderttausend Muscheln, eine gewiß große Gabe, da Barth kaum noch über 1000 Thaler zu verfügen hatte, aber er durfte nicht geizen, wollte er nicht Alles auf das Spiel gesetzt sehen. Freilich versprach ihm Alauate, einen Theil dieser Geschenke in Barth's Namen und zu seinen Gunsten an Tuareghäuptlinge und den Herrscher von Hamd-Allahi zu senden. Es ist aber nicht geschehen und wäre dem Zwecke der Expedition und der Sicherheit Barth's so förderlich gewesen! Es war ihm bald klar, daß Freunde und Feinde ihm ein hübsches Maaß von Sorgen und Noth bereiten und ihn des triumphirenden Bewußtseins, bis Timbuctu vorgedrungen zu sein, einstweilen wenig froh sein lassen würden.

Aber mit den ringsum wachsenden Widerwärtigkeiten und Gefahren kehrte die Spannkraft seiner glücklichen Natur zurück. Er durfte und wollte sein Haus nicht verlassen, seine Begierde, das endlich betretene Timbuctu zu sehen, konnte er nicht befriedigen, so war er bemüht, sich vorsichtig den Umständen anzubequemen, und alle Gäste durch die Kraft seines Willens muthig und wohlgelaunt zu empfangen. Die Besuche beschäftigten seinen Geist, die angezwungene gute Stimmung wurde natürlich und dabei besserte sich auch sein leibliches Befinden.

Bewegung suchte er auf dem geräumigen flachen Dache seiner Wohnung, wo er auch fesselnde Augenweide fand. Sein Haus lag ziemlich inmitten der Stadt und wenn es auch nicht hoch genug war, daß er alle Moscheen hätte sehen können, so erhielt er doch einen belehrenden Einblick in die Bauart und Lage der Stadt im Allgemeinen, den Baustyl der meisten Häuser, das Getriebe auf den Straßen und genoß dazu die freie Aussicht auf das nördliche Viertel und gegen Osten bis weit in die Landschaft hinein. Unbequem war der Aufenthalt auf der Plattform des Hauses nur durch den üblen Brauch, dieselbe in solchen Fremdenwohnungen zugleich als — Abtritt zu benutzen. Ammer el Walati, der auch in Timbuctu noch bei seinen Schützlingen Obdach genommen hatte, konnte nicht begreifen, wie der Europäer daran Anstoß nehmen und ihm diese Bequemlichkeit untersagen konnte. Dann war es unbequem, daß die Zimmer des Daches zu niedrig waren, um Barth, wenn er sich oben umsah und erfrischte, den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen. Uebrigens war die Regsamkeit auf

den engen Straßen noch gering, da erst mit der Anschwellung des Flusses der Handelsverkehr und das Leben auf den Straßen beginnt.

Als geistiges Belebungsmittel diente unserm Reisenden daneben die Abfassung von Briefen nach Europa und die Anschaffung aller nöthigen Artikel, die in Timbuctu zu haben waren. So kaufte er für sich und seine Leute vier Stück Kaliko, und es interessirte ihn, daß dieser Stoff hier nicht bloß jetzt denselben Namen hat, wie in Europa, sondern nach el Bekri's Berichten auch schon vor 800 Jahren in Timbuctu Kaliko und immer nur Kaliko geheißen hat. Auch Alauate wollte Barth eine Freude machen, indem er ihm zusagte, auf seiner Abreise von Timbuctu ihn bis Bornu zu begleiten, da er eine Meccafahrt beabsichtigte, doch traute Barth diesem Herrn bereits durchaus nicht mehr und hielt einstweilen nur den Schutz für zuverlässig, welchen er sich selbst gewährte.

Schon in den nächsten Tagen zeigte es sich, wie begründet sein Mißtrauen gegen diesen Schutzherrn war. Ohne Zweifel nach wohlüberlegtem Plane mit dem Walater ließ derselbe ihm nämlich durch eine Sclavin sagen, er möge sein Haiwan, d. h. sein Vieh, seine Thiere, in das Haus von el Bakay's Schatzmeister schaffen lassen, es bedrohe ihn ein räuberischer Anfall. Die Sclavin wollte damit sagen, all' sein Hab und Gut, denn sie stammte aus der Wüste, wo eben alles Hab und Gut nur in Vieh besteht. Als Barth den wichtigen Sinn des Wortes Haiwan endlich verstand, blieb ihm auch die spitzbübische Absicht der beiden Gauner nicht lange verborgen, die, um ihren Raub an Barth's Besitz und die Beseitigung seiner Person noch vor des rechtlichen el Bakay's Rückkehr ausführen zu können, zunächst schlau genug ausgesonnen hatten, seine Person von den Sachen zu trennen. Sie hatten aber sicher nicht darauf gerechnet, daß ihr Manöver, statt den Europäer einzuschüchtern, die gerade entgegengesetzte Wirkung haben würde. Barth, auf's Aeußerste entrüstet, fühlte seinen Muth entflammt, und als die beiden Gauner bald darauf erschienen, um den Erfolg ihres Schreckschusses zu sehen, fanden sie ihn selbst und seine Diener unter den Waffen und hinlänglich gerüstet, selbst einen ernstlichen Angriff abzuschlagen. Alauate fragte erstaunt, ob er denn gegen die ganze Stadtgemeinde kämpfen wolle, und als Barth erklärte, daß er das allerdings Willens sei, murmelte er etwas in den Bart von: „Guët e'Rum!" — „Stärke der Christen" —

und betheuerte dann wiederholt, daß der Reisende unter seinem Schutze nichts zu fürchten habe. Ob damals wirklich ein feindlicher Plan gegen ihn im Werke gewesen war, erfuhr Barth nicht, aber er hatte durch seine Entschlossenheit Alauate gegenüber eine vortheilhaftere Stellung gewonnen.

Unermüdlich, seinem Schützling näher zu rücken, versuchte Alauate nach einigen Tagen, denselben zum Islam zu bekehren, und sah sich bald in eine ernstliche Disputation über die Vorzüge der christlichen und muhamedanischen Religion verstrickt, eine Disputation, der einige seiner Schüler beiwohnten und die er vielleicht deshalb plötzlich abbrach, weil er erkennen mußte, daß er gar zu ersichtlich den Kürzern zog. Desselben Tages — es war am Abend des 13. Sept. — traf ein wohlwollendes und sehr beruhigendes Schreiben von dem braven und einsichtsvollen el Bakay ein, das Barth so erfreute, daß er sofort in einem langen Antwortsschreiben seinen Dank, die erhabenen Absichten der englischen Regierung, den zum Welthandel so äußerst günstigen Lauf des Niger auseinandersetzte und hinzufügte, er habe im fernen östlichen Sudan so viel Rühmliches von el Bakay's Einsicht, Gerechtigkeit und Macht gehört, daß er mit seiner Mission und der Sorge für seine Sicherheit sich am Liebsten und ganz vertrauensvoll an ihn zu wenden beschlossen habe. Dieser Brief, durch den die Achtung und das gute Einvernehmen zwischen beiden Männern festgestellt wurde, erfreute el Bakay so, daß er ihn den Häuptlingen der Tuareg, Sonrhay und Fulbe mit größter Genugthuung wiederholt vorgelesen und dadurch dazu beigetragen hat, in den Ideenkreis dieser Leute wenigstens einige richtige Begriffe von der großen Welt zu bringen.

Die Regenzeit, die in Timbuctu überhaupt in den September fällt, belästigte Barth, obgleich er das Haus nicht verlassen durfte, nichtsdestoweniger in hohem Grade. Die Feuchtigkeit, welche in sein übrigens nicht unbequemes Haus eindrang, machte ihn wieder fieberkrank. Er fühlte sich in Folge dieses Leidenszustandes am 26. Sept., an dem el Bakay endlich Morgens 3 Uhr nach Timbuctu zurückkehrte, so matt, daß er seinen edlen Beschützer nicht gleich desselben Tages besuchen konnte. Dieser sandte ihm indeß alsbald neue Versicherungen seines Wohlwollens und besten Schutzes auf seiner Rückreise und

zugleich zwei Rinder, mehrere Schafe, zwei große Gefäße mit Butter und zwei Kameelladungen Reis und Negerhirse.

Am 27. Sept., als Barth zur ersten Audienz bei el Bakay sich rüstete, gedachte er lebhaft seines Freundes Overweg, dessen Todestag dieser Tag war und den er, wie er dankbar erkannte, trotz großer Gefahren und Mühseligkeiten nun bereits um ein Jahr überlebt hatte. Nach noch einem Jahre hoffte er wieder in der Heimath zu sein. Er konnte nicht ahnen, daß er noch acht Monate in dieser Gegend schmachten sollte, daß el Bakay's Macht nicht so groß war, wie sein Wille gut, — hätte er gewußt, was ihm bevorstand, er würde bei seiner damaligen Kränklichkeit wohl den Muth und damit auch die zu seiner Selbsterhaltung nöthige Kraft verloren haben, aber glücklicherweise, wie er sich ausdrückt, enthüllt die Vorsehung dem Menschen nicht das Geschick, welcher seiner wartet, und er ringt und kämpft sich so in rastlosem Streben durch das Leben, unkundig, wohin es ihn führen wird.

El Bakay empfing Barth in der Bel-étage seines Palastes und stand von seinem Sitze auf, um den Gast ohne alles Ceremoniell, aber um so herzlicher zu begrüßen. Fünfzigjährig, mittelgroß und von vollem Wuchse, hatte er gemüthreiche, kluge, fast europäische Züge, schwärzliche Haut und einen bereits ergrauenden Backenbart. Tobe, Beinkleid und Turbanshawl waren schwarz und einfach. Sein Neffe Chottar und zwei Schüler waren bei ihm. Von dem feinen sechsläufigen Pistol, das Barth ihm als Vorläufer weiterer Geschenke zugesendet hatte und das ihn sehr erfreute, kam die Rede auf den Tod des Major Laing, dessen Körperstärke und ritterlichen, edlen Charakter, und wie ihn die Tuareg ausgeplündert und schon beinahe erschlagen hätten, zum Theil noch aus Zorn über Mungo Park, der vor seiner Ermordung viele der Ihrigen erschossen und erschlagen hatte. Auch fragte er, ob London wirklich, wie der Rais, der Major, nämlich Laing, versichert, 20mal 100,000 Einwohner habe.

Nach der nochmaligen Versicherung, daß Barth in der Stadt durch seinen Schutz hinlänglich gesichert sei und daß auf seiner späteren Reise ihn Bakay's treuesten Anhänger geleiten sollten, verabschiedete sich Barth und sandte nun erst die Geschenke an Kleidern, Stoffen, geprägtem Silber (20 spanische Thaler) und manches Andere, im Gesammtwerthe von 36 Pfund Sterling. Bakay ließ sofort seine

Zufriedenheit und seinen Dank sagen und sprach nur den Wunsch aus, die englische Regierung möge ihm nach Barth's glücklicher Heimkehr noch einige Feuerwaffen und arabische Bücher schenken.

Leider fühlte Barth sich in den folgenden Tagen sehr unwohl und in einem so gereizten Zustande, daß er eines Tages bei Bakay mit Alauate in einen heftigen Wortwechsel gerieth, den Bakay, obwohl er seines Bruders Unrecht erkannte, nicht stark genug war, durch einen Verweis des Unrechts zu Ende zu bringen. Wohl aber ließ er Barth den Revolver wiederholt öffentlich abschießen, um ihm bei den Einwohnern Respect zu verschaffen, die nun glaubten, der Fremde könne unausgesetzt so lange schießen, wie er wolle.

Aus den Nachrichten, die Barth jetzt und später in Gando aus Ahmed Baba's Geschichtswerke zu ziehen Gelegenheit hatte, folgert er, daß früher die Tombo in der Gegend des jetzigen Timbuctu gesessen und daß zuerst die Sonrhay das Wort Tumbutu gebildet haben, aus dem die Tuareg Tumbûtcu, das spätere Tumbuctu und Timbuctu, machten. Dieser Ahmed Baba verfaßte um 1640 eine für seine Verhältnisse vortreffliche Dynasten- und Kriegsgeschichte des Sonrhayreiches und war ein Mann von großer Gelehrsamkeit, der durch Wort und Schrift großen Einfluß übte und seines achtbaren Charakters halber selbst in der Gefangenschaft Dhehebi's aufs Höchste geehrt wurde. Sein Geschichtswerk, das einen ansehnlichen Quartband bildet und aus dem Barth in Gando Auszüge nehmen durfte, bezeichnet derselbe als einen der bedeutendsten Beiträge, die das gegenwärtige Zeitalter zur Kenntniß der Geschichte der Menschheit in einem bisher fast ganz unbekannten Zweige geliefert hat. Baba giebt genau die Grenzen des alten Sonrhayreiches an und hebt ausdrücklich hervor, daß Timbuctu vor seiner Unterjochung durch Kunkur Mussa (Moses), den berühmten König von Melle, keinem einzigen fremden Herrscher unterworfen gewesen sei. Nur war die Stadt freilich, die ursprünglich von Tuareg gegründet ist, ein unabhängiger Ort für sich und mit den umliegenden Ländern keineswegs eng verknüpft. Die Sonrhay hätten dann in jener Zeit andere Sitze gehabt und zwar wahrscheinlich von Burrum, dem großen Knie des Nigers, am Flusse abwärts, bis sie sich Timbuctu näherten und die Sitze der Tombo einnahmen. Der Islam drang nach Ghana und Melle, den größern westlichen Königreichen vor der Blütheperiode der Sonrhay-Nation, von Norden

her ein, nach Sonrhay aber von Aegypten aus, mit welchem Lande es in jener Zeit Verbindungen jeder Art sich erfreute. Nur die Regierungsform nahm es von Melle und Ghana an und hatte vor 622 schon 22 selbstständige Könige, wie Baba berichtet. Der erste fiele also in die Zeit von Christi Geburt.

„Della stirpe di Libia" stammte die älteste Sonrhay-Dynastie der Sa, wie Leo Africanus berichtet, und Sa Alayamin war der Sonrhay-Fürst, der zuerst seine Residenz in Kukia im Beginn des 7. Jahrhunderts aufschlug. Um 893 herrschte der große Abu Yesid, der über Wargela (Bakalitis des Ptolemäus) seine Züge bis Nord-Afrika ausdehnte. Wir ersehen hieraus, sagt Barth in seinen äußerst sorgfältigen Untersuchungen über die Geschichte der Sonrhay, daß der Handel zwischen Nord-Afrika und dem Negerlande unendlich viel älter ist, als man jemals vermuthet hat. Yesid selbst war in der wichtigen Handelsstadt Gogo geboren, doch blieb Kukia noch die Residenz des mächtig anwachsenden Sonrhay-Reiches. Um 1009 herrschte Sa Kassi, der 15. Fürst der Dynastie der Sa in Kukia, und er war es, der den Islam annahm und so befestigte, daß nach el Bekri's Bericht über das Negerland nach ihm nur noch ein Moslem König sein konnte. Jeder Herrscher erhielt als Emblem seiner Würde einen Ring, ein Schwert und ein aus Aegypten stammendes Exemplar des Koran. Damals wurde Gogo, an der Straße nach Aegypten gelegen, besonders durch seinen Handel mit Gold, Kupfer, Salz, Muscheln und Glasperlen mehr und mehr ein Marktplatz von vorwiegender Bedeutung. Der große König von Melle, Kunkur Mussa, hatte bereits viele Negerreiche unter seinem Scepter vereinigt, als er 1326 seine großartige Meccafahrt antrat und dann vielerwärts, so besonders auch in Timbuctu, sich durch den Bau von Moscheen große Verdienste um den Islam in den eroberten Ländern erwarb. Auch Timbuctu wuchs unter ihm, doch erlag es 1329 den Einfällen der heidnischen Mossi, die es mit Feuer und Schwert verheerten, und mußte nach seiner Wiedereroberung von Kunkur fast ganz von Neuem gebaut werden. In der Abhängigkeit von Melle blieb es das ganze folgende Jahrhundert. Dann kam es wieder in die Hände der Tuareg, die es zuerst milde regierten, bald aber in übermüthigster Weise dort wirthschafteten, bis sich der Sonrhay-König Sonni Ali, „der große Tyrann und berüchtigte Bösewicht", verwüstend und plündernd der

Stadt bemächtigte. Aber sie blühte schnell wieder auf, und damals war es, daß Portugal Verbindung mit Timbuctu suchte und in Wadan eine Factorei errichtete. Von einem Kriegszuge gegen Gurma heimkehrend, ertrank Sſonni Ali in einem reißenden Strome, und ihm folgte der ausgezeichnete friedliebende Muhamed ben Abu Bakr, von dem Baba sagt, Gott habe sich seiner bedient, um die wahren Gläubigen von ihren Leiden und ihrem Elende zu erretten. Er war ein geborener Sonrhay (Nigrita) und wurde erst nach blutigen Schlachten gegen den Sohn Sſonni Ali's König und nannte sich als solcher Askia. Er befestigte sein Reich nach allen Seiten und machte dann 1495 mit Prinzen und Gelehrten, mit 1500 Bewaffneten und großen Schätzen seine Meccafahrt, die viel zur Verbreitung seines Ruhmes und der Anerkennung des Sonrhay-Reiches beitrug. Noch 30 Jahre focht er in unzähligen Feldzügen, von denen er fast stets siegreich zurückkehrte. Alt und schwach wurde er von seinen Söhnen hart bedrängt und endlich zur Abdankung gezwungen. Auch unter seinem Nachfolger Askia Mussa sandten 1534 die Portugiesen Gesandte nach Sonrhay und zwar von Elmina aus, ihrer Colonie an der Goldküste. Als nach mehreren unbedeutenden Herrschern 1582 el Hadj den Thron bestieg, der in den Bürgerkriegen gegen häufige Empörer mit Glück focht, begann große Gefahr von Marocco aus dem Lande zu drohen. Der geniale Fürst dieses Landes, Mulai Ahmed, sandte zuerst reiche Geschenke, aber el Hadj erwiederte dieselben durch reichere Gegengaben, bei denen sich z. B. 80 Eunuchen befanden. Dann schickte Mulai ein Heer von über 20,000 Mann mit der ausdrücklichen Weisung: „Und er befahl ihnen zu nehmen, was dort von den Städten war an der Küste des Meeres", aber die Armee kam auf dem Marsche vor Hunger und Durst um. Ebenso mißglückten andere Angriffe, während indeß wüthende Bürgerkriege Sonrhay zerfleischten.

Es war 1588, als Mulai den Djodar, seinen tapferen Eunuchen, mit 3600 Musketieren gegen Sonrhay sandte, der in allen Treffen gegen dessen neuen König Issſhak Sieger blieb, das Land aber einer dauernden Besetzung nicht für werth hielt und mit Issſhak wegen einer Ablösungssumme zu verhandeln begann. Darüber ergrimmte aber Mulai, der es als Eroberer und Länderbesitzer seinem Freunde Philipp II. von Spanien gleich thun wollte, sehr. Er setzte Djodar ab und ließ an dessen Stelle den Mahmud nach Sonrhay marschiren.

Djodar hatte sich inzwischen nach Timbuctu begeben und alle Thore bis auf eines, das er mit seinen Musketieren leicht beherrschen konnte, zugemauert. Mahmud trat an seine Stelle und schlug sehr bald den Isshak, der nicht eine Muskete besaß und die kleine Kanone, die er von den Portugiesen zum Geschenke erhalten hatte, nicht zu gebrauchen verstand. Isshak floh und vermochte es auch später nicht, irgend eine Diversion zu seinen Gunsten gegen das wohldisciplinirte Heer Mahmud's auszuführen, bei dem sich eben 3600 Mann mit guten Luntenflinten befanden. Er hatte vortreffliche Truppen und entwickelte selbst eine löbliche Energie, aber vor der mörderischen neuen Waffe mußte er stets weichen und sein herrliches Sonrhay-Reich zusammenbrechen sehen. Er floh mit seinen Freunden nach Tera, aber da die Bewohner ihn nicht zu schützen vermochten, so „schied man von einander und wünschte sich Lebewohl. Der König Isshak weinte und seine Höflinge weinten, denn es war das letzte Mal, daß sie einander sahen."

Das Geschick der Sonrhay war entschieden. Isshak wurde von keinem Moslemfürsten aufgenommen, er irrte lange flüchtig umher, bis sich die Heiden in Gurma des Exkönigs, der sie noch vor zwei Jahren bekriegt hatte, erbarmten. Aber ob sie ihn doch fürchteten, nach zwei Jahren wurde er mit seinem ganzen Anhange von ihnen hingerichtet. Das Reich war indeß von blutigen Kriegen heimgesucht, nur im Westen ließen die Maroccaner einige nationale Unabhängigkeit bestehen und Timbuctu wurde der Sitz der muhamedanischen Gelehrsamkeit und Intelligenz. Das mochte aber auch die Ursache sein, daß die Einwohner freiere Institutionen wünschten. Es kam zu neuen Kämpfen, die Stadt ging in Flammen auf und es war schon Befehl gegeben, alle Einwohner hinzumetzeln, als ein Friedensabschluß noch glücklich vermittelt wurde. Ruhe und Behaglichkeit stellten sich wieder her und es kamen sogar viele Ausgewanderte zurück, unter ihnen der Hafenaufseher, dem es sodann gelang, die Schifffahrt nach dem oberen Laufe des Niger wieder zu beleben.

So war das große Sonrhay-Reich dem aufblühenden Marocco unterlegen, ohne indeß in das letztere vollständig aufzugehen. Durch Heirathen mit den Eingeborenen entstand bald eine Mischlingsrace, die ihr Interesse nur an die neue Heimath knüpfte und Marocco vergaß und dessen Einfluß lähmte, ohne freilich dem Reiche eine feste Organisation zu geben. Der eingeborene Sonrhay Historiograph Baba,

der diese Zeit selbst erlebte und aus der Gefangenschaft in seine Heimath zurückgekehrt der Darstellung der traurigen Geschicke derselben seine letzten Lebensjahre widmete, sagte von Sonrhay: „Es gehört zu jenen Ländern, die vor den meisten anderen durch ein behagliches Leben, Fülle, Frieden und allgemeines Wohlergehen beglückt sind. Und dies Alles war die Folge der Regierung des großen Askia, herbeigeführt durch seine Gerechtigkeit und die Macht seiner königlichen Gewalt, die nicht nur in seiner Hauptstadt, sondern in allen Districten des ganzen ungeheuren Reiches in voller Kraft wirksam war. Plötzlich nun hatte sich durch Mulai von Marocco Alles geändert. Auf die friedliche Ruhe war ein Zustand steter Furcht, auf das behagliche Leben waren Verwirrung und Leiden gefolgt. Untergang und Mißgeschick nahmen die Stelle des Wohlergehens ein, die Eigenthümer des Landes begannen überall den Kampf miteinander, Eigenthum und Leben waren fortwährend gefährdet. Dieser verderbliche Zustand, einmal ins Leben gerufen, griff um sich, wuchs an Kraft und erhielt endlich die Oberhand über alle Länder des Reiches." Es war um das Jahr 1640, wo Ahmed Baba diese Worte niederschrieb.

Was folgte, waren Usurpationen, Entthronungen und Fürstenmorde; die einzelnen Theile kamen vorübergehend zu Gewalt und Ansehen. Kaua, der 70 Jahre über die Auelimmiden herrschte, gründete 1780 am Nordufer des Niger das mächtige Reich Aussa. Im Anfange dieses Jahrhunderts erst wurden nach Ritter's Ansicht die Mauren gänzlich vertrieben und Timbuctu wieder eine freie Negerstadt, also unmittelbar vor Mungo Park's Beschiffung des Niger in dem Jahre 1805—1806. Lebbo brachte 1816 das heilige Banner von Gando und wurde nach und nach Herr über Massina, 1820 besiegt und vertreibt er auch Chalaidjo von Konari, der indeß noch lebt und in sein Reich wieder eingesetzt zu werden hofft.

Inzwischen rückten seit 1826 die Fulbe von Massina aus gegen Timbuctu vor und besetzten die Stadt. Sie waren es, die den Major Laing am 22. September 1826 aus der Stadt verwiesen. Er reiste unter dem Schutze Abeda's ab, wurde aber wahrscheinlich von diesem selbst und von Habib am 24. Sept. erschlagen. Vom 20. April bis 3. Mai 1828 befand sich der Franzose Caillié in Timbuctu, doch hatte man, da er arm und flüchtig war, von seinem Aufenthalt keine Notiz

genommen, und diesem Umstande allein hatte er vielleicht seine Rettung zu verdanken.

Auch die Nachricht von Barth's Anwesenheit in Timbuctu war kaum nach der Hauptstadt von Massina, Hamd-Allahi, gedrungen, als Ahmedu, der 1853 den Thron Sidi Muhamed's bestiegen hatte, ein unerfahrener und unverständiger junger Fulbe, sofort beschloß, den Christen zu vertreiben. Seit der Eroberung Timbuctu's im Jahre 1826 ist ihm die Stadt dem Namen nach unterworfen, doch hatte er augenblicklich nur eine schwache Fulbe-Partei in der Stadt, die ihm gehorchte, und auf diese übte Hammadi, der Nebenbuhler el Bakay's, um so mehr Einfluß, als er Ahmedu anverwandt ist. Nun wurde die Lage Barth's auch deshalb um so bedenklicher, als zwanzig Musketiere die Ueberbringer dieser heillosen Post waren und die Macht Hammadi's so vermehrten, daß derselbe sofort es wagte, einen offenen Aufruf zu erlassen, in dem er Gehorsam gegen den Befehl des Scheichs forderte und es aussprach, wenn der Fremdling Widerstand leiste, so solle man sein Leben nicht schonen.

Die politischen Verhältnisse waren es hauptsächlich, die Barth's Lage gefährlich machten, ihm anderer Seits aber auch die mögliche Sicherheit verbürgten. Es war für den Sonrhay-Häuptling el Bakay mehr als bloße Ehrensache, jeden Angriff auf seinen Schützling abzuweisen. Denn jeder Schlag, den die Fulbe Barth versetzten, traf auch ihn und die ganze Partei der Sonrhay. Bei seinem schwachen Charakter ließ sich deshalb nicht erwarten, daß er ernst und ganz ehrlich nur seines Schützlings Bestes verfechten werde. Sein Parteiinteresse bewog ihn, von dem ersten guten Entschlusse, Barth's Abreise, wenn er sie wünsche, auf jede Art zu unterstützen, abzugehen und als Zeichen seines Widerstandes gegen Ahmedu's Ausweisungsdecret den „Besuch seines Gastes" möglichst zu verlängern. Diese Treulosigkeit seiner neuen Handlungsweise hatte also offenbar ihren Grund in politischen Erwägungen. Während der Walater übrigens bemüht war, Barth aus el Bakay's Händen in die Ahmedu's zu bringen, damit er seinen Raub, den nur el Bakay's Ehrlichkeit verhinderte, ausführen könne, war er auch bemüht, ihm ein Mittel ausfindig machen zu helfen, um Barth jedenfalls noch für lange Zeit an Timbuctu zu fesseln.

Dies Mittel fand sich. Es war beschlossen, Barth solle bei seiner

Abreise ein längeres Schreiben an die Königin von England mitnehmen, um das gute Einvernehmen zwischen England und Timbuctu fest zu begründen; auch wollte el Bakay einige Gegenstände erbitten. Am Abend des 3. October wurde Barth plötzlich und zu seinem äußersten Entsetzen mitgetheilt, das Schreiben solle direct abgehen, er aber so lange als eine Art Geißel zurückbleiben, bis die Antwort und die gewünschten Gegenstände eingetroffen seien.

Andern Morgens schickte ihm Barth sofort einen einfachen Protest, er möge thun, was er thun zu dürfen glaube, die englische Regierung werde ihm aber gewiß auch nicht eine Nadel senden, ehe er nicht für seines Gastes sichere Heimkehr das Nöthige veranlaßt habe. Offenbar rührte dieser unsaubere Plan von dem Walater her, dem es gelungen war, sich bei Bakay einzuschmeicheln, der aber besonders bei Alauate die unredlichen Gelüste auf Barth's Besitz nährte. Sein Wirth erklärte sich bereit, ihm sein Roß und seine Doppelbüchse sicher zu verwahren, falls er sie ihm anvertrauen wolle. So lange nicht, antwortete Barth unbedenklich, als noch mein Kopf seinen Platz zwischen den Schultern einnimmt. Dieser Tag sollte ein wahrer Unglückstag sein. Ein Gewitter mit heftigem Regenfall ließ nicht nach und setzte nicht bloß das Quartier Barth's unter Wasser, sondern durchbrach auch die Mauer der Gepäckkammer, so daß der Regen frei eindrang und schnell Alles beschädigte. Die Handwerker der Stadt wollten die Ausbesserung aus Furcht vor den Fulbe, ihren nominellen Herren, nicht übernehmen, und so mußte Barth selbst mit seinen Dienern eine neue Mauer oder wenigstens ein verbarrikadirendes Dornverhack ziehen, denn es drohte nicht nur Raub, es konnte durch die Oeffnung auch eine Rotte mordgieriger Fanatiker eindringen.

Wie Barth mit Recht gehofft hatte, war der nachtheilige Einfluß des Walater's auf el Bakay nur von kurzer Dauer. Der redliche Scheich konnte sich von dem niederträchtigen Intriganten wohl bestricken lassen, er konnte aber nicht mit ihm in Gemeinschaft bleiben, sobald er sich von dessen ehrloser Gesinnung überzeugte. Und nun erfuhr Bakay, daß der Walater Barth's Kameele in Aribinda — verkauft habe! Sofort befahl er ihm, die Thiere zur Stelle zu schaffen, und theilte Barth selbst die Angelegenheit mit. Zugleich erklärte er, daß er sich Ahmedu's Befehlen nicht fügen werde, und daß er beschlossen habe, ein Lager außerhalb der Stadt zu beziehen, um den

Fulbe zu zeigen, daß er ein mächtiger Gebieter sei und mächtige Bundesgenossen zu Freunden habe. Er war wirklich mit verschiedenen Häuptlingen in Verbindung getreten.

Wie wenig übrigens der schwache el Bakay seinen Sicherheitsmaßregeln traute, ging daraus hervor, daß er in der Nacht des 9. October um 2 Uhr selbst zu Barth ins Haus kam, um ihn auf das Dringendste zu bitten, ja sorgsam auf der Hut zu sein, es sei ein Angriff im Werke. Barth bezog mit seinen wohlbewaffneten Dienern die Plattform des Hauses, doch verging die Nacht ruhig. Am 11. October wurde unter Zulauf der neugierigen Einwohner das Lager bezogen, das sechs englische Meilen außerhalb bereits aufgeschlagen war und aus großen baumwollenen und kleinen Lederzelten bestand. Für Barth war ein Zelt aus Kameelhaar bestimmt, das Eigenthum Chalilu's, der sich mit zwei Lieblingsknaben des Scheich von 4 und 5 Jahren schon im Lager befand und mit Beiden dem Zuge entgegen kam.

Still und einfach verstrich die Zeit im Lager. Bakay trieb mit seinem deutschen Freunde — Politik, er setzte ihm auseinander, daß er Galaidjo mit Hülfe der Tuareg wieder zum Herrscher von Massina machen und den Lebbo's die Herrschaft entreißen wolle, Barth aber hegte sehr begründete Zweifel, daß sein edler Freund zu solchen Unternehmungen die Ausdauer und den Muth habe. Jedenfalls freute Barth sich der Luftveränderung und der heiteren Umgebung des Lagers, der von Heerden belebten Gehänge des Hügels, der in den Bäumen flatternden weißen Tauben, der Züge von Eseln, die Wasser schleppten, der Gruppen von Schülern, die ihre Gebete und Koransprüche lernten und sangen. Die Abendgesänge im Freien klangen besonders nicht unmelodisch, und von ergreifender Wirkung war es, wenn das Echo die schönen Verse in ihrem melodischen Fall wiederhallte. Ernste Unterhaltungen wechselten mit dem Empfang besuchender Tuareg, die sämmtlich mit Solinger Klingen bewaffnet waren.

Am 13. October wurde ein Ritt in die Stadt gemacht. Auch Barth mußte sich vollständig bewaffnen, um den Fulbe die Gefährlichkeit eines etwaigen Angriffs vor Augen zu führen, obwohl es ihm unlieb war, dadurch die Gegner Bakay's zu reizen und weiteren Anlaß zum Zerwürfniß zu geben. Die nächsten Tage wurden wieder ernstliche Versuche gemacht, Barth zum Islam zu bekehren, doch wußte Barth

die Vorzüge seiner Religion so treffend zu entwickeln, daß man endlich von dieser Quälerei abließ. Bald im Lager, bald in der Stadt hatte Barth jetzt Gelegenheit, seine Kenntniß der Stadt zu vermehren und Briefen nach Europa, die er damals absendete, wenigstens einen kurzen Bericht über Timbuctu, die politischen und seine eigenen Verhältnisse beizulegen.

Der Emir Kauri war lebhaft für den Reisenden eingenommen und ließ ihm, wo er konnte, Rath und Schutz angedeihen. Doch war dies auch nöthig, da seine Feinde kein Mittel unversucht ließen, den Ungläubigen zu gefährden. So war es nur ein indirecter Angriff auf ihn, daß die Fulbe am 27. Oct. einige Araber unter dem Vorwande in Ketten legten, sie hätten ihre Gebete vernachlässigt. Weiter hatte Kauri gewiß Recht, daß er Bakay von seinem Vorhaben abzubringen suchte, die Auelimmiden, einen Tuaregstamm, zu seiner Hülfe herbeizurufen. Das würde einen lebhaften Kampf zwischen Tuareg und Fulbe hervorrufen und die Abreise Barth's nur noch mehr gefährden.

Inzwischen hatte der Walater Barth's Pferde zurückgebracht, leider halbverhungert. Die Kameele wollte er nicht hergeben und benahm sich dabei so hinterlistig, daß Barth, um diese Spitzbüberei zu verhindern, dieselben dem Scheich zum Geschenk machte. Eine kleine Pistole, die Barth ihm früher gegeben hatte, überreichte der Schurke dem Hammadi, als käme sie von Barth; er wollte Bakay glauben machen, sein Gast beschenke seinen Feind und Nebenbuhler. Doch entlarvte ihn der Scheich sofort selbst und warnte Barth wiederholt, sich vor ihm in Acht zu nehmen. Solche und ähnliche Intriguen nahmen kein Ende.

Ein angemehmes Intermezzo gewährte ein Ritt nach der Hafenstadt Kabara, zu der Bakay seinen Gast einlud. Seit zwei Monaten Regenzeit hatte die Gegend sich wie verwandelt und prangte in den heitersten Farben. Das Buschwerk an der Straße war weggehauen, um den Tuaregs nicht ferner als Schlupfwinkel, von denen aus sie den Reisenden auflauerten, dienen zu können. Der Hafenaufseher behandelte die hohen Gäste auf das Freigiebigste und geleitete sie selbst an den Fluß, der sich jetzt wie ein mächtiges Wasserbecken ausdehnte.

Der Rückweg wurde an der Djingereber, der großen Moschee,

vorüber genommen. Der Bau ist schön und stattlich und machte auf Barth einen tiefen Eindruck. Den Hauptthurm umgiebt ein großes Gehöft. Ein Theil gehört unzweifelhaft dem Bau Mansſa Mussa's an, doch ist in späterer Zeit noch viel hinzugebaut, so daß der eigentliche Tempel jetzt neun Schiffe enthält und allein von Osten her jetzt sieben Eingänge in das Innere führen. Die Länge ist 262, die Breite 194 pariser Fuß, wie mit Barth's Leine genau abgemessen wurde. Bei dieser Betrachtung waren viele Neugierige zugegen, die sich übrigens keineswegs feindlich benahmen, sondern Barth sogar herzlich die Hand reichten.

Nach den Erfahrungen Barth's hat Petermann die Stadt Timbuctu im 17° 37′ nördl. Breite und 3° 5′ westl. Länge v. Gr. angesetzt. Mulai e Mehedi, ein Freund Barth's und sein Politikometer, da seine Freundschaft von dem Grade der Gefahr und Gunst, in der der Reisende sich befand, jederzeit geregelt wurde, sprach eines Tages gelegentlich aus, Timbuctu liege unter dem 18. Grade nördl. Breite. Sie liegt nur wenige Fuß über dem Niger, von dessen Hauptarme sie circa 7 Seemeilen entfernt ist, ist dreieckig von Gestalt und hat einen Umfang von 3 englischen Meilen, ist mithin keineswegs sehr groß. Doch steht es fest, daß die Stadt vor Zeiten weit bedeutender war, und daß z. B. die große Moschee Djingereber, die jetzt an der Stadtmauer liegt, in der Blüthepeiode des Sonrhay-Reiches den Mittelpunkt der Stadt bildete. Bemerkenswerth sind noch zwei andere Moscheen, von denen eine reiche Sonrhaydame die eine und ein Kadhi die andere erbaut hat. Die Straßen sind nicht gepflastert, eng und gewunden und haben eine Rinne in der Mitte, in die alles Regenwasser von den Dachrinnen abfließt. Freie Plätze fehlen außer den zwei wenig geräumigen Märkten, die Häuser, deren Zahl sich auf circa 1000 beläuft, sind aus Thonklumpen errichtet, doch giebt es außerdem noch viele Hunderte von Mattenwohnungen. Die Thonhäuser haben einen oder mehrere Binnenhöfe und meist alle noch Räumlichkeiten auf der Terrasse. Die Stadt wird in sieben besondere Quartiere eingetheilt, von denen das von den Ghadamssi-Kaufleuten bewohnte das stattlichste ist. Bagindi ist das niedrigst gelegene Quartier und soll seinen Namen von den Flußpferden (Banga) haben, die während der Ueberschwemmung von 1640 in demselben gehaust haben. Von der früheren imposanten Ausdehnung der Stadt liefern jetzt

nur noch die Schuttberge außerhalb der Thore Zeugniß. Außer den 5—10,000 Fremden, die zeitweilig ihren Wohnsitz in Timbuctu aufschlagen, hat diese weltberühmte Stadt, von deren Majestät bis in die letzte Zeit so viel gefabelt ist, gegenwärtig nicht mehr als — — 13,000 Einwohner.

War die Reise zum Flusse ergötzlich gewesen, so langweilte das spätere Lagerleben Barth um so mehr. Der Scheich hatte seine Frau bei sich, die er sehr liebte und mit der er seine Zeit auf das Beste verbrachte. Barth hatte nur Fanatiker und Proselytenmacher, denen er mehr zuhören mußte, als daß er ihnen frei von der Leber weg hätte begegnen dürfen. Ein Araber behauptete geradezu, die englische Regierung könne bei ihrer Mission mit Barth keinen andern Zweck gehabt haben, als den, ihr Land kennen zu lernen, um es dann zu erobern. Scherzend versetzte Barth: „Nein, aber wir hatten gehört, daß Ihr von Sand und Thon lebtet, da hat meine Herrscherin mich gesandt, um zu erforschen, wie das möglich sei, damit dann auf ähnliche Weise auch die Armen in unserem Lande versorgt werden könnten." Der Araber war geschlagen, el Bakay brach in das herzlichste Gelächter aus, fragte dann aber, ob die Religion und Weisheit der Christen es denn gestatte, daß es überhaupt bei ihnen Arme gäbe.

Einmal wurde ein Mann in das Lager geschleppt, der aus Eifersucht so zerschlagen war, daß er starb. Daraus darf indeß nicht gefolgert werden, die Sitten der Lagerfrauen seien nicht sehr rein. Das scheinen sie vielmehr in hohem Grade zu sein, wenigstens sind die Bestrafungen für Uebertretungen ihrer ehelichen Pflicht sehr streng; sie werden unbedingt gesteinigt. Mit Ausnahme der koketten Frauen von Walata, die gern einen Arm und eine Gesichtshälfte zeigen, leben die Frauen sehr eingezogen und gehen nur tief verhüllt, selbst die ärmsten. Die Sonrhay und die Tuareg haben in der Regel nur ein Weib, so auch el Bakay, von dem Barth sagt, er glaube kaum, daß es in Europa, besonders in den höheren Ständen viele Ehemänner gäbe, die am Weib und Kind mit mehr Innigkeit hingen, als sein Wirth in Timbuctu.

Inzwischen kam von Hamd-Allahi ein zweiter Ausweisungsbefehl, und el Bakay war im höchsten Grade unschlüssig, wie er sich gegen Barth, der unter voller Bürgschaft der Sicherheit abzureisen wünschte, benehmen solle. Einmal rieth er ihm sogar, sich zu den Tuareg zu

flüchten. Leider war Barth damals dergestalt von Rheumatismus geplagt, daß er ruhig in seiner Stadtwohnung blieb, in der der Scheich für seine Sicherheit sorgen mußte. Nur am 22. Oct. ging er noch einmal nach dem Lager, um die letzten vier seiner Kameele zurückzuerhalten, die indeß so elend waren, daß auch schon deswegen nicht an Abreise gedacht werden konnte.

Außerdem hatte sich der politische Horizont des Landes mehr und mehr getrübt, Krieg und Fehde wütheten nach allen Richtungen, die Verbindung mit Marocco war gänzlich unterbrochen. Trotzdem hielt el Bakay diesen directen Weg, auf dem Davidson von den Aarib erschlagen wurde, für den geeignetsten für Europäer und wollte dieserhalb mit den Aarib ein Bündniß schließen. Barth hielt es jedoch für sicherer und in wissenschaftlicher Hinsicht für weit ersprießlicher, unter geeignetem Tuaregschutz den Niger hinabzureisen, weshalb es ihn sehr bekümmerte, als er hörte, daß die Fulbe dem Tuareghäuptling Auab, dem er das meiste Vertrauen schenkte, sehr nachstellten. Die Uelad Ssliman und ihr Häuptling Abeda, der Mörder Laing's, hatten sich sogar eidlich verpflichtet, auch Barth zu tödten.

Gegen Ende November kam ein bewaffneter Fulbetrupp endlich wirklich in die Stadt und verlangte unter den härtesten Drohungen, Barth solle todt oder lebendig ausgeliefert werden. Dieser war eben im Lager und fürchtete zunächst für seine Sachen, weshalb er Nachts einen Diener in die Stadt sandte, seine Leute sollten jedes Stück auf seiner Stelle lassen und wohl Acht geben. Aber sie hatten die besten Kisten in ihrer Angst bereits in das Haus des Schatzmeisters des el Bakay geschafft. Barth blieb die Nacht voll Sorgen und vollständig bewaffnet wach und war froh, als endlich der Morgen des 1. Dec. graute und die Diener mit Barth's Freunde el Aisch ins Lager kamen. Aber sie berichteten, daß andern Morgens ein Angriff auf Barth's Wohnung erfolgen werde, und waren in großer Unruhe. Wie nahe Barth selbst die Gefahr drohte, sagte el Aisch nicht, so daß dieser sogar einige Diener mit den Pferden zur Tränke schickte, aber er postirte sich auf einen Hügel, von dem aus er den Weg in die Stadt übersehen konnte und verließ seine ängstliche Wache keinen Augenblick.

Der Tag war trübe, eine gedrückte Stimmung herrschte im Lager. Es war 2 Uhr Nachmittags, als zuerst el Aisch und dann ganz athemlos el Chalil in Barth's Zelt stürzten und das Heran-

galoppiren feindlicher Reiter meldeten. El Chalil rief laut: „Zu den Waffen, zu den Waffen!“ Und Barth hatte schnell nicht nur sein Doppelgewehr, drei Pistolen und einen scharfen Säbel ergriffen, er bewaffnete auch Chalil, Muchtar und andere Schüler des Scheichs und trat dann vor das Zelt, um nach den Feinden auszusehen. Der Scheich kam auch bereits auf seiner vortrefflichen weißen Stute herangesprengt und hatte, während er sonst als geheiligte Person stets unbewaffnet war, den sechsläufigen Revolver in der Hand, den Barth ihm geschenkt hatte. Weitere Mannschaft war in dem kleinen Lager nicht aufzubringen, es fehlte sogar an Waffen.

Inzwischen war ein Trupp der Reiter ziemlich nahe gekommen und während Barth zählte, daß ihrer dreizehn waren, kniete er nieder und legte sein Doppelgewehr auf den Anführer an. Der Scheich hielt neben ihm, während el Chalil und Muchtar auf den anderen Seiten mit gezückten Schwertern den Angriff erwarteten.

Der Scheich sprengte einige Schritte vor, mit der Drohung, es würde, falls sie näher kämen, Feuer gegeben werden. Wir wissen, in welchem Ansehen Barth's Schußwaffen standen, und wirklich hielt der Trupp an. Nur der Anführer kam näher und schützte vor, er habe ein Schreiben an den Scheich abzugeben, aber Barth's Beschützer antwortete sofort, im Lager werde er keinen Brief annehmen, er möge in der Stadt zu ihm kommen.

Die Reiter hielten untereinander Rath, was zu thun sei. Darüber kamen auch Barth's Diener mit den Pferden von der Tränke zurück und traten sofort zu ihm. Auch kam Alauate mit einer Schaar Bewaffneter, von denen einige Gewehre hatten, und nun war die Gefahr für den Augenblick vorüber. Man sah die feindlichen Reiter umkehren und langsam nach der Stadt zurückreiten.

Mit einem Trupp Tuareg, hoch auf ihren Mehara-Kameelen, beschlossen auch el Bakay und Barth in die Stadt zurückzukehren, und ihr Einzug war so sorglos und sicher, daß er den Hammadi vor weiteren Versuchen zurückschreckte. Derselbe war eben im Begriff, seinen ganzen Anhang zu sammeln und das Lager anzugreifen. In der Stadt wagte er es aber um so weniger, als der Scheich sofort seine sämmtlichen Schüler und Freunde bewaffnete und strenge Befehle an dieselben ergehen ließ. Auch Barth blieb die Nacht mit seinen

Leuten unter Waffen auf der Terrasse seines Hauses, doch blieb Alles ruhig.

Ueber den Brief Ahmedu's war el Bakay sehr empört, besonders auch über den Ueberbringer, der ein Mann von unedler Geburt war. Diesen Brief und einen zweiten an den Emir von Timbuctu legte der Scheich Barth vor. Der Inhalt ging entschieden dahin, der Christ solle ausgewiesen oder in so festem Gewahrsam gehalten werden, daß er nicht entfliehen könne. Die ganze Stadt war in Aufregung, und Barth mußte sich betrübt gestehen, daß er die Ursache und vielleicht der Anlaß neuer blutiger Bürgerkriege sei, neuer Angriffe der fanatischen Fulbe, die dann im Jahre 1855 auch wirklich erfolgt sind. Mit Ahmedu konnte er nicht hoffen, durch Geschenke noch in irgend ein gutes Einvernehmen zu treten. Wahrscheinlich wäre ein solcher Versuch auch von Anfang an gegen diesen Fanatiker erfolglos gewesen, der jetzt sein erbittertster Feind war. Er that das Einzige, was in seiner Lage klug war, er verhielt sich ruhig und beschenkte seine Sonrhayfreunde und die anwesenden Tuareg und besonders deren Häuptling, so reichlich es ihm seine sehr zusammen geschmolzenen Vorräthe gestatteten. Die Lage der Stadt wurde darüber eine täglich bedenklichere. Jeder revidirte seine Feuerwaffen, weshalb stets in allen Stadtvierteln Schüsse fielen, und die Kaufleute aus Marocco zogen zum Scheich, um ihm vorzustellen, daß man in ihrer Stadt, die Europa doch so nahe liege, mit einem Christen nie viel Umstände mache und sich um seine Rettung zumal nie in Ungelegenheit setzen ließe. Dieser ließ sich aber nicht irre machen, er schrieb sogar eigenhändig an Ahmedu und stellte ihn zur Rede, daß er ihm den Christen entreißen wolle, einen Mann, der in Sachen der Religion besser unterrichtet sei, als sogar er selbst, der von fernher als Gast zu ihm komme und durch das Gastrecht geschützt sein müsse.

Aber el Bakay mußte sich doch auch nach weiteren Schutzmaßregeln umsehen und veranlaßte den Stamm der Tademekket, zu seinem Beistande herbeizukommen. Und wirklich zog am Abend des 6. Decbr. der Tuareg-Häuptling Auab mit 50 Reitern ein, die in der Nähe der Wohnungen des Scheichs und seines Schützlings einquartiert wurden. Bei dem ersten Besuche wurde Barth mit Auab in ein religiöses Gespräch verwickelt, in dem Auab sich beklagte, daß

Barth den Muhamed nicht als Propheten anerkenne, worauf dieser erwiderte, sie selbst sähen Muhamed nicht als einzigen Propheten an, sondern Moses und Jesus ebenfalls und stellten letzteren gewissermaßen über Muhamed, indem sie am jüngsten Tage seine Wiederkehr erwarteten, wie die Christen. Uebrigens hätten Beide einen Gott und wären durch die äußeren Formen nicht so weit getrennt, um nicht doch gute Freunde sein zu können. So wurde ein gutes Verhältniß zu Anab angebahnt, der besonders über Barth's Kenntniß der Geschichte seines Stammes, die ihm ganz fremd war, seine Freude aussprach. Daß Barth ihm sagte, von Tademecca, dem Sitze seines Stammes, werde in el Bekri's Geschichtswerke erklärt: „Und Tademecca hat die Gestalt, ist ein Ebenbild von Mecca", — war ihm neu und stimmte ihn vollends zu des gelehrten Christen Gunsten. Uebrigens versäumte Barth nachher nicht, Anab auch noch durch Geschenke zu ehren.

Um diese Zeit strömten viele Fremde nach Timbuctu, was den zwiefachen Nachtheil hatte, daß die Preise der meisten Artikel auf das Doppelte stiegen und daß die Fremden meist arge Fanatiker waren, die an der Anwesenheit Barth's in dem verehrtesten Sitze Moslemitischen Glaubens viel Anstoß nahmen. Auch der Sohn Abeda's, des anerkannten Mörders Major Laing's, erschien und stellte sich an die Spitze der Fremdenpartei, die Barth's Ausweisung oder Tod verlangten. Noch gefährlicher drohte aber Kadhi Faamme zu werden, der neuerdings von Hamd-Allahi mit strengen Befehlen gekommen war und nach dem Mittagsgebet vor der großen Moschee sofort eine „öffentliche Berathung" (Kendegai) veranstaltete, zu keinem anderen Zwecke, als alle Gläubigen zum offenen Angriff auf den Fremden aufzufordern, selbst auf die Gefahr hin, daß zugleich auch gegen el Bakay, Anab und den Emir Kauri gekämpft werden müsse. Den Emir bezeichnete er geradezu als Rebellen und gerieth allmählich in eine gar leidenschaftliche Wuth, so daß ein anwesender Freund des Emir ihm schnell den Mund stopfen konnte, indem er ihm mit seiner Ironie Recht gab und ihn bat, sich nur ohne Weiteres an die Spitze zu stellen und die Beschützer Barth's anzugreifen, es würden ihm gewiß Alle gern folgen. Das hatte Faamme nicht gewollt, er war ein Feigling, scheute die Gefahr und zog sich zurück, worauf dann die Moscheebesucher ruhig nach Hause gingen.

Religiöse Disputationen mit den verschiedensten Personen waren Barth's tägliche Kost und er erlangte bald eine große Uebung in der Kunst, allen Gegnern seine geistige Ueberlegenheit fühlbar zu machen, ohne sie zu verletzen. Aber er war einmal kein Theolog und mochte auf die Dauer der Verfechtung seines Glaubens gegen die meist sehr rohen Moslems überdrüssig genug sein. Um so erquicklicher kam ihm am 7. December ein Brief des englischen Consuls Charles Dickson in Ghadames, dem außer verschiedenen Empfehlungsschreiben Galignani's Messenger beigelegt war. Aus dieser für auswärts lebende Europäer höchst schätzenswerthen Zeitung lernte er die ersten Bewegungen der Russen an der Donau kennen. Der Ueberbringer hatte schon von fabelhaften Niederlagen der Türken Geschrei gemacht, so daß auch von dieser Seite her die politische Aufregung gesteigert wurde.

Glücklicherweise war gleichzeitig Auab's Neffe Fandaghumme mit weitern 50 Reitern eingetroffen, ebenso große Schaaren Flüchtender und Hülfesuchender, so daß die Partei, die unsern Landsmann zu schützen entschlossen war, sich wesentlich verstärkt sah, als die ihn umdrängende Gefahr den Gipfelpunkt erreicht zu haben schien. Unter diesen Umständen war es ein guter Gedanke, das Lager in eine hochgelegene, heitere, von Bäumen geschmückte Gegend weiter entfernt und unmittelbar an die Ufer des zum Meere gewordenen Niger zu verlegen. Mit Auab, Fundaghumme und dreißigen ihrer Reiter zog man hinaus, Alle frohen Muthes. Barth hatte sein eigenes Zelt und Bücher mitgenommen, das kameelhärene Zelt enthielt leider — Ungeziefer, die Tuareg machten es sich in ihrer Weise bequem, und so war nun die Loge plötzlich eine sehr angenehme. Als Barth seinen neuen Freunden die Karte von Afrika und Arabien zeigte und den Namen der Stadt Mecca, waren die Naturmenschen nicht eher ruhig, als bis Jeder auf den Namen Mecca einen Kuß gedrückt hatte. Auch Auab's Neffe wurde beschenkt und trat entschieden auf Barth's Seite, so daß dieser mehr und mehr eine militärische Macht für sich entstehen sah, die in Betracht der Landesverhältnisse nicht unerheblich genannt werden durfte und ihn sorgloser auf die Operationen seiner Feinde hinblicken lassen konnte, als bisher. Von den zwei Forderungen derselben, eine Abschrift seiner Beglaubigungen zu sehen und ihn aus der Stadt verbannt zu wissen, wurde die zweite rund abgeschlagen und die erstere dadurch erfüllt, daß man ihnen Briefe muhamedanischer Würdenträger

vorzeigte, die von Barth als einem Freunde und Günstlinge des Sultans in Stambul sprachen.

Lästig war es, daß bei dem ersten öffentlichen Abendgebete im Freien, als Alle sich demüthig niederwarfen, Barth zu Pferde blieb und deshalb von manchen seiner Freunde als stolz und hochmüthig verschrieen wurde. Da trieb ihn denn sein eigener Herzensdrang, abzusteigen, niederzuknieen und der Vorsehung für die wunderbare Erhaltung seines Lebens aus so mancherlei Gefahr zu danken. Eine weitere Nachgiebigkeit hielt er für ebenso unwürdig als unklug.

Zu Auab trat er besonders in ein näheres Verhältniß und hörte von ihm einige Einzelheiten über Mungo Park's Nigerfahrt, seine Todesfahrt. Alle Anwohner des Niger waren in größter Aufregung, sie stellten ihm nach, wo und wie sie konnten, und sandten Boten voraus, die alle Nachbarn aufmerksam machen mußten. Er aber hatte sein Schiffchen mit Rindshäuten wohl vor ihren Pfeilen geschützt und fuhr stets siegreich zwischen ihren Kanoes hindurch. Mit Schießpulver war er wohlversehen und schoß aus sicherem Versteck alle zu kühnen Angreifer nieder, so daß er weiter und weiter vordrang. Endlich hatte er das Unglück, mit seinem Schiffe auf Felsriffe zu gerathen, und in der Noth des Schiffsbruches wurden da die wilden Tuaregs Herr über ihn. Auab und sein Neffe waren auch gern bereit, einen Sicherheitsbrief für alle Engländer zu schreiben, welche ihr Land besuchen möchten, und wie dürftig auch die Sicherheit solches Briefes noch sein mag, er giebt den ersten Hoffnungsstrahl eines friedlichen Verkehrs in diesen Gegenden.

Die Zeit der Reiserndte war herangekommen. In Böten fuhren die Schnitter über die Felder und sammelten die gefüllten Aehren in ihre Körbe. Aber die Freude der Timbuctuaner, die Preise der Nahrungsmittel nun wie gewöhnlich herabgehen zu sehen, sollte schnell getrübt werden, indem Ahmedu plötzlich die Drohung ergehen ließ, er werde ihnen, falls sie den Christen nicht bald verjagten, alle Kornzufuhr abschneiden. Das veranlaßte denn den Emir Kauri, selbst nach Hamd-Allahi zu reisen, um Faamme's Intriguen entschiedener entgegentreten zu können. Ein sehr günstiges Ereigniß war es, daß Abeda's Sohn, der an Barth ebenso zum Frevler werden wollte, wie es sein Vater an Laing geworden war, plötzlich starb. Er hatte Barth für Laing's Sohn gehalten und ihm und seinen Schützern jeden Nachtheil

zugefügt, auch el Bakay die schuldige Aufwartung nicht gemacht. Sein plötzlicher Tod erschien nun Allen wie eine Schickung der Vorsehung und trug nicht wenig dazu bei, die Gegner Barth's einzuschüchtern. Der alte Abeda selbst sandte eine Botschaft, die nun freilich heuchlerisch genug sein mochte, und versicherte, er werde die Abreise des Christen in keiner Weise hemmen, vielmehr hege er den innigen Wunsch, derselbe möge sicher seine Heimath wieder erreichen.

Am 21. Decbr. war die Lagergesellschaft in der Stadt gewesen, und Barth hatte bei der Rückkehr sein eigenes Lieblingspferd wieder bestiegen, dem die Ruhe und das gute Nigergras, Byrgu, so vortrefflich bekommen war, daß er, von häufigen Fieberanfällen abgemattet, das prächtige Thier kaum bändigen konnte. Aber es war ein schöner Ritt an den brausenden Nigerwässern vorüber, die sich überall in die canalartigen Einsenkungen ergossen hatten und der Angabe von den 36 Flüssen bei Timbuctu einen Schein von Wahrheit gaben. Der Weihnachtsabend wurde in theils religiösen, theils allgemeinen Gesprächen verbracht. Als Barth erzählte, daß man in seiner Heimath sein Hab und Gut auf dem Lande und zur See, die Saat auf dem Felde, sogar das eigene Leben versichern könne, waren die Moslem nicht wenig erstaunt; sie hielten die Vorkehrung zwar für gut gegen die Sorgen dieser Welt, echt fatalistisch, doch aber nicht im Einklang mit den Bestimmungen Gottes, der Leid und Freude sende nach seiner Wahl und denen man nicht ausweichen oder vorbeugen dürfe. Auch über erlaubte und unerlaubte Zinsen wurde viel verhandelt. Bakay rühmte es, daß sie diesen Wucher nicht kännten, doch hatte Barth selbst erfahren, daß bei geleisteten Vorschüssen die Moslem sich doch unter Umständen sehr hohe Vortheile zu verschaffen wissen.

Beim Beginn des Jahres 1854 fühlte sich Barth in Seelenfrische und körperlicher Kraft so weit hergestellt, daß er für die schon häufig anberaumt gewesene Abreise ernstliche Vorkehrungen zu treffen und den Rest seines Gepäckes zu ordnen anfing. El Bakay hatte oft von der Abreise gesprochen, aber bei der natürlichen Langsamkeit seines Wesens blieb es trotz Barth's großer Ungeduld bei den leeren Worten. Ueberraschend mußte Barth es finden, daß am 1. Januar sogar Hammadi und andere seiner entschiedensten Gegner ihm ihre Glückwünsche sandten und Freundschaft mit ihm anzuknüpfen suchten. Seine Gesundtheit glaubt er vorzüglich dem guten Fleische in Timbuctu

zuschreiben zu müssen. Anfänglich hatte er besonders viel junge Tauben gegessen, deren er für einen Dollar 300 Stück erhielt, die ihm aber, zumal sie meist noch zu jung waren, auf die Dauer nicht mundeten. Sehr schmackhaft fand er Straußeneier, die aber für häufigen Genuß zu nahrhaft und jedenfalls schwer verdaulich sind. Seine Diät war sehr geregelt und mäßig, wie es das Landesklima vorschreibt. Morgens genoß er ein Frühstück aus Milch und gutem Weizenbrod, das man in Timbuctu wie in jeder europäischen Stadt Morgens frisch aus den Bäckerläden holen läßt, gegen zwei Uhr ein Gericht Kuskus, das der Scheich zu schicken pflegte, und Abends eine Mehlspeise aus Negerhirse mit Fleisch. Oft sandte der Scheich noch um Mitternacht irgend eine Schüssel, die Barth aber wegen der späten Stunde regelmäßig seiner Dienerschaft überließ.

Um diese Zeit traf auch der Bruder des Scheichs, Sen el Abidin, in Timbuctu ein, ein trefflicher Mann, der aber mit el Bakay abweichender politischer Ansichten halber leider nicht im besten Einvernehmen stand. Als Barth eines Tages seinen Freund besuchte, traf er die Brüder in einer religiösen Debatte über das Verhältniß Aissa's (Jesus Christus) zu Muhamed, in die Barth sofort hineingezogen wurde. Besonders hitzig wurde die Verhandlung, als die sophistische Frage aufgeworfen wurde, ob es nach der Wiederkehr Aissa's erlaubt sein würde, — Kameelfleisch zu essen, was Barth denn sofort bejahen konnte, indem er bemerklich machte, daß allerdings den Juden, aber nicht den Christen verboten sei, von diesem Thier zu essen. Auch entstand die Frage, ob der englische Kaliko, der von Ghadames eingeführt wurde und christliches Eigenthum gewesen sei, auf den Markt von Timbuctu gebracht werden dürfe. Man überzeugte sich bald, daß diesen religiösen Scrupeln commercielle Eifersucht der Kaufleute von Marocco zu Grunde liege.

Der Niger erreichte gegen Ende Januar seinen höchsten Stand, während Laird, der verdienstvolle Leiter der englisch-afrikanischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft, die erstaunliche Thatsache berichtet, daß der Fluß bei der bedeutenden Stadt Idda am 22. März zu steigen anfing. Nach den Ermittlungen Barth's sinkt der Niger bei Timbuctu erst im Februar wieder und hat in seinem unteren Laufe, wo er Kuara heißt, sein höchstes Niveau wirklich erst zu Ende August, um mit Anfang October wieder anzuschwellen. Dies interessante Phänomen,

das für die über kurz oder lang unausbleibliche Niger-Dampfschifffahrt von der allergrößten Bedeutung ist, erklärt sich daraus, daß der Regenfall an den Quellen des Niger Flachland trifft und deshalb langer Zeit bedarf, ehe er sich im Flußbette sammelt und in demselben bis Timbuctu gelangt. Aus dem Gebiete der Wangarana und südöstlichen Mandingo, wo September und October die Regenmonate zu sein scheinen, kommt das Wasser deshalb erst im Anfang des December nach Timbuctu. Diese Stadt nun liegt etwa 900 Fuß über dem Meere, die Entfernung zwischen ihr und Idda beträgt, zumal mit Rücksicht auf den vielfach gewundenen Lauf des Niger, sicher nicht unter 2000 Seemeilen, und so ist es erklärlich, daß bei dem geringen Fall auch die Stromgeschwindigkeit nur eine sehr geringe sein kann und das Wasser viele Monate gebraucht, ehe es in das Meer gelangt. Zur weiteren Erklärung muß auch gewiß in Betracht kommen, daß die unzähligen, weit ins Land gehenden Einsenkungen als Reservoire wirken, die bis zu einer gewissen Höhe gefüllt sein müssen, ehe das Weiterströmen der Hauptwassermasse beginnen kann. Sie entleeren sich ebenso langsam wieder, als sie sich vorher füllten, und ergießen ihr Wasser später vielleicht noch einmal in ähnliche Thalsenkungen und Seitenbassins.

Am 4. Januar stand das Wasser so hoch, daß die Kornzufuhren direct bis Timbuctu gelangen konnten und die Preise bedeutend sanken. Die Negerhirse wurde nun mit einem span. Thaler für 200 Pfund, also gewiß wohlfeil genug, verkauft. Wahre und unwahre Gerüchte, die in dieser Zeit umliefen, hätten auf Barth's Geschicke von Einfluß sein können, wenn er nicht durch sein tactvolles Benehmen eine starke Partei hinter sich gehabt hätte. Abgeschmackt war, daß gesagt wurde, die Engländer hätten ein Kriegsschiff in feindlicher Absicht den Niger hinaufgeschickt und dasselbe liege bereits bei Gogo. Boshaft war es, was Maroccaner aussprengten, Fremde dürften bei ihnen keine Waffen tragen. Barth mußte dies zugeben, konnte aber erwidern, dagegen würde ihnen Seitens des Maroccanischen Gouvernements eine wohlbewaffnete Schutzmannschaft zur Verfügung gestellt, was in Timbuctu nicht geschehe, wo sich Fremde selbst zu schützen hätten. Richtig war es, daß die Uelad Aluſch den Uelad Mebarek 500 Kameele geraubt hatten und daß der Krieg in der ganzen Umgegend entbrannt war.

Schlimmer als dies Alles, war das plötzliche sehr heftige Erkranken

Barth's. Er hatte saure Milch, von einem Verbuschi gekauft, getrunken, aber mit seiner gewohnten Vorsicht. Deshalb glaubte der Scheich nicht an Erkältung, sondern fürchtete, da der Darreicher der Milch zu dem Stamm, der Laing getödtet hatte, gehörte, Barth sei vergiftet. El Bakay bewies bei dieser Gelegenheit recht seine freundliche Gesinnung, er erkundigte sich häufig nach dem Befinden des Patienten und sandte ihm Thee, während viele Andere und besonders Barth's eigene Diener lau und unfreundlicher wurden, je schwieriger die Lage des Reisenden wurde. Glücklicher Weise war die Cur, die Barth sich selbst verordnete, von Erfolg, und mit der Rückkehr seiner Gesundheit gestalteten sich auch seine Verhältnisse wieder günstiger. Während man ihn vom Christenthum wiederholt zu bekehren suchte, wurde er von einem weithergekommenen Häuptlinge als Arzt consultirt und dringend und mit dem größten Vertrauen gebeten, von einer chronischen Krankheit denselben zu befreien. Eines wie das Andere war erfolglos, dazu hatte Barth zu beklagen, daß sein Patient, der übrigens ein gelehrter, nobler, aber sehr melancholischer Herr war, ihm über den früheren Zustand seiner Heimath nicht den geringsten Aufschluß geben konnte.

In jener Zeit war in Barth's Kasse solche Ebbe eingetreten, daß er froh war, eine Darlehe von 13½ Mithkal aufnehmen zu können, und zwar bei einem Kaufmanne, mit dem er sich persönlich befreundet hatte. Die Kaufleute, an die er empfohlen war, versagten ihm jedes Anlehen. Der Mithkal ist ein Gewicht, das 96 Waizenkörnern an Schwere gleichkommt und dem Werthe von 3—400 Muscheln, also etwa zwei spanischen Thalern entspricht. Dieses Werthzeichen ist durch die Araber beim Goldhandel eingeführt, der in Timbuctu ziemlich lebhaft betrieben wird, aber doch unter den gedrückten Geschäftsverhältnissen damals keinen höheren Umschlag hatte, als von etwa 200,000 Thalern. Es kommt meist in Ringen auf den Markt, selten als Staub (Tibber), zu dessen Aufbewahrung kleine Ledertäschchen dienen, in deren Anfertigung die Timbuctuaner eine gewisse Geschicklichkeit erlangt haben. Auch als Grobschmiede und in der Kalikoweberei erfreuen sie sich eines gewissen Rufes, doch wird neuerdings meist Kaliko aus Kano oder England eingeführt und an Ort und Stelle nur vernäht und mit feiner Seidenstickerei versehen. Wollene Decken und Teppiche werden aus benachbarten Landstrichen in der Stadt zu Markte gebracht. Die

Haupthandelsartikel sind aber Salz, das in Stücken von durchschnittlich 50 Pfund verkauft wird, und die Guro- oder Kola-Nüsse, die hier die Stelle des Kaffees vertreten, obgleich die Kaffeepflanze fast im ganzen Sudan einheimisch ist und gewiß sehr leicht mit Vortheil gebaut werden würde. Was Barth außerdem auf dem Markte beobachtete, waren Reis, Negerkorn, vegetabilische Butter, Pfeffer, Ingwer und etwas einheimische Baumwolle. Die großen Karavanen aus dem Norden waren wegen den unruhigen Zeiten nur in kleinen Zügen eingetroffen, doch meint Barth, daß dieselben überhaupt nie 10,000 Kameele stark gewesen seien, wie zuerst Jackson und nach ihm alle seine Nachschreiber behauptet haben. Diesmal waren höchstens 1000 Kameele eingezogen und die Preise der Waaren vom Norden deshalb sehr hoch.

Von europäischen Fabrikaten werden rothes Tuch, Matratzen, Leibbinden, Spiegel, Messer, Tabak über Marocco eingeführt. Ueber Ghadames kommen die Erzeugnisse der englischen Industrie, aber meist nur in Consignationen, denn zu eigenen großen Unternehmungen fehlt es den ersten Kaufleuten in Timbuctu wie in Ghadames an — Geld. Barth stellt die Behauptung auf, daß die bedeutendsten Häuser nicht über mehr als etwa 10,000 Thaler zu verfügen hätten. Die meisten europäischen Waaren kommen über Sfuera, wo europäische Kaufleute sich angesiedelt haben, doch sah Barth nur Kaliko von einer einzigen Fabrik in Manchester. Thee ist ein gesuchter Gegenstand, doch ebenso rar als Zucker, mit dem er fast stets zusammen verkauft wird. Er ist aber für die Eingeborenen zu theuer, weshalb dieselben sich mit dem berüchtigten Byrgu-Honig begnügen müssen. Im Allgemeinen sind alle Artikel, wenn sie auch nicht in derselben Quantität vorkommen, doch von besserer Qualität als in Kano, besonders ist die Seide besser. Die elenden Spiegel und ähnlicher schlechter Kram aus Nürnberg finden in Timbuctu keinen Absatz.

Die Ausfuhrartikel, besonders auch der Sclavenverkauf, berühren wegen der Kriegsunruhen Timbuctu gegenwärtig fast gar nicht, sondern nehmen ihren Weg über Arauan. Uebrigens scheint es gewiß, daß nach der Rückkehr friedlicher Verhältnisse für die europäische Handelsindustrie in Timbuctu ein ungeheures Feld offen liegt. Das Bedürfniß ist vorhanden und nur politische Zerwürfnisse stehen der augenblicklichen Ausführung großartiger Projecte im Wege. Entweder

Timbuctu, Walata oder Ghanata wird das Emporium des europäischen Handels im Westen werden.

Der Januar war zu Ende gegangen, der Februar hatte begonnen, und immer noch sah Barth keine Aussicht, seine Rückreise anzutreten, immer wurden neue Hindernisse gemeldet. Endlich am 4. Februar, als Barth seinen edelmüthigen Wirth von Neuem und dringend bestürmte, gestand ihm dieser, indem er an sein menschliches Mitgefühl appellirte, er wolle ihn gern begleiten, er könne es aber nicht, als bis ein gewisses, wichtiges Ereigniß glücklich vorüber sei, die — Entbindung seiner Frau.

Nun mußte Barth sich wohl in Geduld fassen. Die Ueberschwemmung hatte viele Krankheiten zur Folge, und da wurde er denn häufig als Arzt consultirt, doch erforderte es seine Lage, nur denjenigen Patienten Arznei zu reichen, auf deren Erhaltung er mit Sicherheit rechnen durfte. Wenn er sich im Lager befand, konnte er es oft nicht ablehnen, an den Wettrennen Theil zu nehmen. El Bakay machte ihn außerdem zum Vertrauten seiner Politik und versprach ihm ein Pferd, wenn er dagegen eines der seinigen dem Tuareghäuptlinge Alkuttabu, auf dessen Bundesgenossenschaft er Gewicht legte und den er erwartete, schenken wolle, und Barth versprach dies um so lieber, da er es sehr beklagte, daß die Tuareg ihre Macht durch stete Zwiste unter sich und mit den Sonrhay zersplittern und dadurch unfähig wurden, den fanatischen Fulbe Widerstand zu leisten.

Obwohl el Bakay nichts weniger als Freund der Juden war, so stellte er doch Moses mit Jesus und Muhamed in der Rangordnung der Propheten vollkommen in eine Reihe, er hatte sogar eine gewisse Vorliebe für ihn. Ueber den Genuß von Wein und Schweinefleisch sprach er sich ohne Vorurtheil aus und ließ seines deutschen Freundes Bemerkung gelten, die Religion ginge das Herz und die Handlungen der Menschen im Verkehr mit einander an, und die Unterscheidung der Nahrung habe der Schöpfer deren eigenem Urtheile überlassen. Von den arabischen Werken, die Clapperton im Sudan vertheilt hatte, war ein Band des Hippokrates in el Bakay's Besitz gekommen und von ihm aufs Fleißigste studirt; er forschte sogar den dort genannten Pflanzen nach und bat Barth um mancherlei Aufschluß. Es wäre vielleicht für die Civilisation jener Gegenden kein so sehr ungeeignetes Mittel, für den geistigen Standpunkt seiner Bevölkerung passende Werke in arabi-

scher Sprache drucken und dort vertheilen zu lassen. Die Gelehrten und Volkslehrer haben dort einmal großen und in gewisser Hinsicht größeren Einfluß als bei uns, — weshalb nicht von der Gelehrtenzunft aus die Anbahnung einer höheren Cultur wenigstens versuchen? Es giebt genug Orientalisten, die des Arabischen auch im Schreiben so Herr sind, wie de Sacy, — weshalb lassen wir nicht einen kleinen Kosmos für den Sudan verfassen und bringen ihn in zahllosen Exemplaren unsern schwarzen Brüdern im Herzen von Afrika? Jedenfalls wünscht Barth mit vollstem Rechte, daß die deutsche morgenländische Gesellschaft seinem gelehrten Freunde und Beschützer el Bakay in Timbuctu mit den von ihr herausgegebenen arabischen Werken ein Ehrengeschenk mache.

Am 16. Februar traf der älteste Bruder el Bakay's, Sfidi Muhamed, im Lager ein, und Barth war erfreut, auch in diesem Mitgliede der fürstlichen Familie einen Mann von ebenso edlen, würdevollen Zügen, als schicklichem Ernste kennen zu lernen. Ohne weniger liebenswürdig und gutmüthig zu sein, übertraf er den Scheich weit in kriegerischer Gesinnung und männlicher Entschiedenheit. Er war Häuptling von Asauad und stand sowohl als solcher als seines energischen Charakters halber im größten Ansehen, weshalb er sofort Besuche und Geschenke von allen Seiten erhielt. Auch Barth säumte nicht, für ihn noch einige werthvolle Stücke hervorzusuchen, denn es mußte ihm sehr daran liegen, diesen Mann von durchgreifend entschlossenem Willen zu seinen Gunsten zu stimmen. Sfidi Muhamed nahm ohne Rücksicht auf Bakay auch sofort den Besuch seines Neffen Hammadi an, verkehrte längere Zeit mit demselben und machte auch Barth mit diesem gelehrten, aber — von einer Sclavin geborenen Gegner seiner Freunde bekannt. Derselbe war untersetzt, von groben Zügen, dunkler Farbe und voll von sehr entstellenden Blatternnarben, so daß sein Aeußeres nicht eben sehr einnehmend war. Sfidi Muhamed wünschte bald nach Timbuctu zu reiten, der Scheich zögerte seiner Frau wegen und wollte gern die Nacht noch im Lager bleiben, aber sein Bruder gab das nicht zu und sagte, während er und Barth sich auf die Pferde schwangen, ob er auch wohl wisse, wer den Scheich noch mehr beherrsche, als Ahmedu? Er zielte auf el Bakay's Frau, die gute Madame Bak, wartete aber die Antwort nicht ab, sondern schickte seinen kleinen Neffen, der auch Muhamed hieß, in das Zelt

zu seinem Vater mit der Weisung, er möge sich beeilen, Alle seien zum Aufbruch fertig.

Endlich riß sich der zärtliche Ehemann von seiner leidenden Geliebten los, und nun wurde in die Stadt galoppirt und die ehrende Musik am Thore durch einige Flintenschüsse erwidert. Es war günstig für Barth, in Sidi Muhamed einen wenn auch nicht übermäßig warmen, doch redlichen und entschlossenen Gönner gewonnen zu haben, denn je mehr Gegner vor ihm einzogen und die Gefahr, in der er schwebte, wuchs, um so mehr verringerte sich die Zahl der Diener, auf die er zu etwaiger Vertheidigung rechnen zu dürfen geglaubt hatte. Ein mächtiger Pullo-Anführer, Namens Hamedu, ein Sohn Muhamed Lebbo's, nahm absichtlich bei seinem Einzuge den Umweg vom Kabarathore vor Barth's Wohnung vorüber, um den Christen zu erschrecken. Diese Absicht erreichte er aber nicht, denn Barth ließ sofort seine Leute mit allen Waffen, die er besaß, in der geöffneten Hausthüre sich aufstellen, um zu zeigen, daß er im Fall eines Angriffes sein Leben theuer zu verkaufen bereit war. Ebenso wurde Abidin, ein Sohn Muchtar's, von Hammadi mit feindseliger Ostentation in die Stadt eingeführt. Am 27. Februar traf dann auch der Emir Kauri von Hamd-Allahi in Kabara wieder ein und brachte einen angesehenen Fulbe-Edelmann Namens Muhamed el Ferredji mit sich, der außer inhaltsschweren Depeschen Ahmedu's 100 Bewaffnete mitgebracht hatte, um die Vertreibung des lästigen Fremden, durch dessen Besuch so viel Aergerniß und politische Kämpfe veranlaßt wurden, kurz und gut durchzusetzen.

Zunächst ließ el Ferredji melden, daß etwas höchst Ernstes sich ereignen solle, wenn Barth vor seinem Einzuge in Timbuctu nicht die Stadt verlassen habe. Das konnte nur ein offener Angriff sein. Was thun? Die fürstlichen Brüder kamen mit Barth zu einer Berathung zusammen, und Sidi Muhamed als der Aelteste schlug vor, man möge zu Pferde steigen und die Straße von Kabara die Nacht über besetzt halten, um jede Vereinigung der Feinde in der Stadt und des Zuzugs, der in Kabara hielt, zu verhindern. Während er diese energische Maßregel vorschlug, hatte er eine vierläufige Flinte fest in den Händen, ein amerikanisches Stück Arbeit von merkwürdiger Construction, das in Portendik gekauft worden war. Aber die Verhandlung rückte nur langsam vor. Keiner wußte recht zu sagen, was

man zu Barth's Sicherheit thun solle, und tischte dabei allerlei unterhaltende Geschichtchen auf, welche die ernste Betrachtung keineswegs förderten. Endlich schrieb Sidi Muhamed einen förmlichen Protest zu Barth's Gunsten, in dem aber die gefährliche Wendung vorkam, Barth sei kein größerer Ungläubiger als — Major Laing, der verjagt und dann bald auf barbarische Weise ermordet worden war. Eine Fürsprache mit solchen Hinweisungen konnte den Verfolgten keineswegs beruhigen.

Während man noch beisammen war, kam ein neuer Bote des Emir, dem der Scheich in einer äußerst umständlichen und gelehrten Rede schließlich bedeutete, es bleibe keine andere Wahl, als zwischen einem ehrenvollen Frieden, der ihn selbst, aber auch seinen lieben Gast Abd el Kerim Barth einschlösse, und einem offenen Kriege.

Der Bote hatte die lange Rede geduldig angehört und erwiderte nicht ohne Ironie, auch Ferredji sei ein gelehrter Mann, und wenn es ihm auch mit den Waffen nicht gelingen sollte, den von Ahmedu ihm gegebenen Auftrag auszuführen, so werde doch Alles ein gutes Ende nehmen, indem er den Scheich dann mit religiösen Beweisgründen zu besiegen wissen werde. Darauf wurde ein zweiter Protest verfaßt und an den einflußreichen Kaufmann Taleb Muhamed abgeschickt. Barth hielt es inzwischen doch für nöthig, in seinem Hause Vorkehrungen für den möglicher Weise bald ausbrechenden Kampf zu treffen. Er eilte hin, packte seine werthvollsten Sachen zusammen und verbarg sie, daß sie nicht leicht gefunden werden konnten, brachte dann seine Waffen in Ordnung, versah sich und seine Diener mit Munition, und nachdem er sich zuvor noch an einer Tasse guten Thees gestärkt hatte, ging er wieder in das Haus des Scheichs hinüber.

Es war bereits Mitternacht. El Bakay hatte sich mit einem Doppelgewehr bewaffnet, der heilige Mann, in dessen Hand man sonst nur fromme Bücher sah. Um ihn in dem großen Vorzimmer (Sfegifa) befanden sich gegen 40 Männer, theils mit Flinten, theils mit Eisenspeeren bewaffnet, und mit ihnen wurde viel hin und her gesprochen, was aber Alles den Zustand der Sache nicht änderte. Endlich sandte man einen Boten an die zwei Tuareg-Häuptlinge Rumman und Muschtaba und einen anderen an den Stamm der Kelluli, um alle diese Leute zum Beistand anzurufen. Den Rest der Nacht benutzte der Scheich dazu, die schläfrige Versammlung durch

den Vortrag von religiösen Geschichten, den Gefahren und Siegen des Propheten und dergleichen zu unterhalten. Alle horchten lautlos. Plötzlich wurde ein Geräusch von den nördlichen Thoren her vernehmbar, und schnell waren auch Alle mit ihren Waffen auf der Straße. Aber es war nur ein blinder Lärm gewesen. Als die Boten die Thore verließen, hatten die Umwohnenden geglaubt, es gehe gegen den Feind, und das Geräusch verursacht.

Erst Morgens um 5 Uhr kam Barth wieder in sein Quartier und stellte bei einer Tasse Kaffee Betrachtungen über die tragi-komischen Scenen der Nacht an. Inzwischen zogen bewaffnete Fulbe in die Stadt ein, aber ohne viel Aufsehen. Der Scheich war von 200 Kriegern umgeben, und mit einer nicht viel geringeren Zahl waren seine Brüder vor das Thor gerückt, um den Feinden ihre Macht zu zeigen, vielleicht aber auch um erkennen zu lassen, daß sie nicht ganz mit dem Scheich einverstanden seien. Barth befand sich Nachmittags eben wieder bei Letzterem, als Ferredji fragen ließ, was der Grund der Entfaltung von Waffengewalt sei, die dem Charakter des Scheich und ihrer beiderseitigen alten Freundschaft so wenig angemessen erscheine?

El Bakay antwortete seltsam genug ausweichend, er befolge nur das Beispiel seiner Brüder. Dann aber sandte er Abends seinen Bruder Alauate zum Ferredji und ließ seinerseits fragen, welche die wirklichen Absichten seines bewaffneten Anzuges seien? Die Antwort theilte später der Scheich seinem Freunde als günstig mit und sagte, er habe Ferredji zugesagt, der Christ solle unverzüglich abreisen, falls Ahmedu demselben auf der Reise nicht nachstellen wolle. Nur, fügte er hinzu, bedürfe er, um die Abreise zu beschleunigen, Zuschüsse aus den öffentlichen Einkünften der Fulbe, die dieses Mal sehr hoch gewesen waren, 2000 Muscheln Tribut für jeden Sclaven.

Somit schien sich doch noch Alles günstig gestalten zu wollen, und Barth harrte seiner Abreise wegen mit größter Sehnsucht auf die Entbindung der guten Frau Bak. Inzwischen starb deren Mutter, und Barth sah nun, mit welch' frommem Sinne der Scheich an das Grabmahl des Sidi Muchtar ging, um dort für das Seelenheil der Verstorbenen zu beten. Die Verstorbene war eine durch ihren gottseligen Wandel bekannte Frau gewesen. Es soll in diesem Stamme

der Kunta sogar gelehrte Frauen, Verfasserinnen gutgeschriebener religiöser Abhandlungen geben.

Als die Kelulli mit 60 Mann in die Stadt rückten, war eben auch Ferredji zu seinem ersten Besuche beim Scheich eingezogen, schien aber keineswegs so günstig gestimmt, als dieser sich und Barth vorgespiegelt hatte; im Gegentheil nannte er Barth einen Meharebi, Freibeuter, und einen Kriegshauptmann, dessen Verbleiben in der Stadt nicht länger geduldet werden könne. So mußte es willkommen sein, daß die Kelulli mit großem kriegerischen Geräusche und dem Zusammenschlagen der Schilde ihren Einzug hielten; sie sind ein kleiner aber tapferer Stamm, dabei sehr diebisch und — sehr großmüthig, ein Verein von Eigenschaften, der nur bei Halbbarbaren möglich, bei denselben aber auch keineswegs selten ist. Barth hätte mit dieser Horde gern seine Abreise ohne Begleitung des Scheich angetreten, doch hielt ihn dieser jeden Tag von Neuem hin. Bald erwartete er erst den Alkutabbu, bald den Auab, bald sprach er von Frau Bak.

Endlich am 4. März wurde Frau Bak glücklich entbunden, und auch Barth hoffte nun, aus seiner Haft erlöst zu werden. Als aber folgenden Tages ein Bote aus Bamba die Nachricht brachte, ein großer Heeresbann (Tabu) der Tuareg sei im Anzuge, wollte der Scheich die Stadt nicht verlassen; es schien, als ob seine eigene Lage sehr gefährlich werden müsse, wenn dieser Tuareg nicht kam und die alte Verbindung mit ihm erneuerte. Voll Freude über diese Hülfe machte er etwas vorcilig schon am 6. März el Ferredji offizielle Anzeige davon, mußte aber von diesem die männlich edle Antwort hören, er dürfe nicht glauben, ihm Furcht einjagen zu können, denn im Nothfalle besitze auch er die genügenden Mittel, eine weitere Heeresmacht von der anderen Flußseite herbeizurufen; der Zweck seiner Anwesenheit sei, den Christen aus der Stadt zu vertreiben, und diesen Zweck werde er erreichen, es koste, was es wolle.

Am 7. März kam noch ein Bruder des Scheich, Namens Abidin, und nahm, unzufrieden mit el Bakay's Politik, sein Quartier bei Hammadi, obgleich alle drei Brüder ihm entgegen geritten waren und darauf gerechnet hatten, daß auch er bei el Bakay wohnen werde. Als Barth Nachts hinüberging, mußte er selbst die heftigen Vorwürfe mit anhören, die Sfidi Muhamed dem Scheich darüber machte, daß

er sie um einen Fremden, der noch dazu ein Ungläubiger sei, mit den Fulbe in offene Fehde verwickele, daß er die Abreise desselben nicht fördere, die übrigens auch ohne Weiteres vor sich gehen könne, denn es sei sicher, daß Niemand dem Abreisenden irgend ein Leid zufügen werde. — Folgenden Tags wurde von Sſidi Muhamed, Alauate, Abidin und Hammadi fest beschlossen, daß die Abreise nicht mehr verschoben werden solle, und der Scheich gelobte wieder, er wolle die Pferde schon andern Tags von Kabara holen lassen und die Abreise werde spätestens am 10. März erfolgen. Bis dahin wurde Barth noch viel mit religiösen Anfeindungen belästigt. Sſidi Muhamed nannte ihn nur „Kafir", worauf Barth von sich sagte, er sei ein wahrer Moslem, denn der Islam schreibe sich von Adam her und bestehe in der ungetrübten Verehrung des einigen Gottes, wie Muhamed selbst sage; sie aber seien Muhamedaner, Anhänger des Propheten und seiner weltlichen Anordnungen, der Unterschied sei nicht von Erheblichkeit, denn die allgemeinen Grundsätze, die auch schon von Plato und Aristoteles befolgt und gelehrt worden seien, wären es, nach denen geurtheilt werden müsse; was sie von sich rühmten, verdiene eher Tadel, denn sie höben den Propheten über die Gottheit. Obgleich diese Erwiderung nicht ohne Erbitterung und Gereiztheit blieb, so war doch el Bakay entzückt und die Wirkung auch auf seine Brüder eine vorwiegend günstige. Alauate wollte Plato und Aristoteles nur unter gewissen Bedingungen gelten lassen, im Uebrigen blieb Barth's Rede ohne Widerspruch.

Als am 10. März endlich wirklich aufgebrochen wurde, war offenbar das im Lager anberaumte Tauffest, die Sſebua, der Hauptanlaß. Es herrschte, zumal auch berabische Gäste sogar eingetroffen waren, großartiges Leben; fünf Rinder wurden geschlachtet und bis tief in die Nacht dauerte die Schmauserei. Dieser üble Gebrauch ist auch in den Städten eingerissen und in noch schlimmerer Art, als in London und Paris, so daß Barth seiner Gesundheit halber grundsätzlich sich von allen diesen abendlichen Sitzungen ausschloß. Nur an diesem Abende war es unmöglich, und da konnte er denn nicht satt werden, die Unersättlichkeit der Geladenen zu bewundern, die mit Reis und Fleisch vollauf gehäufte Schüsseln von 4 bis 5 Fuß Durchmesser in kurzer Zeit zu leeren verstanden.

Am 13. März führte der edle Scheich seinen Gast nach — Tim-

buctu zurück und erregte dadurch den allgemeinen Unwillen. Der Tabu schien allerdings nahe zu sein, denn zahlreiche kleine Horden kamen flüchtig in die Stadt, um gegen diesen räuberischen Tuareg Schutz zu suchen. Am 15. März wollte ihm der Scheich entgegenziehen, da aber bestanden die Fulbe hartnäckig darauf, auch Barth solle die Stadt verlassen, sonst würden sie ihn sicherlich tödten. Sie schrieen, sie wollten lieber sehen, wie der Tabu sie Alle vernichte, als den verhaßten Ungläubigen länger in ihren Mauern sehen. In Ferredji's Hause fand geradezu eine Verschwörung besonders der Maroccaner Kaufleute statt, dahin lautend, Barth solle die nächste Sonne nicht in Timbuctu aufgehen sehen. Hamedu, Lebbo's Sohn, trat sogar vor und schwur, er wolle Barth mit eigner Hand tödten, wenn er noch einen Augenblick in der Stadt bliebe. Alauate protestirte dagegen förmlich, verpfändete aber sein Wort, nach 9 Uhr Morgens solle er die Stadt verlassen haben; andernfalls möchten sie mit ihm nach Herzensluft verfahren.

Barth lag andern Morgens noch in tiefem Schlafe, als Sidi Muhamed zu Pferde vor seinem Hause hielt, ihn wecken und ihm melden hieß, er möge rasch aufstehen, sich ankleiden und zu Pferde setzen, Bakay erwarte ihn am Rodha, d. h. am Grabmale Muchtar's. Keine Widerrede half, so daß Barth, nachdem er seinen Leuten gemessene Befehle hinterlassen hatte, von nur zwei berittenen aber, wie er selbst, wohlbewaffneten Dienern, dem Häuptlinge folgte. Durch die Reihen der Gaffer ging es schnell zum Rodha, aber der Scheich war weder dort noch in dem Lager, das wieder an einer anderen Stelle aufgeschlagen war. Wohl aber traf Barth viele Flüchtlinge, bekannte und unbekannte, die ihn als Leidensgefährten mit Zuvorkommenheit begrüßten. Er wollte sich eben möglichst bequem einrichten, als Muhamed ben Chottar, des Scheichs Neffe, erschien und mittheilte, die Fulbe seien eben ihm Begriff, Barth's Haus zu stürmen und seines Oheims, el Bakay's strengen Befehl hinzufügte, den Christen, seinen Gast, sofort wieder nach Timbuctu zurückzubringen.

Und Sidi Muhamed, seine Voreiligkeit bereuend, ließ ohne Weiteres die Tobbel, die große Trommel, rühren, das waffenfähige Volk schaarte sich um ihn, er, Barth und ihre Diener saßen auf, Sidi Muhamed nicht ohne seinen Vierläufer, und nun ging es im Galopp zurück, als gälte es, die Stadt im Sturme zu nehmen. Aber

bald ging es langsamer, es wurde Halt gemacht und gebetet. Dann wurden Boten, einer nach dem anderen, abgeschickt, Alauate stieß zu ihnen, man erfuhr, daß auch der Scheich die Stadt mit viel Volks verlassen habe, aber Niemand wußte, wohin er sich gewendet hatte. Es war längst dunkel, als man ihn auf einer Anhöhe bei der Stadt antraf, Tuareg, Araber, Sonrhay, sogar Fulbe um ihn in dichten Haufen geschaart, und allerlei Wildheiten und Tollheiten begehend. Barth ließ er durch einen Vertrauten sagen, er möge sich zu den Tuareg halten, unter denen er am Sichersten sein werde, und dies geschah. Er ritt zu den Kelulli, seinen Freunden, die auch gleich ein Viereck um ihn bildeten und nun seinen und seines wackern Hengstes Muth auf die Probe stellten. Von einer Seite drangen sie mit Geschrei und Zusammenschlagen der Schilde auf ihn ein, daß er bis nach der anderen Seite zurück mußte, dann spornte er sein Roß und trieb sie zurück, was dem Rosse solche Freude machte, daß es in helles Wiehern ausbrach, in das dann die wilden Gesellen sofort einstimmten. Die Brüder beriethen indeß, was zu thun sei; es wurde hin und her geschickt, Boten kamen und gingen, fern sah man feindliche Reiter auf- und abreiten, und Einer derselben verlor sein Pferd, wahrscheinlich in Folge eines geschickten Speerwurfes.

In der Stadt, der man sich mehr und mehr näherte, war es indeß auch lebendig geworden, die feindliche Partei stand in Waffen und erklärte, sich dem Einzuge zu widersetzen; keinesfalls solle der Christ die Stadt wieder betreten. Sie gelobten dagegen, Barths Wohnung unangefochten lassen zu wollen. Auf dies Versprechen hin ritten Barth und Sidi Muhamed zu den Zelten zurück, während der Scheich in die Stadt einzog.

So endete der Feldzug mit dem Tode eines Pferdes auf feindlicher Seite; es war Morgen, als Barth mit seinem Begleiter im Lager eintraf, müde und von der nächtlichen Kälte äußerst angegriffen. Im Verlaufe des Tages wurde gemeldet, daß unter den Häuptlingen des Tabu Feindseligkeiten ausgebrochen seien und der ganze Heeresbann sich in seine Heimath zurückbegebe. Sofort zogen auch die flüchtigen Horden wieder ab, jede, woher sie gekommen, und es war bald so leer im Lager, daß Barth die tödtlichste Langeweile empfand. Der Scheich ließ ihm sein Gepäck nicht verabfolgen, weil er gelobt hatte, seinen Gast noch einmal bei sich sehen zu wollen und ihm dann

selbst einige Tagereisen das Geleit zu geben. Mit den Fulbe hoffte el Bakay übrigens sich nicht bloß für sich günstig zu stellen, sondern auch für alle Engländer einen Freibrief zur Reise nach Timbuctu zu erhalten. Er war sehr huldvoll, und ebenso war Alanate voll der freundlichsten Worte, auf die Barth aber nicht den geringsten Werth legte.

Der 21. März war in meteorologischer Hinsicht interessant, indem die ersten Regenschauer sich einstellten, also der Nissan oder die kurze Regenzeit anbrach. Die Hauptarme des Niger waren um diese Zeit im raschen Sinken begriffen, während der Wasserstand in allen seitlichen Ausläufern nur erst langsam abnahm. Ein Pullo, Namens Daud, erzählte, wenn in dem „Nass el ma", einem großen Nigerbassin weit oberhalb Timbuctu, das Wasser bedeutend abgenommen habe, so lasse sich auf seinem Boden ein Aufwallen und Sprudeln bemerken, das Barth von lebenden Springquellen herleitet. Vielleicht ist es aber nur Unterwasser des Niger, das während der Regenzeit im Bette und in der Umgegend desselben andringt und erst nach Ablauf des Wassers zu Tage kommt.

An demselben Tage fand auch eine Zusammenkunft der sämmtlichen Brüder Muchtar's, sowie el Bakay's, Hammadi's und Anderer an der Rodha statt, deren Zweck war, eine Vereinbarung in ihren politischen und religiösen Ansichten und Bestrebungen herbeizuführen. Auch Barth war mit el Bakay hingeritten, doch konnte er nur an dem Gastmahle Theil nehmen, das vorherging und bei dem er ehrenhalber zuerst bedient wurde. Vor der Berathung, die über eine Stunde dauerte, zog er sich zurück und mußte zu seinem aufrichtigen Leidwesen nachher vernehmen, daß sie erfolglos gewesen sei. Es war dies um so mehr zu beklagen, als die Fulbe um diese Zeit durch neue religiös-polizeiliche Maaßregeln ihre Macht in der Stadt zu kräftigen wußten. Schon früher hatten sie zu demselben Zweck die alte Stadtmoschee Sfankore dem Verfall übergeben und den Gottesdienst in ihre Tempel zu verlegen gewußt. In neuester Zeit erst war es den rastlosen Bemühungen el Bakay's gelungen, die Erlaubniß zur Restauration dieser ihrer Lieblingsmoschee auf eigene Kosten in Hamd-Allahi zu erwirken, und diese Kosten hatten sich auf 600 Blöcke — Ruß — Salz belaufen. Jetzt erhoben sie von allen Erwachsenen eine Steuer von je 2000 Muscheln unter dem Vorwande, daß sie nicht,

wie es doch ihre Schuldigkeit gewesen, ihre Freitagsgebete regelmäßig in der großen Moschee verrichtet hätten. Diese große ist die ursprünglich von dem Mandingo-Eroberer Manssa Mussa erbaute Moschee, und der Dienst in ihr ist eines der Mittel, um den Nationalgeist der einheimischen Bevölkerung zu demüthigen und zu unterdrücken. Zum Verständnisse muß hier bemerkt werden, daß in jeder muhamedanischen Stadt nur eine Hauptkirche zur Abhaltung des freitägigen Gottesdienstes besteht, während die anderen hin und wieder noch vorfindlichen Moscheen als Oratorien und Privatkapellen anzusehen sind, in denen der Freitagsgottesdienst nicht abgehalten werden darf. Der Freitagsgottesdienst besteht aber außer mehreren einleitenden Gebeten und der Recitation einiger Koranstücke aus den zwei Khotbah's; die erste der beiden Khotbah's, wie schon der arabische Ausdruck (Allocutio) besagt, ist eine Predigt, an welche sich nun die zweite eigentliche Khotbah anschließt, welche sehr füglich mit dem in den christlichen Kirchen üblichen Landesgebete verglichen werden kann, in dem der Segen des Himmels auf die Herrscherfamilie herabgefleht wird. So wird auch in ähnlicher Weise dort vom Imam des Herrschers gedacht und auf ihn der Segen Gottes herabgerufen. Es leuchtet ein — und das mag zur Erklärung der oben erwähnten Vorgänge beachtet werden, — daß dieses Gebet weniger einen religiösen, als einen politischen Charakter in den Augen der Moslem's haben muß, insofern der im Gebete Genannte als der legitime Herrscher officiell anerkannt wird. Was den arabischen Namen des freitägigen Gottesdienstes anlangt, Djemaa, so bedeutet er Versammlung, weil an dem Tage sämmtliche erwachsene, geistig und leiblich gesunde Personen sich an dieser Cultushandlung betheiligen sollen.

Ein weiterer Act religiöser Polizei war die plötzlich auf Tabak verordnete Haussuchung. Das Rauchen ist besonders bei den Fulbe ein sehr gotteslästerlicher Genuß und streng verpönt, so daß alle Raucher in Timbuctu nur ganz im Geheimen ihre Pfeife anzünden können. Bei dieser Hausuntersuchung wurden 80 Ballen (Ssunie) Tabak gefunden und weggenommen.

Barth war im Lager fast stets allein. Ein Neffe des Scheichs wurde wohl herausgeschickt, um ihm Gesellschaft zu leisten und ihn unter seine Obhut zu nehmen, aber er entbehrte doch fast Alles, was ihm, so wenig es war, bisher noch zur Verfügung gestanden hatte.

Nicht einmal lesen konnte er, da ihm der Scheich auch im Heraussenden seines Gepäckes nicht Wort gehalten hatte. Er brachte dasselbe erst Ende März in das Lager mit heraus. Die Speisen waren außerdem schlecht und dürftig, die Diener widerspenstig, und besonders schien der Hauptdiener Ali el Ageren Alles aufzubieten, um Barth's Abreise zu verzögern, denn er selbst war ganz sicher, befand sich wohl und konnte thun, was ihm beliebte. Auch die Thiere litten von einer Art sehr bissiger, blutsaugender Fliegen im Lager weit mehr, als in der Stadt; Barth hatte kein Mittel, sein Lieblingspferd vor diesem Geschmeiß zeitweilig zu schützen, als indem er um das Thier Feuer anzünden ließ. Wenn der Scheich sich für wenige Stunden bei ihm sehen ließ, so waren Klagen Barth's, nicht reisen zu können, und Vertröstungen das einzige Gespräch. Eine unschuldige Unterhaltung war es für Barth, die zwei Söhne des Scheich zu beobachten, zwei aufgeweckte Knaben, die Barth's Eigenthum als das ihre ansahen und bald um sein Pferd, bald um das Zelt miteinander in lebhafter Fehde waren.

Eine andere Unterhaltung nicht eben angenehmer Art war die Beobachtung der zum Theil feindseligen Verhandlungen zwischen den einzelnen Stämmen, durch deren Gebiete er den Niger hinab seine Rückreise anzutreten beabsichtigte. Denn hatte er auf der Herreise von Ssay aus den geraden Weg durch das Land und zwar durch die Reiche Gando und Massina eingeschlagen, so wünschte er jetzt am Niger zu bleiben, um eine genaue Karte seines Laufes aufzunehmen und die Eigenthümlichkeiten seiner Ufer und Uferbewohner erforschen zu können. Der große Bogen, den der Riesenstrom zwischen Timbuctu und Ssay beschreibt, indem er im ersten Drittel östlich und dann südöstlich nach Ssay strömt, war vor ihm gar nicht oder nur durch vereinzelte Notizen bekannt gewesen. Der energische Mungo Park hatte die Reise zu Wasser gemacht, aber er war ein Opfer geworden, und nicht einmal seine Tagebücher waren wieder ans Licht gekommen. Nun waren es die Tademekket, die Iguadaren und die Auelimmiden, an der Nordseite des Niger bis zu seinem Bogen nach Südosten wohnhaft, deren Gebiete er durchziehen und deren Gunst er sich versichern mußte. Aber wie schwer und fast unmöglich mußte dies erscheinen, da die Stämme unter einander nicht bloß in Feindschaft, sondern sogar in blutiger Fehde begriffen waren. Hier begegnete er

denselben Menschen, die den mörderischen Angriff auf Major Laing gemacht, dort sollte er mit einem Häuptling Teni in Verbindung treten, dessen Leuten Mungo Park auf seiner Nigerfahrt so ungeheure Verluste beigebracht und den er selbst am Bein nicht unerheblich verwundet hatte.

Allmählig schien es indeß dem Scheich doch mit seinen Vorbereitungen zur Reise und zur eigenen Begleitung des Reisenden Ernst zu werden. Vorräthe jeder Art wurden zusammengebracht, am 9. April ließ er seine Pferde von Kabara in das Lager schaffen und am 11. traf er selbst ein, zugleich mit dem Rest von Barth's Gepäck und Dienerschaft, so daß dieser wenigstens wieder Herr seiner Habseligkeiten wurde.

Der eigentliche Aufbruch erfolgte erst am 19. April, aber mit großer Langsamkeit und nachdem der Scheich wiederholt und aufs zärtlichste von Frau und Kindern Abschied genommen hatte. Barth selbst schied nicht ohne Wehmuth von den beiden jungen Söhnen el Bakay's und sprach die Hoffnung aus, daß sie ihren Freund Abd el Kerim nach lange im Gedächtniß behalten würden.

Der erste Tagemarsch war indeß sehr kurz; nach einigen Meilen wurde bereits wieder gerastet, und zwar in einer äußerst malerischen und reizenden Gegend. Der Stamm aber, in dessen Lager angehalten wurde, hatte diese Ehre schwer zu büßen, da die Gesellschaft großen Appetit mitbrachte und nicht bloß alle Milch- und Reisvorräthe dieser armen Esel-, Schaf- und Ziegenhirten verspeiste, sondern sich auch die besten Rinder schlachten ließ. Kalgobäume und Irak (Capparis sodata) sind die Hauptvertreter der hiesigen Flora; würdiger wird die Fauna vertreten, nämlich durch zahlreiche Löwen, die aber, wie die von Asben, keine Mähne haben sollen.

Am 20. April ging der Marsch lange durch Niederungen, die noch wenige Tage vorher unter Wasser gestanden hatten, in denen nun aber auch bereits viele kleine Tuareghorden mit ihren Zelten aus Schafleder rasteten oder gerastet hatten. Erst nach einigen Meilen erstieg der Zug die höhere Schwelle des Sandbodens, dann gelangte er an einen freien Arm des schönen Stromes und bald an ein Lager, das für den Scheich im Voraus aufgeschlagen war und in dem des Scheichs Neffe, Chottar, die Ankömmlinge mit Freude empfing; der junge Mann, den Barth seines hellen Verstandes und ritterlichen

Charakters halber besonders hoch schätzte, war bereits in großer Sorge gewesen, da der Zug über Gebühr lange ausgeblieben war. Der Stamm, mit dem man hier in Berührung kam, gehört zu den „Tolba", d. h. Lernbeflissenen; Alle lesen den Koran, einige verstehen sogar Arabisch, aber zu eigentlichen Gelehrten, durch die der Stamm früher ausgezeichnet war, hat sich seit geraumer Zeit keiner mehr aufgeschwungen. Andern Tags hatte Barth die Freude, mit Angehörigen des Stammes der Kelulli zusammenzutreffen, die ihm schon in Timbuctu wiederholt ihren Schutz hatten angedeihen lassen. Schüsse von der einen Seite und Zusammenschlagen der Schilde von der andern bezeugten die Herzlichkeit der Begrüßung, doch waren die Kelulli auch sehr gastfreie Wirthe, indem sie trotz ihrer großen Armuth drei Rinder und zwanzig Ziegen schlachteten und eine Schmauserei veranstalteten, die bis tief in die Nacht währte. Barth wollte zum Dank für die nun wirklich angetretene Heimreise hier seinem Beschützer noch ein Paar prächtig verzierte Pistolen verehren, doch nahm el Bakay sie noch nicht an, wahrscheinlich weil er sich sagte, daß die bisherigen Märsche nur erst Irrfahrten gewesen waren und die eigentliche Abreise noch gar nicht begonnen hatte. Dies sollte sich bald zeigen.

Andern Tags wurde nahe bei dem Lager Teni's, des ersten Häuptlings der Tarabanassa, in einer so sumpfigen Gegend gelagert, daß kaum die Zelte trocken aufgeschlagen werden konnten und Barth's Gesundheit von der Dunstatmosphäre sehr angegriffen wurde. Politischer Zwecke halber blieb el Bakay sogar mehrere Tage an dieser Stelle, denn er wollte das schickliche Verhältniß zwischen Alkuttabu und dem ungehorsamen Teni wieder herstellen und leitete zu diesem Behufe viele, aber doch fast ganz erfolglose Verhandlungen ein. — Diese Tuaregs zeichneten sich durch ein edles Aussehen und reicheren Schmuck vor den meisten übrigen Stämmen aus; sie trugen kleine Metallbüchsen aus Kupfer oder Zinn und viele weiße Knochenringe am Halse und waren mit dem gewichtigen Eisenspeere bewaffnet, dessen Führung den erniedrigten Stämmen nicht gestattet ist. Außerhalb ihres Lagers von 30 Lederzelten lagerte hier noch eine Abtheilung der Kelhekikan, deren Häuptling Ayub Barth mit allerlei religiösen Fragen in die Enge zu treiben suchte. Auf seine Frage, weshalb die Christen sich beim Gebete nicht gen Osten wendeten, genügte ihm die

Antwort, daß der Christengott nicht allein in Osten wohne, sondern allüberall gegenwärtig sei. Ayub war aber sehr entrüstet, als er vernahm, daß die Beschneidung bei den Christen nicht eingeführt sei, und suchte den Fanatismus des ganzen Lagers gegen Barth rege zu machen, so daß dieser in offener Rede auseinandersetzen mußte, die Christen beschnitten durch Demuth und Entsagung an Gott ihre Herzen; auch sei die Beschneidung keineswegs ein Kennzeichen der Moslem allein, denn auch viele der verachteten heidnischen Nachbaren hätten diesen Gebrauch. Er erreichte hierdurch seinen Zweck und galt bald für einen gewandten und frommen Vertheidiger seiner Religionsgrundsätze.

Bald durch Sümpfe und Sandflächen, bald durch dichten Wald und an dem grünen Saume eines Hinterwassers entlang ging am 25. April die Reise bis an die Stelle des Nigerufers, wo die Insel Kora den Fluß in zwei Arme zertheilt, deren nächster bei einer Tiefe von 6 bis 8 Fuß gegen 300 Schritt breit war; von dem anderen Arme erfuhr Barth, daß er im Sommer trocken zu liegen pflege. An dieser Stelle hausen die sogenannten „Verhüllten", wilde Freibeuter, die ihre Lager und die geraubten Heerden von einer Insel zur anderen und von einem Ufer auf das andere schaffen und durch diese nicht ungefährlichen Züge ihr Wesen fast immer ungestraft zu treiben vermögen. Der Häuptling Uorhda, ein kleiner, aber lebendiger Mann, begrüßte den Scheich wie einen Freund und war auch für Barth von Interesse, weil er an den Kämpfen der Iguadaren gegen Mungo Park theilgenommen hatte und Vieles von dem geheimnißvollen Bootsmann zu erzählen wußte, der in Bamba und sonst häufig Halt gemacht habe, um Geflügel zu erhandeln, und mit drei weißen Genossen in seinem wohlverschanzten Schiffchen, das ihr Alles, ihre Wohnung, ihre Festung, ihre einzige Rettung war, trotz steter Angriffe den oft so schwierigen Fluß viele hundert Meilen weit hinunter fuhr, bis er doch endlich erlag.

Ungleich angenehmer noch war für Barth der Besuch des Tuareg-Häuptlings Sfaul, dessen stolzem Sinne seine sehr stattliche Gestalt entsprach und der bis tief in die Nacht mit el Bakay über die politischen Verhältnisse verhandelte. Den tapfersten und auch durch seine Ritterlichkeit berühmtesten Tuareg lernte Barth aber folgenden Tags kennen, Uorhdugu, einen Mann von 6 Fuß 5 Zoll Höhe und dabei

schön, breitschultrig und augenscheinlich von gewaltiger Muskelkraft. Unter den vielen rühmlichen Thaten desselben wurde erwähnt, wie er bei dem glücklichen Sturm der Tuareg auf das von den Fulbe vertheidigte Gundam von dem Rücken seines Pferdes auf die Stadtmauer gesprungen sei und indem er alle Speere der dort aufgestellten Feinde mit seinem Schilde aufgefangen, seinen Kameraden freien Weg geöffnet und die Eroberung glücklich bewerkstelligt habe. Wenige Tage vor seinem Zusammentreffen mit Barth hatte er allein den Kampf mit zwölf seiner erbittertsten Feinde glücklich bestanden und ihre Speere mit dem Schilde aufgefangen, bis er an den Fluß gelangt war und sich in einem Boote vor seinen Verfolgern retten konnte.

Er und sein Bruder Muhamed begleiteten die Reisegesellschaft folgenden Tags nach Jseberen, das in sumpfiger, baumreicher Gegend am Flußufer liegt und wo politischer Verhandlungen wegen vier Tage zugebracht wurden. Aber das aufrichtige Bemühen el Bakay's, die Einigkeit und den friedlichen Bestand in dem Auelimmidenstamme selbst und in seinen Beziehungen zu den Jguadaren herzustellen, konnten den offenen Kampf nicht verhindern, der im folgenden Jahre ausbrechen und die Macht und das Ansehen der Fulbe so sehr vermehren sollte. Die Jguadaren hatten nach dem Tode ihres einsichtsvollen Führers Sfalem in dessen Sohne Achbi einen Häuptling erhalten, der übermüthig und von stolzem Charakter seinem Oberherrn Alkuttabu sofort den Gehorsam aufsagte und sich auf Antrieb Hammadi's dem Fulbeherrscher in Hamd-Allahi in die Arme warf. Durch diesen offenbaren Treubruch waren die Auelimmiden in Schach gesetzt und konnten el Bakay in Timbuctu selber nicht die Hülfe leisten, auf die er rechnete; vielmehr wurden seine früheren Bundesgenossen die Helfershelfer seiner Feinde und brachten ihn schon damals in eine äußerst bedenkliche Lage, die er seinem deutschen Freunde nicht verhehlte.

Er hatte seinen ältesten Bruder Sfidi Muhamed in Timbuctu zurückgelassen und ihn bevollmächtigt, während seiner Abwesenheit seinen Platz auszufüllen. Die Bedrängniß desselben hatte aber bereits eine solche Höhe erreicht, daß er sich seinen Gegnern allein nicht mehr für gewachsen hielt und einen Eilboten nachschickte, um el Bakay zu ersuchen, in Person nach Timbuctu zu kommen, damit er sich mit ihm über den beklagenswerthen Zustand berathen könne. Barth wäre

nun gern mit einigen Schülern des Scheichs allein weiter ostwärts gezogen, doch weigerte dieser sich entschieden, das zuzugeben, besonders weil gerade in jener Zeit über Ghadames die Nachricht eingetroffen war, die Franzosen hätten die Schaamba vollständig besiegt, und nun nicht bloß die Furcht allgemein war, diese verhaßten Eroberer möchten bis an den Niger vordringen, sondern auch der Glauben Verbreitung fand, daß Barth's Besuch dieser Länder mit dem Vordringen der Feinde in Beziehung stehe.

Barth verbiß seinen Ingrimm, als am Sonntag den 30. April die rückgängige Bewegung nach Timbuctu begann, und ritt schweigend vor dem Zuge her. Die Entschuldigungen, welche der Scheich vorbrachte, vermochte er damals nicht gelten zu lassen; „der herrliche Fluß", erzählt er, „längs dessen Ufer unser Weg hinführte, gewährte meinem verstimmten Gemüthe den einzigen Trost." Die imposante Vereinigung der beiden Flußarme, die in voller Blüthe prangenden Garradbäume, die verschiedenen Läufe der Hinterwasser fesselten seine Aufmerksamkeit wohl, aber das bei Iguadaren bezogene Lager war wieder so feucht, daß er von schweren rheumatischen Leiden heimgesucht wurde und auch deshalb nur wenig ersprießliche Forschungen anstellen konnte. Die Regenzeit begann außerdem bereits, die politischen Bemühungen des Scheichs blieben erfolglos, zu den Gefahren, denen man besonders von Löwen ausgesetzt war, kam noch die Wuth gegen die Franzosen, die neueren Nachrichten zufolge wieder tiefer vorgedrungen waren, so daß el Bakay eine Zeitlang ernstlich Willens war, mit den Tauat und Auelimmiden gegen diesen allgemeinen Landesfeind zu ziehen. Die Aufregung wuchs täglich, und Barth's Lage wurde schwieriger und gefährlicher, als sie je gewesen war. Ein Gewittersturm, der am 5. Mai losbrach und den vollen Beweis lieferte, daß die Regenzeit nun wirklich eingetreten sei, wüthete mit solcher Heftigkeit, daß er den Lagerzaun auf die Gelagerten und ihre Pferde zurückwarf und Barth's schwaches Zelt in Stücke zu zerreißen drohte. Nachdem die Gewitterwolken dann die Runde um den ganzen Horizont gemacht hatten, kehrten sie noch einmal von Norden her zurück und lös'ten sich endlich auf in einem gewaltigen, wolkenbruchartigen Regenguß, der länger als zwei Stunden andauerte und den ganzen niedriger gelegenen Theil der Ebene in einen großen See verwandelte.

Während der fünf Tage an dieser traurigen Lagerstätte sah Barth einmal drei Edeldamen vom Stamme der Kelhekikau vorbeiziehen. Sie saßen in offenen Käfigen (Djachfa) von ganz einfacher Construction, auf Kameelen, deren Köpfe mit viel Troddelwerk geziert waren. Die Damen selbst waren wohlgebildet, von vollen Formen, aber sehr einfach in ihren gewöhnlichsten Anzug gekleidet.

Inzwischen hatten die Iguadaren zwölf Nigerdörfer, darunter Bamba und Egedesch, das durch Mungo Park bekannt ist, ausgeplündert und vollständig verheert. Der Fluß selbst war bis spät zu Abend von auf- und abwärtsfahrenden Booten belebt, die den in der Nähe lauernden Fulbe gehörten, von denen es hieß, sie späheten nur eine Gelegenheit aus, um auf den Reisezug el Bakay's und Barth's einen entschiedenen Schlag zu führen. Achbi hatte sich ganz auf die Stadt zurückgezogen, um im Verein mit Hammadi und Ahmedu zu operiren. So schien die ganze Welt in einem Zustande der Aufregung zu sein, el Bakay aber war im höchsten Grade über das Vorrücken der Franzosen bestürzt. Die Tauater verlangten, er solle Tauat, Hogar und Asgar zu einem gemeinschaftlichen Angriff auf Uarghela auffordern, das von den Franzosen genommen war, und er schien nicht abgeneigt zu solchen unsinnigen Vorschlägen, von denen Barth ihn nur mit Anwendung seiner ganzen Beredsamkeit zurück zu halten vermochte. Er verfaßte indeß ein eigenhändiges Schreiben an den Kaiser der Franzosen, in dem er diesem auf's Strengste untersagte, weiter in das Innere vorzudringen, oder daß überhaupt unter irgend einem Vorwande jemand die Wüste betrete, es seien denn einzelne Reisende, und Barth selbst mußte dieses Schreiben mitunterzeichnen. El Bakay verlangte von Barth, er solle augenblicklich über Tripolis nach England schreiben und von der Königin einen Consul nach Tauat erbitten; doch machte er mit Grund dagegen geltend, es sei keine Garantie vorhanden, daß der Agent mit gebührender Rücksicht und allen Ehren behandelt werden würde. — Barth glaubt, daß wenn die Franzosen und Engländer in Gemeinschaftlichkeit von Tauat aus eine friedliche Politik verfolgten, diese ausgedehnten Landstriche ohne viele Schwierigkeit dem Handelsverkehr geöffnet werden könnten.

Am 10. Mai wurde das Lager wieder weiter vorgerückt, um dem bei Amalelle in sumpfigen Grasebenen gelagerten Achbi möglichst nahe zu bleiben. Der Platz war von eigenthümlicher landschaftlicher

Mannichfaltigkeit: dichte Baumgruppen, weiße Sanddünen, schmale Wasserstreifen und viele vereinzelte Tümpel, in und an denen Achbi's zahlreiche Rindviehheerden gehütet wurden. Die Frau des Kelgogi-Häuptlings Lammege brachte Barth Milch zum Geschenke und war nicht wenig erfreut, als er ihr Nadeln und einen Spiegel als Gegengabe verehrte. Die Frauen bei den edleren Tuaregstämmen stehen im Allgemeinen in hoher Achtung und genießen einen seltenen Grad von Freiheit, den sie indeß fast nie zu Treulosigkeiten mißbrauchen. Deshalb kennen auch ihre Männer, die sich der Vielweiberei gänzlich enthalten, keine Eifersucht und leben mit ihren Ehefrauen im besten Einvernehmen. Bei den entarteten Stämmen wird auf weibliche Züchtigkeit allerdings wenig gehalten.

El Bakay erkannte inzwischen genugsam die bittere Gemüthsstimmung Barth's und die Gefahr, der er beim weiteren Zurückgehen auf Timbuctu ausgesetzt wurde. In dem Dilemma, sein Interesse opfern oder alle Achtung vor Barth aus den Augen setzen zu müssen, entlud er seinen Unmuth auf Achbi und überhäufte denselben mit den ernstesten Vorwürfen, das freundliche Verhältniß, das zwischen ihm und dem Reisenden früher bestanden, gänzlich gestört zu haben. Denn seit der Rückbewegung hielt sich Barth, um den Scheich zu einem energischeren Verfahren anzuspornen, mehr zurück und ging niemals in dessen Zelt, wiewohl jener häufig zu ihm kam. Endlich beschloß el Bakay, Barth mit einem Theile seines Gefolges langsam gegen Osten vorrücken zu lassen und sich Timbuctu, ohne es indeß zu betreten, so weit zu nähern, als politische Rücksichten es nothwendig machten. Und so trennte sich Barth denn von den Freunden, die er unter den Iguadaren gewonnen hatte, und reiste mit einigen Neffen und Söhnen des Scheich nach Erneffe voraus, auf seines edlen Wirthes baldiges Nachkommen deshalb mit einiger Sicherheit zählend, weil des Scheichs vorzügliche Dienerin Diko, seine Mund- und Leibköchin, die derselbe nur sehr ungern entbehrte, mit ihm nach Erneffe vorauszog.

Mit einiger Betrübniß nahm Barth von einem jungen Verwandten Achbi's Abschied, Namens Kungu, dessen Vater früh auf dem Schlachtfelde gefallen war und der nun mit seiner Mutter Tatinatu von den östlichen Tuaregs zu den Iguadaren herübergekom-

men war. Kungu war fast noch Knabe und hatte sich an den deutschen Gast mit der ganzen Herzlichkeit eines wißbegierigen, talentvollen Kindes angeschlossen. Täglich war er in Barth's Zelte und ließ sich über fremde Länder und Völker belehren, so viel er irgend von deren Verhältnissen erfassen konnte. Er war ein verständiger und muthiger Bursche, und mit seinem langen, schwarzen Haar, seinen großen, ausdrucksvollen Augen und seiner melancholischen Geistesrichtung gefiel er auch Barth außergewöhnlich, so daß Beide bald recht gute Freunde geworden waren. Barth flößte ihm Muth und Hoffnung ein, daß auch er einst ein großer Häuptling und ein berühmter Kämpe werden würde; aber er sprach die Befürchtung aus, daß es wohl sein Schicksal sein würde, noch jung an Jahren zu sterben, wie es das Loos seiner Brüder gewesen, die alle in früher Jugend auf dem Schlachtfelde gefallen wären. Barth suchte ihn zu trösten und versprach ihm, daß, wenn einmal einer seiner Freunde diese Gegenden besuchen sollte, er es nicht unterlassen würde, ein Geschenk für ihn mitzusenden. Dann sagten sich Beide Lebewohl, Barth schenkte ihm noch Verschiedenes, das er entbehren konnte, und dann schwang sich Kungu vermittelst des eisernen Speeres auf sein Schimmelchen und ritt mit kriegerischem Anstande davon.

Barth schlug die entgegengesetzte Richtung längs dem Ufer des Armes von Amalelle ein und folgte dem Boten von Ernesse durch Sumpf- und Weideland und ein Dickicht am Ufer des majestätischen Flusses, das mit dem reichsten Pflanzenwuchs geschmückt, durchwoben von Schlingpflanzen und durchbrochen von Dumgebüsch, ein willkommener Schlupfwinkel für eine große Menge wilder Bestien, besonders Löwen ist. Diese Könige der Thierwelt hausen hier am Rande der bewohnten Zone in großer Zahl, während sie in den dichter bevölkerten Negerländern sehr selten sind. Noch wenige Nächte vorher hatte man zwei mächtige Löwen um eine Löwin stundenlang kämpfen sehen. An dieser Stelle sollte der Scheich erwartet werden, aber der Stamm der Kel-n-Nokunder, welche den Zug bewirthet hatten, war schon andern Morgens durch die Ehre, die vielen Gäste einen Tag bei sich gehabt zu haben, befriedigt und brach plötzlich auf; glücklicherweise ostwärts, in welcher Richtung ihnen dann Barth und seine Kameraden, die „Telamid", schleunigst folgten, zwischen Koloquinten, Asklepiadeen, Cruciferen, wilden Feigen und durch hohes Rohrgras

dahin, bis auf einer hohen Düne die Flüchtigen und ihre friedlichen Verfolger Halt machten. Der Lagerplatz war reizend, 150 Fuß über der Oberfläche des Flusses, und eröffnete über denselben eine herrliche Aussicht. Der malerische Abfall der Düne bis an das Ufer des nächsten Flußarmes, die grasreiche Insel Rabara, der in seinem südlichen Laufe zu einem See ausgedehnte Fluß, ein schmaler Landstreifen, der sich weit am Ufer hinzog und einen vom üppigsten Byrgugrase überwucherten Kanal bildete, dann Streifen mit dem reichsten Pflanzenwuchse, hinter dem sich eine grüne, von offenen Hinterwassern durchschnittene Sumpfebene ausbreitete, und inmitten ein Dorf, aus dem lautes Hundegebell vernehmlich herüberschallte.

Das Wasser wimmelte von Krokodilen, von denen einige nicht weniger als 18 Fuß maßen, die größten, die Barth in Afrika gesehen hat. Indem sie hart unter der Oberfläche des Wassers schwammen, mit ihrem Kopfe gelegentlich hervorschauend, bedrohten sie in hohem Grade die Sicherheit des Viehes, welches das vortreffliche Ufergras abweidete. Im Laufe des Tages gelang es auch diesen gefährlichen und gefräßigen Wasserungeheuern wirklich, einige von den Kühen zu ergreifen und in die Tiefe zu schleppen. Schlimmer aber war es, daß sie auch einem von Barth's Leuten, der damit beschäftigt war, Gras für die Pferde zu schneiden, eine sehr ernstliche Wunde beibrachten. Dieser Mann war ein freigelassener Sclave und hatte sich Barth angeschlossen, um nach seiner Haoussaheimath zurückzugelangen. Barth hätte gern trotz der Warnung, sich durch eine solche Entführung nicht in Unannehmlichkeiten zu verwickeln, den Wunsch des armen Mannes erfüllt; denn im Allgemeinen verlangt man, daß selbst befreite Sclaven ein gewisses Pflichtgefühl gegen ihre früheren Herren bewahren. Nun war Barth gezwungen, ihn nach Timbuctu zurückzuschicken. Der eine Fuß war von dem Krokodil fast ganz weggeschnappt worden, so daß er ganz unfähig zur Reise war und unmittelbarer Hülfe bedurfte.

Abends kamen einige Sonrhay-Fischer und ließen sich in ein vertrauliches Geplauder ein; später auch ein Trupp Tuareg-Reiter mit dem ausdrücklichen Wunsche, den christlichen Fremdling zu sehen. Denn einige von ihnen hatten vor 50 Jahren den unternehmenden und geheimnißvollen Christen selbst gesehen, alle wußten von Mungo Park, der ihnen aber ein mysteriöses, unlösbares Räthsel geblieben

war, sie hatten keine Ahnung, woher er in seinem fremdartigen Boote gekommen und wohin er auf seiner Thalfahrt gelangt sein konnte, — jedenfalls freuten sie sich sehr, nun den Christen, der ihr Land besuche, zu sehen, zu sprechen und willkommen heißen zu können. Sie waren äußerst zuvorkommend und baten ihn sogar, eine ihrer Töchter zu heirathen und sich unter ihnen anzusiedeln. Im Gespräche erfuhren sie mit freudigem Erstaunen, daß es möglich sein würde, in großen Schiffen vom Meere her den Niger heraufzukommen und dauernden friedlichen Verkehr anzuknüpfen.

Ein Bote, den Barth von Erneſſe an den Scheich und nach Timbuctu geschickt hatte, hauptsächlich um für neue Mundvorräthe zu sorgen, traf am 14. Mai wieder im Lager ein und bestätigte zunächst, was Barth schon früher gehört hatte, daß Briefe aus Europa für ihn angelangt seien, dann aber erzählte er auch, daß die Städter in der größten Wuth gegen ihn losgetobt hätten, der Christ dürfe ihm nicht folgen, der Christ solle die Stadt nicht wieder betreten, man würde ihn sofort tödten. In der Meinung, Barth sei Willens, sofort wieder nach Timbuctu zu kommen, hatten sie sogar die Allarmtrommel schlagen lassen. Besonders erzürnt auf ihn, erzählte der Bote, seien aber alle Tuater in der Stadt gewesen, da sie das weitere Vordringen der Franzosen in ihr Land stets noch mit Barth's Besuche in Verbindung brächten.

Vierter Abschnitt.

Rückreise über Bornu.

Der 17. Mai war endlich der glückliche Tag, an dem Barth durch Boten des Scheichs zur wirklichen Heimreise wahr und ernstlich aufgefordert wurde. Er selbst hatte mit seinem Lager sogar schon einen Vorsprung gewonnen und befand sich an dem nördlichen Rande der sumpfigen Ebene. Der Jubel war allgemein, schnell wurde aufgebrochen und der große Umweg um den unzugänglichen Sumpf

zurückgelegt. Bald ward das Lager der Imrhad, bei denen el Bakay seinen deutschen Freund erwartete, erreicht; in der Freude, endlich wieder mit seinem Beschützer zusammenzutreffen, eilte dieser im Galopp auf ihn zu, fand aber den frommen, gottesfürchtigen Mann im Schatten einer Sſiwak (Capparis sodata) schlafend, und selbst das Geräusch der heransprengenden und schnaubenden Pferde vermochte ihn nicht aus seinem tiefen Schlummer zu erwecken. So bewahrte dieser milde und friedliebende Mann seinen Charakter auch inmitten dieser kriegerischen und gesetzlosen Horden. Als er endlich erwacht war, empfing er Barth mit sanftem Lächeln und erklärte sich bereit, jetzt wo in die politischen Verhältnisse eine gewisse Ordnung gebracht sei, ihn ohne weiteren Zeitverlust auf der Heimreise zu begleiten, und zwar bis Gogo, der einst so mächtigen Hauptstadt Askia's, des großen Sonrhay-Herrschers. Zugleich übergab er Barth ein gewichtiges Briefpacket, das durch einen Berabisch-Häuptling in Asanad über zwei Monate festgehalten war, weil er fürchtete, daß ihr Inhalt auf die französische Invasion Bezug habe.

Die Briefe nun waren vom größten Interesse und durchaus geeignet, den Reisenden mit fröhlichem Muthe und gerechtem Stolze zu erfüllen. Ein Schreiben Lord John Russel's vom 19. Febr. 1853 drückte das wärmste Interesse an seinen Unternehmungen aus; ähnlich war ein Brief von Lord Clarendon vom 24. desselben Monats, ein dritter von Ritter Bunsen, ein vierter vom englischen Consul in Tripoli, und auch zwei weitere von den Agenten in Fesan; noch lagen einige Zeitungsnummern bei, aber leider keine Familienbriefe. Das Wesentlichste, was Barth aus den Briefen erfuhr, war die Abreise des Dr. Vogel und seiner Gefährten, die er in Bornu treffen sollte, — also endlich wieder europäische Gesellschaft, herzlicher Verkehr und geistiges Verstehen! Von der Expedition nach dem Tsadda oder Benue, die einige Zeit vor dem Empfang dieser Briefe aufgebrochen war, erhielt er bei dieser Gelegenheit noch keine Kenntniß. Dies geschah erst im December, als die Expedition, an der er selbst doch in gewisser Beziehung Theil nehmen sollte, bereits wieder nach England zurückgekehrt war.

Barth erfuhr später, daß auch sein Freund, der Vezier von Bornu, einen Brief und verschiedene Kleinigkeiten beigelegt hatte, daß aber die Nachricht von der plötzlichen Hinrichtung des unglücklichen Mannes

eher nach Sokoto gekommen war, als das Packet diese Stadt verlassen hatte; da hatten denn sonderlich vorsichtige Leute diese Sachen von Beschir beseitigt. Später hatte ein Reisender das Packet von Gando nach Sfai mitgenommen, war aber, als eben einer seiner Reisegefährten dasselbe trug, von den Goberaua erschlagen worden. Der Gefährte rettete sich, und so kamen die Briefe endlich glücklich in Barth's Hände. Der Tod jenes Reisenden ist aber aller Wahrscheinlichkeit Ursache des allgemein verbreiteten Gerüchtes geworden, Barth selbst sei bei Maradi erschlagen. Dies Gerücht drang auch nach Europa und fand um so mehr Glauben, als sein letztes Briefpacket, das er am 26. Februar einem Trupp armer Tauater Kaufleute in Timbuctu übergeben hatte, um es dem englischen Gesandten in Ghadames mitzunehmen, diesen daselbst nicht antraf und zwei Jahre uneröffnet und unbefördert dort liegen blieb. Der Agent war in dieser Zeit mit in der Krim gewesen und hatte keine Ordre hinterlassen, wie mit solchen anlangenden Briefschaften verfahren werden sollte. Das falsche Gerücht von Barth's Tode versetzte nicht blos dessen Familie in die tiefste Trauer, es geriethen auch alle seine Angelegenheiten in Verwirrung, und als er endlich verarmt und sehr verschuldet in Haoussa ankam, wo er Alles zu finden hoffte, dessen er bedurfte, waren selbst die Mittel, die er zurückgelassen hatte, als die eines Verstorbenen eingezogen worden.

Freudig erregt durch die Gesellschaft seines edlen Wirthes und das rüstige Reiten gen Osten konnte Barth am 18. Mai zum ersten Male die besondern Züge der Landschaft mit Ruhe genießen. Auch die bunte Zusammensetzung der Reisegesellschaft und vorzüglich das aufrichtige Wohlwollen der meisten Reisegefährten trugen viel dazu bei, ihm den gesunkenen Muth zu erneuern. Nach 10 Meilen wurde in einem sumpfigen, aber damals trocknen Walde das Lager aufgeschlagen, nahe den Uelad Moluk und wieder recht in einem Löwenasyle, aber auch Krokodile, Wasservögel und — zahme Schafheerden gab es in Menge. In den folgenden Tagen kamen auch Wildschweine zu Gesicht und das Sanguai, jenes Thier, das allem Anscheine nach vom Krokodil durchaus verschieden ist und vielleicht dem amerikanischen Iguana ähnelt oder mit dem Sfakankur Edrisi's identisch ist. Es erreicht nicht die Größe der Krokodile, auch kündigten seine Fußspuren im Sande einen viel breiteren Fuß an, dessen Zehen durch eine

Schwimmhaut verbunden zu sein scheinen. Auch ist der Schwanz kürzer, als der von Krokodilen. Seine größte Länge scheint nur acht Fuß zu betragen.

Die Gegend bot im Allgemeinen wenig Abwechselung. Interessant war die Stätte einer früheren Sonrhay-Ortschaft Hendikiri, bei der blutige Schlachten zwischen Nebenbuhlern um die Krone stattgefunden haben. Wie anders muß diese Wüstenei vordem gewesen sein, wo alle günstig gelegenen Stellen von blühenden Wohnplätzen eingenommen wurden und lebhafter Verkehr sich den mächtigen Strom entlang ausbreitete. Am Sonntag, den 21. Mai, wurde die Stätte von Tamisgida berührt, das an einem lang am Niger hinlaufenden Seitenwasser liegt und schon durch seinen Namen, der „Moschee" bedeutet, auf einen verlassenen Wohnplatz zahlreicher Bevölkerung hinweist. Der Platz scheint auch deshalb mit dem von el Bekri beschriebenen Tirka identisch, weil der vortreffliche andalusische Geograph auch die Erdameisen erwähnt, welche Barth, von Timbuctu kommend, in Hendikiri zuerst beobachtet hatte.

Das Städtchen Rhergo scheint von hohem Alter zu sein, angeblich ist es sieben Jahre vor Timbuctu erbaut und jedenfalls ein Mittelpunkt des Lebens dieser Gegend in der ersten Morgendämmerung historischer Aufzeichnung gewesen. Früher lag die eigentliche Stadt auf dem Festlande, jetzt ist sie auf eine zu einem Hügel aufstrebende Insel zwischen dem Niger und dem genannten Seitenwasser verlegt und dadurch vor den Angriffen der Tuareg gesichert. Die Einwohner fühlten sich durch diese gedeckte Lage ihrer Stadt sogar in dem Grade geschützt, daß sie sich geweigert hatten, dem Tabu, d. h. dem Heere ihres Oberherrn Alkuttabu ihre Boote zur Verfügung zu stellen. Sie bauen Reis und Tabak; By-gugras kommt hier auffallender Weise nicht vor, so daß die Viehzucht deshalb nur in beschränktem Maaße getrieben werden kann. Barth zählte von einem benachbarten Höhenpunkte aus 380 Wohnungen, fand die Einwohner selbst aber schmutzig und ohne den edlen, freien Ausdruck in Mienen, Gestalt und Manieren, der ihre südöstlichen Landsleute auszeichnet. Sie ziehen Gänse von ansehnlicher Größe, besaßen auch große Buttervorräthe und schienen überhaupt in besseren materiellen Verhältnissen zu leben, als sie aus Furcht vor den raubluftigen Tuareg erkennen lassen.

Mit dem Häuptlinge der Kelantsar, der dem Reisezug entgegen kam, wurde nach dem Lager seines Stammes, der an 1000 erwachsene Männer zählt, geritten und in der gastlichen Pflege dieser besonders an Heerden reichen Tuareg die heiße Tageszeit verbracht. Er ließ, wie die Patriarchen des alten Bundes, zu Ehren seiner Gäste ein feistes junges Rind schlachten und setzte ihnen außerdem große Schüsseln mit Reis, saurer und süßer Milch vor. Die Lagerstätte heißt Sarho und gewährte freie Aussicht auf die mitten im Niger liegende Insel Kurkosay, die durch eine vor 30 bis 35 Jahren zwischen Tuareg und Sonrhay hier gelieferte, sehr blutige Schlacht eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Die Kelantsar sind über einen sehr großen Landstrich verbreitet und reichen von Gogo bis zu dem Wüstengau zwischen Asanad und Timbuctu.

Ueber eine Sumpfebene, die von natürlichen Kanälen, Seitenwassern und für den Reisbau angelegten Deichen vielfach durchschnitten war, ging die Reise nur langsam vorwärts. Alles bezeugte, daß man sich einem anderen kleinen Lebensmittelpunkt in dieser vernachlässigten Landschaft näherte, die aus einem gewissen Grade von Civilisation in einen Zustand fast gänzlicher Barbarei zurück versunken ist. Erst in der Nähe des Städtchens Bamba war die Landschaft wieder mehr bebaut. Außer Tabak und Weizen wurde auch Gerste gebaut; die Byrgupflanzen wurden in Haufen über schwaches Feuer gehalten, damit nach dem Verbrennen der kleinen Blätter aus den getrockneten Halmen der beliebte Byrguhonig reiner ausgepreßt werden könne.

Der Fluß umschließt in der Gegend von Bamba wieder mehrere große Inseln und ist an seinen Ufern durch die breiten Fächerkronen der Dattelpalmen anmuthig belebt. Auch Tamarinden kamen hin und wieder zwischen den etwa 200 ovalen Mattenwohnungen des Städtchens vor und gaben mit dem vom Wind lebhaft bewegten Wasserspiegel, über den einige leichte Kanoes nach dem anderen Ufer zustrebten, ein reizendes Landschaftsbild, dessen Anblick Barth von einer 25 Fuß hohen Uferklippe mit ruhiger Freudigkeit genoß. Sein liebenswürdiger Freund Muhamed ben Chottar setzte sich zu ihm und sprach laut seine Freude darüber aus, daß, seitdem wirkliche Fortschritte auf der Reise geschahen, das Gemüth des deutschen Forschers leichter und heiterer wurde. Er sprach mit Wärme von dem Christenlande und sprach wiederholt den Wunsch aus, Barth begleiten

und in Person die Einrichtungen und Thätigkeit der Europäer kennen lernen zu können.

Bamba ist vor Jahrhunderten ohne Zweifel eine Stadt von Bedeutung gewesen; dafür spricht einmal sein häufiges Vorkommen in der Geschichte des Sonrhay-Reiches, dann der Charakter des Flusses, der, nachdem er sich über flache Sumpfufer mit zahllosen Hinterwassern weit ausgebreitet hat, nun von hier an mit wenigen localen Ausnahmen zwischen hohen, wohlbegrenzten Ufern und abschüssigen Felsen auf eine Breite von 900 bis 1000 Schritt eingeengt wird. Diese bedeutsame Lage war offenbar der Grund, weshalb die Sonrhay-Herrscher den Ort nicht blos befestigten, sondern auch stets eine starke Garnison dort erhielten, und daß später die marocanischen Musketiere, durch die Mulay das Sonrhayreich erobert hatte, hier stationirt und angesiedelt wurden. Sie bilden unter dem Namen Ruma noch jetzt fast die einzige Bevölkerung von Bamba, aber während sie in früheren Zeiten die herrschende Klasse waren, schleppen sie jetzt ihr Leben in einer gewissen Armseligkeit hin und können kaum durch die befreundeten Kunta vor den Tuareg, den übermüthigen Herrschern der Wüste, hinreichend geschützt werden. So hatte noch vor ganz kurzer Zeit der Häuptling Sfadaktu fast all' ihr Vieh fortgetrieben. Sie zeichnen sich vor den gewöhnlichen Sonrhay durch größeren Glanz und größere Helle der Hautfarbe aus; auch sind ihre Züge regelmäßiger, ihre Augen ausdrucksvoller. Als Zeichen ihrer edleren Abkunft tragen sie über dem Kopfshawl eine 2 Zoll breite rothe Binde und einen ledernen Waffengurt; die Vornehmen zeichneten sich durch Reinlichkeit und bessere Kleidung aus, doch verriethen Alle einen gewissen Wohlstand und waren leidenschaftliche Freunde des Rauchens. Der Mund der Tuareg und Ruma bleibt aber auch beim Rauchen stets durch einen Shawl bedeckt, unter dem nur der Kopf des kleinen, niedlichen Thonpfeifchens hervorguckt.

Andern Morgens lernte Barth noch einen jüngeren Bruder des Scheichs, Sfidi Ilemin, kennen, einen angesehenen Mann mit angenehmen Zügen, der Barth zuvorkommend und in freundlichster Weise begrüßte. Die edle und wahrhaft adlige Familie Sfidi Muhameds, des Religionshauptes, der auch Major Laing Schutz gewährte, hatte Barth nun in fast allen ihren männlichen Angehörigen kennen gelernt und rühmt dieselben bis auf Alauate als Männer ebenso vortrefflich

von Charakter, als gewandt und wohlerfahren in der Gelehrsamkeit ihres Volkes.

In dem Sumpflande, durch welches der Weg unausgesetzt führte, begegnete den Reisenden wenig Bemerkenswerthes. Der Gatroner glitt einmal mit seinem Gaule in ein tiefes Loch, aus dem er selbst sich in noch leidlichem Zustande wieder hervorarbeitete; zwar rettete er auch das Pferd, doch hatte er seine Pistolen verloren und mußte fast die ganze folgende Nacht in dem Sumpfe suchen, ehe er ihrer wieder habhaft wurde. Heftiger Regen machte außerdem fast jede Beobachtung unmöglich. Gegen den Verdruß der häufigen Aufenthalte und Scheinmärsche, die dem Scheich politischer Verhandlungen halber zu Barth's Verzweiflung beliebten, fand dieser nur Trost im Anblick des Flusses, der ihm wie eine zweite Heimath geworden war und ihm mit den zahlreichen Hinterwassern, Inseln und Klippen eine nie versiegende Quelle des Interesses darbot. Am 3. Juni wurde an einem schönbeschatteten Abhange, der Tinalschiden heißt, Rast gemacht. Der Fluß war hier frei von Felsen, aber durch eine niedrige Sandbank in zwei Theile getheilt; ein paar tausend Schritt weiter aufwärts sprang ein mächtiges Riff von Granitfelsen in das Wasser vor, und etwa 1500 Schritt unterhalb des Haltplatzes bot der Fluß einen überaus wilden Anblick dar. Eine felsige Insel von ansehnlicher Größe, aus ungeheuren Granitblöcken gebildet, engte nämlich zugleich mit einem Felsriffe, das vom rechten Ufer aus vorsprang, den Fluß zu halber Breite ein und zwang ihn, in der Richtung von S. 30 O. nach N. 30 W. in einen Kanal von wahrscheinlich nicht mehr als 500 Schritt Breite hinein. Wenn dieser Kanal voll Wasser ist, muß er eine sehr mächtige Strömung haben.

Nach dem Gebiete der Tinscherifen zu nahm der Fluß einen sehr gewundenen Lauf und schlängelte sich zwischen steilen Ufern hin, bis er wieder mehrere Inseln einschloß, auf deren größter der Amtmann Kara wohnte, dessen Sohn Sfala sich unter den Schülern el Bakay's befand. Kara war eine stattliche Gestalt und trug eine feine weiße Tobe und einen weißen Shawl um den Kopf gewunden. Er begann das Gespräch ungefragt mit Hinweisungen auf Mungo Park, der kurz vorher bei Samgoi angegriffen worden, und dann eines Morgens hier vorbeigefahren sei; er habe ihn von seinen Sanddünen aus in dem großen Boote mit dem weißen Zelte wohl gesehen. Der Fluß sei

damals (December oder Januar) voll Wasser gewesen, und das große Boot habe die Felsenenge deshalb passiren können. Während der vier Tage, daß hier gerastet wurde, weil der Scheich seine in der Nähe weidenden großen Kameelheerden sorgfältig in Augenschein nahm, lernte Barth die ersten Tuareg vom Stamme der Kel-e-Sjuk kennen, die ihren Namen von der längst verschwundenen großen Stadt Sjuk zu haben scheinen. Mehr als die Männer gefiel Barth eine Häuptlingstochter Namens Nassaru, die ihn besuchte und die er als die größte Schönheit bezeichnet, die ihm in diesem Lande zu Gesicht gekommen. Ihr zierlicher Anzug trug nicht wenig dazu bei, ihre Reize zu erhöhen; auch verstand sie es, durch Heraufziehen des seidenen Obergewandes über den Kopf ihrer ganzen Erscheinung noch mehr Anmuth zu verleihen. Ihre Züge waren ausgezeichnet durch sanften Ausdruck und Regelmäßigkeit, und da sie sah, daß sie dem Christen gefiel, schlug sie ihm halb im Scherze vor, er möchte sie heirathen. Barth erklärte sich bereit, sie mit sich zu nehmen, falls eines seiner geschwächten Kameele sie tragen könne. Indeß schenkte er ihr doch einen Spiegel, wie er denn stets die Gewohnheit hatte, einen solchen der schönsten Frau in jedem Lager zu überreichen, während die übrigen nur Nadeln erhielten.

Da Chottar, der gewöhnliche Begleiter auf Barth's Streifereien, krank lag, so mußte er allein die Gegend um die imposanten Felsufer durchstreifen, weshalb er vorsichtiger sein mußte und den Fluß von hier bis Tossaie nicht mit wünschenswerther Genauigkeit aller Details niederlegen konnte. Von einem Höhepunkte aus übersah er aber deutlich die Stelle, wo der Fluß zwischen den zwei gewaltigen Felsblöcken Schabor und Barror hervorrauscht. Diese Felsen schließen den Strom wie ein eisernes Thor ein, aber die Passage zwischen ihnen war allem Anschein nach, besonders bei hohem Wasser, offen und frei. Während des niedrigsten Wasserstandes im Sommer wird die Schwierigkeit der Schifffahrt freilich durch die Sandbank, welche sich etwas oberhalb dieser Verengung zwischen den Inseln und dem Ufer gebildet hat, in hohem Grade vermehrt. Auch auf der von Kara bewohnten Insel steigt eine terrassenartige Felsmasse empor, die in der Beleuchtung des Nachmittags wie ein schneeweißer Quarzblock erschien. Noch höher aufwärts sind die Ufer meist steil, nur an einer Einbucht an der anderen Seite zeigte sich ein grasiges Vorland, das von Pferden, Hornvieh und Schafheerden belebt war und durch stattliche Bäume, besonders

Dumpalmen, ein recht freundliches Aussehen erhielt. Der Höhenpunkt selbst, auf dem Barth sich befand, war ganz und gar Fels; Quarz und Grünstein zeigten sich überall umher, und ein ununterbrochenes Riff setzte gerade durch den Fluß.

Mit sieben frischen Kameelen für sich und einem für Barth traf der Scheich am 8. Juni in Gesellschaft einiger Edelleute endlich wieder im Lager ein und besuchte Barth sofort, — ausdrücklich, um ihn zu fragen, ob Dampfschiffe wohl im Stande sein würden, diese felsige Passage zu überwinden, eine Frage, die Barth bejahend beantwortete, insofern das Boot nicht allzugroß und hoher Wasserstand sei. Dann wurde aufgebrochen und Tinrassen berührt, ein Ort, der durch einen Kampf der nahe verwandten Krieger Achbi's und Sfadaktu's kürzlich eine bemerkenswerthe Berühmtheit erlangt hat. Als nämlich der verwegene Achbi mit seiner weit überwiegenden Streitmacht sich zum Angriff anschickte, stürzten die Frauen zum Lager heraus ihren Verwandten entgegen, die Brüste entblößend und mit der Betheuerung, daß diese Brüste ja ihre Angehörigen genährt hätten, und sie dringend beschwörend, doch nicht das Blut ihrer eigenen Verwandten zu vergießen. Aber dieser Anruf um Gnade blieb ohne Wirkung, und Sfadaktu und seine Handvoll Leute, von Kummer erfüllt um das Leben ihrer Weiber und Kinder, fochten mit dem Muthe der Verzweiflung, besiegten die stärkere Macht ihres aufgeblasenen, übermüthigen Verwandten und tödteten neun freie Männer seines Stammes.

Einige Büchsenschüsse weiter unterhalb ist die berühmte Partie des Flusses, Tossaie genannt, von der Chottar seinem deutschen Freunde schon erzählt hatte, daß der Niger hier so schmal sei, daß man mit einem Steine hinüber werfen könne, aber auch so tief, daß man mit einer aus einer ganzen Rindshaut geschnittenen Leine nicht bis auf seinen Grund gelange. Und jetzt überzeugte sich Barth selbst, daß der edle Strom hier von steilen Felsen bis auf einer Breite von etwa 200 Schritten eingeengt war, sich aber sein Bett um so tiefer gegraben hatte. Auch el Bakay trat hinzu und fragte wieder, wie es hier einem Dampfschiffe ergehen würde? Barth versetzte, wenn es klein, festgebaut und durch Ketten, die an den Felsen befestigt wären, unterstützt die Bergfahrt an dieser Stelle forcire, so würde es die Enge passiren können.

Noch eine geraume Strecke muß der Fluß sich durch festes Gestein

von unheimlich schwarzer Farbe hindrängen und schien, vom blendenden Sonnenlichte beleuchtet, kaum noch derselbe große und edle Strom zu sein, wie vordem. Erst allmählich nahm er wieder seinen majestätischen Charakter an und wälzte seine Wogen frei durch grünes Ufergelände dahin. Er umschloß wieder Inseln, zum Theil von bedeutender Ausdehnung, so daß seine ganze Breite gewiß drei englische Meilen betrug, und nahm dann statt der östlichen die fast ganz südliche Richtung auf Gogo und Sfai. Diese inselreiche Flußlandschaft heißt Burrum und war einst einer der Hauptsitze der Sourhay. Bis zu dieser Stelle soll einst ein ägyptischer Pharao in diese Gegend gelangt sein, eine merkwürdige Tradition, die vielleicht zu der Angabe Herodot's Anlaß gegeben hat, daß hier ein großer Fluß nach Osten fließe, den er dann für den oberen Nil hielt. Fest steht, daß ägyptische Kaufleute bereits vom 11. Jahrhundert ab regelmäßig die Märkte in diesen Ländern besucht haben. In den Jahren 1843 und 1844 hat der Vorfahr Ahmedu's von Massina, Abd-Allahi, diese Landstriche mit einem Heere von 6000 Reitern und 20,000 Fußsoldaten überzogen und die bei Tondibi vereinigten Tuareg, Auelimmiden, Iguadaren und Tademekket so mit Furcht erfüllt, daß sie ihm keine Schlacht anzubieten wagten. Da hatten denn die Fulbe die großen Dörfer des Burrum zerstört und die Bevölkerung, nahe an 4000 Seelen, nach Gundam weggeschleppt.

Von Interesse war das Zusammentreffen Barth's mit einem Bürger aus Gogo, Namens Muhamed, der von Gogo aus mit acht Gefährten in einem mittelgroßen Boote eine Reise nach Bamba machte und durch diese Fahrt bei dem augenblicklich niedrigsten Wasserstande den Beweis lieferte, daß die Wasserverbindung selbst bei der gänzlichen politischen Versunkenheit doch noch nicht gänzlich ins Stocken gerathen ist. Dieser Mann berichtete zugleich, daß die Straße nach Sfai offen und ohne Gefahr zu passiren sei.

Am 13. Juni wurde der Marsch am Ufer hin fortgesetzt, das eine Zeitlang flach und mit Gras bewachsen war; dann fing der Felsenboden an, über die Oberfläche zu treten, und bald nahm er die Gestalt jäher Klippen an, die bis 150 Fuß hoch aufstiegen. In der Nähe eines Lagers der Kel-e-Sfuk, das theilweise auf einer Insel lag, wurden auf sandigem Gestade, das dicht mit Dumgebüsch bewachsen war, die Zelte für die folgende Nacht aufgeschlagen. Die

Tuareg warnten vor dieser Stelle, da zahlreiche Löwen dieselbe sehr unsicher machten, „aber", sagt Barth, „wir zogen es vor, uns dieser kleinen Gefahr auszusetzen, da uns der starke Wind nicht gestattete, unsere Zelte auf dem Gipfel der Dünen sicher zu errichten." Vielerlei Volk umstand bald die Ankömmlinge, und die Kel-e-Ssuk, die sich überhaupt viel auf ihre Gelehrsamkeit einbilden, bemühten sich, Barth in ein Wortgefecht zu ziehen, das heftig und unerfreulich endete. Die Sclaven dieses Districtes stehen auf einer sehr niedrigen Stufe moralischer Ansichten, vielleicht weil sie früher an der Grenze wohnten und viel mit den Handelsleuten in Verkehr standen. Aber wir müssen uns daran erinnern, bemerkt unser Berichterstatter, daß von den ältesten Zeiten her Prostitution als ein Beweis von Gastfreundschaft bei mehreren Berberstämmen Nord-Afrika's üblich war.

Als andern Abends das Lager aufgeschlagen wurde, fanden sich sofort gegen 50 Tuareg vom Stamme der Tin-ger-egedesch ein, Männer von edler Haltung und überhaupt wohl aussehend, die Barth zuerst mit verdächtigen und böswilligen Blicken ansahen, bis sie sich allmählich überzeugten, daß er nicht zu der Klasse der wilden Thiere, Tauakaßt, gehörte; denn sie hatten sich nach Mungo Park's Auftreten in dieser Gegend eine solche Vorstellung von den Europäern gemacht. Mungo Park scheint nämlich schon in dieser Gegend zu der heillosen Politik gezwungen gewesen zu sein, auf einen Jeden zu feuern, der sich ihm in irgend drohender Stellung näherte, und hatte auch einige aus diesem Stamme mit seinen gut treffenden Kugeln niedergeschossen. Als später Major Laing in Tuat von diesem gefährlichen Verfahren, das Mungo Park ohne Zweifel ganz gegen seine eigene Neigung beobachtete, Kunde erhielt, erfüllte ihn dieselbe mit verhängnißvoller Furcht vor dem Schicksale, das ihn selbst erwarten möchte. Er begegnete selbst einem Tarki, der von dem schottischen Reisenden verwundet worden war, und bricht in einem Briefe darüber in die Worte aus: „Wie unverständig, wie unbedachtsam, ich möchte sagen, wie selbstsüchtig war es von Park, auf Kosten des Blutes der Einwohner in diesem Lande Entdeckungen machen zu wollen, zur Verhinderung alles späteren friedlichen Verkehrs! Wie wenig zu rechtfertigen war ein solches Benehmen!" Dieser Umstand hatte ihm seine Reiselust sehr verleidet und ihn fast veranlaßt, seinen Plan, den Niger unterhalb Timbuctu zu befahren, ganz aufzugeben.

Wahrscheinlich aus Davidson's Nachlaß stammte „das Leben Bruce's, herausgegeben von Murray im Jahre 1835", das Barth bei einem dieser Leute fand und für drei Streifen blaugefärbter Baumwolle kaufte. Das Buch war von Tauat aus durch Hamma, el Bakay's Bruder, nach Asauad gekommen, und dort hatten es die Kel-n-Ssuk an sich gebracht. Es war inzwischen als Talisman benutzt. Durch Vorzeigen von Bildern der verschiedensten Menschenstämme und ähnliche Mittel suchte Barth die üble Vorstellung seiner Besucher, ihren Argwohn gegen alle Europäer zu vertilgen, sie zutraulich zu machen, und als er endlich seiner Gewohnheit gemäß der schönsten Frau einen Spiegel und den übrigen Nadeln verehrte, hatte er bald ihre Neigung gewonnen.

Am 17. Juni war der Zug endlich in der Nähe von Gogo, Gao oder Garho angelangt und zwar an einer Stätte, von der Barth nicht abgeneigt ist zu glauben, daß hier die alte Sonrhay-Hauptstadt Kukia gestanden habe; der Scheich war leider noch zurück, um über diese wichtige Frage seine Meinung abzugeben, doch gelangte Barth auch später über deren Lage zu keinem bestimmten Schlusse. Je weiter man vorrückte, um so lieblicher und angebauter wurde die Landschaft. Schöne Tamarinden und stattliche Dattelpalmen traten hervor, in die Wüstenei der Sanddünen erstreckten sich mehr oder weniger sorgfältig gebaute Felder mit Negerhirse, Ssorghum und Tabak und unter Wasser gesetzte Reisäcker. Barth war voll innigster Freude, endlich den Ort zu begrüßen, den zu errreichen er so lange sehnliches Verlangen getragen hatte. Allein die Dunkelheit brach an, ehe sie das jetzt ärmliche Dorf Gogo erreichten. Da wurde dann zwischen vereinzelten Mattenhütten das Lager aufgeschlagen.

Als Sitz der Gelehrsamkeit und Handelsemporium hat Timbuctu vor Gogo den Vorrang behauptet und deshalb auf seinen Namen allen Ruhm europäischer Bewunderung versammelt, aber Gogo war die Stadt der Fürstengewalt und Volkskraft, von Gogo aus herrschte Askia der Große und bändigte und lockte die Völker von Tauat bis Wangara, von Kebbi bis Futa; von Gogo aus begann die Volksbewegung, welche den ganzen Sudan und seine Nachbarländer erzittern machte.

Als Barth nach ungestörter nächtlicher Ruhe andern Morgens vor sein Zelt trat, die Frische der Nacht, welche noch in dem reichen Kranze frischen Pflanzenwuchses schwebte, und die Aussicht auf die

Trümmerstätte vergangener Macht und Herrlichkeit in Ruhe zu genießen, sah er gleich über die nächsten Mattenhütten hin einen rohen, thurmähnlich hohen Bau vor sich, der ihn an die Bauwerke von Agades erinnerte, — die Ruine der großen Moschee Djingereber und der Grabstätte des großen Eroberers Muhamed, eine in großen Terrassen massiv aufsteigende Pyramide ohne Spitze, — aber sie war auch Alles, was an die Glanzperiode Gogo's erinnerte. Nur die reiche Vegetation, die schon Ebn Batuta dieser Königsstadt nachrühmt, brachte sich noch zu rühmlicher Geltung durch den cypressenartigen Bombax, durch schöne, hohe Dattelpalmen, Tamarinden und Sykomoren, — die wenigen Einwohner hausten unter einigen hundert niedriger, flachgewölbter Mattendächer, der schöne Fluß, an dessen westlicher Seite früher die Götzendienerstadt lag, während auf der östlichen der Königssitz und die von den Anhängern des Islam bewohnten Viertel prangten, der schöne Fluß war verwaist, nur ein gutes und vier stark beschädigte Boote lagen am Ufer. Von der früheren Civilisation war kaum eine Spur geblieben, und die Bewohner selbst ahnten kaum, was der deutsche Forscher tief empfand, daß hier einst das Herz eines großen, reichen Volkslebens geschlagen und dann ausgeschlagen hatte.

Als Barth mit seinem Schuadiener hinausging, um eine allgemeinere Ansicht dieser historischen Trümmer zu gewinnen, sammelten sich die Frauen des Ortes in gemüthlicher Laune um die beiden Wanderer und riefen eine um die andere: „Nassara, Nassara, Allah Akbar!" — „Ein Christ, ein Christ, Gott ist groß!" und umtanzten sie in lebhafter, rührender und bezaubernder Weise. Die meisten hatten ziemlich regelmäßige Züge und waren von hohem, gleichmäßigem Körperbau; ihre Kleidung bestand in einem breiten Tuche aus verschiedenartigen Streifen schweren Wollenstoffes, das unter dem Busen befestigt war, so daß es fast bis auf die Knöchel herabreichte. Ein alter Mann, der sich in freundlichster Weise dem Reisenden anschloß und über Mancherlei, über Mungo Park und das frühere Gogo zu sprechen begann und schätzbare Aufschlüsse hoffen ließ, erwies sich nach einigem Hin- und Widerreden als geisteskrank.

Barth wandte sich dem Mittelpunkte der früheren Stadt, der Djingereber, zu und ermittelte leicht, daß die Moschee ursprünglich aus einem niedrigen Gebäude bestand, an dessen Ost- und Westseite

sich je ein hoher Thurm erhob, und daß der ganze sie umgebende Hofraum durch eine 8 Fuß hohe Mauer abgeschlossen war. Der östliche Thurm liegt in Ruinen, aber der entsprechende westliche findet sich noch in leidlichem Zustande erhalten; wenn er sich auch nicht durch Schönheit und Leichtigkeit der architektonischen Verhältnisse empfiehlt, sondern unendlich schwerfällig ist, so ist er doch durch seine Massenhaftigkeit und als Denkmal der früheren Bedeutung Gogo's von imponirender Wirkung. Er erhebt sich in sieben Terrassen, die allmählich im Durchmesser abnehmen, so daß die unterste auf jeder Seite 40 bis 50 Fuß mißt, die oberste aber kaum mehr als 15; seine Höhe beträgt etwa 60 Fuß. Ungeachtet des Verfalls dieses Gebäudes, das die irdischen Ueberreste ihres wahrhaft großen Herrschers, des Hadji Muhamed, einschließt und das sie in ihrem politischen Elende nicht einmal in genügendem Stande erhalten können, verrichten die Bewohner von Gogo doch ihre Gebete noch heutzutage an dieser heiligen Stätte.

Von einer Mauer scheint Gogo nie eingefaßt gewesen zu sein, aber nach anderen Spuren muß es einen Umfang von fast anderthalb Meilen gehabt haben. Auch der Handel, vorzüglich der Goldhandel war hier ohne Zweifel lange Zeit von Bedeutung und der Karavanenverkehr nach Aegypten von großartiger Ausdehnung. „Jetzt", berichtet Barth, „ist die Stätte öde und halbverlassen. Ich war tief ergriffen von dem Schauspiele der so wunderbaren und geheimnißvollen Völkerwogen in diesem erst halb erschlossenen Welttheile, die einander unaufhaltsam folgen und verschlingen und kaum eine Spur ihres Daseins zurücklassen, ohne dem Anscheine nach einen Fortschritt im Gesammtleben zu bezeichnen. Da war das Reich Ghanata im Westen, groß und mächtig, es ward verschlungen von Melle. Aber das war ein Fortschritt, Melle war organisirend, es schuf neue Regierungsformen und stellte ein Reich auf sicheren Grundfesten dar. Da tauchte Sonrhay auf und besaß bald nationale Kraft genug, sich nicht allein von Melle wieder unabhängig zu machen, sondern auch gegen dasselbe erobernd aufzutreten. Als es seine höchste Blüthe erreicht hatte, schien es eine mächtige, großartige Masse, aber es fiel durch innere Auflösung und ward einem fremden Eroberer zur leichten Beute. So war denn das ganze nationale Leben am ganzen Laufe des Niger gebrochen, und bald folgten den Berberhorden die Schaaren der Fulbe

und anderer Stämme mit ihren Verheerungen. Ist die Lebenskraft dieser Völker schon erschöpft, oder findet sich hier noch ein frischer Keim zu neuen Schöpfungen und neuen Reichen? Die größte Kraft liegt hier jetzt offenbar im Stamme der Mossi, aber wie weit diese bildungsfähig sind, habe ich keine Gelegenheit gehabt, zu erforschen."

Zwei Tage nach Barth traf el Bakay im Lager von Gogo ein, und mit ihm Hanna, Chosematen, Hammalaba und andere Häuptlinge der Kel-e-Sfuk; Alkuttabu, der Oberherr der Auelimmiden, ließ melden, daß er erst drei Tage später anlangen werde. So erhielt Gogo als Conferenzplatz eingeborener Volkshäupter und eines Europäer's, dessen Bestreben es war, die Anwohner dieses herrlichen Flußes mit frischer Energie zu beseelen und hier einen regelmäßigen Verkehr zu eröffnen, eine gewisse, wenn auch nur vorübergehende historische Wichtigkeit. El Bakay verfaßte hier einen elf Druckseiten langen Empfehlungsbrief für seinen Freund Abd-el-Kerim Barth an alle Häuptlinge auf der Straße, über die sein Weg ihn führen sollte. Derselbe war mit viel Gelehrsamkeit angefüllt und suchte, indem er Barth's Sendung in das günstigste Licht hob, dem Reisenden jede Erleichterung und Förderung seiner weiteren Forschungen zu verschaffen. El Bakay war überhaupt mit Regierungsgeschäften mancher Art, die ihn schon auf der Reise oft sehr in Anspruch genommen hatten, auch hier überhäuft. Feindseligkeiten waren zu schlichten, geraubte Heerden den früheren Besitzern wieder zu verschaffen, Anordnungen über das Mannichfaltigste zu treffen. Die Gabero kamen hier vor ihn und baten, da sie von Hombori aus sehr bedrängt waren und in einer Schlacht dreißig ihrer besten Männer verloren hatten, der Scheich möge seinen Schutz über sie ausdehnen und ihnen seinen Segen geben.

Als der Scheich und Barth die Gabero in den nächsten Tagen in ihrem Hauptorte Barno besuchten, gaben sie sich nicht eher zufrieden, als bis sie auch von Barth den Segen erhalten hatten, denn sie waren in großer Angst vor den Hombori, welche nur vier Tagereisen von ihnen entfernt waren, und hielten jeden Segen für einen Talisman. Dieser Abstecher war überhaupt nicht ganz ohne Interesse. Die Gabero waren gegen ihren Besuch in hohem Grade liebenswürdig und freigebig, Barth erhielt drei feiste Rinder zum Geschenke, el Bakay sogar eine ganze Heerde. In körperlicher Haltung wie in geistiger Hinsicht unterschieden sie sich vortheilhaft von den übrigen Sonrhay-

bewohnern; sie trugen schwarze Toben mit Brusttaschen von rothem Tuch, die Weiber nur breite Tücher, die sie um den unteren Theil des Körpers unterhalb des Busens wickeln und dann oberhalb der Schulter befestigen.

Die Aussicht über den bei Barno besonders großartigen Strom war reizend, aber die Passage nicht blos der Breite, sondern auch des ungestümen Wellenschlags und besonders der unzähligen Flußpferde wegen sehr gefahrvoll. Diese unbändigen Thiere tobten zu Zeiten ganz wüthend im Flusse herum, als wenn sie zornig darüber wären, daß man sie in ihrem Zufluchtsorte beunruhigte. Einmal setzten sie den ganzen Troß ihrer am Ufer weidenden ländlichen Namensvettern in größten Schrecken und trieben die harmlosen Reit- und Packpferde in wilde Flucht. Zuweilen hemmten sie in ihrer Wuth den Nachenverkehr zwischen beiden Ufern vollkommen und zeigten überhaupt ein sehr streitsüchtiges und unruhiges Naturell, besonders in der Dunkelheit, wenn sie zu ihrem gewöhnlichen Futter an das Ufer kommen wollten.

Auch eine Gesellschaft von Scheriffen erschien in Barno, um dem Scheich aufzuwarten, alle in voller Waffenrüstung und in einer Haltung, die von ihrem hohen Unabhängigkeitsgefühl Zeugniß lieferte, während der gewöhnliche Charakter der Kel-e-Ssuk die Unterwürfigkeit und die Friedfertigkeit selbst ist. Wahrscheinlich weil Barth's Bart damals länger war, als der des Scheich, begrüßten sie Ersteren hartnäckig als den Scheich und konnten sich nur schwer von ihrem Irrthume überzeugen.

Den Scheich hielten Geschäfte noch einige Tage bei seinen neuen Schutzbefohlenen, Barth aber eilte am 1. Juli nach Gogo zurück, um sich zur Weiterreise vorzubereiten, die er allein als freier Herr und sein eigener Reisemarschall jetzt mit möglichster Schnelligkeit auszuführen beabsichtigte. Alte und neue Freunde umstanden ihn, als er die Diener beim Neupacken seiner Habseligkeiten instruirte. Im Uebermaaße ihrer freundlichen Gesinnung machten sie nochmals den Versuch, ihn zu ihrem Glauben zu bekehren, jedenfalls, baten sie ihn, möge er später wieder zu ihnen zurückkehren und sich unter ihnen ansiedeln. Sie glaubten, Engländer würden am Leichtesten über Tauat zu ihnen gelangen, doch belehrte Barth sie, diese Straße sei äußerst gefährlich, indeß zweifle er nicht, daß die Engländer, wenn

es sich als möglich erweisen sollte, die Flußschnellen am untern Niger-laufe zu bewältigen, gewiß nicht zögern würden, mit ihren Dampf-schiffen bis Gogo und weiter aufwärts zu fahren.

Chottar blieb an diesem Abende bei Barth zum Thee, und in äußerst lebhafter Unterhaltung sprach er seinen Wunsch aus, von England her arabische Werke zu erhalten. Barth munterte ihn auf, selbst einmal nach London zu kommen, wo er ihm dann eine ansehn-liche Zahl arabischer Bücher geben wolle. Und der aufgeweckte junge Mann kam wirklich im Sommer 1857 nach Tripoli, aber verschiedene Umstände, vor Allem eine Krankheit, welche Leute, die aus dem Innern kommen, gewöhnlich befällt und auch ihn nebst seinen Gefährten heimsuchte, waren die Ursache, daß er nicht nach England kam.

Andern Morgens versammelten sich wieder alle Freunde Barth's vor seinem Zelte und ließen sich von Europa erzählen und aus Büchern in den verschiedensten Sprachen vorlesen. Besonders fesselte sie das Deutsche, indem ihnen die vollen, schweren Worte dieser Sprache einige Aehnlichkeit mit ihrem eigenen Idiome zu haben schienen, und sie geriethen in wahre Begeisterung, als Barth ihnen Körner's Lieblingsgedicht aus dem Gedächtnisse vortrug:

„Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
Die Welt dem Morgen entgegen u. s. w."

So erklang die alte Volkssage von Harras, dem kühnen Springer, an den Ufern des Niger.

Im Laufe des Morgens traf der Scheich ein, und es wurde zu seiner Ehre und zu seinem augenscheinlichen Vergnügen eine Menge Pulver verschossen; dann wurden wieder Geschenke ausgetheilt an gegenwärtige und abwesende Häuptlinge und die Vorkehrungen zur Abreise und die Reiseroute besprochen. Der Scheich selbst war im Gefühl der nahen Trennung in größerer Lebendigkeit und brachte in den langen Gesprächen am Abend die Rede wiederholt auf die Kugel-form der Erde, die Kreisbewegung des ganzen Planetensystems und begriff es sehr wohl, daß in Bezug auf den Allgegenwärtigen die Ausdrücke Oben und Unten entschieden unstatthaft wären.

Andern Tags erschien noch Thakkesi, der Neffe des Oberhauptes der Auelimmiden, und brachte von dem mächtigen Alkuttabu die Be-willigung voller Kauffreiheit und Sicherheit für alle in seinem Gebiete reisenden oder handeltreibenden Engländer. Er fügte noch den Vor-

schlag hinzu, die Engländer sollten doch eine bewaffnete Erforschungscolonne den Niger heraufsenden, um so den regelmäßigen Verkehr anzubahnen. Er war überhaupt ein Mann von klarem Verstande und großer Gutmüthigkeit, schön und hochgewachsen und sehr begierig, möglichst viel von Europa und den europäischen Kunsterzeugnissen kennen zu lernen. Er kam im Laufe des Tages noch einmal mit dem dringenden Anliegen seines Onkels Alkuttabu, die Engländer möchten drei wohlbemannte Boote den Strom hinaufschicken und den Verkehr und den Austausch von Erzeugnissen eröffnen. Thakkefi war ein ganzer Mann und hatte bei einem Ueberfall der Kelgereß noch kürzlich mit großer Tapferkeit gefochten und eine gefährliche Speerwunde durch den Nacken erhalten, zu deren Heilung er auch von Barth sich ein gutes Wundpflaster erbat. Sein Vater war in diesem Kampfe erschlagen.

Dem Scheich übergab Barth noch ein Packet mit Briefen, Nigerkarten und Aufzeichnungen mancher Art, um dasselbe von Timbuctu aus nach England zu befördern. Auch dieses Packet hielten die oben genannten Umstände zwei Jahre in Ghadames zurück. Chottar's schwacher Gesundheitszustand erlaubte ihm leider nicht, bis Sokoto, wie der Scheich ursprünglich gewünscht hatte, Barth's Reisegesellschafter zu werden. An seine Stelle wurde Muchtar, ein anderer Verwandter Bakay's, ein energischer und verständiger junger Mann, eingeschoben, um mit Malek bis Tamkala mitzureisen, während Murtapha und Daddeb bis Sokoto und Ahmed el Wadaui und Hadji Ahmed bis Bornu die Reisegesellschaft Barth's bilden sollten. Sie Alle wurden wohlausgerüstet, und sämmtlichen Dienern Barth's schenkte der Scheich gleichfalls neue Toben.

So brach der 9. Juli an, der Tag, an dem die Freunde aus Timbuctu und Hamburg sich trennen sollten. Schon Tags vorher hatte eine große Anzahl Leute ihrem europäischen Freunde herzliches Lebewohl gesagt und Thakkefi ihm sogar einen besonderen Gruß an die Königin Victoria aufgetragen. Der Scheich ritt mit bis an das Flußufer und ermahnte dort nochmals Barth's Begleiter, nicht mit einander zu zanken, sondern friedfertig zu sein und gehorsam dem Willen seines Freundes Barth und willig hinsichtlich der von jetzt ab nöthigen Schnelligkeit der Reise. Dann gab er Barth seinen Segen und suchte ihm die Zuversicht einzuflößen, daß nun seine weitere Reise in die Heimath

gelingen werde. Chottar und Sſidi Muhamed, des Scheichs Sohn, nahmen erſt im Boote Abſchied, denn Barth, der auf dem nördlichen Ufer bis hierher gelangt war, wollte nun zunächſt auf dem ſüdweſtlichen weiter reiſen. Eine aufrichtige Freundſchaft ſchien zwiſchen weit entfernten Zweigen des Menſchenſtammes geſchloſſen; jetzt ſollte wieder viel ſchwerzugängliches Land zwiſchen die Freunde treten. Man winkte einander von beiden Flußufern noch Grüße zu, und Barth feuerte zum Zeichen ſicherer Landung, wie der Scheich gewünſcht hatte, beide Schüſſe ſeines Gewehres ab.

Nach einigen neuen Zögerungen war der Zug endlich geordnet, und nun wurde der Marſch mit europäiſchem Ernſte und unaufhaltſam angetreten. Eine wilde giftige Schlange biß nach einem Diener, wurde aber erlegt, auch nach Flußpferden, die ſich zudringlich zeigten, wurden verſchiedene Kugeln abgefeuert, ohne daß die Thiere ernſtlich verwundet zu werden ſchienen. Heuſchrecken waren an einer Stelle ſo dicht, daß man das Geſicht mit den Händen vor den läſtigen Thieren ſchützen mußte. Die Landſchaft hielt ſich faſt ſtets in demſelben Charakter und zeigte nicht ſelten erfreulichen Anbau, beſonders von Reis. So wurde die nördliche Grenze der Länder des mächtigen Chadir berührt, durch deren ſüdliches Gebiet Barth auf der Hinreiſe gezogen war. Chadir ſelbſt befand ſich nicht weit, damit beſchäftigt, ein großes Heer gegen die ſtreitſüchtigen Hombori zu ſammeln. Auch Fulbe begegneten dem Zuge, ſchöne Menſchen mit den unverfälſchten Eigenthümlichkeiten ihres Stammes, auf friedlichem Wege Plätze zu neuen Anſiedelungen aufſuchend.

Als eines Abends bei der Inſel Tongi gelagert wurde, traf Barth mit einem Greiſe zuſammen, der Mungo Park ſelbſt geſehen hatte und viel von deſſen hoher, befehlshaberiſcher Geſtalt und ſeinem großen Boote erzählte, das er durch ein Zelt von Rindshäuten gegen Pfeile und Speere geſchützt gehabt hätte. Bei den Stromſchnellen von Anſſongho hätten ihn die Tuareg ungeſtüm angegriffen, er aber habe Einen erſchoſſen, Zwei ertränkt und ſei dann ſiegreich und unerſchrocken weiter gefahren. Vom Lager bei Tabaliat aus überſah Barth den Fluß weithin; derſelbe theilte ſich hier in vier Arme, und Mungo Park, der ſich ohne Kenntniß des Laufes dem Fluſſe aufs Gerathewohl anvertraute, muß hier in größter Gefahr geweſen ſein. Aber auch hier waltete ſein guter Stern, ſo daß er nicht in den

westlichen Arm gelangte, sondern sich auf der Haoussa-Seite hielt. Doch hatte er auch hier nicht blos mit der Natur des Flusses, sondern auch mit feindlichen Menschen zu kämpfen, den Idan-Mussa, die ihn mit Wuth angriffen. „Sein dunkles Geschick ließ ihn auch diese Gefahr überwinden", bemerkt sein nicht minder muthvoller Nachfolger, „um ihn weiter abwärts auf dem Strome, näher seinem Ziele, mit allen seinen Erforschungen, ruhmvoll für ihn selbst, aber nutzlos für die Menschheit, untergehen zu lassen."

Der Niger strömt unterhalb der genannten inselreichen Stellen fast unausgesetzt zwischen felsigen Ufern dahin, die ihn bald sehr einengen, bald als schroffe Klippen in seinem Bette und an den Ufern emporspringen. Oft erheben sich diese Klippen wie geneigte Thürme bis zur Höhe von 80 Fuß über den Wasserspiegel, wie der Block auf der grasreichen Insel Anssongho. Am 17. Juli gelangte der Reisezug bei Emnischib an eine Stelle des Flusses, wo derselbe ein höchst eigenthümliches Schauspiel darbot und kaum noch wie ein Fluß aussah. Er stürmte dahin durch die von einem Insel-Archipel und einem Netze von Felsklippen in wildester Verwirrung gehemmte Passage. Ein Felsenriff schneidet von einem Ufer zum anderen durch die ganze Breite des Flusses und giebt in diesem Arme zu einem eigentlichen Wasserfalle Anlaß, so daß hier selbst beim höchsten Wasserstande an Schifffahrt nicht zu denken ist. Auf der Haoussa-Seite ist der Fluß offener und schiffbar, obwohl auch da offenbar Vorsicht nöthig ist. An diesem Tage reis'te der gegendkundige Führer ab, ohne daß ein neuer seine Stelle eingenommen hätte. Daher verirrte sich der Zug mehrere Male und mußte sowohl viele Hinterwasser passiren, als große Sümpfe umgehen. Einige Zeit wurde das Nigerufer selbst ganz verlassen und statt des großen Bogens, welchen der Strom beschrieb, der weit nähere und bequemere Weg in der Sehne vorgezogen. Erst bei dem Sonrhay-Dorfe Ayoru, das auf einer felsigen Insel lag, gelangten die Reisenden wieder an den Strom. Feldarbeiter, hochgewachsene, freundliche Männer waren hier behülflich, ohne besondern Unfall sich aus dem Netze von Sümpfen und Seitenwassern herauszufinden. Sie ließen die Verirrten auch gern an ihrer sehr frugalen Kost Theil nehmen, wofür diese ihnen einige Nadeln schenkten, ihnen auch den Fatha vorbeteten.

Von hier aus wurde die Gegend wieder reicher und reizender;

eine große Anzahl von Kenya- und Tedumunt-Bäumen säumte das Felsufer, die Inseln, die meist flach lagen, waren reich bewaldet und eine derselben von einer großen Menge weidender Pferde belebt, Tamarindenbäume und bebaute Felder waren keine Seltenheit mehr, die Gegend war dichter bevölkert und gastlicher, — aber die Schifffahrt muß hier auf große Schwierigkeiten stoßen, denn der Fluß hatte einen höchst wilden Charakter. Wären nicht einige in Bogen laufende kleinere Seitenarme frei von einengenden Felsblöcken, so würde kaum Aussicht sein, daß hier je ohne vorhergegangene kostbare Kanalbauten Dampfschiffe fahren können. Die Nachricht, daß die weitere Uferstrecke des Niger durch Löwen sehr unsicher gemacht werde, fanden die Reisenden an einem Beispiele schlimmer Art bestätigt. Sie stießen nämlich auf die Körper von vier Pferden, welche eine einzige dieser Bestien unmittelbar vorher zerrissen hatte. Nach allseitigen Angaben haben die Löwen dieser Gegend bei aller Stärke und Wildheit keine Mähnen, so daß sie eine Abart der schönen, langhaarigen Löwen von Logone zu sein scheinen, von denen einer sein Fell für Barth's Teppich hatte hergeben müssen.

Auf der Weiterreise prüfte Barth unausgesetzt den Niger auf seine Schiffbarkeit. Der Hauptarm war fast stets offen und frei, und wo Stromschnellen und Einengungen den gleichmäßigen Lauf unterbrachen, gab es überall kleinere Nebenarme, deren Schiffbarkeit aus den dorther fahrenden, zum Theil sehr großen Booten erwiesen wurde. Das Flußbett erweiterte sich wenige Meilen vor den Städten Sfinder und Garu zu einer Breite von 6 bis 8 engl. Meilen, viele und große Inseln einschließend. Das Thal selbst ist hier dicht bevölkert und sehr fruchtbar; die genannten Städte, deren Einwohnerzahl Barth auf 16 bis 18,000 Seelen schätzt, sind für europäische Schiffe, die bis Timbuctu gehen wollen, von der größten Bedeutung, da die Bergfahrt von dieser Stelle aus gefahrvoller wird und hier auch der letzte große Kornmarkt ist, auf dem die Schiffer sich verproviantiren können. Die Preise von Hirse, Steinsalz, Reis im rohen Zustande sind hier außerdem sehr niedrig.

In dem Lager, das Barth aufschlagen ließ, erhielt er viel Besuch, besonders auch von einem aufgeweckten Faki, welcher die heillosen Schicksale Barth's in Timbuctu durch Reisende, die zu Wasser nach Sfinder gekommen waren, bereits bis in alle Einzelheiten genau kannte.

Dieser Faki erzählte auch viel von den Kriegszügen Chalilu's, mit dem Barth schon früher in Berührung gewesen war, und daß derselbe nach vielerlei glücklichen Erfolgen neuerdings mit einigen Bundesgenossen sich entzweit habe und dadurch in seiner Macht sehr geschwächt wäre. Dieser Faki begleitete Barth noch eine größere Strecke und gab ihm viele schätzbare Aufschlüsse über die geographischen Verhältnisse der hiesigen Umgegend des Niger und über die Zustände der Einwohner. Die Aufnahme bei den Häuptlingen und Amtleuten war überall eine freundliche und oft sehr gastfreie, so daß, einiges Unwohlsein abgerechnet, die Stelle erreicht wurde, wo sich der Sfirba in den Niger ergießt. Diesen Fluß hatte Barth schon am 1. Juli des vergangenen Jahres bei Bosse-bange passirt; dort war er sehr unbedeutend, hier aber 100 Fuß breit und hatte bei geringer Tiefe, über Felsen hinstürzend, ein wildes Aussehen, so daß er bei Hochwasser nur schwer zu passiren sein muß.

Aus einem dichten Unterwalde hervortretend, sahen die Reisenden plötzlich aus einem Dickicht eine große Zahl Bewaffneter auf sich losrücken. Sie schwangen ihre Speere und spannten ihre Bogen in unverkennbar feindlicher Absicht, so daß auch Barth und seine bewaffneten Diener schnell zu ihren Waffen griffen und eben Feuer geben wollten, als sich glücklicher Weise Bekannte unter den Gegnern zeigten, die noch eben zur rechten Zeit eine friedliche Verständigung herbeiführten. Es ergab sich, daß man Barth und seine fünf bewaffneten und berittenen Diener für einen Trupp feindlicher Tuareg gehalten hatte, welche niederzumachen der Ueberzahl ein leichter Triumph gewesen wäre. Es kamen allmählich mehrere Hunderte dieser anfänglichen Gegner heran, Sonrhay und Fulbe, Alle mit Bogen, Speeren und runden schwarzen Schilden bewaffnet, einige noch dazu mit einer Streitaxt; bekleidet waren sie nur mit einem Lederschurz um die Hüften.

Durch Districte von meist reichem Anbau stieg der Reisezug endlich gegen Ende Juli längs rauher Klippen in die Thalebene von Sfai nieder, die jetzt sehr wasserreich und vieler Sümpfe halber nur schwer zu passiren war. Dreizehn Monate großer Drangsale, aber auch der Freude, Timbuctu gesehen, und des erhebenden Bewußtseins, den mittleren Niger, nachdem Mungo Park's Aufzeichnungen mit ihm verloren gegangen, der Welt und der Wissenschaft aufgeschlossen zu

haben, lagen zwischen den beiden Besuchen Barth's in dieser Stadt, die für die Zukunft Mittelafrika's von großer Bedeutung werden wird. Und wie verschieden war jetzt ihr Aussehen gegen früher! Damals die außerordentliche Dürre und Einförmigkeit, jetzt eine solche Fülle der Vegetation auf allen Seiten des die Stadt umgebenden Erdwalles, daß von ihr selbst kaum Etwas zu sehen war.

Barth sammt seinem Rosse wurde von Jedermann als eine liebe alte Bekanntschaft begrüßt; er wurde wieder in derselben Wohnung einquartiert, die ihm früher angewiesen war, aber man hatte sie in freundlichster Weise hergestellt, besonders die kleine, behagliche, von Matten umschlossene Schlafstelle. So war die Wohnung in der Regenzeit, die anbrach, um so mehr annehmbar, als sie die Zuströmung frischer Luft nicht gänzlich ausschloß, während sie ihn außerdem in den Stand setzte, alle seine kleinen Schätze in Sicherheit zu bergen. Den guten Statthalter Abu-Bakr traf Barth in noch contracterem Zustande als bei dem ersten Besuche. Er war jetzt vollständig gelähmt, aber dabei munteren Geistes und redselig und entwickelte die genaueste nomenclatorische Kenntniß aller Nigerorte bis Tondibi, wo ihn die politischen Verhältnisse des Landes gezwungen hatten, auf seiner interessanten Schifffahrt den Fluß aufwärts umzukehren. Besäße Abu-Bakr größere pecuniäre und militärische Mittel, um aus der günstigen Lage seiner Provinz alle möglichen Vortheile ziehen zu können, wäre er außerdem von besserer Gesundheit, so würden europäische Verbindungen mit diesem Herrn am ersten für Herstellung eines geregelten Verkehrs von ersprießlichen Folgen sein. Mit großem Wohlgefallen lauschte er auf Barth's Rede, als dieser ihn beim Abschiede hoffen ließ, daß mit Gottes Hülfe bald ein englisches Dampfboot den Fluß heraufkommen, seine Residenz mit europäischen Artikeln jeglicher Art versehen und sie so zu einem äußerst wichtigen Marktplatze erheben würde. Solche Aussichten machten einen um so tieferen Eindruck auf ihn, als ihn Barth's freundliches Verhältniß zum Scheich el Bakay von den friedlichen Absichten der Europäer überzeugt hatte.

Es war Nachmittags den 2. August, als Barth von dem Statthalter Abu-Bakr und von dem prächtigen Niger Abschied nahm. Mit einem tiefen Gefühl der Freude bewerkstelligte er den Uebergang über den jetzt sehr angeschwollenen Strom; hatte er doch so lange Zeit an

seinen Ufern gelebt und seinen Lauf so viele hundert Meilen weit verfolgt. Gewiß würde es von nicht geringem Werthe gewesen sein, hätte Barth seine Ufer bis Jaruri verfolgen und so den mittleren Lauf des edlen Stromes mit seinem unteren Theile, wo ihn die Gebrüder Lander und englische Offiziere besucht hatten, durch eigene Anschauung verbinden können. Aber seine Mittel und seine Kräfte waren erschöpft, die Provinz Dendina war in wüstem Kriegszustande und die Regenzeit weit vorgerückt. So wurde es jetzt seine natürliche Aufgabe, Sokoto so bald als möglich zu erreichen und in genügender Sicherheit die Heimreise nach Europa anzutreten. Der Abend war freundlich und heiter und die Scenerie des Flusses mit den federartigen Palmen am gegenüberliegenden Ufer überaus lieblich und wohl geeignet, auf das Gemüth einen bleibenden Eindruck zu machen von dem großartigen Wasserwege, als Barth dem Niger Lebewohl sagte. Rasch förderte er seinen Weg durch das Land und gelangte am 4. August nach der Stadt Tamkala, die während des Aufstandes von Gaberma durch Zufall verschont geblieben war und trotz des Verfalls seiner Ringmauern einen freundlichen Anblick gewährte.

Wie barbarisirt Barth's eigenes Aussehen und Auftreten damals war, läßt er uns erkennen, indem er erzählt, daß eine Sclavin, einem Stamme von hellgelber Hautfarbe, wie sie bei Adamaua vorkommen, angehörend, ihn, den weißen Mann, in ganz vertraulicher Weise begrüßt und ganz so behandelt habe, als sei er wirklich einer ihrer Landsleute und Glaubensgenossen.

Die Audienz bei dem Statthalter verlief günstig und sogar heiter. In Gegenwart aller Höflinge las Sidi Ahmed eine Satire el Bakay's vor, in welcher der Scheich den Ahmedu von Hamd-Allahi wegen seiner Unfähigkeit, Barth, wie er gedroht hatte, gefangen zu nehmen, mit der ganzen Lauge seines Spottes übergoß. Alle lachten hellauf, Viele freilich, die des Arabischen nicht kundig waren, nur dem Statthalter zu Gefallen. Dieser, obgleich sonst keineswegs ein stattlicher Mann, machte doch einen günstigen Eindruck. Seine Stellung verdankte er ganz allein seinem persönlichen Muthe und dem bescheidenen Maaße seiner Gelehrsamkeit. Jedenfalls scheint er es in aller Hinsicht zu verdienen, daß er einem energischeren Oberhaupte untergeben wäre, als dem mönchischen und lästigen Chalilu, der sein Reich in Stücke auseinanderfallen läßt. Bei jedem Versuche, den Niger zu

beschiffen, muß der Herr von Tamkala von der größten Bedeutung sein. Die Hauptschwäche seiner Stellung besteht in dem Mangel an Reiterei, da es ihm so unmöglich ist, den theilweisen Vortheil, den er zuweilen über seine Feinde davonträgt, auszubeuten und zu verfolgen.

Bevor Barth abreis'te, übergab er den von hier zurückkehrenden Begleitern die vorbestimmten Geschenke für sie und ein längeres Schreiben an el Bakay, in welchem er demselben nochmals seine Anhänglichkeit an ihn und sein Haus versicherte und die Hoffnung aussprach, daß sie Beide selbst bei der größten Entfernung von einander nicht aufhören würden, ihre gegenseitige Freundschaft zu pflegen.

Die nächste Umgegend von Tamkala war, wie sich bei der Weiterreise zeigte, nur spärlich und sehr unregelmäßig angebaut, was die Geleitsmänner nicht ohne Grund damit entschuldigten, daß sie sagten, ausgehungerte Menschen, wie die bedrängten Bewohner dieser Stadt, besäßen nicht hinreichende moralische Kraft, um ihren Boden genügend zu bebauen. Später besserte sich die Landescultur; besonders als man rein sonrhay'schen Dörfern sich näherte, standen die Saatfelder in üppigster Pracht und lieferten von der Sorgfalt und Betriebsamkeit der Bebauer das rühmlichste Zeugniß.

Eine interessante Persönlichkeit schloß sich in dem Dorfe Baschi dem Zuge an, ein kleiner Gaugraf, der Herr von Tschiko, d. h. Herr der Wildniß, genannt „Rauani", d. h. Turban; letzteres Wort bezeichnet seinen adeligen Titel und ist, wie Barth aussagt, gerade ebenso leer und eitel, wie so mancher Titel in Europa; auch ist das Städtchen Tschiko mit seiner Grafschaft schon vor vielen Jahren vom Feinde zerstört. Er führte seine gesammten militärischen Streitkräfte bei sich, drei Reiter und sechs Bogenschützen, außerdem ein abenteuerliches Gewirr von Sclaven, Hornvieh, Schafen und allerlei anderem lästigem Gepäck. Er selbst war mit einem prächtigen grünen Burnus bekleidet und ritt ein muthiges, feuriges Streitroß; sehr erfreut war er, als Barth in ironischer Bestätigung seiner klangvollen Adelsprärogative „Rauani" ihm einen schwarzen „Turban" verehrte.

Am 7. August traf Barth in dem Dorfe Garbo ein, das er auf seiner Herreise schon besucht hatte. Damals war das Land öde und kahl, jetzt prangte es in üppigster Fülle, die Bewohner empfingen ihn damals kalt, jetzt begrüßten sie ihn auf das Herzlichste als alten

Bekannten und führten ihn sofort zum Emir, der ihn als Freund willkommen hieß und ebenfalls alle Umstände seines Aufenthaltes in Timbuctu bereits genau kannte. Wegen Erkrankung einiger von Barth's Leuten und nothwendiger Einkäufe halber wurde erst am 9. August weiter gezogen und zwar nach der Stadt Kaliul, wo der Empfang wieder ein sehr freundlicher war. Man führte Barth in eine sehr saubere Thonwohnung von 30 Fuß Durchmesser, freute sich des alten Bekannten und pries ihn in herzlicher und ermunternder Weise als unternehmenden und mit Erfolg gekrönten Reisenden. Barth wünschte ihnen seiner Seits Glück sowohl zu der gesegneten Erndte als zu ihrem Erfolge im Kampfe, der ihnen eine große, schöne Rinderheerde eingebracht hatte. Mit großer Betrübniß mußte ihn aber die verbürgte Nachricht von dem Schicksale seiner noch vor Kurzem so mächtigen und glücklichen Freunde in Bornu erfüllen. Der Scheich Omar war während Barth's Abwesenheit vom Throne gestoßen und der liebenswürdige Vezier Beschir sogar hingerichtet. Welcher Empfang stand unserm Reisenden nun in Kukaua bevor, was war aus seinem Hab und Gut dort geworden und wie mochte es Dr. Vogel bei seinem Eintreffen in dem insurgirten Lande ergangen sein? In dieser Besorgniß ging es um so rastloser vorwärts, trotz der Hinfälligkeit der Kameele und Saumochsen, von denen manche auf dem Marsche todt niederstürzten und oft nur schwer durch neue ersetzt werden konnten. Ein großer Uebelstand kam noch hinzu, daß nämlich die Timbuctuaner Reisegefährten, die an den Genuß des guten Nigerwassers gewöhnt waren, von ernsthaftem Unwohlsein befallen wurden, als sie nun das Wasser aus den Teichen am Wege tranken. Sidi Muhamed hatte sogar einen so heftigen Fieberanfall, daß er wähnte, der Teich, aus dem er getrunken, sei vergiftet gewesen. Der Amtmann der Stadt Tilli, durch welche der Zug ging, lag auch an Rheumatismus (Sseni), wie der Statthalter von Ssai, gelähmt nieder, ein Uebel, das in den sumpfigen Niederungen und bei längeren Fahrten in den stets lecken Kanoes hier zu Lande sehr häufig zu sein pflegt.

Auch in Birni-n-Kebbi war der Empfang ein sehr freundlicher; Muhamed Loël empfing die Reisenden in der Vorhalle seines Palastes und bedauerte, daß er sie vor der Stadt unterbringen müsse, da er noch desselben Abends einen Kriegerzug, der unter einem jüngeren Bruder Chalilu's ausgerückt war, zu empfangen und einzuquartieren

habe. Es war schon sehr spät, als derselbe mit seiner Beute von 100 Stück Vieh und 30 Sclaven seinen Einzug hielt. Ueber Kotschi und Djega ging nun die Reise direct auf Gando zu, das er oben von einer Felserhebung aus in der üppigen Thalebene mit Vergnügen wiederbegrüßte, als ihm eine jener kleinen Episoden begegnete, die, wiewohl einfach und unwichtig für sich, doch oft geeigneter sind, den einsamen Reisenden in fremden Ländern aufzumuntern und zu beleben, als die glänzendste Aufnahme. Nachdem der Reisezug nämlich die letzte Felspassage, bevor man Gando erreichte, erstiegen hatte, traf er mit einem Trupp reisender Eingeborenen zusammen, und sobald Einer derselben Barth erblickte, rief er freudig aus: „Marhaba, marhaba, Abd-el-Kerim!“ — eine Begrüßung, die etwa die Bitte zur Gottheit bedeutet: „(da nobis) viam amplam!“ — zu deutsch also ungefähr: „Heil und Segen!“ oder „Glück auf!“ „Bei der Rückkehr aus so fernen Gegenden“, sagt Barth, „in einen Ort, wo ich mich nur kurze Zeit aufgehalten hatte, mußte es mir hocherfreulich sein, mich sogleich wiedererkannt und auf so herzliche Weise begrüßt zu sehen, wiewohl gerade mein Aufenthalt in Gando mit mancher unerquicklichen Rückerinnerung verknüpft war.“

Der Empfang in Gando war überhaupt ein freundlicher, nur hatte Barth zu beklagen, daß durch eine Feuersbrunst eine größere Anzahl Bücher, die er hier zurückgelassen, zerstört war, und daß er eine Sendung Briefe, von denen er hoffte, daß sie längst in Europa angekommen seien, in sehr beschädigtem Zustande noch vorfand. Der Bote hatte die äußere Hülle mit der arabischen Aufschrift im Regenwetter aufweichen und verderben lassen, und die englischen Worte waren absolute Hieroglyphen selbst für die Gelehrten des Landes gewesen. So war auch diese Briefsendung nicht an ihre Adresse gelangt, und es konnte den Absender wenig trösten, daß seine Schriftzüge inzwischen als Amulette gedient hatten.

Barth verließ Gando am 23. August mit dem lebhaften Wunsche, daß Stadt und Land nach Chalilu's Tode einen energischeren Nachfolger erhalten möge, der nicht blos den Einwohnern Ruhe und Frieden wiedergäbe, sondern Gando wegen seiner Handelsbeziehungen zu den Nigerprovinzen auf die höhere, ihm gebührende Stufe des Verkehrs zu erheben im Stande sei. Der nächste District war reich

an süßen Erdäpfeln (Dankali), ebenso an Affenbrod- oder Baobabbäumen, die durch die schöne Fülle ihrer Belaubung, und an Gondabäumen und Dattelpalmen, die durch ihren Reichthum an Früchten einen überaus freundlichen Anblick gewährten. Weiterhin wurde viel Reis und Hirse gezogen. Die Feuchtigkeit der Luft und des Bodens begünstigte jede Vegetation, war aber auch Ursache der Dysenterie Barth's, die sich schon hier einstellte und ihn bald längere Zeit in den bedenklichsten Zustand versetzen sollte. Indeß wurde Bodinga, wo Barth von dem Statthalter bestens empfangen und unterstützt wurde, und auch Sokoto, die alte Residenz der Fodischen Dynastie, noch bei leidlicher Gesundheit erreicht. Die Stadt war gegen den Zustand, in dem sie sich vor 16 Monaten befunden hatte, kaum wieder zu erkennen. Vorstädte, Stadtmauer, Hütten, Gehöfte und Gärten, — Alles war jetzt in dichtes und üppiges Grün gehüllt, durch das es schwer wurde, den Weg zu finden. Barth hatte kaum sein bequemes Quartier betreten, als sein schwarzer Freund Abd-el-Kader dan Taffa sich einstellte, ihn herzlich begrüßte und aufrichtiges Mitleid über den geschwächten Gesundheitszustand seines europäischen Gastes aussprach. Ebenso ermuthigend war der Besuch eines anderen alten Freundes, des trefflichen Modibo Ali, der unter Anderem sofort einen Boten an Aliu nach Wurno schickte, um Barth's glückliche Rückkehr anzumelden. Barth schilderte selbst in einem eigenhändigen Briefe dem Emir el Mumenin seinen kränklichen Zustand und seinen Wunsch, bald weiter reisen zu können und zu diesem Behufe neue Lastthiere zu erhalten. Auch erbat er gleich noch für Vogel die Erlaubniß, die südöstlichen Provinzen von Aliu's Reiche besuchen zu dürfen. Folgenden Abends war der Bote mit günstigen Antworten bereits zurück, und so konnte denn auch die Abreise auf den 29. August festgesetzt werden. Vorher erfuhr er noch rein durch Zufall von einer befreiten Sclavin aus Konstantinopel, daß mit ihr 5 Christen in Tripoli eingetroffen seien und mit einem Packtroß von 40 Kameelen jetzt in Kukaua sich befänden. Hätte Barth gewußt, daß man in Europa wie in Bornu seinen Tod längst für eine unzweifelhafte Thatsache hielt und schmerzlich beklagte, so würde es ihn nicht so unangenehm berührt haben, von dieser Expedition auch nicht die geringste Nachricht erhalten zu haben, wie nun der Fall sein mußte. Trotzdem, meint Barth, hätte Vogel einige Zeilen an ihn absenden

können, um ihm, wenn er noch lebte, ein Zeichen der nahenden Hülfe zu geben.

Der Uebergang über den Gulbi war nicht ohne Schwierigkeit. Gleich unterhalb des Hügels, auf dem Sokoto liegt, stürzte er jetzt als mächtiger Strom von 300 Schritt Breite mit der gewaltigsten Heftigkeit dahin, die Ufer unterwühlend und in seinem Laufe kleine Bruchstücke grasreicher Inseln mit sich fortreißend. Andern Tags wurde bei angenehmer Witterung, die wohlthätig auf den kranken Körper Barth's wirkte, Wurno erreicht. Das frühere gute Einvernehmen mit Aliu war durch Barth's mißliches Verhältniß zu den Fulbe von Hamd-Allahi glücklicher Weise keineswegs erschüttert, vielmehr wurde der Muth des Reisenden und das edle, wohlwollende Benehmen el Bakay's von Aliu ebenso lebhaft gepriesen, als er über die niedrige Gesinnung Alauate's sein Mißfallen offen aussprach.

In Wurno mußte Barth bis zum 5. October verweilen, um gegen seine endlich ganz entschieden ausgebrochene Dysenterie ein ernstliches Curverfahren in Anwendung zu bringen. Er legte sich eine sehr strenge Diät auf, genoß nur Speisen aus gestampftem Reis, dicke Milch aus den Samenkörnern der Mimosa Nilotica, das landesübliche Mittel gegen sein Uebel, und gebrauchte daneben Dower'sche Pulver. Bei dieser Cur war es ihm schon am 22. Septbr. wieder möglich, einen kurzen Ausritt zu wagen, und von da an besserte sich sein Zustand von Tage zu Tage.

Die Umstände, in denen sich damals das Land, die Gegend und Barth's Aussichten befanden, waren leider sämmtlich ungünstig. Seine besten Begleiter sollten hier nach el Bakay's Anweisung umkehren, Andere waren krank wie er selbst, noch Andere suchten kleiner Handelsgeschäfte halber den Aufenthalt in der Stadt möglichst in die Länge zu ziehen. Dazu waren die Preise aller Früchte bis zu einer unerschwinglichen Höhe gestiegen und die Umgegend so unsicher, daß Niemand das Eintreffen von Karavanen erwartete. Barth hätte gern einige Diener entlassen, aber er konnte ihnen den rückständigen Lohn nicht auszahlen, und sein Appell an Aliu's Großmuth schlug fast gänzlich fehl. An Stelle des gänzlich aufgeriebenen und unbrauchbar gewordenen Bornu-Rosses ließ er ihm allerdings ein anderes Thier anweisen, aber es war unansehnlich, ein Harttraber, und konnte nicht galoppiren. Die Ritte in die durchaus versumpfte Umgegend der

Stadt waren deshalb ebenso unerfreulich als unergiebig, so daß Barth sehnlichst an seine Abreise dachte. Nun verdunkelte sich leider der politische Horizont dieses Sudantheiles immer mehr. Aliu hatte wohl zu Zeiten einige Energie, um übermüthige Streiche seiner Söhne streng zu bestrafen, doch schien diese Strenge mehr aus rachsüchtiger Aufwallung hervorzugehen. Friedlichen Handelsleuten, die nahe bei der Hauptstadt überfallen und zum Theil erschlagen wurden, wußte er keinen Schutz angedeihen zu lassen. Und der Kampf der Kelowi entbrannte immer wilder und bedrohte indirect auch sein Reich. Mit 5000 Mann zu Roß oder Kameel und 1000 Scharfschützen waren die Kelowi gegen die Auelimmiden aufgebrochen, und so stand diesem ganzen Ländergebiete eine großartige Kriegsperiode bevor.

Bei Gelegenheit des Abschiedes sprach sich Aliu wiederholt sehr ernstlich über die Anknüpfung von Handelsverbindungen mit den Engländern aus und gab Barth vier Empfehlungsschreiben mit, doch zweifelte dieser an jeder Möglichkeit friedlichen Verkehrs, ehe nicht die Regierung in starke Hände übergegangen.

Ueber Dau Schaura ging der Marsch nach der Waldwildniß von Gandi, die so eilig wie auf der Flucht passirt wurde. Als man endlich am Sonnabend den 7. October bei Danfaua lagerte, war Barth so ermüdet, daß er beim Herabsteigen vom Pferde sofort auf den Rasen und in tiefen Schlaf fiel. Die Gegend war hier und bei Dole und Kammane wohlbebaut und dicht bevölkert trotz des unsicheren und verzweifelten Zustandes der öffentlichen Verhältnisse, aber die Einwohner besitzen auch eine gewisse den Negern eigene Zähigkeit; sie rühmten sich, noch vor Kurzem einen Angriff der Goberaua siegreich abgeschlagen zu haben. Ueber Madje ging der Marsch direct auf Kano, die große Handelsmetropole des Sudans, wo Barth mit Sicherheit Briefe und neue Mittel erwartete. Am Nachmittag des 17. Oct. traf er daselbst ein, aber wie fand er sich getäuscht, indem er weder Geld, noch Briefe, noch irgend directe Nachrichten vorfand. Er wußte nicht, daß er seit lange zu den Verstorbenen gezählt wurde. Auch durfte er des Bürgerkrieges halber keineswegs darauf rechnen, daß einige ihm gehörige Kisten mit Stahlwaren im Werthe von 400 Dollars, die er nach Sinder hatte schaffen lassen, sich dort noch unangetastet vorfinden würden. Jedenfalls sandte er seinen treuen Gatroner dorthin voraus und versprach ihm ein reichliches Geschenk,

falls er diese Sachen rette. Dann verschaffte er sich durch Geschenke, z. B. einen kostbaren Revolver u. dgl., und durch gute Worte Credit bei einem Kaufmanne, um die nöthigen laufenden Bedürfnisse bestreiten zu können.

Aber die Regulirung seiner pecuniären Lage sollte sich hier noch sehr in die Länge ziehen; denn als der nach Sinder gesendete Bote zurückkehrte, brachte er — Nichts heim. Barth's dort deponirtes Vermögen, hieß es, sei theils während des Krieges gestohlen, theils habe Vogel auf die Nachricht von Barth's Tode dasselbe nach Kukaua schaffen lassen. Nur Nachrichten und Briefe, alle älteren Datums, brachte der Bote, Nachrichten unerfreulicher Art, Beschir's Tod, Omar's Entfernung, und vergilbte Creditbriefe, auf die hin kein Kaufmann sein Geld wagen wollte. Schon dachte Barth daran, über Air nach Tripoli zurückzukehren, als es ihm gelang, durch des Galadima's Vermittlung einige Summen aufzunehmen; dann erfuhr er auch, Omar habe seinen Bruder Abd-e-Rahman wieder vom Throne gestürzt und herrsche von Neuem in früherer Macht. So zog er denn am 21. November auf einer nördlicheren Straße, als auf der er gekommen war, von Kano wieder fort, heiter gestimmt durch die Anmuth der Landschaft und die Hoffnung, bald die wirkliche Heimreise antreten zu können. Das Nachtquartier in Wassa wurde nicht wenig durch die engen Thore erschwert, indem die Saumthiere nur unbelastet ein- und auspassiren konnten, — eine Mißlichkeit, die zu vermeiden Barth beschloß, in Zukunft nur noch außerhalb der Stadtthore zu rasten. Als er Sfabo-n-gari erreichte, wurde dort eben ein Heer gegen Bochari gesammelt, aber eine so feige Schaar, daß Barth an günstigen Erfolg des Auszuges nicht glauben konnte. Mit genauer Noth entkam er selbst vor dem bereits nahen und Alles mit Schreck erfüllenden Bochari bis Gerki, wo er statt in der Stadt vor derselben unter einem hohen Baume lagerte. Aber auch das hatte sein Mißliches. Von dem Baume aus gelang es einem schlauen Diebe, in das kleine Lager einzubrechen und mehrere Sachen von Werth zu entwenden.

Die Stadt Gummel, wo der alte Dan Fanoma zur Zeit von Barth's erstem Besuche im Genusse eines ansehnlichen Grades von Wohlstand regiert hatte, war durch den Bürgerkrieg, der die schönsten Blüthen menschlicher Glückseligkeit vernichtet, in einen traurigen

Zustand versetzt. Früher voll Leben und Regsamkeit, war sie jetzt fast ganz verlassen. Der Palast des Statthalters war ausgeplündert und vom Feuer zerstört. Scheri, der neue Statthalter, ein roher und unbedeutender Mensch, hielt seinen armseligen Hof zwischen den Trümmern der eingeäscherten Königsburg. Er war kaum bekleidet und sehr erfreut, als Barth ihm eine rothe Mütze, einen Turban und ein Fläschchen Rosenöl schenkte. Er versprach dagegen, einen Boten zu stellen, und sandte auch ein junges Kalb, das Barth aber wieder an einen alten Bekannten weggab, der ihn gastlich bewirthete und ihm ausführliche Berichte über die politischen Vorgänge in Bornu zu geben im Stande war.

In Folge des Bürgerkrieges traf der Zug die nächsten 25 Meilen kaum ein lebendes Wesen an, Alles war geflohen oder als Opfer gefallen. Erst bei Maschena war wieder Leben und Cultur, erst hier konnten wieder Vorräthe an Korn und anderen Reisebedürfnissen eingehandelt werden. Auch ein neuer Lastochse wurde hier für 10,000 Muscheln gekauft und dann rasch über Bundi weiter gezogen. Ohne Verzug ging es in die Waldwildniß. Barth erzählt die überaus erfreuliche Scene, die sein im Walde wartete, mit folgenden Worten: „Von dem treuen Gatroner begleitet, war ich dem Zuge etwa 3 Meilen vorausgeritten, als ich eine Person höchst fremdartigen Aussehens auf mich zukommen sah; es war ein junger Mann, dessen überaus helle, mir schneeweiß erscheinende Gesichtsfarbe auf den ersten Blick zeigte, daß seine Kleidung, eine Filfiltobe, wie ich sie selbst trug, und der um seine rothe Mütze in vielen Falten gewundene, weiße Turban nicht seine eigenthümliche Tracht sei. Da erkannte ich in einem seiner schwarzen berittenen Begleiter meinen Diener Madi, den ich bei meinem Aufbruche von Kukaua als Aufseher im Hause zurückgelassen hatte; sobald er mich sah, benachrichtigte er seinen weißen Begleiter, wer ich sei, und nun eilte Herr Dr. Vogel (denn er war es) vorwärts und wir hießen uns einander in höchster Ueberraschung vom Pferde herab herzlich willkommen. Ich selbst hatte in der That nicht die entfernteste Ahnung, daß ich ihm begegnen könnte, und er seinerseits hatte erst kurz vorher die Kunde erhalten, daß ich noch am Leben und glücklich aus dem Westen zurückgekehrt sei." Briefe, die Barth an Vogel gerichtet, hatten diesen nicht erreicht, wie sie sollten, und so war die Begegnung ein unendlich erfreuliches, überraschendes Ereigniß.

Inmitten der ungastlichen Waldung stiegen sie von den Pferden und setzten sich nieder. Bald kamen auch Barth's Leute, die Kaffeemaschine wurde hervorgeholt: „wir ließen Kaffee kochen und waren wie zu Hause. Seit länger als zwei Jahren hatte ich kein deutsches oder überhaupt europäisches Wort gehört, und es war ein unendlicher Genuß für mich, mich wieder einmal in der heimischen Sprache unterhalten zu können. Aber unser Gespräch wandte sich bald Gegenständen zu, die keineswegs so ganz erfreulich waren. So hörte ich zu meinem großen Entsetzen, daß in Kukaua keine Mittel vorhanden seien und daß, was er selbst mitgebracht hatte, verbraucht sei. Der Usurpator Abd-e-Rahman, sagte er mir, habe ihn sehr schlecht behandelt und das von mir in Sinder zurückgelassene Eigenthum in Besitz genommen. Er theilte mir auch mit, daß er selbst auf dem Wege nach Sinder wäre, theils um zu sehen, ob etwa dort frische Hülfsmittel angekommen wären, theils um die Lage jener Stadt durch eine gute astronomische Beobachtung zu bestimmen und so meinen Arbeiten eine festere Grundlage zu geben. Aber die Nachricht von dem Mangel an Geldmitteln berührte mich kaum so unangenehm, als die Angabe, daß er nicht eine einzige Flasche Wein besitze. Ich war nämlich damals länger als drei Jahre ohne einen Tropfen irgend eines Reizmittels außer Kaffee gewesen und fühlte, da ich von häufigem Fieber und Dysenterie stark gelitten hatte, ein unwiderstehliches Verlangen nach dem stärkenden und belebenden Rebensafte, dessen wohlthuende Wirkung ich durch frühere Erfahrungen kennen gelernt."

Die Unterhaltung der beiden Reisenden drehte sich um Vergangenes und Zukünftiges; für Vogel schienen sich die Aussichten auf bessere Erfolge zur Zeit günstig gestalten zu wollen. Mittlerweile kamen die übrigen Mitglieder der Karavane an, in deren Gesellschaft Vogel reis'te, und waren außer sich, als sie die beiden Europäer inmitten des Waldes ruhig dasitzen sahen, während die ganze Umgegend von Feinden bedroht war. Diese arabischen Handelsleute im Sudan sind meist Feiglinge und hatten die Reise erst anzutreten gewagt, als Vogel sich ihnen mit seinem Zuge angeschlossen hatte. Nach zwei Stunden trennten sich die Landsleute, um jeder seine augenblickliche Reise fortzusetzen und in Kukaua demnächst wieder zusammen zu treffen.

Ohne besondere Erlebnisse gelangte Barth über Surrikulo, das

er nun zum dritten Male betrat, nach Kukaua. Ein vorausgesandter Bote hatte Omar von Barth's Rückkehr und seiner Freude, daß Omar wieder zur Herrschaft gelangt sei, benachrichtigt. Demzufolge war der erste Eunuch des Scheich mit 30 Reitern bei dem Dorfe Kalilua aufgestellt, um ihm einen ehrenvollen Empfang zu beweisen. In seinem Hause in Kukaua wurde er weiter angenehm überrascht, die beiden Sappeure, den Korporal Church und den Gemeinen Macguire zu treffen, die in Vogel's Begleitung von England ausgesandt worden waren, um Barth Beistand zu leisten.

Die ersten Tage waren der Erledigung der sehr mißlichen Geldangelegenheiten gewidmet, doch gelang es Barth, auch diese Schwierigkeiten zu ordnen. Omar und Yussuff waren ihm behülflich, wenigstens einen Theil des ihm geraubten Eigenthums zurückzuerhalten, aber auch das hatte seine unangenehme Seite. Denn der Räuber war ein gewisser Diggama, einer der einflußreichsten Höflinge und ein niedriger Charakter, der es Barth nicht vergessen konnte, daß er noch am Leben war und ihm den Raub wieder abgejagt hatte. Eine andere Mißlichkeit war die Widersetzlichkeit der beiden englischen Begleiter Vogel's gegen denselben; sie wollten ihn, wie es schien, nicht als ihren Vorgesetzten anerkennen und waren nur schwer zur Erkenntniß ihrer Pflicht zu bringen. Barth beschloß deshalb, den Korporal Church wieder mit sich nach England zu nehmen; Macguire allein schien ein williger Mensch und nur durch seinen Gefährten zum Ungehorsam aufgewiegelt worden zu sein.

Um sich und Vogel jedenfalls die Gunst der Einwohner zu verschaffen, machte er ihnen am Weihnachtstage ein Geschenk von 14 Rindern, von dem er weder Arm noch Reich, weder Blinde noch wandernde Bettler, nicht einmal die arabischen Fremdlinge ausschloß.

Es war am 29. December, als Vogel von seinem Ausfluge nach Sinder zurückkehrte, und nun begann für die beiden Landsleute eine überaus angenehme Zeit des Zusammenlebens. Sie waren im steten Austausch ihrer Ideen, Entwürfe und Erfahrungen beieinander und machten Pläne für Vogel's nächste Reise nach Jakoba und Adamaua. Barth übergab ihm die Empfehlungsbriefe, die er von dem Herrscher von Sokoto erhalten hatte, und sicherte ihm, wo er irgend konnte, gute Aufnahme. Omar gab zu dieser Reise gern seine Einwilligung, wie er denn überhaupt voll Theilnahme für

die Reisenden blieb und auf ihr Gesuch einen ihrer Diener, Namens Messaud, der zu den Diebstählen hülfreiche Hand geleistet hatte, einkerkern ließ.

So begann das Jahr 1855, in dem Barth nach viel Mühsal und Entbehrungen, aber auch mit einem Schatze neuen Wissens und seltenem Ruhme in die Heimath zurückkehren, Vogel aber weiter pilgern sollte, einem ähnlichen, glorreichen Ziele entgegen, zuerst dem Benue, dann dem Nile sich zuwendend. Unterbrochen wurden ihre Studien und wissenschaftlichen Mittheilungen auf angenehme Weise durch kurze Ausflüge an den Tsad, der seit Barth's erstem Besuche die schöne Stadt Ngornu zerstört hatte.

Am 20. Januar brach Vogel nach Jakoba auf, und Barth gab ihm noch zwei Tagemärsche weit das Geleit, zugleich um Macguire im Gebrauch des Compasses zu unterweisen und durch ihn Notizen behufs genauer Aufnahme der Bodengestaltung in gebirgigen Landschaften, wie Bautschi und Adamaua, zu erhalten. Vogel selbst wurde von diesen sehr ermüdenden Arbeiten überdieß durch seine botanischen Forschungen und durch astronomische Beobachtungen abgehalten. „Man kann sich leicht vorstellen," erzählt Barth, „daß ich mich bei meiner Rückkehr von diesem Ausfluge in Kukaua recht verlassen und einsam fühlte. Von einem so aufgeweckten Landsmann, der mir hier plötzlich in dieser Einöde menschlicher Geistesentwicklung begegnet war, hatte ich so schnell wieder Abschied nehmen müssen; dazu kam, daß Rheumatismus und Schlaflosigkeit mich wieder sehr heftig heimsuchten und so schwächten, daß ich mich erst Ende Januar wieder erholte." Es bedurfte wiederholter Vorstellungen bei Omar, ehe dieser Barth's sehnlichen Wunsch, nach Europa zurückzukehren, durch die geeigneten Mittel unterstützte. Fünf Jahre unablässiger Reisen in diesen Landschaften und zu allen Jahreszeiten hatten Barth's Gesundheit völlig untergraben und erlaubten ihm nicht, länger zu warten. So brach er denn am 20. Februar 1855 von Kukaua auf, um sich langsam wieder an die angreifende Wüstenreise zu gewöhnen. Der Scheich war so anständig, ihm zum Ersatz für die erlittenen Verluste fünf erträglich gute Kameele nachzusenden. Aber statt nun ungestört weiter reisen zu können, wurde er bald in freundlicher, bald in harter Weise noch mehrere Male genöthigt, nach Kukaua zurückzukehren. Denn diese Moslim haben, wie auch Barth sich schon zur Genüge überzeugt

hatte, auch nicht die leiseste Ahnung von dem Werthe der Zeit. So verstrich wieder Tag für Tag, der Aufschub lastete mit unbeschreiblicher Schwere auf dem Reisenden, der selbst sagt, daß er kaum noch Energie genug gehabt habe, um sich Mühe zu geben, seine Zeit nützlich anzuwenden. Er studirte die Geschichte des Bornureiches von Neuem, hatte Zusammenkünfte mit gutunterrichteten Eingeborenen, doch war und blieb seine Hauptsorge, wie er seinen kranken Körper noch heimbringen solle. Auch war das Wetter keineswegs günstig, denn die Hitze stieg in der letzten Hälfte des April um 2½ Uhr Nachmittags auf 36° R. und mußte den erschöpfen Zustand seines Körpers und Gemüthes noch verschlimmern.

Günstig war der Aufenthalt insoforn, als fast unerwartet noch neue Subsidiengelder eintrafen, 1000 Dollars, die eine Karavane mitbrachte; doch war das Geld, da man Barth ja schon lange für todt hielt, — an Vogel adressirt, und er durfte, genau genommen, nicht daran rühren. Schlimm war es auch, daß allgemein geglaubt wurde, Barth, an den überhaupt lange Zeit seines vermeintlichen Todes wegen keine Depeschen mehr eingetroffen waren, sei bei der englischen Regierung in Ungnade gefallen, Vogel sei an seine Stelle getreten, und nur ihm als dem Gesandten der großen fernen Macht sei man in Zukunft Achtung und Ehre schuldig. Barth mußte vielerlei Uebles um all diese Mißverständnisse erleiden, doch suchte er sich um jeden Preis aufrecht zu erhalten und erlangte auf Othman's, eines jüngeren Bruder's von Omar, eifrigen Betrieb endlich auch noch Schadenersatz für den Raub, der an seinen Sachen begangen war. So konnte er einen Theil seiner Schulden bezahlen, seine Diener ablöhnen und dem getreuen Gatroner, der noch bei ihm bleiben sollte, auch einen Abschlag zahlen. Ganz besonders erfreulich war ihm am 28. April das Eintreffen zweier Briefe Vogel's; aus Gudjeba war der ältere und ein zweiter aus Jakoba, wohin Jener als der erste europäische Reisende glücklich gelangt war. Er meldete, daß er eben im Begriffe stehe, nach dem Lager des Statthalters von Jakoba aufzubrechen, der während der letzten sieben Jahre eine heidnische Völkerschaft bekriege und geschworen habe, nicht eher in seine Hauptstadt zurückzukehren, als bis sie unterworfen sei. So hatte Barth begründete Hoffnung, daß seine afrikanischen Entdeckungen nicht Fragmente bleiben, sondern jetzt bei seiner Heimreise von dem rüstigen Vogel auf das Eifrigste vervollständigt

werden würden, und froh über diesen Zustand der Expeditions-Angelegenheit ertrug er mit Geduld und ruhiger Hingebung noch verschiedene Unfälle, die ihn persönlich betrafen, wie z. B. das plötzliche Sterben zweier der erst kürzlich für die Abreise gekauften Kameele. Indeß erhob er doch nur 30 Dollars auf die 1000, welche die Kafla gebracht hatte, das Uebrige Vogel überlassend; er wußte zu gut aus eigener Erfahrung, wie doppelt drückend Geldnoth in diesen uncultivirten Ländern wirkt.

Erst am 10. Mai war es ihm möglich, von Damerghu nach dem Norden hin aufzubrechen. Von Omar und den übrigen Freunden in Kukaua hatte er herzlichen Abschied genommen, doch waren die Geschenke, für die er Omar auf Rechnung der englischen Regierung eine kleine Kanone versprechen mußte, nur höchst spärlich ausgefallen; Kameele und Pferde waren von so schwächlicher Natur, daß sie bald nach dem Aufbruch starben oder vertauscht werden mußten. Ueber Nghurutua ging es an den Komadugu nach der Stadt Yo, wo leider wieder 5 Tage gerastet werden mußte, so daß erst am 19. Mai der Uebergang über den Fluß bewerkstelligt werden konnte. Drei Affen, die mitgenommen werden sollten, mußten schon hier wieder freigegeben werden, da sich die kleinen bösartigen Geschöpfe nur mit unnützen Dingen beschäftigten, die Seile von dem Gepäck losschnürten, so daß dasselbe von dem Rücken der Kameele stürzte, und die Thiere selbst durch Geschrei, Lärmen und Springen in Furcht setzten. Sie waren Schuld, daß ein erschrecktes Kameel davonrannte und ein starkes Gewehr zerbrach.

Die erste Wegestrecke bot wenig Neues; Spuren wilder Thiere, Nachrichten von umherziehenden Räuberbanden, beschwerliche Tagemärsche, unruhige Nächte, im Ganzen wenig Anbau, — das war es, was unser Reisender sah und erlebte. An den Brunnen Beduaram wurde längere Zeit Rast gemacht, um Erholung von den Reisestrapazen zu haben und weil die Brunnen neu gegraben werden mußten, um Wasser zu geben. Und nahe dieser Stelle war es, wie Barth später ermittelte, wo Macguire, nachdem er von Vogel's Tode gehört hatte und nun allein die Rückreise antrat, nach tapferer Gegenwehr erschlagen wurde. So mochte Barth wohl sein Geschick segnen, daß er durch diese Gegend in Gesellschaft einer Kafla reis'te, und sich dem Scheich Omar zu Danke verpflichtet fühlen, der Sorge getragen hatte, daß Barth

trotz seiner Ungeduld nicht eher abreis'te, als bis er sich dieser Salzkafla anschließen konnte. Am 31. Mai wurde die eigentliche Wüste betreten, die unermeßliche Fläche des offenen Sandmeeres. Ungeachtet ihrer Einförmigkeit, sagt Barth, hat die Wüste doch etwas unaussprechlich Großartiges und ist wohl geeignet, dem Menschen das Bewußtsein seiner eigenen Nichtigkeit tief einzuprägen. Dies war die Wüste von Tintumma, die übel berüchtigt ist, weil der in unermeßlicher Ferne sich ausbreitende weiße Sand die Sinne so vollkommen umnebelt, daß auch an diesen Wüstenweg lange gewöhnte Leute mitunter in ihrer Richtung völlig irre werden und ihr zum Opfer fallen. Trotzdem, daß Barth und seine Gesellschaft die gefährliche Strecke fast nur bei Nacht durchzogen, litten doch Alle sehr von der großen Erschöpfung und begrüßten mit Freude die Felshöhen von Agadem gegen 7 Uhr des anderen Morgens, wo in einem mit Sfiwakgebüsch umgebenen Winkel der eigenthümlichen Thalbildung gelagert wurde. Die Sandwehen waren indeß auch hier noch so heftig, daß der Aufenthalt sehr unerfreulich wurde; dazu kam, daß der Boden von Kameelläusen wimmelte. Aber das Wasser war, wenn auch nicht in reichlicher Menge vorhanden, klar und vortrefflich und ein herrliches Labsal für die Reisenden.

Auf dem Weitermarsche überzeugte sich Barth, daß ganz Agadem eine Art Vertiefung bildet, die im Osten von diesem Felszug, im Westen und Norden von Sanddünen begrenzt wird. Während ein leichter Regen niederfiel, stieg man den höheren Boden hinan; der Weg war durch ansehnliche Einsenkungen unterbrochen, und steile Abhänge rechtfertigten die Bemerkungen Clapperton's, dem bereits die hohen Sanddünen auffielen. Auch die Sandstangen, eigenthümlich krystallisirte Röhren, von denen frühere Reisende berichtet haben, fielen Barth ins Auge, doch läßt er es unentschieden, ob dieselben von eingedrungenen Blitzen herrühren oder die bedeckten Gänge seien, mit denen die weißen Erdameisen die stämmigen Halme der Negerhirse umgeben hätten.

Am 7. Juni wurde bei dem Brunnen von Dibbela gerastet, der Barth durch seinen romantischen Charakter nicht wenig überraschte. Doch knüpft sich auch eine traurige Erinnerung an diesen Ort, denn hier war es, wo Herr Henry Warrington, der Vogel nach Kukawa begleitet hatte, auf seiner Rückreise den Folgen der Dysenterie erlag,

von der er auf dem Marsche befallen wurde. Wahrscheinlich war es das abscheuliche, sehr natronhaltige Wasser des Brunnens, welches das Uebel zu dieser Krisis brachte. Aus den rings aufgethürmten, blendend weißen Sanddünen ragten schwarze Felsmassen empor, während tiefe Einsenkungen von vereinzelten Dumpalmen geschmückt wurden; die Hitze war unerträglich, die ganze Oertlichkeit besaß einen wilden Zauber. Nur Nachts waren diese Lagerplätze den Reisenden willkommen. Barth sagt, es habe ihm stets ein unendliches Vergnügen gemacht, sich gleich nach dem Eintreffen in dem feinen, weichen Sande der Länge nach auszustrecken und die Augen an dem schönbestirnten, nächtlichen Himmel zu weiden. Freilich waren der schönen Stunden zu wenige, und das Bedürfniß nach Ruhe und Schlaf wurde bloß halb befriedigt.

Bei einer Hitze von 34 — 35° wurde endlich die eigentliche Tebuoase Kauar erreicht, ein unendlich wichtiger Punkt in diesem Wüstenleben, der Sitz einer eigenen kleinen Nationalität, der Tebu, mit ihrer eigenthümlichen Bildungsweise hier im Herzen der Wüste, wo die Natur diese Culturstätte gewissermaßen geschaffen hat, um den Verkehr zwischen weit getrennten Völkerschaften zu erleichtern. Dieses Palmenthal, in dem Bilma liegt, öffnete sich am westlichen Fuße einer großen und breitkuppigen Felshöhe. Die Landschaft wurde sofort interessant, der Boden war wieder grün, kleine, eingezäunte Gärtchen waren mit Ghedeb (Melilotus) und etwas Gemüse bepflanzt und wurden von schönen Palmbaumgruppen überragt. Alle waren glücklich und feuerten vor Freude ihre Gewehre in die Luft ab. Das Städtchen Aschenumma besteht aus ungefähr 120 niedrigen Hütten, die ohne alle Anordnung auf dem Abhange zerstreut stehen. Einige Wohnungen waren sorgfältiger gebaut, doch nicht die des Häuptlings (Maina), der Abu Bakr heißt, aber schlechtweg Mai Bakr genannt wird. Als Barth ihn aufsuchte, saß er im Vorzimmer auf frisch gestreutem weißen Sande vor seinem Rohrbett, ein Mann in vorgerückten Jahren, ärmlich gekleidet, aber von achtungswerthem Benehmen. Dankbar nahm er Barth's Geschenke an, denn schutzlos, wie derselbe auf der Weiterreise war, lag es ihm sehr daran, hier einen Freund zu gewinnen und sich den Rücken zu sichern. In der Stadt Anikimma, die nun bald erreicht wurde, blieb der Geleitsmann Kolo zurück, und Barth mußte nun allein weiter reisen. Trotz

der gastfreundlichen Behandlung daselbst drängte es Barth nach kurzem Verzuge weiter. Bald war Anai erreicht, wo er einzelne Einkäufe machte, um dann über Sfiggedim, eine begünstigte Oase in einer großartigen Kiesfläche, nach dem flachen Thale Djehaia weiter zu eilen. Der Tagemarsch dahin war sehr erschöpfend; zu der Ermüdung gesellte sich fast völlige Blendung durch den glänzend weißen Sand während der Tageshitze und Helligkeit. Um so erfrischender wirkte dann aber auch das Thal mit seinem Reichthum an Kräutern, und Menschen und Thiere fanden in ihm die so nöthige Erquickung und Stärkung.

Von Brunnen zu Brunnen den gefahrvollen und mühseligen Wüstenmarsch zurücklegend, erreichte Barth ohne andere Unfälle, als daß einzelne Thiere fielen oder lahm wurden, und daß Sclaven absichtlich oder vor Schwäche zurückblieben und nachgeholt werden mußten, am 6. Juli endlich Tedjerri, die erste bewohnte Ortschaft von Fesan. Als die hohen, kastellartigen Thonmauern plötzlich durch den lichten Blätterschmuck sichtbar wurden, war die Freude allgemein, und viele Schüsse gaben dem Jubel Ausdruck, daß endlich der wildwüste, unsichere Landesgürtel glücklich durchzogen war. Die ganze Bevölkerung des kleinen Städtchens umdrängte alsbald die Reisenden, dem kühnen Europäer wegen des Erfolges seiner Unternehmung Glück zu wünschen; der Ort war aber so arm, daß Barth nur mit genauer Noth ein Huhn und einige Maß Datteln erhandeln konnte. Es wurde deshalb bald nach Madrussa weitergezogen, der Heimath des getreuen Gatroners, der bis auf einen einjährigen Urlaub fünf volle Jahre mit der größten Treue und Anhänglichkeit alle Fährlichkeiten der Reise mit Barth durchgemacht hatte. Jetzt war seine Zeit vorüber, er war wieder zu seinen heimischen Penaten zurückgekehrt und von Weib und Kind auf das Zärtlichste empfangen. Gegen seinen bisherigen Herrn zeigte er sich dankbar und übersandte ihm außer einem guten Frühstück und einigen Hühnern ein Gericht schmackhafter Weintrauben, die dem Wüstenreisenden ganz besonders mundeten. Doch wurde bald weitergezogen über Dekir nach dem Dorfe Bedan, wo Barth zu seiner unaussprechlichen Freude hörte, daß Herr Warrington 5 Meilen weiter im Dorfe Yesse ihn erwarte.

Es war am 13. Juli, als Barth die solide, behagliche Zeltbehausung des Herrn Warrington erblickte, und nicht lange, so saß

er an der Seite des Freundes und befand sich wieder im Bereiche europäischer Genüsse. Am folgenden Morgen zog er feierlich in Mursuk ein, wo sofort die Vorbereitungen zu der Weiterreise nach Tripoli getroffen wurden. Die Preise waren übrigens hier so hoch, daß Barth berechnen konnte, die Kosten der ganzen Expedition würden, falls es im Sudan nicht wohlfeiler gewesen wäre, sich auf das Vierfache, also auf 40,000 Thaler statt auf 10,000 Thaler belaufen haben. Wegen des ernsthaften Aufstandes unter den unabhängigen Stämmen des tripolitanischen Baschalik's war die Reise bis Tripoli mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft, doch gelang es dem umsichtigen Reisenden, auch diese glücklich zu überwinden. Ueber Beni-Ulid erreichte er die kleine Oase Ain-Sara, wo er beim Antritt seiner langen afrikanischen Wanderung mehrere Tage verweilt hatte, um sich auf die eigenthümlichen Entbehrungen und Strapazen derselben vorzubereiten. „Hier ward ich", erzählt Barth, „mit großer Freundlichkeit von Herrn Reade begrüßt, der mit seinem Zelte und einem hübschen Vorrathe europäischer Bequemlichkeiten aus der Stadt gekommen war, um mir an der Schwelle der Civilisation einen behaglichen Empfang zu bereiten, und man kann sich denken, daß ich empfänglich dafür war. Nach einem angenehm zugebrachten Abend trat ich am folgenden Morgen meinen letzten Marsch auf afrikanischem Boden an, um nun meinen festlichen Einzug in Tripoli zu halten. Als wir uns der Stadt näherten, die ich vor 5½ Jahren verlassen hatte und die mir nun als Eingangsthor zu Ruhe und Sicherheit erschien, wallte mein Herz vor Freude über, und nach einer so langen Reise durch öde Wüsteneien war der Eindruck, den der reiche Pflanzenwuchs in den die Stadt umgebenden Gärten auf mein Gemüth machte, außerordentlich. Jedoch bei Weitem tiefer noch wirkte der Anblick der unermeßlichen Oberfläche des Meeres, das bei dem hellen, dieser mittleren Zone eigenthümlichen Sonnenschein im dunkelsten Blau sich entfaltete. Am 6. September traf Barth in London ein.

Mit welcher ungetheilten Anerkennung ganz Europa den von seiner ruhmwürdigen Fahrt heimgekehrten Entdecker begrüßte, ist noch in Aller frischer Erinnerung; mit Ehren überschüttet sehnte er sich aber nach nichts so wie nach dem Vaterhause. Als Hutchinson ihn zu dem Feste einlud, das die britische Gesellschaft in Glasgow ihm bereitete, antwortete er: „Nein! Seit sechs Jahren bin ich fern von meiner

Heimath, und ich habe dort in Deutschland einen alten Vater, den ich wieder sehen muß!"

Ein höherer Ruhm, als vergängliche Ehren ihn gewähren, ist dem großen Forscher beschieden. Für alle die Länder, die er der europäischen Civilisation erschloß, wird dereinst sein Name in der Geschichte als der Stern erglänzen, der nach der Nacht das Morgenroth herbeiführte.

Viertes Buch.

Vogel's Reise nach dem östlichen Sudan.

Erster Abschnitt.

Reise durch Fezzan nach Bornu.

Eduard Vogel, der jüngste unter den Forschern, welche Deutschland zur Erkundung des afrikanischen Continents aussandte, setzte sich das Ziel, von dem Gebiete der bisherigen Forschungen aus nach dem Osten vorzudringen und die Verbindung des mittleren Sudans mit Aegypten und dem indischen Ocean herzustellen. Seine glückliche Heimkehr würde nicht allein den Schleier der Trauer von den Herzen seiner bekümmerten Familie und der Tausende, denen der jugendliche Held ein Liebling geworden ist, hinweg heben, sie würde auch den Schleier lüften, der uns noch immer die Länder des östlichen Sudans und die Quellen des uralten Niles verdeckt. Das Ziel, nach welchem der Tapfere strebte, war kein geringeres, als die Bemühungen von fast hundert Menschenaltern zum endlichen Abschlusse zu bringen. Wenn er den übergroßen Gefahren erlag, so betrauren wir den vorzeitigen Verlust, preisen ihn selbst aber glücklich, der nach kurzer, glänzender Laufbahn, ein Stolz seines Volkes, in dem rühmlichsten

und segensvollsten Berufe, ein wahrer Held und Märtyrer der Wissenschaft, dahinschied.

Eine ungewöhnliche Befähigung — gründliche wissenschaftliche Durchbildung, Gewandtheit und Ausdauer, jugendlicher Muth, Frische des Körpers, und eine unbezwingliche Neigung zu Entdeckungsfahrten, — machte ihn frühzeitig geeignet zu der erwählten Aufgabe und der ehrenvollen Auszeichnung werth, daß er, der kaum 24jährige Jüngling, als Mitglied und nach Barth's Heimkehr sogar als Haupt der bedeutungsvollen Expedition auftreten durfte. Am 7. März 1829 zu Crefeld geboren, wo sein Vater Carl Vogel, Director der städtischen Lehranstalten zu Leipzig, damals als Rector der höheren Stadtschule thätig war, zeichnete sich schon der Knabe in seinem Geburtsorte sowohl wie in der neuen Vaterstadt durch seinen regen, für alles Bedeutendere empfänglichen Sinn aus. „Als Eduard 1841 die Thomasschule besuchte, um sich auf dieser zu seinen akademischen Studien vorzubereiten", berichten die von der Hand der Seinigen ausgehenden Mittheilungen, „traten seine Lieblingsneigungen bereits klar und deutlich ausgesprochen hervor. Seine schon auf der Realschule sich geltend machende Liebe zu den mathematischen Wissenschaften fand hier geeignete Nahrung, und er verfolgte mit angestrengtem Eifer Alles, was sich hierauf bezog. Außerdem beschäftigte er sich aber leidenschaftlich gern während seiner Mußestunden mit praktischer Himmelskunde und mit Botanik, und es war schwer zu entscheiden, ob er mehr den freundlichen Blumen oder den lieben Sternen den Vorzug gebe. Hatte er seine Schularbeiten vollendet, Griechisch, Latein oder Französisch getrieben, so eilte er hinaus auf Entdeckung eines neuen Gewächses, begrüßte jubelnd den Fund, bestimmte das ihm unbekannte Pflänzchen, bereitete es sorgsam für seine Sammlung und ordnete sauber die letztere. Und wenn die Schatten der Nacht Feld und Wald deckten und vor dem Auge des jungen Botanikers verbargen, dann hob er seine Augen empor zum funkelnden Himmel und beobachtete emsig die hellen Gestirne. Daß er dabei seine eigenen Arbeiten als Schüler nicht vernachlässigte, davon sprechen die rühmlichen Zeugnisse und Prämien, welche ihm als Zeichen besonderer Zufriedenheit von seinen Lehrern zu Theil wurden."

In gleich eifriger Thätigkeit besuchte er drei Jahre hindurch die Universität zu Leipzig; vorwiegend dem Studium seiner Lieblings-

wissenschaften hingegeben, in denen er es zu seltner Gründlichkeit und praktischer Tüchtigkeit brachte, verwendete er zugleich einen Theil seiner Mußestunden zu gymnastischen Uebungen, um seinen von Natur zarten Körper zu kräftigen, und ging dann 1851, mit den wärmsten Empfehlungen versehen, nach Berlin, wo der Astronom Enke, der Geograph C. Ritter und der Meister aller Naturforschung, Alexander v. Humboldt selbst ihn bald durch ihre Freundschaft auszeichneten. Arbeiten, welche er in Schumacher's astronomischen Jahrbüchern erscheinen ließ, machten ihn bald auch in England bekannt, und so geschah es, daß Eduard Vogel schon in dem jugendlichen Alter von 22 Jahren auf Veranlassung des englischen Astronomen Hind als dessen Assistent an Bishop's Sternwarte im Regentspark bei London berufen wurde. Bald wurde ihm auch hier die persönliche Bekanntschaft und Achtung hervorragender und verdienstvoller Männer zu Theil, unter denen wir Charles Buxton nennen, den Sohn des edlen Fowell Buxton, mit dessen Worten gegen den Negersclavenhandel wir den zweiten Band unseres Werkes eröffneten, ferner den Reisenden und Botaniker Berthold Seemann, und den Geographen August Petermann. Auch Ritter Bunsen, die Zierde deutscher Wissenschaft und Humanität, damals preußischer Gesandter in London, nahm sich mit Wärme seiner an, die astronomische Gesellschaft erwählte mit seltner Stimmeneinheit den jungen deutschen Gelehrten zum Mitgliede, und in der geographischen — weiland afrikanischen — Gesellschaft, in welche ihn Petermann einführte, erhielt er die nachdrücklichsten Anregungen, sich den großen Mustern anzureihen, welche von hier aus zur Erforschung ferner Länder hinausgezogen waren. Sein lebhaftester Wunsch war, irgend einer größeren Reiseunternehmung als Botaniker oder Astronom sich anzuschließen, „sei es auch", sagt er selbst, „nach dem Nordpol oder dem Südpol, nach Afrika oder Neu-Guinea, gleichviel wohin, wenn es nur recht Interessantes dort zu thun giebt!" Als im Herbst 1852 der Capitän Inglefield seine Polarreise antrat, war Ed. Vogel fast entschlossen, ihn zu begleiten. Aber er war zu glänzenderem Ruhme aufgehoben.

Richardson war am 4. März 1851 zu Ungurutua gestorben, nachdem er kaum in den Sudan eingedrungen war; Barth und Overweg führten mit Einsicht und Kraft die ursprünglich englische Unternehmung weiter, empfanden aber schmerzlich den Mangel ausreichender

Instrumente und sahen namentlich selbst die Nothwendigkeit einer Verstärkung durch einen tüchtigen Reisegefährten ein. „Was ist zweier Menschen Arbeit", hatte Barth am 13. Juli 1852 an Petermann geschrieben, „für diese weite und beschwerliche unbekannte Welt!"

August Petermann, einer der ersten jetzt lebenden Geographen, damals königlicher Geograph zu London, erkannte sofort die Nothwendigkeit einer solchen Verstärkung, und es gelang seinem bedeutenden Einflusse bei der englischen Regierung, die Absendung einer zweiten Expedition zu erwirken, welche geführt werden solle durch einen Astronomen von Profession, ausgerüstet mit einem neuen Assortiment geeigneter Instrumente zu zweifelloser Bestimmung der geographischen Längen, sowie zu genauer Ausmessung der Höhen. Ohne langes Schwanken ersah er seinen jungen Freund Eduard Vogel zu dieser wichtigen Sendung. „Als ich", erzählt Petermann, „in den ersten Tagen des Januar 1853 die Frage an ihn richtete, ob er wohl Lust habe nach dem Tsadsee, da jubelte er vor Freude und versicherte, er würde spätestens in acht Tagen bereit sein, dahin abzugehen, wenn er das Glück hätte, den Auftrag dazu zu erhalten."

Ritter Bunsen lieh diesem Plane seine mächtige Unterstützung, und da auch mehrere der ersten Gelehrten Englands, mit denen unser Freund zu solchem Zwecke zusammengebracht war, sich dahin äußerten, „daß es schwer sein würde, in ganz England einen Mann von seinem Alter zu finden, der so viele Eigenschaften eines tüchtigen Reisenden besitze, wie Dr. Eduard Vogel", so fand die Ernennung, Ausrüstung und Absendung Vogel's bei Lord John Russel keine Schwierigkeit. Derselbe bestimmte zugleich, daß der junge Reisende eine Begleitung von zwei auserwählten Leuten aus dem königl. englischen Ingenieur-Corps erhalten solle, den Corporal Church und den Gemeinen Swenney, zwei erfahrene, gebildete und an das tropische Klima gewöhnte Männer.

Seinen Entschluß theilte Eduard Vogel seinen überraschten Angehörigen am 1. Februar 1853 in folgendem Briefe an seinen Vater mit:

Am 15. Februar verlasse ich England, um im Auftrage und Dienste der englischen Regierung eine große Entdeckungsreise nach dem Inneren Afrikas anzutreten. Du wirst vielleicht, betroffen durch das Plötzliche meines Entschlusses, denken, daß ich diesen Plan Dir absichtlich verschwieg; ich wußte aber in der That noch vor 14 Tagen nicht das

Geringste davon und wurde erst am 17. Januar von Ritter Bunsen mit der Nachricht überrascht, daß man beabsichtige, mich den beiden Reisenden Barth und Overweg nachzuschicken, um genaue astronomische Ortsbestimmungen festzustellen, magnetische und meteorologische Beobachtungen zu machen und außerdem den Vegetationsverhältnissen einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Jetzt hilft kein Abrathen mehr, ich bin schon gebunden und werde in etwa 14 Tagen in Begleitung von zwei Sappeurs, die man mir zur Unterstützung mitgiebt, mit dem englischen Packetboot nach Malta abgehen. Dort hat der Gouverneur Befehl, mir ein Schiff zur Disposition zu stellen, welches mich nach Tripolis bringen soll. Von da aus gehe ich mit den nöthigen Dienern — ich nehme noch einen Malteser und einen Araber mit — nach Murzuk und von da nach dem Tsadsee, wo ich mit den genannten beiden Reisenden zusammenzutr ffen hoffe, um mit ihnen gemeinschaftlich in südöstlicher Richtung die Reise fortzusetzen. Giebt Gott seinen Segen, so suchen wir die Quellen des Nils auf, erforschen das sogenannte Mondgebirge und die neuerdings so viel besprochenen Schneeberge und kommen, so Gott will, Ende 1855 bei Zanzibar oder Mosambique wieder zum Vorschein. Lord John Russel hat sich sehr gnädig gegen mich bewiesen und mich ermahnt, die Kosten nicht zu scheuen und alles Nöthige reichlich mitzunehmen. Ich werde ihn vor meiner Abreise noch einmal sehen bei einem großen Diner, welches Bunsen auf Veranlassung meiner Sendung in nächster Woche zu geben gedenkt. Alles, was in England irgendwie einen Namen der Wissenschaft hat, interessirt sich aufs Höchste für mein Unternehmen. Oberst Sabine hat mir die magnetischen Instrumente besorgt, Sir William Hooker und R. Brown die zum Pflanzensammeln nöthigen Utensilien geliefert, u. s. w. Bishop und Hind sind zwar traurig, mich fortlassen zu müssen, indeß hat mein freundschaftlich Verhältniß zu ihnen dadurch nicht im Mindesten gelitten. Ich habe Sir William Hooker gebeten, die ersten drei neuen Pflanzenarten, die ich entdecken werde, **Bishopia**, **Bunsenia** und **Hindia** zu nennen. Ich bitte Dich, beruhige die gute Mutter über die Gefahren der Reise. Dieselben sind keineswegs so groß, wie sie sich etwa vorstellt. Das Klima ist in allen Theilen, die ich besuchen werde, durchaus nicht ungesund, wovon Barth und Overweg, die sich darin schon über zwei Jahre gut befunden haben, das beste Zeugniß geben. Die Eingeborenen sind nicht zu fürchten, denn einmal flößt selbst ihnen der Name England Respect ein, und dann, wenn wir nach Gegenden kommen, wo derselbe unbekannt sein sollte, so werden sieben bis acht wohlbewaffnete Europäer sammt ihren Dienern sich auch schon allenfalls durchschlagen können. Daß selbst von oben her die Expedition nicht für sehr gefährlich gehalten wird, beweis't auch der Umstand, daß man mir allein für mehr als 1500 Thaler mathematische und physikalische Instrumente mitgibt. Außer diesen nehme ich viele Kisten voll Glasperlen, kleinen Spiegeln, Messern, Scheeren, Spieluhren und Harmonicas, nebst gewebten Stoffen aller Art mit, da jenseits Murzuk das Geld seine Geltung verliert und Waaren wie die genannten seine Stelle vertreten müssen.

Beruhigt Euch also und vertrauet Gott, unter dessen Obhut ich reise.

Ueber die Abreise von London, welche erst am 19. Februar stattfand, erzählt A. Petermann:

Am Abend des 19. Februar 1853 standen zwei Wagen vor der preußischen Gesandtschaft in Carlton Terrace, und drinnen war eine rege Geschäftigkeit und hastiges Treiben. Ungefähr ein Dutzend kleiner, aber sehr schwerer Kisten wurden eiligst in die Wagen befördert, dann stiegen zwei Personen ein, zwei andere, mit Barometern versehen, hatten schon ihren Platz. Die Wagen rollten in möglichster Schnelle dahin. Es galt, die Abreise des Dr. Vogel nach Afrika zu beschleunigen, damit derselbe mit seinen beiden Begleitern am nächstfolgenden Tage zur rechten Zeit an Bord des nach dem mittelländischen Meere bestimmten Dampfbootes in Southampton eintreffe. Die schweren, wohlverpackten Kistchen enthielten eine große Anzahl von Geschenken oder Tauschartikeln für die Bewohner Inner-Afrika's, — größtentheils Eisenwaaren, die in jenen Ländern so sehr gesucht und geschätzt sind. Wir kamen gerade noch zeitig genug auf dem Eisenbahnhofe an, und als ich dem abgehenden Zuge nachblickte, dachte ich lebhaft an Barth und Overweg und empfand die innigste Freude in dem Gedanken an die bedeutende und nicht minder unerwartete Verstärkung, die ihnen so eben nacheilte: — ein junger, thatenlustiger, talentvoller Astronom und Botaniker; seine beiden Begleiter schöne, kräftige, gebildete und liebenswürdige Leute vom königlichen Ingenieur-Corps, an tropisches Klima gewöhnt, mit Vermessungen nicht unbekannt und beseelt von dem Unternehmen, an dem sie Theil haben sollten; von der englischen Regierung mit großer Freigebigkeit mit zahlreichen Instrumenten erster Güte (— als Vogel seinen Sitz eingenommen, zog er aus seinen Westentaschen zwei Chronometer mit den Worten: „Petermann, diese beiden kleinen Längenbestimmer kosten allein 80 Pfund Sterling. Die sind gut für die Quellen des Nils!" —) sowie verhältniß bedeutenden Mitteln ausgestattet. O was wird das für ein Jubel für unsere Freunde am Tsadsee sein! dachte ich, für die Wackeren, die sich nun schon über drei Jahre mit Todesverachtung und ungeschwächtem Eifer unter dem lästigen Raubgesindel der Tuaregs und den gefährlichen Horden der fanatischen Fullahs herumgetummelt, fast ganz abgeschnitten von Europa und der übrigen civilisirten Welt! Nun werden sie endlich in wenig Monaten, mit verdoppelter Kraft, ihre große Reise südwärts antreten!

Diese meine Freude war von kurzer Dauer. Am nächsten Morgen, wo Vogel das Schiff bestieg, welches ihn nach Afrika führen sollte, kommt die Nachricht von Overweg's Tode und Barth's Entschluß, anstatt nach Süden, westwärts nach Timbuktu zu gehen. Was sind alle Pläne der Menschen, wo Gottes Hand waltet!

Durch den Tod Overweg's und den Entschluß Barth's, nach Westen zu reisen, gestaltete sich der vorgesteckte Plan und Hauptzweck von Vogel's Reise allerdings ganz anders. Denn anstatt daß derselbe seine Reise durch die Wüste in möglichster Eile zurücklegte, um sich den beiden deutschen Reisenden in Kuka noch im Sommer 1853 anzu-

schließen, langte er erst im Anfang 1854 dort an, fand Overweg's Grab und die Nachricht von Barth's angeblichem Tode, und sah sich zu ganz selbstständigen Unternehmungen genöthigt.

Am 20. Februar ging Vogel mit dem Postdampfschiff Bengal von Southampton ab; am 24. desselben Monats schickte er von Gibraltar an seine Mutter Grüße und günstige Nachrichten, ging in Malta über auf die Dampffregatte Tiber und kam nach viertägigem Aufenthalt in Tunis am 7. März 1853, seinem 25. Geburtstage, vor Tripolis an. Ueber die von hier aus getroffenen weiteren Vorbereitungen, unter denen zu seinem Leidwesen volle vier Monate verstrichen, gab er in mehreren inhaltsreichen Briefen Auskunft, welche wir hier folgen lassen:

An Ritter Bunsen. Tripolis, 13. März 1853.

Ich bin vom englischen Consul, Colonel Herman, mit größter Freundlichkeit aufgenommen worden und wohne bei ihm im Consulat, auf dessen Dache ich meine Sternwarte aufgeschlagen, — meine beiden Leute und die meteorologischen und magnetischen Instrumente sind in einem bequemen Landhause, etwa eine halbe Stunde von hier, untergebracht.

Sie werden wohl schon vom Foreign Office erfahren haben, daß es unmöglich gewesen, dem Dr. Barth einen Courier nach Kano nachzuschicken, da wegen des Krieges, den einige Beduinen-Stämme mit einander führen, alle Verbindung zwischen diesem Orte und Murzuk abgebrochen und aufgehoben ist. Alle Sachverständigen hier hegen die ernstlichste Besorgniß für das Schicksal unseres Landsmannes. Das Klima in Kano ist so ungesund, daß der Ort im Sommer selbst von den Arabern verlassen wird, und Sokatu und Timbuctu sind der Sitz des Auswurfs von ganz Marocco und der allerfanatischesten Araber. Unter diesen Umständen kann ich nichts Besseres thun, als mich geraden Weges nach Kuka zu begeben (da ich von dort aus wenigstens mit Kano Verbindung anknüpfen kann) und dort Barth's Rückkunft abzuwarten. Sollte, was Gott verhüten wolle, derselbe nicht nach Kuka zurückkehren können, so habe ich, meinen Instructionen nach, Vollmacht, so weit vorzudringen, wie es mir räthlich erscheint, und die Expedition auf dem Wege, der mir der beste dünkt, nach England zurückzuführen (via Zanzibar). Jedenfalls werde ich mich 6—8 Monate am See Tsad aufhalten. Meine Reise dahin wird sicher und angenehm sein, da ich sie in Begleitung eines Verwandten des Sultans von Bornu mache, eines sehr gebildeten Mannes, der fertig Arabisch spricht (er kommt so eben von Mecca zurück, wo er zum dritten Male gewesen) und der früher schon mit Clapperton gereis't ist.

Ich habe mich gestern lange mit ihm unterhalten und viel Interessantes über sein Vaterland gehört. Die Reise nach Zanzibar hielt er für schwierig, weil man durch das Land von Ungläubigen müsse, die

keine Kleider trügen, keine Sprache sprächen und mit denen man nicht verkehren könne. Als ich ihn nach Timbuctu fragte, sagte er, das sei zu weit von Kuka, das habe Keiner von dort aus besucht. Er wußte bis nach Darfur hin sehr gut Bescheid, — der See Fittre, sagte er, sei ausgetrocknet und Marschland, vor einigen Jahren sei einiges Wasser wieder an die Oberfläche getreten, aber jetzt wieder verschwunden. Auf dem Tsad-See könne man so weit fahren, daß man nichts als Himmel und Wasser sehe, und von keiner Stelle aus könne man vom Lande das jenseitige Ufer erblicken, die Inseln aber von der Südseite aus. Von diesen Inseln seien einige so groß, daß man drei Tage brauche, um sie zu umgehen. Tangalia (Angala?) kannte er gut; es sei drei Tagereisen zu Wasser und eine zu Lande von Kuka, und viel Verkehr zwischen beiden Städten.

Ich werde hier noch etwa 4 Wochen verweilen müssen, da viele zu meiner Ausrüstung nöthige Gegenstände von Malta verschrieben worden sind, und dieselben vor dem 25. d. M. schwerlich eintreffen werden. Auch hat Colonel Herman den Earl of Clarendon um einige Geschenke für den Sultan von Bornu gebeten. Ein Helm, Küraß und Schwert (wie sie die englische Cavallerie trägt), sowie eine goldene Repetir-Uhr sind die Dinge, die diesem Fürsten ein ungeheures Vergnügen machen und mir sein Wohlwollen, seinen Schutz für immer sichern würden. Wir sind ihm außerdem auch noch Dank schuldig für die vielen Freundlichkeiten, die er Barth und dem armen Overweg erzeigt. Die Zeit meines Aufenthaltes hier ist keineswegs verloren, sondern wird auf die beste Art zum Studium des Arabischen und zu Uebungen im Reiten, Schießen u. s. w. verwendet. Auch lerne ich Bälge von vierfüßigen Thieren und Vögeln präpariren, um auch der Zoologie von einigem Nutzen sein zu können. Die Instrumente sind alle glücklich angekommen, nicht die geringste Kleinigkeit ist unterwegs zerbrochen. Meine Gesundheit, sowie die meiner Leute ist vortrefflich, ebenso die Zuversicht und der Muth, mit dem wir der Zukunft entgegen sehen. Gott, der uns bis jetzt beschützt, wird schon weiter helfen!

An A. Petermann. Tripolis, 15. April 1853.

Ich bin, wie Sie aus der Ueberschrift sehen, immer noch hier, und erwarte sehnlichst die Ankunft eines Schiffes, welches mir verschiedene für meine Reise wichtige Dinge, wie Zelte, Zinngeschirr, Sattel und Zeug für die Pferde, Thee, Schießpulver u. s. w., bringen soll, die wir schon vor 4 Wochen in Malta bestellt, da man alle diese Artikel hier entweder gar nicht, oder nur zu doppelten Preisen und in allerschlechtester Qualität finden kann. Auch hoffe ich von England noch einige Geschenke für den Sultan von Bornu zu bekommen, die derselbe wirklich durch die Aufmerksamkeit, die er unsern Reisenden erwiesen, redlich verdient hat, und welche er, wie Hr. Gagliuffi von Murzuk schreibt, sicher erwartet als Gegengeschenk für den Elephantenzahn und Giraffenschwanz, welche er der Königin von England als Beweis seiner Hochachtung zugeschickt, — beiläufig durch den allerdümmsten Teufel, den er wahrscheinlich in seinem

ganzen Königreiche auftreiben konnte, einen schwarzen Sclaven, der unfähig ist, über das Allergeringste Auskunft zu geben.

Die Verzögerung meiner Abreise nach dem Innern ist nur insofern unangenehm, als ich immer tiefer und tiefer in die heiße Jahreszeit hineinkomme, — die große Eile, mit der ich nach Kuka hätte gehen müssen, wenn die Verhältnisse dort noch ebenso wären, wie wir gehofft und vorausgesetzt hatten, ist jetzt überflüssig und unnöthig, besonders da Barth noch nicht wieder dahin zurückgekehrt ist und wir noch immer ohne alle Nachricht von ihm sind.

Ich habe während meines Aufenthaltes hier eine gute Anzahl magnetischer, meteorologischer und astronomischer Beobachtungen gemacht und meine beiden Leute (deren Betragen fortwährend wahrhaft musterhaft ist,) im Gebrauch von Instrumenten aller Art fleißig eingeübt, so daß sie jetzt Barometer, Thermometer und Hygrometer selbstständig beobachten und auch mit dem Azimuthal-Compaß und dem Sextanten schon sehr gut Bescheid wissen. Ich werde hier noch einen Sextanten mit Horizont und noch ein Hygrometer kaufen, die ich zufällig bekommen kann; die Kosten sind sehr unbedeutend, höchstens 7 Pfd. Sterl. Alles in Allem, und auf der andern Seite ist es sehr gut, wenn jeder meiner Leute einen Sextanten hat, da ich sie nun einmal so weit gebracht habe, daß sie eine Breiten- oder Zeitbestimmung selbstständig machen können.

Was die magnetischen Beobachtungen betrifft, so wird es den Admiral Smyth und Colonel Sabine, denen ich mich bestens zu empfehlen bitte, interessiren, zu hören, daß sich die Variation auf 14° 25′ W. und die Inclination auf 49° 22′ wahrscheinlich herausstellen wird. Die Details werde ich ihrer Zeit an das Foreign Office einschicken.

Von meinen Instrumenten ist nur ein kleines Thermometer zerbrochen, welches der Sturm herabgeworfen; ich habe an seiner Statt drei neue von Malta bestellt, sowie ich auch von Paris noch zwei Stück zur Bestimmung der Temperatur des kochenden Wassers erwarte, was ich dem Dr. Beke mit meinen besten Grüßen mitzutheilen bitte.

Ende vorigen Monats habe ich einen kleinen Ausflug nach Lebda und Insalata gemacht, auf welchem ich eins meiner Chronometer und das Aneroid-Barometer mitnahm, um zu sehen, wie sie das Reisen zu Pferde aushielten. Das Chronometer hat sich trefflich bewährt und seinen Gang in 10 Tagen auch nicht um das Mindeste geändert, das Aneroid dagegen stieg und fiel in einer halben Stunde um 2 Zolle, kam bis auf 26″ herab und ist bis jetzt noch nicht über 27″ gestiegen, es hat also seinen Nullpunkt um etwa 3″ geändert, trotzdem daß ich die größte Vorsicht bei seinem Transporte angewandt, woraus man ersieht, daß das besagte Instrument zum Reisen vollkommen unbrauchbar, wie Admiral Smyth und auch ich immer vorausgesagt. Dagegen habe ich für meine Quecksilber-Barometer nicht die geringste Furcht, sie haben sich bis jetzt trefflich bewährt, und ich zweifle nicht, daß ich sie alle sicher nach Kuka bringen werde.

Meine Reise dorthin wird, wenn ich nur erst einmal von hier fort bin, rasch und bequem sein, ich glaube noch immer im August den Tsad-See zu erreichen. Ich kann nämlich nicht nach Kano gehen, ein-

mal, da ausgebrochener Feindseligkeiten wegen die Verbindung mit diesem Orte und Murzuk häufig unterbrochen und sehr unsicher ist, und dann, weil im Monat August und September sogar die Araber den Ort verlassen müssen, des ungesunden Klima's wegen. Sollte ich in Kuka von Barth Nachricht erhalten, aus der hervorginge, daß ich ihm nützlich sein könnte, wenn ich ihm entgegen käme, so würde ich natürlich keinen Augenblick zögern, nach Kano oder selbst bis nach Sokatu zu gehen; diese Nachricht aber abzuwarten, ist Kuka der beste Platz.

Der hiesige Consul, Colonel Herman, der mich mit der größten Gastfreundschaft und Freundlichkeit aufgenommen hat (ich wohne im Consulate, meine beiden Leute und die Instrumente befinden sich in einem Gartenhause etwa anderthalb Meilen von hier), thut Alles, was er kann, um mich auf das Beste auszurüsten.

Ich habe große Hoffnung, daß Hr. Fr. Warrington, der Sohn des ehemaligen Consuls hier, der von den Arabern fast wie der Pascha geachtet und geehrt wird, mich wenigstens bis Murzuk begleiten wird. Einen Dolmetscher habe ich auch schon für den Fall, daß ich keinen bessern von Malta bekomme. Ich werde die ganze Reise mit dem Bruder des Sultans von Bornu machen, der eben von Mecca zurückkommt, und sonach brauchen Sie sich nicht die mindeste Sorge meinetwegen zu machen. Ich habe außerdem noch Empfehlungsschreiben von einem Araber-Häuptling aus Ghadames, der vor einigen Tagen hier ankam und einen zwei Jahre alten Brief von Dr. Barth überbrachte, in welchem dieser sehr die guten Dienste rühmt, die ihm der Ueberbringer geleistet. Sie sehen also, daß meine Aussichten sehr gut sind. Meine Losung, ich mag Barth treffen oder nicht, ist noch immer „zum indischen Ocean", und Sie können mir keinen bessern Freundschaftsdienst erweisen, als wenn Sie mir diese Straße offen halten. Alle Sachverständigen sind der Meinung, daß dieser Weg für mich und meine beiden Leute keine unüberwindliche Schwierigkeiten biete. Doch nun Adieu! Die Zeit drängt mich zu schließen.

An A. Petermann. Tripolis, 14. Juni 1853.

In wenig Tagen werde ich meine Reise nach Murzuk endlich antreten können. Mein langer Aufenthalt hier war ganz unvermeidlich, — Sie haben keinen Begriff davon, was alles dazu gehört, um eine Expedition für eine dreijährige Ueberlandreise auszurüsten, und wie dieses Geschäft erschwert wird durch die Unzuverlässigkeit der Araber und durch die Schwierigkeit, die es macht, auch die kleinste Kleinigkeit hier aufzutreiben. Fast Alles mußte von Malta verschrieben werden. Jetzt ist aber Alles so weit fertig, daß die Karavane bereits in Ain Sara bivouakirt und in drei Tagen abmarschiren wird. Sie besteht aus dreißig Kameelen, fünfzehn davon habe ich gekauft, fünfzehn gemiethet. Ich gehe zu Pferde, mein erster arabischer Diener auf einem Dromedar. Unter meinem Commando habe ich, außer den beiden Sappeurs, zwei schwarze Bediente, einen Koch, zwölf Kameeltreiber und zwei Burschen für „all work".

Ich habe Vorräthe aller Art genug, um drei bis vier Jahre aushalten zu können, und in so langer Zeit, hoffe ich doch, wird es möglich

sein, bis an den indischen Ocean zu kommen. Die Geschenke, die mir von England aus geschickt worden, sind prächtig und werden mir eine vortreffliche Aufnahme am Hofe von Bornu sichern. Der schwarze Gesandte (Hadji Achsen, Bruder des Sultans von Bornu) und sein Diener sind in meinem Gefolge. Der Diener ist ein Sclave, geraubt aus den südlich vom Tsadsee gelegenen Ländern, — ich werde sehen, daß ich ihn in meine Dienste nehmen kann; er könnte mir von großem Nutzen als Dolmetscher u. dgl. sein. Wenn seine Landsleute alle so sind wie er, so habe ich von den „Wilden" nichts zu befürchten; er ist ungemein gutmüthig und mir sehr ergeben; eine Schnur blauer Glasperlen hat das Band unserer Freundschaft vorzüglich geknüpft.

Wie ich so eben höre, wird meine Karavane übermorgen unter dem Commando von Friedrich Warrington ohne mich abgehen müssen; ich hatte nämlich gestern Abend, von Ain Sara heimkehrend, das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen und den linken Fuß zu verletzen, so daß ich drei oder vier Tage zu Bette werde liegen müssen. Indessen hoffe ich am Mittwoch von hier abgehen zu können und meine Leute nach etwa drei Parforce-Märschen einzuholen. Jedenfalls wird man in Beniolid, wo Reisevorbereitungen einigen Aufenthalt nöthig machen, auf mich warten. Der Doctor versichert mich so eben, daß mein Unfall höchstens einen oder zwei Tage die Expedition aufhalten werde. Friedrich Warrington geht sicher bis nach Murzuk, hoffentlich bis Bilma mit mir. Er ist, wie weiland Napoleon, mit seiner einen Person ein ganzes Corps d'armée werth.

Alles, was ich von wissenschaftlichen Beobachtungen hier gemacht habe, habe ich durch das Foreign Office an Colonel Sabine abgeschickt, von dem Sie sich meinen Bericht zeigen lassen können. Ich bin mit der äußersten Gastfreundschaft und Freundlichkeit vom englischen Consul Colonel Herman hier aufgenommen und die ganze Zeit meines Aufenthaltes über im englischen Consulate verpflegt worden. Er und der Viceconsul Reade haben Alles gethan, was für die Expedition zu thun war, und ich habe in ihnen nicht nur für meine Person, sondern auch für unsere gute Sache zwei warme Freunde gewonnen.

An C. Ritter. Tripolis, 25. Juni 1853.

Wenn Sie vielleicht, ehe diese Zeilen Sie erreichen, gehört haben sollten, ich sei in Folge eines Sturzes mit dem Pferde krank in Tripolis zurückgeblieben, während meine Karavane unter dem Commando des Mr. Friedrich Warrington (Sohnes des ehemaligen Consuls hier) bereits abgegangen, so will ich Ihnen nur mittheilen, daß ich mich von der Quetschung meines linken Fußes, die ich durch den erwähnten Unfall erlitten, bereits soweit erholt habe, daß ich am Montag Abend meinem Zuge nach Beniolid nacheilen werde. Diesen Platz wird Herr Warrington erst morgen erreichen, und muß derselbe, um Wasser und andere Vorräthe einzunehmen, etwa vier Tage daselbst verweilen. Da ich nun die 120 (engl.) Meilen bis dahin zu Pferde in drei Tagen machen kann, so wird die ganze Sache die Expedition höchstens 48 Stunden aufhalten. Die einzige Unannehmlichkeit ist die große Schwäche, die ich im Fuße

fühle und wohl noch drei oder vier Monate lang fühlen werde. Sonst ist meine Gesundheit vorzüglich gewesen, und habe ich 103 bis 104° F. (31 bis 32° R.) Wärme ohne viel Beschwerden ausgehalten. Dagegen ist einer von meinen beiden Leuten dermaßen erkrankt, daß ich ihn nach England zurück senden muß. Ich habe bereits um einen Ersatzmann geschrieben und hoffe mit demselben in Murzuk zusammenzutreffen. Dem hiesigen Consul und Viceconsul Colonel Herman und Mr. Reade bin ich zum höchsten Danke verpflichtet für die viele Mühe, die sie sich um die Ausrüstung meiner Expedition gegeben haben. Ich bin durch die Sorge dieser beiden Herren mit Allem, was für eine drei- oder vierjährige Landreise etwa nöthig, aufs Beste und Glänzendste versehen, und da auch die mir zu Gebote stehenden Geldmittel sehr bedeutend sind, so hoffe ich eine schnelle, bequeme und glückliche Reise zu machen. Hadji Achsen, der Bruder des Sultans von Bornu, wird von Murzuk aus mit mir gehen; bis dahin begleitet mich Mr. Warrington, der bei seinem langen Aufenthalte in der Berberei sich einen großen Namen unter den Arabern gemacht hat und bei ihnen in hoher Achtung steht. Ich gehe zu Pferde, meine Begleitung und mein Gepäck auf 34 Kameelen, von denen ich 17 gekauft, den Rest gemiethet habe. Nach Sokna und Murzuk sind schon lange Briefe abgegangen, um Alles für meine Weiterreise vorzubereiten, und so hoffe ich denn in drei Monaten den See Tsad zu erreichen, da ich mich in Fezzan höchstens einige Wochen aufhalten werde. — Unter meinen Instrumenten befinden sich drei vorzügliche Queckſilber-Barometer, die ich bis jetzt durch alle Anfälle glücklich durchgebracht habe. Ich hoffe sicher, wenigstens zwei wohlbehalten nach Kuka zu bringen. Ein Aneroid hatte ich von England mitgenommen; ich habe dasselbe aber hier zurück lassen müssen, da es, wie ich vorausgesehen, die Erschütterung beim Transporte nicht aushalten kann und in Folge derselben ganze Zolle steigt und fällt. Ich bitte Sie Herrn Baron von Humboldt mitzutheilen, daß ich hier eine Reihe magnetischer Beobachtungen angestellt und dieselben an Colonel Sabine eingeschickt habe. Die nächste Station wird Sokna sein, dann Murzuk, Bilma und Kuka. Variations-Bestimmungen mache ich häufiger, fast täglich; auch die Inclination werde ich öfter bestimmen, — die Instrumente zur Bestimmung der horizontalen Kraft dagegen kann ich nur an Orten, an denen ich einige Tage verweile, auspacken und zusammensetzen. — Von Barth haben wir nichts gehört seit dem Briefe des Veziers an Gagliuffi, in welchem derselbe schreibt, daß Barth im Januar Kano verlassen habe und daß es unmöglich sei, ihm Briefe von Kuka aus nachzuschicken. Wir haben indeß über Marocco und sonst mit jeder Gelegenheit, die sich darbot, geschrieben, so daß er sicher Nachricht von meiner Reise erhalten wird. Von Murzuk (woselbst ich Ende Juli einzutreffen gedenke) aus werde ich mir die Freiheit nehmen, noch einmal an Sie zu schreiben.

Nach einer Wüstenreise von 38 Tagen kam Vogel am 5. August glücklich in Murzuk an, der erste Europäer, welcher diesen beschwerlichen Weg im Sommer zurücklegte. Trotz der drückenden Hitze, bis 30° R. im Schatten und an 40° in der Sonne, kam kein einziger Krank-

heitsfall in der Karavane vor, die in 15 Tagen nur drei Brunnen traf; „was das heißt", sagt der Reisende, „kann nur der verstehen, der einmal Wasser kostete, welches fünf Tage lang in einem ledernen Schlauche gewesen ist." Ueber die bemerkenswerthen Ereignisse auf seiner Reise lassen wir ihn wieder selbst erzählen:

Sowie man aus den Gärten von Tripoli heraus ist, beginnt die Wüste. Der südliche Abhang der Taghona-Berge hat fließendes Wasser (am Mulchar-Paß) und ist mit etwas Grün bewachsen; die Höhe ist ganz kahl, wasserlos und mit vielen großen Steinen übersäet. In ihr befinden sich zahlreiche römische Ruinen.

Das Thal von Beniolid zieht sich von Osten nach Westen (mit einem kleinen Knie ohngefähr vier Meilen vom Ostende) 12 Meilen (alles englische Seemeilen, 60 auf einen Grad) weit hin. Der meiste Basalt ist am Südabhang, beide Thalränder sind mit zahlreichen Dörfern bedeckt. Der Boden des Thales ist gegen 300 Fuß (engl.) eingesenkt und mit Wäldern von Palm- und Oelbäumen bedeckt, die von 27 Brunnen bewässert werden. Die Einwohner sind Araber vom Stamme der Urfellas (5000), besonders reich an Kameelen, deren sie gegen 12000 besitzen. Der von mir bestimmte Punkt ist das Dorf Dahur Sebad am Südabhang und Ostende des Thales. Das türkische Castell liegt vier Meilen westlich davon.

Von Beniolid steigt man in einem, in der Richtung von Norden nach Süden sich hinziehenden Thale hinab und erreicht am zweiten Tage das dreißig Meilen davon entfernte Wadi Suffedjin, an einer Stelle, wo ein 400 Fuß hoher, tafelförmiger Berg, Gella Si Amselam, dasselbe fast abschließt. Das Thal zieht sich von Südwesten nach Nordosten, ist gegen acht Meilen breit, im Norden von niedrigen Sandhügeln, im Süden von einem Höhenzuge von Kalkbergen (400 Fuß hoch) begrenzt, die es von Wadi Semsem scheiden und in denen die Quelle Enfad liegt. Während der Regenzeit ist es fast ganz unter Wasser.

Es zieht sich von Sintan (an der Straße nach Ghadames) bis nach dem Golf von Sidra (zwischen Messurata und Jsa) hin, und ist der fruchtbarste District in der ganzen Regentschaft. Jm obern Theile ist es besonders reich an Feigen, im mittlern tragen Gerste und Weizen hundertfältige Frucht, an der See ist es mit Wäldern von Dattelpalmen angefüllt. Daher die arabischen Namen, die seinen verschiedenen Theilen beigelegt werden: Tin (Feige), Basin (ein Kuchen oder Pudding) und Waschin (ein Teig, der von Datteln gemacht wird). Die Bergkette, an der Enfad, eine Quelle, umgeben von römischen Ruinen, liegt, ist etwa zwei Meilen breit.

Jenseits kommt man an das steinige Wadi Semsem, welches parallel mit dem Wadi Suffedjin läuft und ungefähr 35 Meilen breit ist. Eine kleine Erdwelle, etwa 50 Fuß hoch, scheidet es vom Wadi Beij, das sich ebenfalls von Südwesten nach Nordosten zieht.

Sie werden aus Obigem ersehen, daß auf Macqueen's Karte Wadi Suffedjin auf einer falschen Stelle steht, und daß der Name Sufagie mit Enfad zu vertauschen ist, sowie Wadi Bilmir mit Wadi Beij. Fünf

Meilen östlich und westlich von dem Punkte, in dem die Straße die Erhebung zwischen Wadi Semsem und Wadi Beij überschreitet, liegen Quellen mit bitterm Wasser, gleichfalls Semsem genannt. Sonst giebt es außer Enfad zwischen Bondjem und Beniolid kein Wasser und durchaus keinen bewohnten Platz.

Bondjem ist ein kleiner Ort mit 120 Einwohnern, einigen kleinen Gärten und einem Castell, Alles halb vom Sande verschüttet. Er ward 1843 von Mahomed Pascha gegründet, der allen Leuten, die sich dort ansiedeln wollten, Steuerfreiheit versprach. Er that dieses, um die Räuber zu verscheuchen, denen eine etwas östlich vom jetzigen Orte gelegene alte Burg zu beliebtem Schlupfwinkel diente. Das Wasser der zahlreichen Quellen wirkt stark abführend.

Der Platz ist besonders berühmt, weil es der erste ist, in dem es keine Flöhe mehr giebt. Der 31. Grad nördlicher Breite ist nämlich die nördliche Verbreitungsgrenze dieses interessanten Thierchens. Schaaren von Fliegen begleiteten uns von hier aus, während des Marsches saßen sie auf und unter den Kameelen und am Abend erfüllten sie die Zelte. Die meisten starben, bevor wir Sokna erreichten. Sonderbar war es, daß von diesem Platze, der auch reichlich mit Stubenfliegen gesegnet ist, keine einzige mitging, gleichsam als ob sie wüßten, daß ein Marsch über die schwarzen Berge und durch die darauf folgende Wüste zu viel für ihre schwachen Kräfte sei.

Bondjem gehört bereits zum Regierungsbezirk Fezzan.

Zwölf Meilen südsüdöstlich von Bondjem ist jener sonderbare, 70 Fuß hohe Kalkhügel, der Basin genannt (nicht Borzen, wie Macqueen schreibt), dessen auch Oudney erwähnt und von dem ich eine Skizze beilege, und etwa 40 Meilen südsüdöstlich, am Fuße einer Hügelkette (welche von der Straße in einer Art Paß, Chormut el Mhalle, d. h. eine Oeffnung für die Menge, Heerstraße, — oder auch Wadi Bunage genannt, durchschnitten wird), ein ähnlicher, 120 Fuß hoch, das Zelt, Chiema genannt.

Südlich von Wadi Bunage wiederum steinige Wüste, die im Osten von einer Bergkette begrenzt wird, welche sich in ohngefähr 15 Meilen Entfernung parallel mit der Straße dahinzieht. Zwanzig Meilen nördlich von Sokna durchschneidet man einen Höhenzug, der in der Richtung von NNW. nach SSO. streicht, und zwar die östliche Spitze desselben. Sowie man die ersten Berge passirt hat (die etwa 200 Fuß hoch sind), trifft man in einem kleinen Seitenthale auf eine Quelle, Tmad el Tar (Tmad heißt jeder Ort, an dem man Wasser findet, wenn man den Sand wegräumt), das erste Wasser, seit man Bondjem verlassen.

Sokna selbst ist rings von Bergen umschlossen, wie die beiliegende Skizze zeigt. Oestlich vom Meridian von Sokna bilden die schwarzen Berge (Sode) ein vollkommen ebenes Plateau, welches bei der tief blauen Farbe des Gesteins täuschend den Anblick des See-Horizontes giebt. Die Stadt Sokna ist wohlgebaut und erfreuen sich die Einwohner (2500) eines ziemlichen Wohlstandes. Die Gärten der Gegend haben Ueberfluß an Datteln und allen möglichen Obstsorten. Das Wasser (40 Brunnen) ist warm; ich fand sämmtliche Quellen von einer Temperatur von $88^1/_2{}^0$ (25^0 R.). Die ziemlich bedeutenden Ortschaften liegen in der

Nähe, el Xer 7 Meilen östlich, Huhn 4 Meilen nordöstlich und Wodan 20 Meilen östlich. Letzteres liegt in den Bergen.

In einem kleinen Querthale der schwarzen Berge (Sode) steigt man nach Godsah, einer Quelle mit sehr gutem Wasser, hinauf. Die Berge bestehen aus gelbem Sandstein, mit Eisen schwarz gefärbt, sie schillern im Sonnenschein stark ins Bläuliche und es finden sich bisweilen mitten im Schwarz große, kreisrunde Flecken, von Gelb und Braun, was einen höchst eigenthümlichen Anblick gewährt. Die Gipfel sind niedrige, stumpfe Kuppen, die Thäler meist rund oder oval, stets überall abgeschlossen; — bei dem gänzlichen Mangel an animalischem und vegetabilischem Leben erinnert die Gegend sehr an eine Mondlandschaft. Oudney beschreibt die Berge sehr gut auf Seite 38 der Octav-Ausgabe von Denham und Clapperton's Reisewerke in der Note, wenn Denham aber von Klippen, Abgründen u. s. w. spricht, so paßt das wohl auf die schweizer Alpen, nicht aber auf die schwarzen Berge. Der Höhenzug ist 25 Meilen breit, jenseits erstreckt sich die vollkommen ebene, thier-, pflanzen- und wasserlose Wüste Ben Afien (Serir ben Afien) bis nach Om el Abid hinaus. Wir passirten sie mit Nachtmärschen, da am Tage die Hitze des Bodens die Füße der Kameele beschädigt haben würde. 14 Meilen nördlich von Om el Abid (Mutter der Sklaven) befinden sich Hügel von Flugsand, Gerenfad genannt, und 7 Meilen südlich davon Felsen von verwittertem Sandstein, Knir, die Macqueen als Paß auf seine Karte gesetzt.

Bei Sokna findet man die ersten Salzlachen, jenseits der schwarzen Berge aber ist der Boden überall bis nach Murzuk mit einer Salzkruste überzogen. Bei Om el Abid ist kein bewohnter Ort, sondern nur zahlreiche Quellen von süßem Wasser, 15 Fuß unter der Bodenoberfläche. Von Om el Abid bis Murzuk ist die Karte Macqueen's im Detail richtig. Den Namen Zigghen werde ich Sirrhen schreiben.

Sebha, früher ein bedeutender Ort und die Residenz Abd el Djelil's, ist jetzt ganz verfallen und von seinen 4000 Einwohnern kaum 400 übrig geblieben. Zwischen Sebha und Rhodoa ist eine Wüste von feinem Sande, mit einem 60 Fuß tiefen, wasserlosen Brunnen (Sidr Muserub Lamin genannt) in der Mitte. 12 Meilen südlich von Sebha erblickt man am West-Horizonte vier Berge, drei tafelförmige und eine sehr spitze Pyramide, die das Wadi Scherki abschließen.

Murzuk liegt in einer Sandwüste, mit Gruppen von Dattelpalmen besetzt, und ist ein sehr wohlgebauter Ort mit breiten Straßen, etwas höchst Wunderbares in einer arabischen Stadt! Die Zahl der Einwohner, Sclaven eingeschlossen, beträgt 2800, der Handel ist bedeutend, der jährliche Umsatz etwa 21,000 Pfd. Sterl.; davon kommen $^7/_8$ auf Sclaven.

In den ersten Wochen des September machte ich einen Ausflug nach den Natron-Seen Fezzan's, von denen ich dabei die Positionen bestimmt habe. Zwei, den Trona-See und Om el Hassan, habe ich nicht selbst besucht, bin aber dennoch im Stande, die Genauigkeit der von mir angegebenen Lage zu verbürgen, da die von den Arabern angegebenen Entfernungen von Sebha, Mandra, Djerma und Mursuk alle genau stimmen. Ich habe die Seen besucht, die Oudney und Clapperton nicht

gesehen und von denen sie sagen, sie seien in unzugänglichen Sandbergen eingeschlossen. Die Wüste, in der sie liegen, ist allerdings fürchterlich, ein System von Bergen, Wellen, Thälern und Abgründen von und im feinsten Flugsand, in den die Thiere bis an den Bauch einsinken und in dem buchstäblich keine Quadrat-Elle ebener Grund ist. Um mein Zelt und Kochgeschirr nebst zwei Wasserschläuchen — Alles zusammen etwa 350 Pfund Gewicht — fortzuschaffen, brauchte ich nicht weniger als fünf Kameele, und trotzdem legte ich in 18 Stunden nur 9½ Meile zurück. Was für anständige Hügel von Flugsand die erwähnten sind, können Sie aus einer trigonometrischen Messung sehen, die ich von dem am Südufer des Wurm-See's gelegenen gemacht habe. Ich finde ihn aus drei sehr gut stimmenden Beobachtungen 530 englische Fuß über dem Spiegel des Wurm-See's. Ich hätte gern die Höhe der Seen bestimmt, aber ein Barometer zu transportiren, daran war gar nicht zu denken.

Sämmtliche See'n liegen an der Nordseite des Wadi Scherki und Wadi Gharbi in der erwähnten Wüste, welche Ramle genannt wird. Die Richtung der beiden Thäler (von denen das eine die westliche Verlängerung des andern ist) wird sehr gut durch eine Linie bestimmt, die man durch Bimbeja und Djerma legt, die beide nahe am Nordrand liegen. Die Breite variirt zwischen drei und vier Meilen, der Südrand ist begrenzt von schroffen Felsen von weichem Sandstein, der hin und wieder mit Eisen schwarz und rothbraun gefärbt ist. Eine Reihe Palmbäume zieht sich längs des Nordrandes durch das ganze Thal hin, mit zahlreichen Quellen und Dörfern, von denen Bimbeja, Kerkiba oder Tekertiba (17 Meilen östlich von Djerma) und Djerma die wichtigsten sind. Djerma ist ganz verlassen, es ist beinahe so groß wie Sebha, aber kaum 40 Menschen darin.

Westlich von Sebha (und auch in der Nähe von Mursuk) fand ich alte Thürme, die von den Römern erbaut zu sein scheinen, bei Djerma eine Brunneneinfassung, unzweifelhaft römischen Ursprungs, und zwischen Djerma und Kerkiba höchst interessante Gräber, von denen ich an Se. Excellenz Chev. Bunsen ausführlicher berichtet habe. Es ist sonderbar, daß das lange, in einerlei Richtung von Ost nach West sich hinziehende Thal zwei ganz verkehrte Namen hat; der westliche Theil heißt Wadi Gharbi (Ostthal, als wenn es von Leuten von Ghat kommend benannt worden), der östliche Wadi Scherki (Westthal, als wenn die Bewohner von Sebha oder Rhodoa es benannt hätten).

Von den erwähnten Natron-See'n Fezzan's und besonders vom Wurm-See (Bahr el Dud) sagte man mir, sie seien grundlos und verschlängen jedes lebende Wesen, welches sich hineinwage. Trotzdem sprang ich zum Entsetzen meiner Leute hinein, um mit meiner Senkleine, die ich in einer Hand hielt, die Tiefe zu messen. Diese war im Durchschnitte nicht mehr als 18 Fuß tief und an der von den Eingebornen als die tiefste bezeichneten Stelle 24 Fuß. Die dunkle Farbe des Wassers macht den See tiefer erscheinen, als er wirklich ist. Ich habe Ihnen in einem kleinen Fläschchen einige der berühmten, auch von Oudney (jedoch nur sehr unvollkommen) beschriebenen Fezzan-Würmer, Dud, geschickt für

Ihren Freund im britischen Museum. Für denselben finden Sie in einer kleinen, an Sie adressirten Schachtel den einzigen Käfer (außer „black beetles", Schaben, die natürlich auch hier nicht fehlen), den ich in Fezzan gefunden, und in einer größern Flasche in Spiritus ein höchst anmuthiges Thierchen, Tantan genannt, welches hier die Stuben bevölkert, wie in England die Fliegen. Es läuft dieses Ungeheuer mit rasender Schnelligkeit — ein Mocca-Käfer ist nichts dagegen — und ist deßhalb schwer zu fangen. Von den Würmern habe ich eine Zeichnung beigelegt. Sie sehen recht niedlich aus und schmecken rein salzig. Ihre Farbe ist glänzend roth, genau die des Goldfisches. Beim Schwimmen schlängeln sie den Leib wie eine Schlange und bewegen die Füßchen (etwa elf oder zwölf an jeder Seite) mit großer Geschwindigkeit vor- und rückwärts. Die Länge eines ausgewachsenen Exemplars beträgt $3^{7}/_{12}$ Par. Linien, die Breite dicht unter dem Kopf $1^{3}/_{12}$ Pariser Linien. Die erwähnten Fliegenmaden sind die Feinde des Wurmes und fressen ihn. Während der Tageshitze zieht sich der Wurm in die Tiefe des See's zurück, Morgens und Abends erscheint er an der Oberfläche des Wassers. Man fängt sie mit Kattun-Netzen und dabei zugleich unzählige Exemplare einer Fliegenlarve, von denen der See voll und seine Oberfläche bedeckt ist; Alles zusammen wird mit einer rothen Dattel zusammen zu einem Brei verarbeitet, der einen starken Häringsgeruch und Salzgeschmack hat und von den Bewohnern Fezzan's anstatt Fleisch zum Basin u. s. w. gegessen wird.

Doch nun, Adieu, mein lieber Freund! Wenn Sie wieder von mir hören, ist es von den Ufern des Tsad-See's. Lassen Sie sich doch den Brief zeigen, den ich an Seemann geschrieben; vielleicht enthält er einiges Interessante für Sie. Empfehlen Sie mich an Professor Ritter und Dr. Beke bestens; ich habe augenblicklich nicht Zeit, auch an sie zu schreiben. Morgen früh heißt es endlich: „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!" und damit: Gott befohlen!

Zur besonderen Aufgabe machte sich Vogel die Erforschung der Flora von Fezzan, welche im Allgemeinen eine dürftige genannt werden darf. Von dem Wenigen, das sich auf dem Wege durch die Wüste dem Auge zeigte, hatte die sengende Sonne das Meiste schon wieder verbrannt; je weiter man südlich kam, je spärlicher wurden auch diese dürren Büschel von Gras und Thymian, die „Spuren vergangener Pracht", bis endlich in Fezzan die wilde Flora fast ganz aufhörte. Bis auf eine stachlichte Schmetterlingsblume, die den Kameelen als Futter dient und von den Arabern Agul genannt wird, oder einen Tamarixstrauch erblickte man ganze Tage lang nichts als Dattelpalmen, unter deren Stämmen sich der Alles vernichtende und begrabende Sand zu hohen Hügeln angehäuft hatte, gleich als hätte er es versuchen wollen, auch sie zu ersticken.

In den Umgebungen Murzuks werden in kleinen Gärtchen mit vieler Mühe einige wenige Getreidearten und Gemüse cultivirt. Den Samen säet man in verwes'ten Dünger, mit welchem der harte, salzhaltige Boden etwa 2 Zoll hoch bedeckt wird. Um einen Garten von 100 Quadratellen (100 Ellen ins Quadrat?) zu bewässern, muß ein Mann täglich 12 Stunden arbeiten, wofür er den vierten Theil des Ertrages erhält. Man zieht im Winter Weizen und Gerste, im Sommer Gossub und Gasuli. Eine Art des letzteren ist der türkische Weizen, dessen Kolben man vor völliger Reife bricht, röstet und zerstampft. Jede Aehre des Getreides umgiebt man mit einem zierlich geflochtenen Körbchen, um die wilden Tauben abzuhalten.

An Bäumen pflanzt man den Kurno, eine Cornusart, die an 80 Fuß hoch wird, und die Gummiakazie, die schon in dem Wadi (Gharbi und Scherki) vorkommt, deren Gummi zwar als Manna gerne gegessen wird, aber sehr unschmackhaft ist. Auch die Koloquinte, ein kleiner Kürbis, kommt im Wadi zu Tausenden als Unkraut fort; man ißt die ausgewässerten und gerösteten Kerne und gebraucht den Absud der Schale als Arznei. Aus der auch bei uns so verbreiteten Sonnenblume bildet man ganze Zäune und Gehege um die zerstreuten Wohnplätze, nicht allein um den Samen zu essen, sondern auch weil man ihr heilsame Einwirkungen auf die Gesundheit zuschreibt. Namentlich soll sie das Fieber abhalten.

Die wichtigste aller Culturpflanzen Fezzans ist aber ohne Widerrede die Dattelpalme. Ganz Fezzan und halb Tripolitanien lebt davon. In Murzuk ist jede Thür, jeder Pfosten aus Dattelholz gemacht, in den Häusern besteht die Decke der Zimmer aus Dattelstämmen, zwischen und über welche Zweige gelegt sind, wie bei uns das Rohr. Die ärmeren Leute wohnen in Hütten, ganz von Palmzweigen zusammengebaut; Palmzweige bilden das gewöhnliche Feuerholz. Eine Last des Letzteren, welche ein Mann einige Meilen weit zur Stadt schleppt, kostet einen Piaster oder zwei Groschen. Datteln sind das Futter für Menschen und Thiere; Kameele, Pferde, Hunde, Alles ißt Datteln. Sogar die Steine derselben werden eingeweicht und dem Viehe so gegeben. Vogel's Kameele mußten 20 deutsche Meilen nördlich von Murzuk auf die Weide geschickt werden, so fehlte es an grünem Futter.

Von den ungeheuren Massen, in welchen sich die Dattelpalme

dort vorfindet, kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Als Abd el Djelil 1829 Sokna belagerte, ließ er, um die Stadt zur Uebergabe zu bewegen, die Palmen in den Gärten fällen; seine Leute hieben in sieben Tagen 43000 um, und trotzdem standen noch 70000 da. Der Ertrag ist im Grunde gering. Hundert große Bäume geben im Durchschnitt 40 Centner Datteln, die etwa 12 Thaler in Murzuk, 50 in Tripolis gelten. Die Früchte werden, sowie sie geschnitten sind, auf dem Boden zum Trocknen ausgebreitet, und wenn sie steinhart getrocket sind, in den Sand vergraben; so halten sie sich gegen zwei Jahre. Als Nahrungsmittel sind sie sehr erhitzend und erregen Durst, so daß man sie nicht gern als Mundvorrath auf Reisen mitnimmt. Am besten und wohlschmeckendsten sind sie mit Gerstenmehl, Zumita, zu einem Teig geknetet. Aus den reifen Früchten wird Syrup gemacht, der vorzüglich dazu dient, Lederschläuche öldicht zu machen; auch ein Branntwein, Arogi, wird daraus gebrannt. Im Frühjahr blüht die Palme und wird dann künstlich befruchtet, indem man mit einem spitzen Stocke die weiblichen Blüthenrispen öffnet und ein Bündelchen mit männlichen Blüthen dazwischen klemmt — eine männliche Palme reicht für hundert weibliche hin —; das ist die einzige Mühe, die der Baum macht; er wird keineswegs künstlich bewässert. Die Höhe der ausgewachsenen Dattelpalmen wechselt von 40 bis 70 Fuß; sie werden bis gegen 100 Jahre alt. Man hat nahe an vierzig Arten, die nach Größe, Farbe und Gestalt der Frucht sich unterscheiden; im Querdurchschnitt sind alle fast genau kreisrund. Sie reifen sämmtlich binnen 14 Tagen, in der letzten Hälfte des August; im September ist keine frische Dattel mehr zu finden.

Wiewohl es in Murzuk eine eigentliche und regelmäßige Regenzeit nicht giebt, so kommen doch im Winter und Frühling, seltner im Herbst, leichte Regenschauer vor. Starker Regen gilt für ein großes Unglück, da er die Lehmhäuser demolirt und durch Auflösung des im Boden enthaltenen Salzes die Dattelbäume zerstört. Im Jahre 1840 regnete es eine volle Woche, und dabei gingen 12000 Dattelbäume zu Grunde.

Erst am 15. October konnte Vogel von Murzuk abreisen; die Schuld lag an seinem Reisegefährten Hadji Achsen, der das große Beiramfest erst zu Murzuk feiern wollte. Von den 70 Kameelen der Karavane, welche den Weg nach Kuka antrat, gehörten 33 der Ex-

pedition, da es wegen der Unsicherheit der Straße nicht hatte gelingen wollen, Kameele für die weite Reise zu miethen. Ueber Gatrone kam man am 4. November nach Tedjerri, von wo der Reisende folgende Mittheilungen an Bunsen gelangen ließ:

So bin ich denn endlich auf dem Punkte, Fezzan und mit ihm die Grenzen des türkischen Gebietes zu verlassen. Wir haben zwei Tage lang hier zu thun, um die nöthigen Vorräthe an Datteln einzunehmen, von denen ich z. B. allein sechs Kameelladungen (etwa 25 Centner) brauche, da uns unser Weg für 10 Tage durch eine vollkommen pflanzenlose Wüste führt. Am Montag Morgen brachen wir auf und werden keinen Rasttag halten, als bis wir Bilma erreichen, wo wir auch nur zwei Tage verweilen werden.

Das Wetter ist, Gott sei Dank, etwas kühl und steigt das Thermometer Mittags nicht höher als 22° R., — gestern und vorgestern hatten wir heftige Regenschauer, eine außerordentliche Erscheinung in diesem Lande.

Unser Aufenthalt in Gertruhn hatte sich bis auf acht Tage verlängert, indem der Schwager des Pascha, der zwei Tage nach uns Murzuk verlassen, sich in der Wüste von Mastuta verirrt hatte und drei Tage vergeblich nach der Straße suchte, von der ein heftiger Sandsturm, in den wir unglücklicher Weise gerade hinein kamen, jede Spur verweht hatte. Wir entgingen einem ähnlichen Geschicke nur durch die außerordentliche Ortskenntniß Hadje Achsen's und kamen halb blind und halb erstickt, jede Falte der Kleider mit Staub angefüllt, glücklich am Abend unter den Palmen des sogenannten rothen Schlosses, eines Platzes 10 Meilen nördlich von Gertruhn, an.

Zwei Tage, nachdem wir in Gertruhn gelagert, traf die Karavane von Bornu dort ein, mit etwa 4—500 Sclaven. Da habe ich zuerst gesehen, was Sclaverei und Sclavenhandel ist! Die Tiboo zwingen ihre unglücklichen Gefangenen, meist Mädchen und Kinder unter 12 Jahren, Lasten bis zu 25 Pfund auf dem Kopfe zu tragen, und in Folge dessen hatten fast alle die Haare gänzlich verloren und war die Kopfhaut ganz abgerieben. Dadurch ersparen die Treiber eine Menge Kameele und es begleiteten den ganzen ungeheuren Zug nur etwa fünfunddreißig. Bis nach Tedjerri sind alle Sclaven gefesselt, mit einem Eisen um den Hals, an welches die rechte Hand mit ledernen Riemen gebunden ist. Erwachsene Männer (von denen ich höchstens fünfzehn einbringen sah) bleiben in Ketten bis nach Murzuk. Alle waren fast ganz nackt oder nur mit den allererbärmlichsten Lumpen bedeckt; in Murzuk zwingt ein Gesetz des Pascha die Händler, jedem Sclaven eine Mütze und ein Hemd zu geben. Zu all dem Elend eines 70tägigen Marsches durch die Wüste kommen noch die grausamsten Mißhandlungen; die meisten der eingebrachten Unglücklichen zeigten deutliche Spuren davon. Sowie die Kameele abgeladen sind, müssen die Sclaven anfangen, Gossub und Gafuli in hölzernen Mörsern zu Mehl zu zerstampfen, eine Arbeit, die gewöhnlich drei bis vier Stunden dauert. Dies Mehl wird dann mit Wasser und

ein wenig Salz zu einem dicken Brei gekocht, und das ist die ganze Nahrung, die sie erhalten.

Da Sclaven in Bornu sehr billig sind, so geht die Gleichgültigkeit gegen das Leben eines einzelnen ins Unglaubliche. Als die Karavane abgezogen, fand ich unter einem Baume ein menschliches Wesen buchstäblich abgezehrt bis zum Gerippe in den letzten Zügen, den Hungertod sterbend. Ein wenig Fleischbrühe brachte den armen Mann wieder zu sich, und bald konnte er, mehr durch Zeichen als durch Worte, erzählen, daß man ihn schon drei Tage ohne Nahrung gelassen, weil er seiner wunden Füße wegen nicht mehr gehen konnte, nachdem man vorher vergeblich versucht, ihn durch Stockschläge zu curiren. Am Abend vermochte ich einen Bewohner Gertruhns, den Unglücklichen in sein Haus aufzunehmen, wofür ich ihm eine kleine Summe zu seinem Unterhalt gab.

Einige Stunden südlich von Gertruhn fand ich drei Tage später die Leiche eines Sclaven an der Straße liegen, halb von den Schakals gefressen. Ich war der Karavane um einige Meilen voraus, in Begleitung meines Bedienten und zweier Araber, und so machten wir mit unsern Peitschenstielen ein Grab, in das wir die armen Reste hineinlegten. Nachdem wir einen Steinhügel darüber gebaut, sprach Einer ein arabisches Gebet darüber, und weiter zogen wir durch die Wüste, auf einem Pfade, auf dem fast bei jedem Schritte menschliche Gebeine anzeigten, daß es der Weg der Sclaven-Karavane sei.

Ein Sohn Hadji Achsen's, der von Bornu kam, konnte mir weiter keine Nachricht von Dr. Barth geben, als daß man Anfangs August noch nichts von seinem Zurückkommen dorthin gehört hätte, und daß er von Kaschna nach Sokatu gegangen, immer noch mit der Absicht, Timbuctu zu besuchen. Augenblicklich ist alle Verbindung zwischen dem Sudan und Bornu unterbrochen, da der Sultan von Bornu im Krieg mit Kano ist und ausgegangen, diese Stadt zu nehmen. Die Sache wird aber aller Wahrscheinlichkeit nach in zwei bis drei Monaten beendigt sein.

In Tiboo hörte mein Berichterstatter zuerst von unserm Kommen, und er brachte mir auch die angenehme Nachricht, daß die Tuaregs bereits darauf lauerten, die Geschenke für den Sultan, die ich mit mir führe, wegzunehmen. Sie werden sich aber gehörig die Finger verbrennen, denn wir haben etwa 60 bis 70 Flinten in unserer Begleitung und ich allein fünfzehn bewaffnete Leute unter meinem Commando.

Ich habe in dem letzten Schreiben, das ich an Ew. Excellenz zu richten die Ehre hatte, etwas über alte Gräber gesagt, die ich im Wadi Gharbi aufgefunden, und dieselben fälschlich „Römer-Gräber" genannt. Mein Irrthum war verzeihlich, erstens, weil die ganze Bevölkerung sie den „Heiden" zuschrieb, und dann, weil sie gar so sehr von jenen kaum fußtiefen Graben abstechen, in die Türken und Araber jetzt ihre Todten einscharren. Sie gehören unstreitig den ältern Bewohnern Fezzan's an, denen auch die sämmtlichen Schlösser und Thürme zuzuschreiben sind, die man so zahlreich an jetzt fast ganz verödeten Orten und auch geradezu mitten in der Wüste findet. Zu diesem Resultate bin ich durch das Besuchen der Trümmer einer der ältesten Städte dieses Landes, Sefan, gelangt, welche nach Zuila die bedeutendste Stadt Fezzan's war. Ich

fand dort ganz dieselbe Art von Ziegeln und Mauerwerk und sonderbarer Weise überall statt gewölbter dreieckige Fenster. Die Blüthezeit von Sefan fällt um etwa 1000 n. Chr. Die Gräber erinnern an die Art und Weise, in der die Tiboo ihre Todten begraben; sie werfen die Leiche in eine tiefe Grube und füllen dieselbe mit den schwersten Steinen, die sie nur auftreiben können, um den Gestorbenen am Wiederkommen zu verhindern.

Das ganze Land zwischen Murzuk und hier ist voll von alten Schlössern, bestehend aus etwa 20 Fuß hohen Mauern, die einen quadratischen Raum von 40 bis 60 Fuß Seite umschließen und an den Ecken mit Thürmen versehen sind. Darum herum läuft ein niedriges Außenwerk. Niemand hat mir Kunde geben können, wann und von wem sie gebaut sind; ich glaube, sie schreiben sich aus der Blüthezeit Fezzan's, etwa um 800 n. Chr., her, doch mögen sie auch älter sein, da die Schollen mit Salzwasser getränkter Erde, aus denen sie errichtet, in diesem trockenen Klima Jahrtausenden zu trotzen vermögen.

Ich komme so eben von einem kleinen Ausfluge wieder, den ich nach der ersten und einzigen Dumpalme, die hier zu finden, gemacht habe. Von der Gruppe, die Lyon und Denham erwähnen, steht nur noch ein einziger halb abgestorbener Stamm, und ich glaube, daß in zwei oder drei Jahren die letzte Spur davon verschwunden sein wird.

Ich habe während meines Aufenthaltes in Murzuk Gelegenheit gehabt, sehr genaue statistische Notizen über Fezzan einzusammeln, die ich einsenden werde, sobald ich Zeit habe, sie gehörig zu ordnen. Ich kann augenblicklich Ew. Excellenz nur Einiges mittheilen. Die ganze Regentschaft zerfällt in 15 Districte, von denen Bondjem der nördlichste und Gertruhn (mit Gertruhn und Tedjerri) der südlichste ist. In diesen liegen 98 bewohnte Orte, bewohnt von 10,864 Fezzaner und 1025 arabischen Familien, was eine Bevölkerung von etwa 54,000 Seelen macht. In Murzuk, der größten Stadt, wohnen davon 2700 mit 650 Sclaven. Es befindet sich dort die türkische Besatzung von 240 Mann (es sollen 400 sein, 160 sind jedoch entlassen, ohne daß neue angeworben sind) mit vier sechspfündigen Kanonen. In den übrigen Orten sind 200 Mann irreguläre Reiterei zerstreut. Sokna, die nächst größte Stadt, zählt 2500 Bewohner.

An Tribut für den Sultan wird erhoben in ganz Fezzan 659,500 türkische Piaster (gegen 6000 Pfd. Sterl.); außerdem zahlen die einzelnen Städte für das Recht, einen eigenen Kadi zu haben, 7500 türkische Piaster jährlich und als Abschlagssumme statt aller indirecten Steuern 11,820 türkische Piaster.

In Murzuk ist das einzige Zollhaus im Staate, und es wird daselbst von jedem Artikel, der aus dem Innern kommt und nach Tripoli geht, 12 Procent Transit-Steuer erhoben, ausgenommen von Sclaven, die nur drei Mabul (etwa 11 Schill.) per Kopf geben (etwa 5 Proc.), und Elfenbein, von dem nur 3 Procent erhoben werden. Alle Artikel werden in Tripoli noch einmal mit 12 Proc. versteuert, bis auf Sclaven, die nur 10 Proc. zahlen; Elfenbein zahlt daselbst ebenfalls 12 Procent. Eben als ich Murzuk verließ, legte der Pascha plötzlich 3½ Schill. mehr

auf jeden Sclaven, zur großen Entrüstung der Tiboo-Händler, die wahrscheinlich aus Rache die Straße nach Bornu unsicher machen werden.

Der Handel von Murzuk beträgt jährlich im Durchschnitt 20,300 Pfd. Sterling. Unendlich ist der Reichthum des Landes an Salz, ganz Fezzan ist eine einzige Salzgrube. An Natron liefert der kleinste der fünf See'n, der sogenannte Trona-See, alljährlich 7000 Centner. Derselbe ist augenblicklich für 450 Pfd. Sterl. verpachtet und der Preis des Products (das sonst 10 Pence der Centner kostete) um etwa das Zehnfache gestiegen. Der Handel mit Senna, das in ungeheuren Massen im südlichen Fezzan und in Tiboo wächst, liegt ganz darnieder, der hohen Zölle wegen. Man kann jetzt 100 Pfund in Murzuk für 25 Sgr. kaufen. In früheren Zeiten wurden gegen 50,000 Pfund jährlich dorthin gebracht.

In starkem Begehr ist in Bornu Zink, von dem die schweren Arm- und Beinspangen verfertigt werden, mit denen sich die Frauen dieses Landes zieren. Es wird in Murzuk jährlich etwa für 3000 Mabub (4000 Thlr.) umgesetzt. Man verkauft es in Blöcken von 25 bis 30 Pfd., den Centner für 20 Thlr. Auch Bernstein ist ein gesuchter Artikel, von dem für etwa 2000 Thlr. jährlich nach Sudan geht.

Von den eingebrachten Sclaven ist der größte Theil von Bornu oder Sudan gebürtig; unter 500, die ich sah, waren nur drei Felatahs, Mädchen von etwa 14 Jahren, die durch ihre tiefe Melancholie sogleich auffielen. Als ich zu ihnen kam, baten sie mich, daß ich sie doch kaufen möchte, und als ich das abschlug, fragten sie, ob ich sie nicht leiden könne. Man sagte ihnen, meine Religion verbiete mir, Sclaven zu kaufen, worauf sie bemerkten, die müsse viel besser sein, als der Muhamedanismus. 20 Musgu (Heiden), Alles Knaben von 10 bis 12 Jahren, ebensoviel Kanembu (Mädchen) und vom Rest zwei Drittel Bornaui und ein Drittel Sudani. Da ich mit einer ganzen Horde nach Tiboo reise und Hadje Achsen auch Tiboo spricht, so bemühe ich mich, ein vollständiges Wortverzeichniß ihrer sonderbaren Sprache zu sammeln.

Meine und meiner Begleiter Gesundheit hat bis jetzt vortrefflich ausgehalten, und so gehen wir froh und muthig, im festen Vertrauen auf Gottes Schutz und Güte, der Zukunft und dem Lande unserer Bestimmung entgegen.

Von Aschenumma schrieb Vogel an seine Mutter am 26. November 1853 folgenden Brief:

Ich habe so eben einen Mann aufgetrieben, der mit Depeschen von mir nach Murzuk gehen will, und da kann ich denn nicht umhin, Dir den ersten und einzigen Brief, den je ein Sterblicher von Aschenumma (eine Oase, in der Mitte der großen Wüste Sahara gelegen) empfing, zu übersenden.

Ich habe eine sehr beschwerliche Reise von Murzuk bis hierher gehabt und 15 Tage lang nichts als Sand und Himmel gesehen, auch nicht das kleinste Hälmchen Gras. Jetzt bin ich, Gott sei Dank! nur noch zwanzig Tagereisen vom See Tsad und dem prächtigen, grünen

Bornu entfernt, und allen Aufenthalt eingerechnet hoffe ich sicher, Neujahr in Kuka feiern zu können. . . .

Ich bin so wohl, als die Umstände erlauben, nur etwas matt, was sehr natürlich ist, wenn man bedenkt, daß ich zwanzig auf einander folgende Tage täglich dreizehn Stunden zu Pferde gesessen habe und dabei jede Nacht zwei Stunden Wache gehalten ohne irgend eine andere Nahrung als Reis und eine Art Graupen von Weizenmehl, in Wasser gekocht, und hin und wieder eine Handvoll Datteln. Hier haben wir Fleisch in Ueberfluß, ich genieße aber nur die Brühe davon, da mein Magen etwas schwach ist und man sich hier mehr als irgendwo vorsehen muß, Schwerverdauliches zu genießen.

Wenn Du nur einen Blick auf diese Gegend werfen könntest, auf dieses Meer von Sand mit seinen Inselchen von Palmen und den schwarzen Felsen, die überall nackt und kahl emporstarren, und wenn Du mich sehen könntest, fast schwarz gebrannt von der Sonne, in halb arabischer, halb europäischer Kleidung in meinen Zelte platt auf der Erde liegend, während ich diese Zeilen schreibe! Denn mein ganzes Ameublement besteht aus einem Feldstuhl und einer Matratze nebst zwei Strohmatten; mein Tisch hat schon längst in Zeltpflöcke und Brennholz verwandel werden müssen.

Da Du eine so große Freundin von Thieren bist, so würden Dir meine beiden Pferde, ein graues und ein braunes, viel Freude machen; sie sind so zahm, daß sie mir wie Hunde überall nachlaufen, und wenn ich esse, sicher kommen, um sich ein paar Datteln zu holen. Das graue Pferd ist sehr schön und ein Geschenk von Hassan Pascha, dem Gouverneur von Murzuk; das braune Pferd, auf dem ich in Tripoli reiten gelernt, ist auch recht hübsch, aber so unbändig, daß keiner meiner Begleiter es je besteigen will; ich bin die einzige Person, die es nicht abwirft.

Gestern machte ich dem Sultan von Tiboo, in dessen Lande ich mich augenblicklich aufhalte, meine officielle Visite. Er lebt in einem kleinen Erdhäuschen, mit Palmenzweigen bedeckt, und empfing mich in einem Zimmer, das außer ihm und den Vornehmsten des Volkes noch zwei Ziegen und ein Pferd beherbergte. Se. Majestät saß auf einer niedrigen Bank von Rohr, gekleidet in eine blaue Blouse, mit einem ungeheuren, furchtbar schmutzigen Turban auf dem Kopfe. Ich ging auf ihn zu und gab ihm die Hand, zum Zeichen, daß ich ihn für keine über mir stehende Person hielt, — zum Erstaunen aller Tiboos —, und erkundigte mich nach seinem Befinden. Er fragte mich dagegen, wie ich die Königin von England verlassen, und versicherte mich, daß ich ohne alles Bedenken sein Land durchziehen könne, da er Alles für mich thun werde, was er könne. Er war sehr erfreut über meine Absicht, einen Courier nach Murzuk zu senden, den ersten einzelnen Boten, der je diese Reise gemacht, und versprach mir, etwaige Briefe, die ich von Kuka schicken würde, sicher zu befördern. Ich beschenkte ihn darauf zu seiner großen Freude mit einem rothen Burnus und Kaftan, einem Stück Musselin, einer rothen Mütze, zwei Rasirmessern und einigen Stücken grauen Calico.

Sowie ich zu meinem Zelt zurückgekehrt war, schickte er mir dagegen zwölf große Schüsseln mit gekochtem Reis und ein fettes Schaf, welche Vorräthe von meinen Leuten in weniger als einer Stunde verschlungen wurden.

Ich wurde so eben im Schreiben durch etwa ein Dutzend vom schönen Geschlecht unterbrochen, die, eine augenblickliche Abwesenheit meines Bedienten benutzend, sich in mein Zelt gedrängt hatten, wo ich viele Noth hatte, sie mir vom Leibe zu halten. Ich beschenkte jede mit vier Nähnadeln, über welche sie höchlichst entzückt waren.

Die Damen hier zu Lande tragen im linken Nasenflügel einen großen Knopf von rother Koralle, ihre Kleidung aber besteht in einem Stück Kattun von etwa einer Elle Breite und drei Ellen Länge, welches sie um den Leib wickeln. Uebrigens sind sie mit einem glänzend schwarzen Fell angethan, welches sie durch übermäßiges Einölen zu verschönern suchen. Ihr Haar ist in unzählige kleine Zöpfchen geflochten, die gleichfalls von Fett triefen.

Höchst unangenehm und drückend finde ich hier den gänzlichen Mangel an Geld; Alles wird mit Stückchen Calico bezahlt, und das giebt natürlich ein ewiges Ausmessen und Abschneiden, was höchst lästig ist.

Der Ort hier liegt an einem großen, steilen Felsen, der fast wie der Königstein aussieht, aber in jeder Richtung durchwühlt ist. Dieser Felsen bildet nämlich den Zufluchtsort der Eingeborenen, wenn sie von den Tuaregs, einem räuberischen Berberstamme, westlich von hier wohnend, angegriffen werden. Ein solcher Angriff erfolgt fast alle zwei Jahre, und wird dann Alles mitgenommen, was transportabel ist; die Männer werden niedergemacht, die Weiber und Kinder aber in die Sclaverei geführt. Dieselben Herren wollten auch unserer Karavane einen Besuch abstatten, und während dreier Nächte schlief ich nicht anders, als mit dem Revolver zur rechten und einer Doppelflinte zur linken Hand; allein sie fanden uns stets zu sehr auf unserer Hut und zu stark, und so sind wir denn bis jetzt ungestört und unbelästigt geblieben.

Doch ich muß schließen, da eben einige Vornehmste des Ortes angemeldet werden, die gern meinen Kaffee kosten wollen. Mach' Dir keine Sorge, wenn Du nun längere Zeit nichts mehr von mir hörst; tröste Dich mit dem Gedanken, daß Gott keinen guten Deutschen verläßt, und darum **Keep a stiff upperlip**! wie der Engländer sagt, und behalte mich lieb u. s. w.

Das Wetter ist hier recht unausstehlich; fortwährend Nordostwind und Staub, der die Sonne verdunkelt; am Morgen eine Temperatur von 8° und Mittags von 30° Reaum. Apropos! Was denkst Du wohl, was ich dem Boten gebe, der mit diesen Zeilen über 500 englische Meilen weit durch eine Wüste ohne alle Spur von Vegetation geht und dann denselben Weg wieder zurückkommt, dabei sein Kameel und sich erhalten muß und keinen Augenblick des Lebens sicher ist? Alles in Allem drei preußische Thaler!

War das alte Vorurtheil, als sei die große Wüste eine Tiefebene von fast gleicher Höhe mit dem Meeresspiegel, schon seit den

letzten Reisen und besonders durch Richardson und Barth widerlegt, so erwarb sich Vogel das große Verdienst, eine Reihe von Puncten durch sorgfältige Höhenmessungen genau zu bestimmen und so ein Höhenprofil seines Weges durch die Wüste von Tripolis bis Kuka zu entwerfen. Dasselbe steigt von Tripolis bis zum Tarhona-Gebirge auf 1529′, fällt dann bis Bondjem auf 200′, um sich bis zur Stadt Sokna auf 1036′, und von da zum Gipfel der schwarzen Berge auf 2700′ wiederum zu erheben. Von hier bis zum Paß Hormut el War zieht sich die Hochebene, auf der Murzuk liegt, in mittlerer Höhe von 1200—1500′, — Murzuk selbst liegt 1195′ hoch über dem Meere, — und die Gebirge bei el War steigen wieder auf 2000′. Weiter südlich fällt die Hochebene bis zu den Umgebungen des Tsadsees allmählich ab, von 1300′ bis auf 1000′. Der Tsadsee selbst hat ein Niveau von 800′ absoluter Höhe. Viel hörte der Reisende fabeln von den himmelhohen Gebirgen von Tibesty, denen Manche eine Höhe von 10000′ beilegen wollten; ein Gipfel derselben, Pisa genannt, den Vogel von ferne durch Compaßpeilungen der Lage nach, und durch Vergleichung der Entfernung mit der anscheinenden Erhebung nach seiner Höhe bestimmte, schien sich nicht mehr als 900′ über die Ebene zu erheben, also höchstens 3000′ hoch zu sein. „Die arabische Hyperbel", bemerkt der launige Reisende dazu, „die Berge in Tibesty seien so hoch, daß man die Mütze verlöre, wenn man nach ihrem Gipfel sähe, beweis't gar nichts; dasselbe sagen sie von den Hügeln bei Sokna, und Sie können dasselbe auch z. B. von der Nelson-Säule sagen, wenn Sie sich nur nahe genug an den Fuß derselben stellen."

Auch steht, wie schon zu wiederholten Malen gelegentlich bemerkt wurde, durch Vogels Forschungen fest, daß die schwarzen Berge bei Sokna nicht, wie man früher glaubte, aus Basalt, sondern aus schwarzem Sandstein bestehen.

Am 3. Januar 1854 konnte Vogel von Jeou aus, der Stadt am Komadugu, welche nur noch zwei Tagereisen von Kuka entfernt ist, dem englischen Consul Gagliuffi in Murzuk die Anzeige machen, daß er seine Wüstenreise glücklich zurückgelegt habe, sich mit seinen Begleitern wohl befinde und nur zwei Kameele unterwegs verloren habe. Durch diese Reise, ausgeführt mit solcher Geschicklichkeit, daß der Generalconsul Hermann zu Tripolis, welcher die glückliche Ankunft des Reisenden am Tsadsee dem Vater desselben nach Leipzig

berichtete, sie mit Hannibals Zuge über die Alpen vergleicht, wurde der Beweis geliefert, daß der Weg von Fezzan über Bilma nach Bornu der kürzeste ist, auf dem man aus den Mittelmeer-Ländern in das Innere zu gelangen vermag. Kurzen Aufenthalt zu Tedjerri und Bilma abgerechnet, dauerte die ganze Reise nur zwei Monate und wenige Tage. Am 13. Januar war Kuka erreicht; von Barth fand Vogel keine weiteren Nachrichten, als daß derselbe im Juli von Soccatu nach Timbuctu aufgebrochen und sei der Zeit verschollen sei.

Zweiter Abschnitt.

Vogel's Ausflug von Kuka nach Süden

Am 20. Februar 1854 schickte Vogel von Kuka ausführliche Nachrichten an die Seinigen und an A. Petermann. Seine Erzählungen und Schilderungen aus jener Stadt, die als die Metropole des Reiches Bornu und als Standquartier der europäischen Reisenden bereits viel genannt war, hatten eine solche Frische und Lebhaftigkeit, daß sie in vielen öffentlichen Blättern wörtlich mitgetheilt wurden; das Anziehendste aus denselben werden unsere Leser nicht ungern hier wiederfinden.

„Ich bin", so schreibt der Reisende an seine Mutter, „nach einer etwas langen und beschwerlichen Wüstenreise glücklich am 13. Januar hier angekommen, wo ich recht leidlich einquartirt bin und vom Sultan viele Freundlichkeit erfahre. Meine Begleiter leiden alle am Fieber; ich habe aber, Gott sei Dank, nur einen einzigen Anfall davon gehabt, der nur fünf Stunden währte. Als ich Dir die letzten Zeilen (Aschenumma, 26. Nov. 1853) schrieb, war ich recht herzlich unwohl, indem ich im höchsten Grade an der Gelbsucht litt, einem Uebel, welches in Fezzan sehr häufig und beschwerlich ist. Dank meiner guten Natur und einiger Kenntniß, die ich mir von der Medicin erworben, wurde ich dieses höchst fatale Unwohlsein in etwa zehn Tagen wieder los.

Ich mache jetzt häufige Ausflüge von fünf bis vierzehn Tagen, meist um Pflanzen zu sammeln, reducire dabei meine Beobachtungen, ordne meine Papiere, und werde dann, sobald ich damit fertig sein werde, nach Süden oder Osten vordringen.

Mein Empfang hier war glänzend: der Sultan schickte mir schon 50 (engl.) Meilen weit 150 Reiter entgegen, und sein eigner Bruder holte mich drei Stunden weit mit einer Armee von 3000 Mann Cavallerie feierlich ein.

Man sagt, Kuka habe seinen Namen von dem in der Kanorisprache so genannten Baume, der **Adansonia digitata**. Ist das der Fall, dann heißt es so, wie „**lucus a non lucendo**", denn der Baobab kommt nirgends in Bornu vor; die einzigen Exemplare, die ich davon gesehen, stehen hier in einem Hofe und sind nicht über 15 Fuß hoch und nicht über 18 Zoll dick. Man pflanzt sie hin und wieder ihrer Blätter wegen an, die als Gemüse gegessen werden.

Die Gegend hier ist über alle Begriffe entsetzlich. Wer hier auf tropische Fülle rechnet, wird sich entsetzlich getäuscht finden. Soweit das Auge reicht in dieser trostlosen, staubigen Ebene, nichts als die ungeschickten und ungraciösen Büsche von **Asclepias gigantea**. Trotz meines eifrigsten Suchens ist es mir in den ersten fünf Wochen nicht möglich gewesen, mehr als 75 verschiedene Pflanzen hier aufzufinden und zu sammeln. Die Wälder bestehen meist nur aus Akazien (nur zwei Arten) und Tamarinden; Palmen (Dum) finden sich nur etwa 50 Meilen nördlich von hier am Flusse Jeou. Kein einziger Baum oder Strauch ist ohne Dornen. Vielleicht bietet das Land nach der Regenzeit einen erfreulicheren Anblick dar; denn jetzt sind allerdings fast alle Gräser und zarteren Pflanzen schon verbrannt von der Sonnenhitze, da das Thermometer schon von Anfang Februar häufig bis über 100 Grad Fahr. (30° R.) steigt.

Unter den Bäumen hier ist mir besonders einer aufgefallen, dessen keiner der früheren Reisenden Erwähnung thut. Es ist die **Ficus elastica**, die bekanntlich das Kautschuk liefert. Mit der Gewinnung des Gummi elasticum sind die Leute hier ganz unbekannt, trotzdem, daß der Baum in jedem Hofe, auf jedem Platze und Kreuzwege in Exemplaren von 4 Fuß Dicke und mit Kronen von 120 bis 150 Fuß Durchmesser zu finden ist. In der Sammlung von Pflanzen, die mit der Karavane kommen wird, finden sich Zweige mit Früchten.

In Gumprecht's „Afrika" habe ich gefunden, daß er Tedjerry als Nordgrenze der Dumpalme angiebt. Es wächst nur ein einziges, höchst kümmerliches Exemplar in einem Garten daselbst, das wahrscheinlich in einem oder zwei Jahren ganz dahin sein wird. Der erste Ort, wo man die Dumpalme wild antrifft, ist die Oase Mafras, 21° 12′ N. Br.

Höchst unangenehm ist der Mangel an allem und jedem Obst und Gemüse; von letzterm giebt es nur Tomatums und Zwiebeln, von ersterm, außer Wasser- und Brodmelonen, absolut gar nichts, was einigermaaßen eßbar wäre; denn mit den Beeren, welche die Eingeborenen hier genießen, würde man bei uns das Vieh nicht füttern mögen. Fleisch, von dem man daher fast allein leben muß, ist im Uebermaaß vorhanden und wohlfeil; für zwei Nähnadeln, hier etwa 3 Pfennige an Werth, kauft man ein Huhn, für 1 Speciesthaler zwei Schafe, für 2 Thaler einen großen Ochsen. Wir leben meist von Hühnern, da das übrige Fleisch sich höchstens anderthalb Tage hält. Der Boden ist übrigens jeder Cultur fähig, wenn es nur hier Leute gäbe, die arbeitsam genug wären, ihn zu bebauen. Indigo, Baumwolle und Melonen wachsen wild, Reis und Weizen könnten in jeder beliebigen Menge gewonnen werden; ersterer ist vorzüglich gut, aber so selten, daß ihn der Sultan nur als Geschenk giebt.

Die hiesigen Menschen finden es viel bequemer, statt Ackerbau zu treiben, Raubzüge in das Nachbarland zu machen, dort eine gute Anzahl von Sclaven, meist Kinder von 9 bis 12 Jahren, einzufangen und diese dann an die Tibbu- und Araber-Kaufleute gegen die geringen Bedürfnisse zu vertauschen, die sie außer den wenigen Dingen, welche ihnen das Land liefert, noch haben. Es bestehen diese besonders in Calico, Burnussen, Salz und etwas Zucker. In dieser Art von Handel wird ein Sclavenknabe von zehn Jahren für etwa fünf Thaler gerechnet; ein ebenso altes Mädchen gilt ungefähr sieben Thaler.

Der Tsad-See ist nicht etwa ein schönes, klares Wasser, sondern ein unübersehbarer Sumpf, an dessen Ufern Mosquitos in unbeschreiblicher Masse Menschen und Pferde beinahe zu Tode peinigen. Ich kann am See nicht schlafen, ohne die Strohhütte, die mir zur Wohnung dient, bis zum Ersticken mit Rauch erfüllt zu haben, und muß zu dem Ende die ganze Nacht hindurch Feuer in derselben unterhalten. Kuka liegt 7 englische Meilen westlich vom See und hat

deßhalb weniger Mücken, dagegen aber Fliegen in unendlichen Schwärmen. Zu ihrer Vertilgung scheinen von der Natur zwei kleine Eidechsen-Arten angestellt, die zu Tausenden mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit an den Wänden hin- und herlaufen und die Insecten mit vielem Geschick wegschnappen. Die Bäume sind mit Chamäleons bevölkert.

Von Käfern und Schmetterlingen giebt es äußerst wenig; von erstern habe ich nur zwei Arten zu Gesicht bekommen, von letztern nur etwa zehn bis zwölf, worunter nur einen größern. Desto zahlreicher sind Ameisen und Termiten vorhanden, die alles Wollen- und Linnenzeug zerfressen, wenn es nicht aufs Beste verwahrt und verschlossen ist. Leider waren sie auch in ein Paket von mir gesammelter Wüsten-Pflanzen gekommen und hatten unter denselben arge Zerstörung angerichtet. Mit Giftschlangen und Scorpionen ist das Land auch reichlich gesegnet, ebenso wie mit Kröten von etwa 4 bis 5 Zoll Durchmesser.

Elephanten und Nilpferde giebt es am See in ungeheurer Menge, so daß ich von den letztern nicht selten 20 bis 30 zusammen gesehen habe. Seltener sind Löwen und Leoparden; von den erstern habe ich keinen zu Gesicht bekommen, wohl aber sie brüllen hören; von den letztern dagegen sah ich erst kürzlich noch ein schönes Exemplar, konnte aber leider nicht zu Schusse kommen, da es meiner in einer Entfernung von etwa 30—40 Schritten ansichtig ward und sich eiligst in ein undurchdringliches Akazien-Dickicht zurückzog. Große Wildschweine (Warzenschweine, Phacochoerus) sind sehr häufig; sie wohnen in Erdhöhlen in den Wäldern. Ebenso häufig sind Gazellen und Antilopen, letztere in zwei oder drei Arten. Wilde Büffel bevölkern die sumpfigen Ufer des See's und sind des Fleisches und der Haut wegen eine gute Beute. Doch ist ihre Jagd gefährlich. Bei einer meiner Jagdpartieen drehte sich einer, den ich mit einem Schusse verwundet hatte, plötzlich um, warf sich auf meine Leute, die schon des Sieges gewiß zu sein glaubten, tödtete zwei Pferde und verwundete einen Mann sehr schwer. Ein anderer, den wir unterwegs, etwa 50 Meilen von hier, auftrieben, lief nach der Karavanen-Straße zu, und als er dort durch die lange Reihe von Kameelen seinen Rückzug abgeschnitten sah, stürzte er auf eins derselben, rannte es um und

verwundete es so gefährlich an der Brust, daß es den Tag darauf erstochen werden mußte.

Die hiesigen schwarzen Damen flechten ihr Haar mit einem unendlichen Aufwand von Butter in zahllose kleine Zöpfchen, die auf der Mitte des Kopfes in einen Kamm vereinigt werden, der täuschend einem Dragoner-Helm ähnlich sieht. Bisweilen tragen sie auch kleine Löckchen rund um den Kopf herum, welche die Form und Größe und — Dank dem Fett! — auch die Consistenz der Späne einer Bohrmaschine haben. Die Vorderzähne färben sie roth, die Eckzähne schwarz, so daß man lebhaft an ein Schachbret erinnert wird, wenn sie den Mund aufthun. Sie schminken sich auch, und zwar Arme und Gesicht mit Indigo, was ihrem Teint einen höchst lächerlichen blauen Ton giebt."

In einem Briefe an Petermann schreibt Vogel:

Sie werden wahrscheinlich schon vor Empfang dieser Zeilen von der November-Revolution in Kuka gehört haben, die dem Scheich Omar den Thron und seinem Vezir Hadji Beschir den Hals gekostet hat. Ich erfuhr die Sache unterwegs am 20. Dezember in Agadem. Es scheint, daß der Vezier (ein Araber, wie Sie wohl wissen werden) nach und nach die ganze Macht in seine Hände bekommen hatte und nicht nur Land und Leute regierte, sondern sich auch gegen die Brüder und andere Verwandte des Sultans wie deren Herr und Herrscher benahm. Alles zitterte vor ihm, und so kam es denn, daß Abderrahman, der älteste Bruder des Sultans, als seine Sclaven mit denen Hadji Beschir's einen blutigen Streit gehabt hatten, sich eiligst davon machte und in ein ihm zugehöriges Dorf flüchtete. Dahin folgte ihm Hadji Beschir mit einer bedeutenden Macht und forderte ihn auf, herauszukommen. Dazu erklärte sich jener auch bereit, wenn sein Gegner vorher auf den Koran schwören wolle, ihm kein Leides zuzufügen. Das verweigerte dieser und befahl, den vor dem Orte gelegenen Teich scharf zu bewachen und keinem Sclaven Abderrahman's zu erlauben, Wasser zu nehmen. Als diese am Abend an den Teich kamen, gab es Streit, ihr Herr eilte ihnen zu Hülfe, und von den Leuten Hadji Beschir's wagte Keiner, die Hand gegen seinen alten Befehlshaber aufzuheben. Abderrahman war nämlich stets in den früheren Kriegen Anführer des Heeres gewesen.

Hadji Beschir, der seine Truppen von sich abfallen sah, flüchtete nach Kuka, packte eiligst sieben Kameele mit Geld u. s. w. und versuchte mit ihnen nach Sudan zu flüchten, die Ueberschwemmungen hielten ihn jedoch nach wenigen Tagereisen auf. Inzwischen zog Abderrahman nach Kuka und bewegte leicht seinen Bruder, abzudanken. Derselbe war nie ein fester Mann gewesen und nur geachtet, weil er stark im Geruche der Heiligkeit stand. Hadji Beschir's Haus ward vom Volke geplündert. Man fand dabei unter Anderem gegen 3000 Burnusse und etwa 40,000

Dollars. Der Sultan sendete dem Flüchtling seinen eigenen Bruder nach und forderte ihn auf, unbesorgt nach Kuka zurückzukehren. Dieser, dem das Wasser keine andere Wahl ließ, kehrte um, ward am andern Tage vor den neuen Sultan beschieden und auf einen Wink desselben erdrosselt.

Hundert und dreißig hinterlassene Kinder (80 Söhne und 50 Töchter) beweinen nicht so sehr ihren Vater als besonders den Verlust seines großen Vermögens, welches der Scheich insgesammt confiscirte. Als die Kunde davon Sinder erreichte, stach ein angesehener Mann dort den Scherif el Fazi, einen Freund Hadji Beschir's und früheren Beschützer Barth's, auf offener Straße nieder. Der Sultan ließ aber dem Mörder mit seinem eigenen Speere den verdienten Lohn geben.

Der neue Sultan ist höflich genug gegen mich und überhäuft mich mit Geschenken von Vieh, Getreide, Honig und Butter, aber, wie es mir scheint, etwas mißtrauisch gegen die Expedition, von deren rein wissenschaftlichem Charakter er sich leider keine Vorstellung machen kann. Indessen legt er meinen Touren und Reisen durchaus kein Hinderniß in den Weg.

Ueber einen möglichen Handelsverkehr mit Kuka u. s. w. muß ich Sie auf meinen officiellen Bericht verweisen, den man Ihnen hoffentlich mittheilen wird. Mein Brief an Sie ist bereits ungebührlich lang, darum zum Schluß nur noch meine Pläne und Wünsche. Ich werde

1) die Mündungen der Flüsse, die in den See fallen, astronomisch bestimmen und mittelst des Bootes auf den Inseln und am östlichen Ufer eine hinreichende Anzahl von Punkten genau bestimmen;

2) auf der Straße nach Jola den Vereinigungspunkt des Tsadda und des Benue fest legen und ersteren Fluß so weit als möglich hinuntergehen, um zu sehen, wie weit derselbe schiffbar ist, und ob nicht etwa Kataraktе in dem unbesuchten Theile desselben existiren;

3) während der nächsten Regenzeit Kanem und das Bahr el Ghasal besuchen und versuchen, nach Wadai vorzudringen. — Sollte 2 und 3 nicht ausführbar sein, so gedenke ich den Fluß Schary so weit als möglich nach seiner Quelle zu verfolgen. Nach der Regenzeit werde ich zunächst wieder hierher zurückkehren, besonders der Pflanzen wegen, die jetzt leider fast alle verbrannt sind. Alle diese Touren werde ich entweder allein oder nur in Begleitung eines meiner Sappeurs machen und mit so wenig Gepäck wie möglich, um die Habgier der Eingebornen nicht zu reizen. Finde ich es möglich, so werde ich mein Hauptquartier Ende dieses Jahres weiter östlich und südlich verlegen. Und nun die Bitte, — wenden Sie Alles auf, daß man mich hier läßt, wenigstens noch für zwei oder drei Jahre. Mit der Zeit ist Alles möglich, und ich hoffe sicher, wo nicht nach Mombas, doch durch Darfur nach Kordofan gelangen zu können, wenn ich nur nicht zu eilen brauche. Ich habe jetzt Vorräthe und Geld genug bis zu Ende dieses Jahres, an Geschenken u. s. w. für zwei bis drei Jahre, und ich bin willig, selbst meine beiden Begleiter zurückzusenden, wenn man die Kosten scheuen sollte, aber auch mit diesen sind 200 bis 240 Pfund Sterling jährlich hinreichend, die Kosten der Expedition zu decken. Sie wissen ja selber, daß ich Stellung und Aus-

sichten in England aufgegeben, und nun möchte ich dafür doch auch gern etwas Ordentliches thun!

Ihre Briefe schicken sie nur getrost über Tripoli nach Murzuk (wohin alle Wochen ein Courier abgeht); von dort aus ist öfter Gelegenheit, nach Bornu zu schreiben, als Sie denken und glauben mögen. Bitte, schicken Sie mir 5—6 gewöhnliche Thermometer und ein Hygrometer mit „dry and wet bulb"; das Elfenbein an den meisten der meinigen hat sich durch Trockenheit und Hitze so geworfen, daß ich drei bereits eingebüßt habe und fürchte, noch andere zu verlieren. Theilen Sie Sir Roderick Murchison mit, daß er von mir eine kleine Sammlung von Versteinerungen und Steinen mit der nächsten Gelegenheit erhalten werde. — Meine Gesundheit ist vortrefflich, meine Begleiter aber leiden oft und viel vom Fieber, und mein Malteser Dolmetscher ist leider als ein Opfer des Klima's gefallen. Er starb am 14. d. M.

In vier Tagen gedenke ich nach dem Flusse Schary zu gehen, um das Terrain zu recognosciren. Ich werde etwa 14 Tage von hier wegbleiben und gedenke den Fluß drei bis vier Tagereisen hinauf zu gehen.

Noch während Vogel diese erfreulichen und beruhigenden Nachrichten nach Europa abschickte, wurde er von dem gelben Fieber, dem Todfeinde aller in Afrika reisenden Europäer, befallen. Er lag zehn Tage lang bewußtlos und in stetem Delirium, so daß seine Begleiter stündlich seinen Tod erwarteten, zumal sie aus Mangel an medicinischen Kenntnissen außer Stande waren, ihm irgend etwas für seinen gefährlichen Zustand passendes zu verordnen. Wunderbarer Weise erholte er sich und erkannte, eben zum Bewußtsein gelangt, die Krankheit an den gelben Flecken, welche sie auf den Armen zurückgelassen hatte, so daß er sich nun weiter selbst curiren konnte. An seinem Geburtstage, 7. März, lag er noch in großer Schwäche danieder; aber mit Calomel und Chinin stellte er sich in weiteren zehn Tagen so weit her, daß er einige Schritte gehen und etwas Suppe essen konnte; bis dahin war Reiswasser das Einzige gewesen, was sein Magen vertrug. Doch hatte seine Constitution sehr gelitten, und noch Monate nachher hatte eine tüchtige Mahlzeit Fleisch unfehlbar heftiges Erbrechen und Fieber mit stärker Hitze zur Folge. Bei solchen Fieberanfällen that ihm dann kaltes Wasser die besten Dienste; er wickelte sich ganz in nasse Tücher ein und wurde dadurch gewöhnlich in zwei Stunden fieberfrei.

Gegen Ende März war Vogel soweit hergestellt, daß er den Sultan von Bornu auf einer Razzia nach dem Lande Musgo begleiten konnte; es war die größte, die seit el Kanemis Zeiten, wo Denham seinen Streifzug nach Musfia machte, vorgenommen war.

Das Heer bestand aus 22000 Reitern und 15000 Kameel- und Ochsentreibern mit 3000 Kameelen und 5000 Ochsen. Das Lager war eine förmliche Stadt, außerhalb deren die Zelte des Sultans Abderrahman und der Großen des Landes einzelne Dörfer bildeten, abgesondert von den übrigen wegen der Weiber, die in großer Anzahl den Zug begleiteten. Der Sultan hatte deren zwölf mit etwa dreißig Sclavinnen bei sich, jeder Vornehme etwa sechs bis acht.

Die Richtung des Zuges war die gleiche, wie sie zu Denhams und auch zu Barths Zeiten gewesen war; man zog südöstlich über Digoa, Delahe, Adischen bis über 10° N. Br. hinaus, und Vogel hatte Gelegenheit, einen jener periodischen Seen zu entdecken, die sich in Senkungen des Landes nach starken Regengüssen zu bilden pflegen, und welcher von Barth nicht gesehen worden war. Ueber 40 deutsche Meilen weit war das Land überschwemmt, an der Westseite des Sees zog sich ein Granitgebirge mit schöner Waldung nach Süden, die Inseln im See dienten dem Heidenvolke der Tubori zu Wohnplätzen während der Dauer der Ueberschwemmung. Die gedachte Bergkette lieferte zugleich den Beweis, daß an eine Wasserverbindung zwischen dem Schary und Arre einerseits und dem Benue oder Tschadda andrerseits nicht zu denken war. Das ganze Land von Kuka bis zum See ist übrigens, mit Ausnahme einiger isolirter Berge, eine weite Alluvialebene mit Thonboden, nirgends höher als 950' über dem Meere, welche vordem ohne Zweifel vom Tsadsee überflossen war.

Die Razzia zog langsam vorwärts in das Land der Musgo, ohne daß die Bewohner Stand hielten; sie waren südwärts geflohen, und in den verlassenen Dörfern fand man nichts als Gafuli und Tabak. Gefochten wurde nicht viel, da sie kein gemeinsames Oberhaupt haben und sich nicht in entsprechender Anzahl der so ungeheuren Uebermacht entgegenstellen konnten. Dagegen lauerten sie in den Büschen den Nachzüglern auf, von denen sie auch 500—600 erschlugen. Erst am Nordrande des Sees der Tubori stieß man auf eine Menge von Musgowi mit zahlreichen Viehheerden, die sich hier in den Morästen sicher dünken mochten. Mit Entsetzen sahen sie, wie die Reiter den See an einer schmalen Stelle überschritten, freilich nicht ohne großen Verlust an Pferden und Menschen, da das Wasser fast eine Viertelmeile breit und wenigstens sechs Fuß tief war. Bei dieser Gelegenheit wurden gegen 1500 Sclaven, Weiber und Kinder

unter zwölf Jahren, außerdem etwa 2000 Stück Vieh erbeutet. Einen zweiten glücklichen Fang machte das Heer einige Tage später, nachdem es den östlich fließenden Arre oder Serbewel überschritten und dessen Uferland mit furchtbaren Mordbrennereien heimgesucht hatte. Beim Flußübergange war wieder eine große Anzahl von Pferden ertrunken; dafür fing man jetzt wenigstens 2500 Sclaven, und über 4000 Ochsen wurden in das Lager getrieben.

Empörend war die Behandlung der Gefangenen; die Männer wurden unverzüglich niedergemacht, und wenn einer oder der andere lebendig in's Lager gebracht wurde, so geschah es nur, um ihn auf desto grausamere Art umzubringen. „So hatte man einmal", erzählt Vogel, „sechsunddreißig Männer eingebracht und dieselben einem Kaschella übergeben, dessen Zelt dicht neben dem meinigen stand. Am Abend hörte ich einen ungewöhnlichen Lärm, und als ich hinausging, sah ich zu meinem Entsetzen, daß man einem jeden der Gefangenen mit den schlechten Bornu-Messern das linke Bein am Knie und den rechten Arm am Ellenbogen abgeschnitten hatte und die unglücklichen Opfer verbluten ließ. Dreien hatte man nur die rechte Hand abgehackt, damit sie hingehen und ihren Landsleuten sagen könnten, was aus ihren Gefährten geworden. Von diesen starben zwei über Nacht, den dritten aber fanden wir am andern Morgen mitten unter den Leichen an einem kleinen Feuer sitzen.

Doch diese Episode ist noch nicht das Schrecklichste. Die Musgo gehen vollkommen nackt, haben aber sehr gute, wasserdichte Häuser und sind sehr empfindlich gegen Regen und kühles Wetter. Nun hatten wir jeden Abend ein Gewitter, wie ich es früher nie gesehen, eingeleitet durch einen Wirbelwind, der alle Zelte niederwarf und auf den unmittelbar eine wahre Sündfluth von Regen folgte. So ging es etwa drei Wochen lang, während welcher Zeit ich keinen trockenen Faden auf dem Leibe hatte. Ich litt in Folge des Wetters und der schlechten Nahrung — fast nur in Wasser gekochtes Getreide — sehr an Diarrhöe. Das Lager glich gewöhnlich einem unendlichen Morast, in welchem man zu Fuß durchaus nicht fortkommen konnte, und nun mußten die unglücklichen Gefangenen in zwei bis drei Zoll tiefem Wasser liegen, aller sonstigen Unbill des Wetters gleichfalls preisgegeben, ohne daß man ihnen einen Lappen gegeben hätte, um die vor Kälte zitternden Glieder zu bedecken. Einem Weibe, das unter-

wegs niedergekommen, gab ich ein Hemd, um das arme Kind darin einzuwickeln; kaum hatte ich den Rücken gewendet, so erklärte ihr Besitzer dasselbe für sein Eigenthum. In Folge davon brachen Ruhr und Blattern unter den Sclaven aus, und zwar so fürchterlich, daß von den 4000 Gefangenen nicht ganz 500 nach Kuka kamen; alle übrigen waren der schlechten Behandlung als Opfer gefallen. Fast alle Kinder waren unter zwölf Jahren, und man konnte einen sieben- bis achtjährigen Knaben im Lager für 20 Sgr. kaufen.

Die Felder in Musgo sind der ganz ungemein zahlreichen Elephanten wegen entweder mit einem hohen Dornenwall oder mit sehr gut gepflanzten künstlichen Hecken von einer Euphorbia und einem Cereus umgeben. Leider fand ich beide ohne Blüthen und Früchte; der Cereus bildete Büsche von 20—30 Fuß Umfang und 25 Fuß Höhe.

Ein prachtvoller Baum, der am See von Tubori ungeheuere Wälder bildet, ist die Deleb-Palme, wie sie in Nubien genannt wird. Das Laub ist fächerförmig, sehr ähnlich dem der Dum-Palme, nur größer und von lebhafterem Grün. Der Stamm ist glatt und spaltet sich nie, die Früchte wiegen etwa vier bis fünf Pfund, sind acht bis neun Zoll lang und sechs bis sieben Zoll dick, oval, dunkelgelb, und bestehen aus einem äußerst dichten faserigen Gewebe, in welches drei Kerne eingehüllt sind. In diesem Gewebe ist ein etwas bitterlich, aber sonst höchst angenehm schmeckender dicker Saft, der in Geschmack und Geruch stark an Ananas erinnert. Diese Früchte sind das einzige leidliche Obst, das ich bisher in Central-Afrika angetroffen. Die Bäume sind gewöhnlich nicht höher als 40 Fuß, mit einer überaus dichten und schönen Blätter-Krone.

Die Wälder südlich von Bornu erhalten einen höchst eigenthümlichen Charakter durch die zahlreich vorkommenden ungeheuren Ficus-Arten, die oft Stämme von acht Fuß und Kronen von 90—100 Fuß Durchmesser bilden. Alle haben lange, herunterhängende Luftwurzeln, die oft bis auf den Boden herabgehen und so neue Stämme bilden. Häufig wachsen sie auf oder an anderen Bäumen, sie nach und nach ganz aussaugend.

Die **Adansonia digitata** (Baobab) kömmt hier nirgends mehr vor, sie scheint nicht weiter als 12° 30′ östl. L. von Greenw. zu gehen.

Während der Expedition war das Sammeln mit vielen Schwierigkeiten verknüpft; ohne Bedeckung konnte man sich meist nicht weit

vom Lager entfernen, da die Musgo hinter jedem Busche lauerten, und mit Begleitung war man nicht viel sicherer. So zog ich z. B. einmal mit 30 Reitern aus, als mein Diener plötzlich fünf Musgo hinter den Bäumen erblickte. Mein Schwarzer rief den Leuten zu, auf dieselben einzureiten. „Geht nur voran", erwiderte man uns, „ihr habt Flinten." Und in dem Augenblick, als wir wirklich voran gingen, ergriff mein Gefolge eiligst die Flucht, und ich war mit einem einzigen Begleiter den Feinden allein gegenüber. Ein Flintenschuß reichte indeß hin, dieselben zu zerstreuen.

Unter den Producten, die man in Musgo findet, muß ich noch die Seide erwähnen, von der ich Proben einschicken werde, sobald ich mir nur bessere Cocons verschafft haben werde, als die halb von Regen und Insecten zerstörten, die ich im Vorbeireiten von den Dornen-Sträuchern abreißen konnte.

Der Tabak, der übrigens in Bornu sehr wenig im Gebrauch ist, da die Leute, als gute Moslem, Rauchen und Kauen auf die nämliche Stufe mit dem Branntweintrinken setzen, muß hier sowohl als in Musgo von Arabern eingeführt worden sein, da im Kanori wie im Musgowi kein Name für ihn existirt und in beiden Sprachen das Vulgär-Arabische „Taba" gebraucht wird.

Das Costüm der Tubori-Ladies erinnert lebhaft an das unserer Stamm-Mutter Eva. Es besteht nämlich aus einem dünnen Riemen, der um den Leib geschnallt wird und zur Befestigung eines dicht belaubten Zweiges dient, der spaßhafter Weise nicht die „Front", sondern das Hintertheil den Blicken der Beobachter entzieht. Eines Tages ward ein Weib gefangen eingebracht, die in der Hitze des Gefechtes ihren „Frack" verloren hatte. Sowie sie in das Lager und unter Leute kam, setzte sie sich augenblicklich auf die Erde und war nicht zu bewegen, aufzustehen und ihren „Stern" den profanen Blicken der Kanembu preiszugeben, trotzdem daß man sie an den Beinen hin und her zerrte. Ich trat endlich dazwischen und überreichte ihr einen Palmenzweig, den sie mit lebhafter Freude empfing, sogleich befestigte und sodann im Bewußtsein des Fächers, der ihre Blöße bedeckte, ohne Widerstand aufstand und mit ihrem Herrn fortging.

Die Musgo gehen meist ganz nackt, das schöne Geschlecht durchbohrt Ober- und Unterlippe oder beide und steckt ein Stück Holz in die Oeffnung, welches nach und nach vergrößert wird, bis es 12 bis

15 Linien im Durchmesser hat, ein Schmuck, der das Profil auf das Entsetzlichste entstellt. Daher sind sie auch sehr wenig geschätzt und werden nur zum Wassertragen und Holzholen verwendet. Man kann ein Musgo-Weib für 3 Thaler erstehen, die Kinder kosteten je nach dem Alter 20 Silbergroschen bis 2 Thaler das Stück. Die Männer tragen bisweilen, gleich den oben erwähnten Damen, ein kleines Fell nach Bergmanns-Art. Von Waffen haben diese Leute hin und wieder eine Lanze mit äußerst roh gearbeiteter eiserner Spitze, gewöhnlich aber nur einen zugespitzten Stock und einen Knüppel. Bisweilen besitzen sie kleine Pferde, die sie ohne Sättel reiten; gehen sie zum Kampf, so pflegen sie sich die Beine aufzuritzen, damit ihr Blut sie desto fester auf dem Rücken des Pferdes halte.

Die Haupt-Nahrung sind Gafuli und Fische; von ihrem Vieh essen sie nur das Gefallene. Mäuse und Frösche sind ein Leckerbissen; die Gefangenen fingen unterwegs jede Amphibie, deren sie ansichtig wurden, und brieten sie an einem kleinen hölzernen Spieß mit Haut und Haaren. Auch ißt man in Tubori Hundebraten. Da ich einmal von Wildpret rede, so muß ich erwähnen, daß ich zu meiner Verwunderung unter dem zehnten Grade nördl. Br. unsern Igel antraf.

Die Leute sind starke Trinker; wir fanden oft in einer Hütte zehn ungeheure Thon-Gefäße, jedes wenigstens fünf Gallons haltend, gefüllt mit Gossub-Bier (Busa). Außer Getreide bauen sie viel Tabak, und man sieht besonders die Frauen nie ohne eine kurze Pfeife, die, aus Stroh gefertigt, mit einem gut gearbeiteten thönernen Kopfe, wenigstens bedeutend besser ist, als der Knochen, aus dem die Bornawi rauchen. Fünfzig bis sechszig Pfund Tabak in einer Hütte war ein gewöhnlicher Fund.

Die Häuser sind rund, mit einer Mauer von Lehm, etwa fünf Fuß hoch, und einem kegelförmigen, äußerst dicht und glatt geflochtenen Strohdache. Meist stehen vier bis fünf zusammen, umgeben von einer Art Gehöfte aus Matten und Dornen, innerhalb dessen die Gras-, Holz-, Stroh- und Korn-Vorräthe sehr ordentlich aufgehäuft sind. Jeder Mann hat vier bis fünf Weiber mit der entsprechenden Kinderzahl, von denen er die Knaben verkauft, sobald die Lebensmittel knapp werden."

Da zu Anfang Mai die Regenzeit eingetreten war und Krankheiten im Lager ausbrachen, so ritt Vogel, sobald die Armee aus

Feindesland heraus war, allein nach Kuka voraus, wo erst zehn Tage später die Razzia eintraf.

Der Scheich hatte dem Reisenden das Wrack des Bootes Palmerston übergeben, das bald wieder in Stand gesetzt dazu diente, die Flußmündungen an den Ufern des Tsadsees zu bestimmen, da man Letztere zu Lande der Sümpfe wegen nicht erreichen konnte. Kaum konnte man vom Ufer aus mit dem Fernrohr am äußersten Horizonte einen freien Wasserspiegel wahrnehmen.

Im Juni wurde die Stadt Angornu vom Wasser verschlungen; Vogel besuchte 30 Tage später die Stelle und fand die Häuser noch fast ganz von der Fluth bedeckt. Das Wasser war in drei Tagen gegen 20 Fuß hoch gestiegen. Da die ganz in der Nähe liegenden Kanembudörfer nicht von Ueberschwemmung gelitten hatten, so ließ sich die auffallende Erscheinung nur durch eine Senkung des Bodens an jener Stelle erklären; ohne solche hätte sich der Wasserstand auch schwerlich 30 Tage lang halten können, ohne auch nur einen Fuß zu fallen. Was die Erscheinung noch auffallender macht, ist, daß Erdbeben hier ganz unbekannt sind, da es auf hunderte von Meilen keine Vulcane giebt. Während die Stadt bisher auf einer vollkommenen Ebene gestanden hatte, waren jetzt die Häuser des nördlichsten Theils noch wenige Zoll über dem Wasserspiegel des Sees, die südlichen hingegen bis zur Spitze mit Wasser bedeckt.

Kurz nachher kam eine Anzahl von Buddumas, um vom Sultan die Erlaubniß auszuwirken, sich auf dem Festlande ansiedeln zu dürfen, da eine ihrer größten Inseln unter das Wasser heruntergesunken sei.

Ueber seine sonstigen Beschäftigungen in Kuka schreibt Vogel im Juli 1854 Folgendes:

Bis vor Kurzem hatte ich einen zahmen Strauß im Hofe herumlaufen, der sich mit den Hühnern sehr gut vertrug. Dagegen verfolgte er jeden Menschen, der irgend etwas Glänzendes an sich trug, und wenn ein Araber mit seiner goldbesetzten Jacke zu mir kam, lief er ihm oft bis in meine Stube (oder vielmehr Hütte) nach, um seine Knöpfe abzufressen. Das Thier verschlang faustgroße Erdklöße und einmal ein Stück Calico, drei Ellen lang und eine halbe Elle breit. Leider brach es ein Bein, — zur Freude meiner Diener, die ihm geschwind den Hals abschnitten und eine Mahlzeit von ihm machten. Ich kostete auch davon, muß aber gestehen, daß ich einen gut gekochten Stiefel vorziehe. Jetzt besteht meine Menagerie aus einer Zibethkatze, einem Schakal, einem Affen und einem Musgo-Widder mit fußlangen, seidenweichem Haar. Papageien sind hier selten; ich hatte einen kleinen grünen, der aber durchaus nichts

fressen wollte, weshalb ich ihn wieder fliegen ließ. Ich habe noch immer mein braunes Pferd, mit dem ich den unglücklichen Fall in Tripolis that; es ist zahmer als je und erkennt mich an meinem Fußtritt. Außer ihm besitze ich noch drei andere Bornupferde, aber alle wild und ungelehrig.

Manche Naturalien und Zeichnungen wurden nach Europa gesandt, aus denen den Wissenschaften wesentliche Bereicherung geworden ist. Endlich gelang es, die Erlaubniß zu einem neuen Ausfluge zu erwirken.

Dritter Abschnitt.

Weitere Ausflüge von Kuka. Letzte Nachrichten.

„Mein Verhältniß zum Sultan Abderrahman", schreibt Vogel im Juli 1854 aus Kuka, „war anfangs höchst sonderbar. Von Natur sehr mißtrauisch, legte er meiner Reise Gott weiß was für Pläne unter, besonders da es verlautet hatte, daß meine beiden Begleiter Soldaten seien. Als ich ihn deshalb, etwa drei Wochen nach meiner Ankunft in Kuka, um die Erlaubniß bat, Logune oder Mandra besuchen zu dürfen, schlug er mir nicht nur das ab, sondern sagte mir zugleich, daß er mir seiner Zeit schon mittheilen wolle, wann ich Kuka für irgend einen weitern Ausflug verlassen dürfe.

Auf unserer Reise nun fand ich häufig Gelegenheit, zum Sultan zu gehen und mich mit ihm Arabisch zu unterhalten. Dabei überzeugte er sich denn, daß meine Absichten höchst unschuldig seien und ich nur hierher gekommen sei, um das Land anzusehen und Pflanzen zu sammeln. Sowie er in Kuka angekommen, schickte er nach mir und theilte mir zu meiner Freude mit, daß ich hingehen könne, wohin ich nur wolle, er werde Alles thun, was in seiner Macht stehe, um mich zu unterstützen. Er hat mich nun so eben mit vortrefflichen Empfehlungen für Jakoba versehen.

Von meinen Plänen für die Zukunft nur noch Folgendes. Es ist vollkommen unmöglich, von hier süd-östlich zu gehen, da der Weg

durch Musgo und Tubori führen würde, die Bewohner beider Länder aber der ewigen Einfälle wegen höchst feindselig gegen Bornu gesinnt sind. Dagegen scheint von Wadai an der Weg nach Süden freier zu sein, da die Wadai mehr nach Elephanten als nach Sclaven jagen. Dank dem guten Einverständniß, in welchem der Scheich Abderrahman mit allen seinen Nachbarn steht, ist mir der Weg nach diesem noch unerforschten und doch so interessanten Lande offen, und es hat der Sultan von Wadai auf eine Anfrage, die Hr. Gagliuffi, engl. Vice-Consul in Murzuk, auf meine Bitte an ihn richtete, in den allerfreundlichsten Ausdrücken geantwortet, daß ich ihm höchst willkommen sein würde und in seinem Lande so ruhig wie in Murzuk leben könnte. Demnach werde ich, sobald die Geldmittel für das nächste Jahr hier eingetroffen sein werden, spätestens im Anfang Januar, nach Wara aufbrechen. In der Zwischenzeit hoffe ich noch einige Theile Bornu's besuchen zu können, indem im December schon Alles verbrennt und verdorrt.

In wenigen Tagen breche ich auf, und zwar geht mein Weg von Kuka nach Jakoba und von da nach dem Tschadda, den ich so lange zu verfolgen gedenke, bis ich mit dem Dampfschiff zusammentreffe. Meinen Rückweg werde ich durch Mandra nehmen und gedenke dabei bis an die Quellen des Benue zu gehen. Der Sultan, der mit allen seinen Nachbarn im besten Einvernehmen steht (im Gegensatze zu Hadji Beschir, der mit allen in ewigem Streite lag), hat mich mit eigenhändigen Empfehlungs-Schreiben versehen. Als Eskorte nehme ich nur einen einzigen Reiter mit, der mir an den Orten, in denen ich übernachte, Quartier ausmachen und Lebensmittel und Futter für mich, meine Leute und Thiere requiriren muß. Außer diesem höchst nützlichen Reisegefährten besteht meine ganze Begleitung nur aus vier Mann, einem Araber, einem Fellatah, einem Sudaner und einem Fezzaner. Meine beiden Sappeurs lasse ich hier zurück, theils um Haus und Vorräthe zu bewachen, theils weil ich nicht genug Pferde auftreiben kann, um sie auf den fürchterlich schlechten Wegen fortzuschaffen. Alles, was ich von Jakoba gehört habe, hat meine Neugier höchst rege gemacht, diesen größten Ort der Fellatah kennen zu lernen. Man spricht von großen Gold- und Silberminen daselbst, von außerordentlich hohen Bergen, einem großen Flusse, der daran vorbeifließen soll, von heidnischen Völkerschaften, die in dem

Rufe stehen, Kannibalen zu sein, u. s. w. Der Sultan des Ortes gilt für einen großen Heiligen und ist ungemein streng gegen seine Leute; das kleinste Vergehen an fremdem Eigenthum wird mit dem Tode bestraft. Mein Brief wird mir die beste Aufnahme sichern."

Vogel glaubte, daß Barth, von dem in jener Zeit alle Kunde fehlte, nach Süden in das Land Mandara gereis't sei, und schlug daher diese Richtung ein, um ihn aufzusuchen. Seine Kameele hatte er verkauft; nur von vier Leuten begleitet und mit einigen Ochsen, die sein Gepäck trugen, zog er nach Mora, in der Hoffnung, vielleicht mit Barth zusammen auf dem Dampfschiffe „die Plejade", dessen Absendung ihm angezeigt worden war, den Benue und Niger abwärts nach Europa zurückzukehren. Aber er erfuhr in Mora, daß er sich getäuscht habe.

Eine zweite noch bedenklichere Enttäuschung stand ihm in Mora bevor. Abderrahman hatte Vertrauen zu ihm geheuchelt, war aber innerlich ergrimmt, daß er den vermeintlichen Nachlaß Barth's, welchen er von Sinder hatte abholen lassen, an Vogel würde herausgeben müssen; ja, er war auch durch ein baares Darlehen Vogel's Schuldner geworden. Dieser Sorgen mit einem Male loszuwerden, schickte er dem Reisenden einen reitenden Boten nach, welcher dem Sultan von Mora die Ermordung desselben nahe legen solle; der Zusatz, Vogel habe hundert Dollars baar bei sich, und das Versprechen besonderer Gunst bei Abderrahman hatten rasche Wirkung. Vogel wurde verhaftet und sollte die hundert Dollars herausgeben — er hatte nur vier bei sich. Dazu erfuhr er von seinen Wächtern, daß der Sultan ihn köpfen zu lassen beabsichtige. Glücklicher Weise hatte er sich den Vezier zu Dank verpflichtet, indem er ihn von einer Augenentzündung heilte; mit Hülfe desselben entkam er glücklich mit seinem Gepäck der monatlangen Haft und entfloh nach Udje oder Mabani. Indeß war in Kuka der Thronwechsel eingetreten, durch welchen Abderrahman fiel und Omar wieder ans Ruder kam, so daß Vogel ungefährdet nach Kuka zurückkehren konnte.

In der zweiten Hälfte des November machte sich Vogel in Begleitung einer westwärts ziehenden Karavane auf den Weg, um nach Sinder zu gehen, theils um zu sehen, ob etwa dort frische Hülfsmittel angekommen wären, theils um die Lage jener Stadt durch eine gute astronomische Beobachtung zu bestimmen und so Barth's

Arbeiten eine festere Grundlage zu geben. Seine Gefährten Church und Macguire ließ er zurück, da er mit deren Verhalten unzufrieden war, und nahm als Diener nur einen treuen Neger mit, der vordem auch Barth schon zur Zufriedenheit bedient hatte.

Auf dieser Reise hatte Vogel die unerwartete und ganz ungehoffte Freude, in einem Walde bei Bundi mit Barth zusammenzutreffen. Von diesem Wiedersehen, das wir S. 482 geschildert haben, gab er von Sinder aus sofort Nachricht nach Ghadames; der dortige britische Agent überbrachte das Billet persönlich nach Tripolis. Am 29. Decbr. traf Vogel in Kuka wieder ein, und nun wurden Pläne gemacht für die sofort anzutretende Reise Vogel's nach Jakoba und Adamaua. Barth übergab ihm die Empfehlungsbriefe an die Statthalter der verschiedenen Provinzen, welche er von dem Herrscher von Soccatu erhalten hatte, der Sultan Omar gab mit Mühe seine Einwilligung, und nach zwanzig genußreichen Tagen, während deren die Freunde manche Ausflüge von Kuka aus machten und gemeinsam Overweg's Grab in Maduari besuchten, trat Vogel am 20. Jan. 1855 seine Reise an. Macguire ließ sich durch Barth's Vorstellungen freundlicher und fügsamer stimmen und durfte Vogel begleiten, Church blieb zurück, um mit Barth nach Europa heimzukehren. Bald nachher, als neue Mittel in Kuka anlangten, schickte Barth seinem jüngeren Genossen noch ein Päckchen mit einigen Turkedi und etwa fünfzehn Pfund Zucker nach.

Ueber seine Reise hat Vogel selbst, nachdem er nach Kuka zurückgekehrt war, im December 1855 durch verschiedene Briefe, die letzten, die von ihm nach Europa gelangt sind, Bericht gegeben, den wir unverkürzt folgen lassen.

„Dr. Barth", so schreibt Vogel an seinen Vater, „ist nun schon längst mit Ruhm gekrönt nach Europa zurückgekehrt; ich war so vollkommen ohne alle Nachricht von ihm, daß ich ganz zufällig auf einer Geschäftsreise nach Sinder auf ihn stieß. Nur 20 Tage lang genoß ich hier seinen belehrenden Umgang, da ich schon am 20. Januar nach Bautschi abreis'te. Ich habe, wie Du leicht denken kannst, bis jetzt keine Zeit gehabt, meine Papiere zu ordnen oder meine Beobachtungen zu arrangiren, und kann Dir nur einen kurzen Abriß meiner Reise geben, da der Courier des Scheich heute Abend oder morgen abgehen wird. Nachdem ich zuerst auf einem noch nie besuchten Wege,

auf dem ich Gelegenheit hatte, das etwas verwickelte Flußsystem des Benue und Jeou zu erforschen und darzuthun, daß auch hier durchaus keine Verbindung zwischen beiden Flüssen stattfindet, Jakoba, die Hauptstadt von Bautschi, erreicht, ging ich nach dem Lager des Sultan ab, der Krieg gegen einen heidnischen Stamm führte und bereits 7 Jahre lang etwa 65 engl. Meilen N.N.W. von der Hauptstadt im Felde lag. Auf einer Recognoscirung, die wir nach der auf einem hohen Felsen gelegenen Stadt der Feinde machten, fielen wir in einen Hinterhalt und wurden mit einem Hagel vergifteter Pfeile begrüßt. Meine Fellatah-Begleiter ergriffen eiligst die Flucht und ließen mich zurück, um ihren Rückzug zu decken, was mir auch mittelst einer Büchsenkugel, die einen der Verfolger todt niederstreckte und die andern in eine wilde Flucht jagte, glücklich gelang. Am Abend schickte mir der Sultan dafür einen fetten Hammel. Du mußt nämlich wissen, daß ich jetzt die Flinte recht gut handhaben kann und, in Ermangelung von Schrot, Perlhühner, Enten u. s. w. gar wohl mit der Kugel zu schießen verstehe. — Im Heereslager des Sultans, an einem überaus ungünstigen Platze, fiel ich beinahe ein Opfer des mörderischen Klima's; eine heftige Unterleibsentzündung und nach derselben 40 Tage lang Dysenterie brachten mich an den Rand des Grabes. Sonderbarer Weise war ich wiederum gerade an meinem Geburtstage (7. März) mehr todt, als lebendig. Als ich Ende März den Sultan verließ, um zu versuchen, ob ich meine Gesundheit vielleicht an den Ufern des Benue verbessern könnte, mußte ich mich auf das Pferd binden lassen. In Jakoba angekommen fand ich meinen Begleiter, den ich dort zurückgelassen, um die nöthigen Vorbereitungen zu einer weiteren Reise zu treffen, ebenfalls so krank, daß ein unverzüglicher Ortswechsel nöthig ward. So brachen wir denn nach Adamaua auf, und am 30. April überschritt ich den Benue gerade an der Stelle, von wo die Steamer-Expedition umgekehrt war. Meine und meines Gefährten Gesundheit verbesserte sich unverzüglich, sowie wir das im ganzen Sudan verrufene Jakoba hinter uns hatten. Von allen Seiten von Granitfelsen von den sonderbarsten Formen und dicht von heidnischen Stämmen bewohnt umgeben, bietet die Gegend um die Hauptstadt Bautschi's einen Anblick dar, der den Reisenden wirklich daran erinnert, daß er sich im Innern des wunderbarsten, räthselhaftesten aller Erdtheile befindet. Es wird Dir wohl bekannt

sein, daß südlich von Jakoba Kannibalen-Stämme, die Yemyem und Tangale, wohnen. Beide habe ich besucht und bin recht wohl aufgenommen worden. Die Tangale, der Schrecken der umliegenden Gegend, sind wirklich wilde Bursche, die Menschenfleisch allem anderen vorziehen. Entweder war ich ihnen zu mager oder meine Flinte flößte ihnen einen heilsamen Schrecken ein, kurz, sie hielten sich in ehrfurchtsvoller Entfernung, und nur einige der Kühnsten kamen nahe genug, um die Perlen u. s. w., die ich ihnen entgegenhielt, in Empfang zu nehmen. Eine sonderbare Sitte haben alle südlich von Bautschi wohnenden Stämme, nämlich den Todten am siebenten Tage nach ihrem Verscheiden den Kopf abzuschneiden und als Monument auf das Grab, in dem der Körper verscharrt ist, zu setzen, den der Männer in Stroh gewickelt und den der Weiber in einem großen Topfe. — Ich habe höchst interessante Notizen über die Religion dieser Heiden, die sich dem Fetischismus der Kongo-Neger nähert, gesammelt.

Höhenrauch ist in den bergigen Districten Bautschi's sehr häufig, ganz wie in Thüringen, mit dem nämlichen jod-artigen Geruche. Oft verhüllt er 4—5 Tage die ganze Gegend, bis ein heftiges Gewitter ihn niederschlägt. Von Metallen habe ich Ueberfluß an Eisen, Blei und Zink gefunden, aber weder Kupfer noch Silber. Blei ist Monopol des Sultans, der die Minen sämmtlich verschlossen hält und nur von Zeit zu Zeit einen kleinen Vorrath herausnehmen läßt. Es ist deshalb ziemlich hoch im Preise; der einzige Gebrauch, den man hier zu Lande davon macht, ist, es zu pulverisiren und die Augenlider damit zu färben, sehr zur Beförderung der Ophthalmie. — Mein Versuch, nach Adamaua vorzudringen, mißlang leider, da die an der Straße lebenden Kirdi (Baschama) in vollem Aufstande gegen den Sultan von Jola begriffen waren und ihn mit großem Verluste zurückgeschlagen hatten. Nach einem Monate vergeblichen Wartens, fast jede Nacht durch Angriffe alarmirt, und nachdem eine mich begleitende Sokatu-Karavane, die die Straße forciren wollte, einen halben Tag von meinem Lager (in dem mich ein verwundetes Pferd zurückgehalten) bis auf 2 Mann gemordet worden war, sah ich mich leider genöthigt, nach Gombe zurückzugehen (4 Tage östlich von Jakoba), wo ich, da ich fast alle Packpferde verloren hatte, mein Gepäck unter Obhut meines Begleiters zurücklassen mußte; ich selbst ging in der schlimmsten Periode der Regenzeit, ohne Zelt und mit

Geld und Gepäck, was Alles in Allem etwa 15 Dollars betragen mochte, nach Salia (Zaria) und Bebedji, um so Lander's, Clapperton's und Barth's Entdeckungen mit denen der Tschadda-Expedition zu verbinden. Anfang Sept. von dort zurückgekehrt zog ich noch einmal dem Benue zu, natürlich auf einem anderen Wege in rein südlicher Richtung. Es glückte mir nach unglaublichen Beschwerden, die Hauptstadt der Kona jenseits des Flusses zu erreichen. Ebenso gelang es mir, eines höchst sonderbaren Thieres ansichtig zu werden, des Ayu (wie er in Haoussa genannt wird), welches zur Zeit des höchsten Wassers den Benue hinaufsteigt; es ist eine Walfischart, und ich füge für Leipziger oder Berliner Zoologen eine Beschreibung bei. Anfang November kehrte ich nach Bautschi zurück und wie schon gesagt, erreichte am 1. December Kuka. Was meine Rückkehr nach Europa betrifft, so kann ich diese gewisser Umstände halber noch nicht antreten, jedoch glaube ich Anfang oder Mitte 1857 an der Westküste zum Vorschein kommen zu können. Aengstigt Euch darum nicht, das Klima dort ist nicht schlimmer, als das im Innern. — Von Professor Ehrenberg in Berlin erhielt ich zwei sehr freundliche Briefe, die mich hoch erfreuten. So bald wie möglich werde ich sie beantworten. Bitte, schicke ihm einstweilen beifolgende Probe Sand von den Quellen des Gongola, eines großen Nebenflusses des Benue, zu. — Ich bin wohl und so stark geworden, daß ich einen Rock, den ich noch aus Tripolis habe, jetzt nicht mehr zuknöpfen kann. Mit der nächsten Karavane mehr ꝛc. ꝛc. In etwa 20 Tagen werde ich eine Recognoscirung nach Wadai, wo möglich bis Wara, machen."

Ein gleichzeitiger Brief an den hochverdienten Professor Ehrenberg in Berlin lautet folgendermaaßen:

Ew. Hochwohlgeboren haben mich durch die beiden Briefe, die Sie Anfang dieses Jahres von Berlin aus an mich richteten, ganz ungemein erfreut, und da der nach Murzuk bestimmte Courier noch einige Tage hier aufgehalten werden wird, so bin ich im Stande, Ihnen ausführlich zu antworten. Am ersten dieses Monats bin ich von einer sehr beschwerlichen Entdeckungsreise nach dem südlichen Sudan zurückgekehrt, und obgleich ich meine Absicht, Adamaua zu erforschen, eines Krieges wegen, den der Sultan von Jola mit dem heidnischen Stamme der Bäschama führte, nicht ausführen konnte, so ist es mir doch gelungen, die ganze große Strecke zwischen Kuka, Salia und dem Benue genau zu erforschen, das ganze große Reich Bautschi mit seiner Hauptstadt Jakoba zu besuchen und den Benue an zwei Stellen zu überschreiten, einmal an

dem Punkte, an welchem die Steamer-Expedition umgekehrt war, und das zweite Mal etwa 100 engl. Meilen unterhalb. Dabei habe ich auch die Kannibalenstämme des Innern kennen gelernt, mit denen selbst die muhamedanischen Eingeborenen sehr wenig Verkehr haben. Der Name Njem-njem ist ein Collectivname, ähnlich in der Bedeutung unserem „Menschenfresser", da „njem" in der Sprache der „Mrtèng" (3 Tage S.O. von Jakoba), die die allgemeine der Heiden zwischen Jakoba und dem Benue ist, „Fleisch" bedeutet. Der wildeste und bedeutendste Stamm derselben sind die Tângale, die eine Bergkette am Ufer des Benue (oberhalb des von der „Plejade" besuchten Ortes) bewohnen, die sich durch einen überaus prächtigen Pic auszeichnet, der sich gegen 3000 Fuß über die Ebene erhebt. Diese Leute haben sich bis jetzt noch unabhängig erhalten und werden nur hin und wieder durch Raubzüge des 5 Tage von ihrem Wohnplatze residirenden Sultans von Gombe beunruhigt. Sie kommen selten in die Ebene herab, um eiserne Werkzeuge zum Ackerbau für Korn einzuhandeln. Es kostete mir einige Mühe, Verkehr mit ihnen anzuknüpfen; sie liefen, wie die Heiden auf den Bergen von Mandra, davon, sowie sie meiner ansichtig wurden; einige Perlen und kleine Muscheln beschwichtigten endlich diese Furcht, und ich fand die Leute gutmüthig, gesprächig und äußerst dankbar für kleine Geschenke. Daß sie die Kranken ihres Stammes essen, ist unwahr; ich habe zufällig zwei Leute in ihren Dörfern sterben sehen und gefunden, daß sie mit äußerster Sorgfalt gepflegt wurden; nach ihrem Tode brachen die Verwandten in das gewöhnliche Jammergeschrei aus, das die ganze Nacht durch erschallte. Dagegen essen sie alle im Kriege erlegten Feinde, die Brust gehört dem Sultan, der Kopf, als der schlechteste Theil, wird den Weibern übergeben. Die zarteren Theile werden an der Sonne getrocknet und als Pulver dem gewöhnlichen Mehlbrei beigemischt. Wenn sie Mangel an Proviant haben, verkaufen sie ihre Kinder an die Fellatah und nehmen für einen Knaben von 10 Jahren gewöhnlich 3 Ochsen (deren jeder einen Werth von etwa $1\frac{1}{2}$ span. Dollar hat). Ich sah sie einen Ochsen schlachten; das Fett wurde unverzüglich geschmolzen und in unglaublichen Massen getrunken. — Die Religion aller südlich von Jakoba lebenden Stämme ist eine und dieselbe. Sie haben eine Art Gottheit, den „D o d o", die ein Collectivum der Seelen aller Verstorbenen zu sein scheint. Diesem Dodo bauen sie eine an allen Seiten verschlossene Hütte, gewöhnlich unter einer Gruppe von Limi oder Baumwollenbäumen. Die Lücken zwischen diesen werden bis auf eine kleine Oeffnung sorgfältig mit Cereus und Euphorbia verschlossen. In der Hütte steht ein oben in drei Zweigen auslaufender Pfahl, auf diesem ein Töpfchen und neben ihm zwei andere kleine Thongefäße. Wenn der Gafuhli (Durra) reif geworden, begibt sich der Dodo, der sonst immer in diesem Hause wohnt, in den Wald, um 7 Tage und 7 Nächte zu tanzen. Dann allein wagen sich die Männer, (eine Frau darf sich nie dem Heiligthume nähern) in die Hütte, opfern Hühner und füllen von den beiden unteren Gefäßen eines mit dem Blute und den Köpfen derselben, das zweite mit dem gewöhnlichen Mehlbrei, der für diese Gelegenheit von einem Manne gekocht sein muß, das oberste mit Busa (Bischma [Cyperus esculus.] Bier). Da ich ohne Zelt reis'te, fand

ich es sehr bequem, in diesen Dodohäusern zu logiren, wo ich vor allen Diebereien sicher war; kein Mensch wagte sich in die Nähe derselben. In der Mitte des Häuschens ist ein Kreis von aufgeworfener Erde mit kleinen weißen Federn geschmückt. Vor jedem Hause im Dorfe steht ein dreifach gespaltener Pfahl mit einem Töpfchen darauf, in das von Zeit zu Zeit Busa gegossen wird, und bat man mich stets flehentlich, dieses Gefäß nicht zu beschädigen. Vor dem Hause des Sultans erhebt sich eine hohe Stange, an der die Unterkiefer alles erlegten Wildes und geschlachteten Viehes aufgehängt werden; sollte Jemand das zu thun unterlassen, so würde er in Jagd und Viehzucht nur Unglück haben. Die Todten werden 7 Tage lang in sitzender Stellung bis an den Kopf eingescharrt, während welcher Zeit man eine förmliche Katakombe von etwa 20 Fuß Länge und 4—6 Fuß Breite und Höhe für ihn gräbt, mit drei Eingängen, die man später mit Steinen verstopft. Am siebenten Tage wird der Leiche der Kopf abgeschnitten und der Körper auf zahlreiche Matten so weich und gut, wie möglich, gebettet (denn wenn er nicht gut liegt, so kommt er wieder), auf dem Grabe eine Art Denkmal von Strohbündeln errichtet und der Kopf in der Nähe beigesetzt, der der Männer in Stroh eingebunden, der der Weiber in einem Topfe. Die Hütte, in der ein Mann gestorben, wird sogleich von allen Angehörigen verlassen und verfällt bald. Die zum Muhamedanismus bekehrten Heidenstämme amüsiren sich stets noch zur Erndtezeit mit einer Darstellung des Dodo. Ein Mann, von dessen Kopfe und Gürtel Gafuhliblätter herabhängen, erscheint von Trommelschlägern begleitet und beginnt zu tanzen, während seine Begleiter kleine Gaben für ihn einsammeln. Störche werden in großen Ehren gehalten, und als ich einmal einen derselben schoß, zogen unverzüglich die ganzen Bewohner des Dorfes mit Sack und Pack davon, und ich blieb alleiniger Inhaber von etwa einem Dutzend Hütten. Die Gebirge Bautschi's sind lediglich grobkörniger Granit mit großen Quarzblöcken und Ueberfluß an Blei und Zink. Eisen findet sich mit dem gewöhnlichen versteinerungslosen schwarzen Sandstein östlich von Jakoba in Menge, dagegen fehlen Zinn, Kupfer und Silber. Die Eingeborenen halten dafür, daß die Flüsse Gold führen (der dem Sande beigemischten goldfarbigen Glimmerblättchen wegen, von denen Ew. Hochwohlgeboren durch meinen Vater eine Probe erhalten werden). Das Salz am Benue (bei Dscheb-dscheb und Bu Manda) ist lediglich ein Product aus der Asche des 20 bis 25 Fuß hohen Grases, welches die Steppen dort bedeckt und, sowie es trocken, in Brand gesteckt wird. Sowie es niedergebrannt ist, schabt man die obersten Schichten der Erde ab, laugt sie aus und kocht das Product ein, wobei man ein graues, wenig scharfes Salz erhält, das ziemlich theuer verkauft wird, da man damit alle Länder vom Benue südlich und auch zum großen Theile Bautschi versorgen muß. Ein Pfund kostet gegen 250 Wodda, etwa 3 Sgr. Einen Zoll unter der Bodenoberfläche findet man keine Spur von Salz. — Der jetzige Sultan von Jakoba (das seinen Namen nicht von dem 1844 verstorbenen Sultan „Jakob", sondern von einem in der Nähe wohnenden Hordenstamme, den „Jako", hat und von den Fellatah und Afnu nie Jakoba, sondern stets „Garuh'-n-Bautschi" genannt wird) residirt nicht in

seiner Hauptstadt, sondern liegt schon 7 Jahre lang im Felde gegen einen 65 engl. Meilen gegen N. N. W. gerade an der alten Kanostraße wohnenden Heidenstamm, die Sonoma, die sich durch alle entlaufenen Sclaven der Fellatah rekrutiren. Bei einem Besuche in seinem Lager, das sich im Laufe der Jahre in eine große ummauerte Stadt verwandelt hat und Sanzänni Bautschi genannt wird, wurde ich beinahe ein Opfer der Dysenterie, die ich hier 45 Tage nicht los werden konnte. Mein Gesundheitszustand verbesserte sich erst, nachdem ich Jakoba, das wegen seiner ungesunden Lage im ganzen Sudan verrufen ist, verlassen hatte. Jakoba liegt 2500 Fuß über dem Meere auf einem großen Granit-Plateau; dort ist der Boden 20 Meilen im Umkreise nicht angebaut, sondern nur mit ungeheuren Steinblöcken und Felsen von der wunderbarsten Gestalt, meist mit blendend weißen Quarzkuppen gekrönt, bedeckt. Der Boden senkt sich allenthalben nach der Stadt zu, die deshalb während der Regenzeit von einem großen Sumpfe umgeben ist. Der Ort selber ist voll großer Gruben, in denen sich das Wasser ansammelt und die zugleich als Depositt für todte Sclaven und Aas von aller Art dienen. Die Ausdünstungen dieser Pfuhle würden unerträglich sein, wenn nicht Mutter Natur sie mit einer so dichten Schicht von **Pistia Stradiotes** überzöge, daß die Pflanzen, wenn sie größer und größer werden, nicht mehr neben einander Platz haben und förmlich über einander wachsen. — Ew. Hochwohlgeboren werden in diesem Briefe ein kleines Blättchen finden, das eine Miniaturskizze der Flußsysteme des Jeou, Niger und Tschadda enthält. Ich habe, wie Sie leicht denken können, noch nicht Zeit gehabt, meine Beobachtungen zu reduciren und eine genaue Karte von meiner Reiseroute zu entwerfen, weshalb das erwähnte Kärtchen nichts weiter, als einen Ueberblick über die Richtungen der verschiedenen Ströme giebt, die man, ohne sehr weitläufig zu werden, nicht gut mit Worten beschreiben kann. Den Jeou und den Gongola habe ich bis zu ihren Quellen verfolgt und letzteren Fluß an vier verschiedenen Stellen passirt. Den Benue, Jeou und den kleinen Fluß zwischen Bautschi und Salia habe ich jeden zwei Mal an verschiedenen Punkten überschritten. Nach allen von mir in Tubori und am Südufer des Benue eingezogenen Nachrichten kommt der Hauptarm dieses Flusses aus dem Toburisee. Dafür scheint mir auch der Umstand zu sprechen, daß der Benue selbst in der trockenen Jahreszeit in seinem oberen Laufe immer noch 4—6 Fuß Wasser hat, welches dann *ohne alle Strömung* vollkommen still steht, während doch das Flußbett weiter unten nirgends durch Sandbänke vollkommen abgesperrt ist. Alle anderen Flüsse, wenn sie während der trocknen Jahreszeit überhaupt noch Wasser haben, laufen dann mit einem schnellen Strome ab. — Bei den Untersuchungen, die Ew. Hochwohlgeboren über den Siroccostaub angestellt haben, wird Sie vielleicht folgende Bemerkung über die an der Nordküste Afrika's wehenden Südwinde (Gibli genannt) interessiren. Der Gibli fängt Morgens gegen Sonnenaufgang im W. an mit getrübtem Himmel, die Sonne roth färbend. Während des Vormittags geht er nach S. herum und weht aus dieser Himmelsgegend von etwa 11 Vorm. bis 3 Nachm. mit erstickender Hitze, dichte Staubwolken, die es unmöglich machen, einen Gegenstand auf 100 Schritte zu erkennen, vor sich her-

treibend. Nachmittags schlägt er nach O. herum, und schwächer und schwächer werdend weht er um Mitternacht ganz gelinde aus Norden. Hier in Kuka ist besonders bei heftigem Ostwinde die Atmosphäre fortwährend getrübt durch ungemein feinen Staub. Ich habe dergleichen in Bautschi nicht wahrgenommen, wo Höhenrauch, ganz mit allen den Erscheinungen begleitet, die ich in Thüringen so oft beobachtet habe, ein sehr gewöhnliches Phänomen ist. Ich hätte Ew. Hochwohlgeboren noch Manches zu schreiben, der Courier aber, der in wenig Stunden abgeht, treibt zur Eile. In etwa 15 Tagen werde ich eine Recognoscirung nach Wadai machen, um endlich den Baher el Rhasal mit seinen Knochenlagern zu untersuchen. Meine magnetischen Beobachtungen habe ich bis Jakoba ausgedehnt. Mit der ergebensten Bitte, mich Sr. Excellenz Herrn Baron von Humboldt, Herrn Prof. Enke, Herrn Prof. Ritter und Herrn Dr. Wolfers zu geneigtem Andenken zu empfehlen, verbleibe ich mit tiefster Verehrung

Ew. Hochwohlgeboren
ganz ergebener und unterthäniger Diener
Eduard Vogel.

Den schon von Barth (s. S. 275) erwähnten Ayu, eine im Benue lebende Walfischart, beschreibt Vogel folgendermaßen:

Der Ayu. Walfischart. Schwanz: horizontal, schaufelförmig; zwei Flossen dicht hinter dem Kopfe, mit drei dreifach gegliederten Knochen, die in einem kurzen Nagel endigen. Kopf spitz; Oberlippe gespalten; Maul außerordentlich klein, — bei einem Exemplare von 5 Fuß Länge war der Kopf 18 Zoll lang, 15 Zoll hoch, Mundöffnung 3 Zoll; — Nasenlöcher nach vorn gerichtet, dicht über der Oberlippe, halbmondförmige Spalten; Augen nach oben gerichtet, dicht hinter den Nasenlöchern stehend, beim erwähnten Exemplar nur $3\frac{1}{2}$ Zoll von der Schnauzenspitze, auffallend klein, 3 Linien im Durchmesser, schwarz. Keine Spritzlöcher. Harter Schlund, angewachsene Zunge, im Ober- und Unterkiefer auf jeder Seite 5 Backzähne mit 6 Spitzen und 3 Wurzeln, nur wenige Linien über das Fleisch vorragend. Vorderzähne fehlen, statt derselben besetzen harte kurze Borsten die Kiefern. — Farbe dunkelgrau, auf dem Bauche weißlichgrau; Rücken mit einzelnen groben rothen Haaren besetzt. — Der Ayu wird bis 10 Fuß lang und lebt auf überschwemmten Marschen am Benue; sowie das Wasser fällt, verläßt er seinen Standort und geht dem Meere zu. Wenn er mit dem großen Wasser wieder erscheint, bringt er gewöhnlich 1—2 Junge mit, die dann 3—4 Fuß lang sind. — Seine Nahrung besteht nur aus Gras; ich habe nie eine Spur von Fischen, die er auch wegen seines kleinen Maules schwerlich fangen kann, in seinem Kothe, der dem des Pferdes in Farbe und Gestalt ähnlich ist, gefunden. Der Ayu ist außerordentlich fett und Fleisch und Fett sehr wohlschmeckend, dem Schweinefleisch ähnlich. Die Haut wird zur Verfertigung von Peitschen benutzt. Das Thier ist keineswegs häufig, und es ist daher stets ein großes Fest, wenn eines gefangen wird. Die Knochen sind hart, wie Elfenbein, und werden Ringe davon verfertigt. Auch sind sie, sowie das Fett, in ganz Sudan als Arzneimittel berühmt.

Am 1. Jan. 1856 reis'te Vogel nach dem Osten ab. Lange Zeit wartete man vergebens auf Nachricht; am 24. Februar 1857 endlich schrieb Barth aus London an den Vater nach Leipzig:

„Geehrter Herr! Bravo! Ruhm über den Muthigen! Ihr lieber Eduard ist wirklich in Wadai eingedrungen. Schwer ist es. Er hat viel zu erdulden, das ist gewiß. Es ist ein wildes Volk. Er ist der erste Europäer. Hart wird man ihm zusetzen; aber lassen Sie uns hoffen. Auch ich bin durchgekommen, und er ist ein muthiger, ein gewandter Mensch. Hoffen Sie mit mir das Beste! Ich erwarte nächstens mehr. Sollte er unterliegen, was Gott verhüte, so ist es sein Ruhm; er wäre einem glorreichen Tode gefallen. Ich hoffe bald mehr zu hören und werde sogleich schreiben."

Es waren verhängnißvolle Worte, mit schwerem Herzen geschrieben, die des kühnen Reisenden Familie auf die Trauerbotschaft vorbereiteten, welche von Tripolis herübergekommen war. Vogel's Begleiter Macguire, der in Kuka zurückgeblieben war, hatte an den englischen Consul Herman Folgendes berichtet:

„Mit Bedauern schicke ich Ihnen traurige Botschaft. Dr. Vogel, der am 1. Januar 1856 nach Wadai abreis'te, ist als Opfer des Fanatismus der dortigen Bevölkerung gefallen. Die Umstände erzählt man verschieden, ohne daß ich mit Sicherheit sagen möchte, welcher Bericht der glaubwürdigste sei. Sultan Omar wird Näheres schreiben. Von Vogel's Begleitern ist keiner heimgekehrt; einer derselben soll getödtet, die beiden andern zu Sclaven gemacht worden sein."

Zwar schrieb Omar an den englischen Consul in Murzuk, that aber über den Tod Vogel's nicht die leiseste Erwähnung. Herman schickte einen Courier nach Bornu, der im Juli mit der Nachricht zurückkam, Vogel habe Wara erreicht, sei aber gleich nach seiner Ankunft in den Palast des Sultans gebracht und darauf, da er sich geweigert habe, den muhamedanischen Glauben anzunehmen, enthauptet worden.

Macguire trat inzwischen, fest überzeugt von Vogel's Tode, die Rückreise an, wurde aber an dem Brunnen Belkaschferri oder Bere Kaschiferi von Tuaregs überfallen und nach verzweifelter Gegenwehr erschlagen. Mit ihm gingen auch viele Papiere und Sammlungen Vogel's verloren und haben seitdem trotz aller Mühe nicht wieder aufgefunden werden können.

Ueber Vogel's Schicksal wurde alle erdenkliche Kundschaft eingezogen; alle Nachrichten stimmten darin überein, daß er in Wara angekommen und dem geizigen Sultan Scherif in die Hände gefallen

sei; man wollte wissen, er habe den heiligen Berg bei Wara bestiegen und sei zur Strafe auf offenem Markte enthauptet worden. Plötzlich tauchten neue Hoffnungen auf. Ein deutscher Reisender, Freiherr von Reimans aus Baiern, schrieb am 20. Nov. 1857 von Alexandria aus an Vogel's Vater nach Leipzig:

„Bei meiner jüngsten Reise (Juni bis November 1857) an den Küstenstrichen Arabiens hatte ich viele Gelegenheit, über Central-Afrika Nachrichten einzuziehen und zu sammeln, indem ich ganz besonders Djedda während der Zeit der Pilgerfahrt nach Mekka zu meinem Aufenthaltsorte erwählte, wo der merkwürdige Zusammenfluß der verschiedensten Nationen muhamedanischen Glaubens geographische Forschungen am meisten begünstigt und erleichtert. In arabischer Tracht, von zwei muhamedanischen Dienern begleitet, galt ich selbst als ein Tunesischer Pilgrim, und im unbeargwohnten Verkehre mit den übrigen Pilgern gelang es mir, eine Menge von nützlichen Notizen und Anhaltspunkten zu sammeln, indem ich vorgab, von Djedda über Suakin, Darfur und Wadai nach meiner Heimath zurückkehren zu wollen. Meine Fragen und Erkundigungen in dieser Richtung mußten natürlich auf die Route unseres unglücklichen Reisenden Vogel stoßen, von welchem schon zur Zeit meiner Abreise von Kairo so beklagenswerthe Nachrichten über Tripolis eingelaufen waren. Es gelang mir, mehrere Pilger aus Wadai und den umliegenden Ländern aufzufinden, welche von der Reise des Christen gehört und, wenn auch unvollkommene, so doch berücksichtigenswerthe Nachrichten brachten.

Die erste Nachricht erhielt ich von Scheich Abdullah Auwad. Dieser, etwa 25 Meilen südlich von Wara aus dem Tribus der Masselit, hatte von den Reisen des Christen Abd-el-Wahed (so nannte er Vogel) am Fittre-See, Medogo, Wadai und schließlich von seiner Ankunft in Wara beim Sultan Scherif gehört. Die Zeit dieser Ankunft versetzte er in den Monat November (?). Dort soll Abd-el-Wahed in der Stadt Wara gewohnt und in zahlreichen Ausflügen nach der Umgegend das ganze Land „aufgeschrieben" haben. Unweit der Stadt befinde sich ein heiliger Berg, welchen nur der Sultan das Recht habe zu besteigen; auch das unterhalb desselben liegende Gebiet sei nur für große Scheichs zugänglich und kein anderer Landeseingeborner dürfe dasselbe betreten. In letzterem sei Vogel oftmals und lange, ungehorsam den Warnungen (?), herumgegangen und habe hierdurch das Mißtrauen der Wächter geweckt, welche ihn eines Tages in der Nähe desselben überfallen, gefangen und seitdem in Ketten geworfen hätten. Eine Tödtung desselben soll nicht erfolgt sein.

Zwei andere Neger aus dem Wadai bestätigen im Allgemeinen die Wahrheit dieser Erzählung, jedoch konnten sie bei geringem Grade von Kenntnissen und geistigen Anlagen durchaus keine weitere Aufschlüsse über Land und Leute geben. Vom Sultan Scherif sagten sie, daß er ein harter und geiziger Mann sei.

Einen anderen bei weitem intelligenteren Erzähler fand ich bei meiner Rückkunft nach Kairo in der Person des Seid Mohamet il Schingiedi. Dieser hatte im Laufe der letzten zehn Jahre das ganze Land von

Timbuctu bis Darfur durchwandert, woselbst er sich bei dem Herrscher Hussein der Art in Gunst zu setzen wußte, daß dieser ihn vor einigen Monaten mit Geschenken an den Vicekönig von Aegypten abschickte. In steter Verbindung mit den Bewohnern des Inneren des Landes will er ein Schüler und Freund des Scheichs Bakai, des Herrschers von Timbuctu, sein, desselben, welcher Dr. Barth so gastfrei und schirmreich in seinem Gebiete aufgenommen hatte.

Mit seltenem Gedächtniß erinnerte er sich aller von ihm gemachten Routen und kannte genau die von Abd-el-Kerim (Barth) in den Jahren 1850—1854 gemachten Wege und die diesem berühmtesten Forscher entstandenen Erlebnisse. Er nannte ihn einen „saheb il aelm", d. i. Besitzer der Wissenschaften, und pries die sprachlichen und geographischen Kenntnisse dieses „erleuchteten" Christen mit einer für Muhamedaner seltenen Lebhaftigkeit und Intelligenz. Die Rückkehr Barth's in seine Heimath war ihm bekannt, und ebenso dessen Versprechen, von dort an Scheich Bakai arabische Bücher als Geschenke zu schicken; den Tod Overweg's und den Aufenthalt Dr. Vogel's (Abd-el-Waheb) am Tsadsee und Fittre-See bestimmte er in wenig differirenden Epochen, und dessen Ankunft in Wara hatte ihn im höchsten Maße interessirt. Er, selbst in Wara bekannt, beantwortete mir meine Fragen über das Schicksal unseres heldenmüthigen Reisenden mit genauen Details. Leider scheinen sich nach diesen die unglücklichen Nachrichten des Scheich Abdulah in gesteigertem Maße zu bewahrheiten. — Den ganzen Vorfall wie ersterer berichtend, bezeichnet er den sogenannten „Heiligen Berg" mit dem Namen Djebel it driat. Auf der Spitze desselben befindet sich eine große Gupa mit weiß übertünchten Steinen, um welche herum drei kleinere Gebäude derselben Art erbaut sind.

Der Berg und die Gupa, stets unbewohnt, werden nur bei einem Thronwechsel von dem neuen Sultan erstiegen, welcher dort eine bestimmte Anzahl von Stunden bis zum Aufgange oder Untergange eines gewissen Gestirnes zuzubringen hat, um dann herabzusteigen und in feierlichem Geleite in die Stadt Wara zurückzukehren und als rechtmäßiger Herrscher bewillkommt zu werden. Niemand außer ihm hat jemals das Innere der geheiligten Gupa gesehen, und nur drei gewisse Scheichs besitzen die Schlüssel zu den kleinen Gebäuden. Der Berg und eine geringe Umgebung, geheiligt, werde von keinem Moslim betreten, viel weniger könne ein Christ einen derartigen Versuch ungestraft wagen. Die Bewohner des Landes schildert er als roh und gewaltthätig. Die Ankunft des Christen Abd-el-Waheb habe ihnen, fanatischen Moslims, nur wenig Freude verursacht, und dessen Spaziergänge in und außerhalb der Stadt seien ihnen im höchsten Maße unangenehm gewesen. Als man bemerkt habe, daß die meisten derselben hauptsächlich in die Umgegend des heil. Berges sich gerichtet, und er dort mehrmals (?) schon am frühen Morgen gesehen wurde, sei die mit der Bewachung des heil. Berges beauftragte Mannschaft, hievon unterrichtet, ihm nachgeschlichen und habe ihn überfallen und gefangen, um ihn zu tödten.

Bis hierher bleibt Seid Muhamed bei wiederholten Unterhaltungen, welche ich mit ihm über diese Vorfälle gepflogen, seiner Erzählung stets

getreu. Die Art und Weise aber, in welcher der Tod des unglücklichen Vogel erfolgt sei, berichtet er mit sichtbaren Zweifeln, indem er bald angiebt, die Soldaten des Sultans hätten denselben aus eigener Machtvollkommenheit erschlagen, bald sagt, daß dieselben den Gefangenen vor den Sultan gebracht und dieser die Tödtung im Gefängniß befohlen habe. Mir schien es oft, als ob der so gewandte Mann in diesem letzten Theile seiner Erzählung eine gewisse Befangenheit habe; meine Fragen über nähere Details schnitt er stets mit dem einzigen Worte „katalouhu" = „sie tödteten ihn" kurz ab. Den Charakter des Sultan Scherif beschrieb er als höchst ungerecht und herrschsüchtig. Der hervorstechendste Zug desselben sei Habsucht; er besitze viele Flinten und Kanonen und fürchte seine Grenznachbarn gegen das innere Afrika eben so wenig als die Engländer, und deßhalb habe er sich nicht zu scheuen, wenn in seinem Lande ein Inklis (Engländer) ermordet würde. Nur mit Hussein, dem Herrscher von Darfur, suche er Freundschaft.

Dieser letztere Umstand ist jedoch, wie ich aus früheren Erzählungen meiner Djeddaer Freunde erfahren, nicht ganz wahrheitsgemäß, vielmehr bestehen gerade im gegenwärtigen Momente zwischen Darfur und Wadai Besitzstreitigkeiten, welche sehr wenig zu Gunsten des Sultans Hussein zu enden scheinen.

In Folge dessen trat das unglückliche Absperrungssystem Darfurs gegen Aegypten und das Verbot des Karavanenzuges über Dongola ein, welches, so streng aufrecht erhalten, dieses ganze Land bis heute allen europäischen Forschungen entzogen hat.

Bei Andeutung dieser letzteren Besitzstreitigkeiten, durch Erwähnung der dabei betheiligten Tribus, verstand mein schlauer Freund, daß mir das Verhältniß seines Sultans zu Sultan Scherif nicht gänzlich unbekannt sei, und gestand mir zu, daß der letztere auch seinem Herrn gegenüber manchmal „battal schuoje", d. i. ein wenig schlimm, sei; ich unterließ es jedoch aus Rücksicht für sein Zartgefühl, auf diese Verhältnisse näher einzugehen.

Den Tod unseres vortrefflichen **Dr.** Vogel dem Sultan oder dessen Leuten zuzuschreiben, ist möglicher Weise nur ein Ausfluß persönlicher Abneigung Seid Mohamet's. Die Widersprüche und Unbestimmtheit über dessen Todesart und die bestimmten Versicherungen des Gegentheiles durch Scheich Abdullah scheinen mir aber nicht ohne Berücksichtigung für das etwaige Schicksal **Dr.** Vogel's zu sein, und der so hervorstechende Charakterzug des Sultan Scherif's, die Habsucht, läßt mir immer noch gegründete Hoffnung, daß derselbe, wie Scheich Abdullah sagte, nicht ermordet, sondern nur in Ketten gefangen ist. Daß Scherif einen Mann getödtet haben sollte, für dessen Leben er bei seiner steten Verbindung mit Tunis und Tripolis von England ein bedeutendes Lösegeld erhalten konnte, wäre bei dem stets berechnenden Charakter eines Orientalen erstaunlich. Wenn er es gethan hat, so geschah es sicherlich nur aus Furcht vor dem Fanatismus des Volkes; aber dann würde eine Tödtung nicht, wie Seid Muhamed sagt, im Gefängnisse, sondern öffentlich vor dem Volke geschehen sein.

Daß sich solches nicht ereignet und die über Tripolis nach Europa gelangte Nachricht einer Enthauptung auf öffentlichem Platze eine Lüge ist, hat sich bereits erwiesen. Die Hoffnung, daß Vogel nur im Gefängnisse, bis zur Beruhigung des rasch vergessenden Volkes, verborgen sei, scheint mir nach allem diesem nicht unmöglich, ja sogar wahrscheinlich. Ich theile diese Ansicht offen und unumwunden Eurer Excellenz, welche vielleicht andere Anhaltspunkte über Tripolis erhalten haben, zur Beurtheilung und Vergleichung mit. Jedenfalls bleibt uns bis zu bestimmteren Nachrichten über dessen Tod die Hoffnung unbenommen, daß ein für die Wissenschaft so werthvolles Leben erhalten sei; und die seiner Zeit so glücklich widerlegten Gerüchte über Verunglückung Dr. Barth's berechtigen uns, eine ähnliche Lösung für das Schicksal seines Gefährten zu hoffen.

Gleichheit des wissenschaftlichen Strebens läßt mich für Vogel ein Interesse nehmen, welches Euer Excellenz am leichtesten begreifen werden. Ist Vogel wirklich todt, so starb er in dem Momente, in welchem er mit Deutscher Gewissenhaftigkeit die Erfüllung seines Berufes, die Lösung der ihm vorstehenden Aufgabe ausführte, und wir können den Tod eines solchen Mannes nur mit Stolz betrachten und beklagen; der Gedanke aber, daß er in Gefangenschaft schmachvoll zu Grunde gehe, wäre ein schmerzlich erniedrigender für alle diejenigen, welche in seine Fußstapfen zu treten bemüht sind.

Ich werde im Laufe des Monats December Kairo verlassen, um über Chartum die Grenze Darfurs zu erreichen. Mein eifrigstes Bestreben wird sein, möglichst bald an die Westgrenze dieses Reiches zu gelangen, um dort über Vogel etwas Bestimmtes zu erfahren. Lebt er noch, so bin ich fest entschlossen, die Chance, welche ein Eindringen dem vom Aegypten Kommenden bietet, à tout prix zu benutzen und Alles zu wagen, um mich mit ihm in Verbindung zu setzen. So Gott will, werden die in meiner Reiseausrüstung befindlichen reichen Geschenke hinreichen, den Sinn des habsüchtigen Herrschers von Wadai zu befriedigen, und kein Opfer soll mir zu groß sein. Meine Abreise von Kairo ist unmittelbar nach den Weihnachtstagen festgesetzt. Meine astronomischen und physikalischen Instrumente haben sich auf meinen jüngsten Reisen vortrefflich bewährt, und so Gott mich beschützt, hoffe ich bald von einem Lande Nachrichten zu schicken, in welches bis jetzt kein europäischer Fuß gedrungen ist. Die heißen Sommermonate gedenke ich in den Gebirgen von Darfur zu überstehen."

Leider wurde der edle Mann, der sein Leben für Vogel's Rettung auf das Spiel setzen wollte, vom Fieber ergriffen und starb zu Kairo am 15. März 1858.

Als im Sommer des Jahres 1858 die Königin von England sich in Berlin befand, wurde sie von Alexander v. Humboldt ersucht, Schritte zur Aufklärung über das Schicksal des so lange vermißten aber noch immer nicht aufgegebenen Reisenden thun zu lassen. Der Generalconsul Herman erhielt den Befehl, Boten auszusenden und

alle Nachrichten an den ehrwürdigen Nestor der Naturforschung nach Berlin zu senden. Bald konnte der letztere dem bekümmerten Vater melden, daß von Tripolis aus neue Ermittlungen angeordnet worden seien. Er schrieb dabei:

„Was mir heute auf Befehl von Lord Malmesbury unmittelbar von dem Consulat zu Tripolis gesandt ward, hat in sofern großes Interesse, weil es das unverkennbarste Zeugniß darbietet, man versäume kein denkbares Mittel, um endlich die sicherste Nachricht selbst durch die Chefs der Tuaregs zu schaffen. Der Vorschlag, die Gefängnisse von Wadai durchsuchen zu lassen, ist sicher, aber freilich am vielversprechendsten die Versicherung: keine Gelderspariniße! Da wird nichts scheitern. Lassen Sie uns — so rufe ich Ihnen und der theuren, trostbedürftigen Mutter zu — lassen Sie uns noch nicht an Gottes und durch ihn an der Menschen Hülfe ganz verzweifeln! Der kranke König war auch noch von Tegernsee zurückkehrend ganz mit Ihrem Eduard warm beschäftig. Ihr treuer, kaum halb genesener Humboldt."

Von seinen Lorbeern erdrückt sank der neunzigjährige Alexander von Humboldt ins Grab, ehe er die Ergebnisse seiner letzten liebreichen Bemühungen erfahren konnte. Doch sind dieselben leider so, daß sie die traurige Ueberzeugung nur befestigen, noch vor dem Greise sei der Jüngling aus seiner glorreichen Laufbahn abberufen worden. Wir schließen unsern Bericht über Eduard Vogel mit den Worten, welche ihm sein treuer Freund August Petermann widmet.

„Nach längerer Pause", sagt dieser in seinen Mittheilungen, „sind wieder einige Nachrichten über Eduard Vogel's Schicksal an das englische Ministerium gelangt. Leider bestätigen sie nur die früheren Gerüchte und erhöhen so die Wahrscheinlichkeit von dem traurigen Ende des unglücklichen jungen Mannes. Der Sultan von Bornu sowohl wie ein glaubwürdiger Mann aus Tripolis, der sich in Kukaua aufhält, berichteten an den britischen General-Konsul in Tripolis, Colonel Herman: Vogel sei allerdings glücklich bis nach Wara gekommen, daselbst aber gleich bei seiner ersten Begrüßung des Sultans von diesem ermordet worden. Seine Papiere seien hierauf verbrannt worden. Was er aber bei seiner Abreise von Kukaua an Schriften in der Verwahrung seines Begleiters Maguire zurückgelassen, sei mit diesem bekanntlich in die Hände der Tibbu gefallen und wahrscheinlich auch für immer verloren. Seit jener Zeit (1857) sei der Sultan von Wadai gestorben und sein jüngster Sohn habe sich mit Hülfe seiner Oheime von mütterlicher Seite der Regierung bemächtigt; den Antritt seiner

Regierung habe er dadurch bezeichnet, daß er dreien seiner älteren Brüder habe die Augen ausstechen lassen, welchem Schicksale die vier anderen durch zeitige Flucht theils nach Darfur, theils nach Bornu sich entzogen hätten, um von da aus ihre Ansprüche auf den Thron ihres Vaters geltend zu machen. — Die im Auftrage der englischen Regierung von Murzuk aus direct nach Wadai abgesandten Boten sind noch nicht zurück, doch zweifelt Colonel Herman, daß sie günstigere Nachrichten zurückbringen werden.

So schwindet denn die Hoffnung, den talentvollen, liebenswürdigen, uns persönlich nahe befreundeten Reisenden wieder zu sehen, mehr und mehr; wenn wir auch mit Männern, die eine gründliche Kenntniß der im Sudan obwaltenden Verhältnisse besitzen, eine glückliche Lösung des ihn umschwebenden Geheimnisses schon seit längerer Zeit nicht mehr für wahrscheinlich halten konnten, so berührt uns doch die abermalige Bestätigung seines Todes wieder tief und schmerzlich. Fast noch schwerer aber als für Verwandte und Freunde ist sein Verlust für die geographische Wissenschaft. Sie beklagt in ihm einen mit gründlichen Kenntnissen in der Astronomie und den Naturwissenschaften ausgerüsteten Reisenden von trefflicher Beobachtungsgabe, unbeugsamem Muth und Vertrauen, frischer Thatkraft und einer seltenen Fähigkeit, die selbst empfangenen Vorstellungen lehrreich und anmuthig zugleich in anderen zu erwecken. Schon der kleine Theil seiner Arbeiten, der nach Europa gelangt ist, war von hohem Werthe für die Geographie von Afrika; was hätte man erst von ihm erwarten dürfen, wenn er mit allen seinen gesammelten Schätzen zurückgekommen wäre!

Zwei Versuche, nach dem Schauplatze seines wahrscheinlichen Märtyrer-Todes vorzudringen, sind durch ein unglückliches Verhängniß gescheitert. Richard v. Neimans, der eigens zu diesem Zweck ausgegangen war, erlag schon in Kairo einer plötzlich eingetretenen Krankheit, wenige Tage vor dem festgesetzten Aufbruch nach dem Innern, und Dr. Cuny, den wenigstens neben anderen Zwecken auch dieser nach Wadai zog, fiel, wie man glaubt, als Opfer des muhamedanischen Fanatismus zu Tendelty in Darfur. Sollen noch weitere Menschenleben daran gesetzt werden, um Gewißheit über Vogel's Schicksal zu erhalten? Bei der Wahrscheinlichkeit seines Todes möchte dieses unnütz und sogar tollkühn erscheinen, wenn man bedenkt, daß sich die politischen Verhältnisse in Wadai eher verschlimmert als verbessert ha-

ben. Dennoch zweifeln wir nicht, daß sich noch ein dritter Mann und vielleicht noch Mehrere finden, die mit den nöthigen körperlichen und geistigen Eigenschaften ausgestattet, den ehrenvollen Versuch erneuern. Könnten sie auch Eduard Vogel und seine Papiere nicht mehr retten, so würden sie sich doch den Dank des deutschen Volkes und der ganzen gebildeten Welt erwerben, wenn es ihnen gelänge, die Zweifel zu lösen, und nebenbei würden sie eine Reise ausführen, die für immer eine glänzende Stelle in den Annalen der geographischen Entdeckungen einnehmen würde. Freilich ist eine Reise nach Wadai ein kühnes Wagniß, aber sie ist kaum gefährlicher, als so viele andere in neuerer Zeit in Afrika glücklich ausgeführten Reisen, und so gut es Dr. Barth gelang, aus den Ländern heimzukehren, in denen Mungo Park und Major Laing einen gewaltsamen Tod fanden, so gut könnte auch einem Nachfolger Vogel's eine glückliche Rückkehr aus Wadai gelingen."

Während wir das Werk schließen, hat sich bereits ein neuer Nachfolger in der Person des Herrn Dr. Th. v. Heuglin, Württembergischen Hofraths, gefunden, welcher, sieben Jahre als österreichischer Consul zu Chartum am oberen Nil wohnend, auf Grund seiner Erfahrungen nach Wadai vorzudringen sich getraut. Hoffentlich wird ein schöner Lohn seine Bemühungen krönen, zu deren Gelingen jeder Freund der Wissenschaft mit Freuden sein Scherflein für die Beschaffung der äußeren Mittel beisteuert.

Vierter Abschnitt.

Die Dampfschifffahrten auf dem Niger und Benue.

Die große Schwierigkeit, von der mittelländischen Küste aus durch die Wüste einen Handelsweg in das Herz von Afrika zu bahnen, rief auch nach der unglücklichen Expedition der Jahre 1832—1834, bei welcher Rich. Lander seinen Tod fand, wiederholt den Gedanken hervor, mit Dampfschiffen auf dem unteren Niger in die südlichen Theile des Sudans vorzudringen. Leistete der durch die politische Erhebung der Fellatahs so sehr gekräftigte Islam im Norden dem

Eindringen des Christenthums den zähesten Widerstand, so ließ sich in den der Guineaküste nahen Negerländern um so eher eine günstige Aufnahme für die Religion hoffen, welche der Bevölkerung Erlösung versprach von ihrem alten Fluche, der Sclaverei.

Daß der Elfenbeinhandel für den Sclavenhandel keinen Ersatz bieten würde, hatte die Fahrt von 1832 bewiesen. Aber ein anderes Product des Nigerdeltas erhält täglich größere Wichtigkeit, das Palmöl; nirgendwo kommt die **Elaeis guineensis**, die Oelpalme, in reicherer Menge vor, als zwischen den Nigerarmen Benin, Nun, Neu-Calabar, Bonny, Alt-Calabar und Camerun. Die Mündungen der letzteren bilden daher bereits die Hauptstapelorte für den Palmölhandel, und welchen Aufschwung der letztere in dreißig Jahren genommen hat, zeigen folgende Zahlen. Im Jahre 1821 wurden 3200 Tonnen (128,000 Pfd. St. an Werth), 1845 schon 25,285 Tonnen (1,011,400 Pfund Sterl.) und 1854 gegen 32,000 Tonnen (1,280,000 Pfd. St. oder 9 Mill. Thaler an Werth) in England eingeführt — ein Werthbetrag, welcher der Gesammtstaatseinnahme der Schweiz (9,300,000) und Würtembergs (10,000,000 Thlr.) die Wage hält. Da dieser Handel fast ausschließlich von Liverpool aus betrieben wird, so ist das rege Interesse, welches die bedeutendsten Handelshäuser dieser Stadt an der Erforschung und Befahrung des unteren Nigers nehmen, in jeder Hinsicht begründet. Mac Gregor Laird in Liverpool, welcher an der Fahrt von 1832 persönlich Theil nahm, hat seit jener Zeit Alles aufgeboten, um einen regelmäßigen Handelsverkehr nach dem Innern herzustellen.

Eine Fahrt, welche im Jahre 1841 stattfand, fiel wieder höchst unglücklich aus. Im August fuhren drei Dampfschiffe, Sudan Albert und Wilberforce, über die Barre des Flusses Nun, um durch die Hülfe der eingebornen christlichen Dolmetscher, die von Sierra Leone aus mitgebracht und mit den Sprachen der Völker des Inneren, Kanori, Haoussa, Fellatah, Jarriba, Jaouri, Kakunda, Igara u. s. w., vertraut waren, eine christliche Mission zu versuchen. Zwei Missionspriester, Samuel Crowther, ein Neger, und J. Fr. Schön, ein Deutscher, begleiteten sie. Aber schon am 5. September, als die Schiffe vor Igga lagen, begann der Tod sein feindliches Werk. Das Fieber wüthete so stark, daß bald zwei der Dampfschiffe, beladen mi Kranken, zurückkehren mußten; nur der Albert setzte die Fahrt fort.

Aber am 21. September waren auch auf diesem Schiffe nur noch sechs Europäer arbeitsfähig, und als am 4. October Egga erreicht war, lagen alle Ingenieurs krank, drei Mann von der ganzen Mannschaft hielten sich soweit stark, daß sie das Schiff lenkten, das nun stromabwärts treibend am 16. Oct. die See wieder sah, eben früh genug, um in dem Flusse nicht auf Untiefen zu gerathen, der schon rasch fiel.

Fast mußte man die Hoffnung aufgeben, den Kampf mit einem Feinde aufzunehmen, der wie das Klima des Nigerdeltas für alle Europäer unbedingt verderblich schien. Als aber Barth im Juni 1851 den Benuefluß in Adamaua entdeckt und überschritten hatte, der nach seiner und aller Einsichtsvollen Ueberzeugung kein anderer sein konnte, als der vielgenannte Tschadda, welcher nahe bei Funda in den Niger fällt und irrigerweise von Manchen sogar als Abfluß des Tsadsee's angesehen wurde, da erhob sich der Unternehmungsgeist auf's Neue, und dieses Mal krönte das herrlichste Gelingen den kühnen und besonnen ausgeführten Versuch. Das Verdienst unablässiger Anregung gebührt unserem Landsmanne Aug. Petermann, das der großartigsten Unterstützung und Ausrüstung dem Muster aller Kaufleute, dem Engländer Mac Gregor Laird, der zu der einen im Jahre 1854 unternommenen Fahrt allein 14,000 Pfd. St. beisteuerte, das der glänzenden Durchführung endlich dem Schiffsarzte Dr. William Baikie und seinen tapferen Genossen.

Das für die neue Expedition bestimmte Schiff, die Plejade, hatte Laird eigends zu diesem Zwecke bauen und einrichten lassen, ein Dampfschiff von zierlicher und sinnreicher Einrichtung, 106 Fuß lang, 24 Fuß breit, von 200 Pferdekraft und 5—6 Fuß Tiefgang; hob man die Schraube über das Wasser, so war der Dampfer ein Segelschiff. Drei eiserne Boote, 50 Fuß lang und 8 Fuß breit, zerlegbar und leicht mitzuführen, wurden zur Erforschung entlegenerer Gebiete bestimmt.

Die Leitung des Ganzen sollte der Capitän Becroft, Gouverneur auf Fernao de Po, übernehmen, welcher bereits im Jahr 1844 auf seinem eigenen Schiffe Aethiope eine Fahrt den Niger aufwärts bis Bussa gewagt hatte; außer Baikie, den die Regierung ernannte, ging als zweiter Schiffsarzt der von Laird angestellte Dr. Hutchinson, als Schiffskaplan der schwarze Missionär Samuel Crowther, als Sprachforscher unser Landsmann Dr. Bleek aus Bonn mit. Der letztere

mußte leider, durch Krankheit gezwungen, an der Guineaküste umkehren und ist jetzt thätig in der Erforschung des Kafferlandes; der Capitän Becroft war, als die Expedition die Insel erreichte, eben gestorben und die Wahl seines Nachfolgers im Commando der Plejade war eine so unglückliche, daß der Dr. Baikie bald an dessen Stelle treten mußte. Doch hatte Baikie bei Zeiten für andere tüchtige Kräfte gesorgt und insbesondere auf Fernao de Po in Richards, der Becroft auf drei Nigerfahrten begleitet hatte, und dem Schiffslieutenant May vorzüglich befähigte Gefährten gefunden. Im Ganzen waren 13 Europäer auf dem Schiffe, alle wissenschaftlich gebildete Männer; mit Dolmetschern der verschiedenen Stämme war man wohl versehen, und auch das Schiffsvolk bestand aus Schwarzen, 60—70 Mann von dem kräftigen und allen Strapazen gewachsenen Stamme der Kru, welche die Plejade am Cap Palmas eingenommen hatte. So war die Plejade, nachdem sie am 17. Mai 1854 von Liverpool abgefahren und am 29. Juni vor Clarence angekommen, am 8. Juli im Stande, ihre Nigerfahrt anzutreten, und lief am 11. Juli in die Nunmündung ein. Leider ließ der Capitän die Segel in Fernao de Po zurück, die später schmerzlich vermißt wurden. Durch gleiche Nachlässigkeit fuhr das Schiff am 19. auf den Grund, wurde erst nach 24 Stunden wieder flott, und erst am 21. wurde Abo oder Ebo erreicht. Den Namen Abo führt das ganze Land zwischen dem Delta oder Oru und dem Lande Igara am Zusammenfluß des Benue und Niger.

Der König Obi war todt, sein Sohn Tschukuma aber bewies sich gegen die Reisenden eben so freundlich, wie sein Vater es den frühern Expeditionen gegenüber gethan hatte; er erklärte sich bereit, den Handelsvertrag, der durch Obi's Tod erloschen sei, zu erneuern und auch christliche Lehrer zuzulassen.

Als die Reisenden über Abo hinaus waren, ward ihre Aufmerksamkeit erregt durch die Masse von Menschen, die an den Ufern stehend das Dampfschiff vorbeifahren sehen wollten, ein Beweis, wie dicht das Land bevölkert war; von der geregelten Lebensweise und dem Fleiße der Bewohner schien die große Anzahl wohl genährter Ochsen zu zeugen, welche man am Strande erblickte. Am 31. Juli ankerte die Plejade auf der Höhe von Idda, der Hauptstadt des Reiches Igara. Der Atta oder König zeigte dieselben freundlichen Gesinnungen, wie Tschukuma. Nach zweitägiger Fahrt gelangte man am 4.

August an die Confluenz der großen Ströme, ließ hier eines der im Schlepptau nachfolgenden Boote mit der nöthigen Mannschaft bei der Stadt Igbegbe zurück und fuhr am 7. langsam in den Benue ein. Wieder gerieth das Schiff auf den Grund und erlitt solche Beschädigung, daß die Ausbesserung drei Tage kostete. Die Zögerung drohte bedenklich zu werden, das Sinken des Flusses stand bevor, die Vorräthe an Kohlen und Lebensmitteln nahmen ab, der Weinvorrath verschwand mit rasender Schnelligkeit, und als sich am Horizonte im Osten Gebirge zeigten, erklärte der Capitän eine Fortsetzung der Fahrt für unmöglich und wollte feige umkehren. Da faßte Baikie den energischen Entschluß, den Elenden mit Gewalt seiner Stellung zu entheben. Er ergriff das Commando am 17. Aug., und nun ging die Fahrt fröhlich den Benue hinauf.

Schon seit man Abo verlassen, waren die Flußufer von großer landschaftlicher Schönheit; von den Bergen senkte sich das Hügelland bis zum Ufer des Niger hin und erinnerte oft an die Ufer des Rheines. Noch schöner waren die Gegenden am Benue. Ueber alle Begriffe elend sind dagegen die Verhältnisse des dort lebenden Volkes. Am rechten Ufer beider Flüsse fand Crowther die zahlreichen Dörfer verschwunden, welche er noch 1841 gesehen hatte; die Fellatahs hatten sie verbrannt, die Bewohner zu Hunderttausenden gemordet oder zu Sclaven gemacht, und was ihnen entronnen war, hatte sich auf die linken Flußufer geflüchtet. Auf den Inseln des Benue sahen die Reisenden große Schaaren der unglücklichen Igbiri-Panda, deren Hauptstadt Panda oder Funda, lange die blühendste Stadt weit und breit, vor drei Wochen zerstört worden war. In einem einzigen Tage war die schöne Stadt verrätherisch überfallen, verwüstet, ausgeplündert, verbrannt, ihr König erschlagen, die Heerden des Volkes weggetrieben und das Volk selbst zu zwei Dritteln gefangen oder abgeschlachtet. So hatte man plötzlich und unerwartet die schrecklichen Ereignisse, welche die Sclavenjagden begleiten, in einem großen Bilde vor sich. Mit Genugthuung fügt Crowther seiner Schilderung die Bemerkung hinzu, daß die verruchten Räuber in der ganzen Bai von Benin für ihren Raub keine Märkte mehr finden, außer in Whidah und Porto Nuovo, und keinen einzigen in der Bai von Biafara.

Dagegen erfuhr man, als das Schiff zwischen den Ländern Doma und Mitschi hindurch fuhr, daß die Bevölkerung des letzteren fast ganz

aus entlaufenen Sclaven bestehe, die aus Doma und Bautschi vor den dort bereits herrschenden Fellatahs geflüchtet jetzt in äußerster Wildheit und mit aller Welt auf Kriegsfuß leben; so entgehen sie dem Loose, das ihre Brüder trifft, als Lastthiere mit dem ihnen selbst geraubten Elfenbein bepackt nach Norden auf die Märkte von Kano und Katsena getrieben zu werden. Manchmal kommen die Sclaven und das Elfenbein an den Kowara, ja bis an die Westküste.

Bisher war der Wasserstand niedrig; jetzt aber trat das in Folge des Regens zu erwartende Steigen im Oberlaufe des Flusses ein; in Odjogo, einer Stadt in Doma, wurde zehn Tage angehalten, um Nachforschungen anzustellen, ob Barth und Vogel in diesen Gegenden gesehen seien; aber Zuverlässiges war nichts zu erfahren. Man hatte die Zeit benutzt, um gutes Brennholz zu sammeln, und so konnte die Plejade in den ersten Tagen des September ihre Fahrt fortsetzen, nur noch ein Boot im Schlepptau führend, nachdem das zweite in Odjogo zurückgelassen war. Die Bemannung hatte den Auftrag, noch weitere Erkundigungen nach Barth und Vogel einzuziehen, um dieselben wo möglich auf der Plejade nach Europa mitnehmen zu können.

Seine Absicht, die große Hauptstadt von Korrorofa, Wukari, zu besuchen, sah Baikie vereitelt, da er in Gandiko und Schibu, zwei schon den Fellatahs gehörigen Städten des linken Benuefers, zu spät erfuhr, daß er bereits zwanzig Meilen zu weit gefahren und jetzt von ihr zu weit entfernt sei. Er richtete daher nun seine Fahrt nach dem Reiche Hamarrua, leider zu oft gehemmt durch den Aufenthalt, den das Einsammeln trockenen Holzes mit sich brachte; auch war die Feuerung zur Erzeugung starken Dampfes nicht geeignet, und man kam sehr langsam vorwärts. Endlich am 22. Sept. war Gurowa erreicht, von wo aus Baikie einen Abstecher nach der Hauptstadt Hamarrua zu machen beschloß.

Nachdem er durch Crowther und Richards sich angemeldet und eine Einladung des Sultans erhalten hatte, machte er sich am 24. in Begleitung zweier Offiziere auf den Weg.

„Wir gingen", erzählt Baikie, „mit dem Boote ungefähr drei Meilen einen Fluß hinauf, landeten dann und gingen zu Fuß weiter Der Weg war so schmal, daß wir hintereinander gehen mußten, auf beiden Seiten von dichtem Gebüsche oder langem Grase eingeschlossen. Das Gehen war beschwerlich, da der Boden an vielen Stellen ganz

unter Wasser stand, und wo das nicht der Fall war, weich und schlammig war.

Unsere Straße führte quer durch eine sumpfige Ebene, an deren anderem Ende, am Fuße einer Hügelkette, eine schöne Anhöhe sich erhob; auf dieser Höhe lag die Stadt.

Wir erreichten die Stadt bei Sonnenuntergang, nach einem Marsche, der nach meinem Pedometer 14 Meilen lang war. Wir wurden in's Haus des Galadima, d. h. des ersten Ministers, geführt, wo eine große Hütte mit einem anstoßenden Hofplatz für uns bestimmt war; da es dunkel geworden war, so zündeten wir unsere Laternen an und setzten uns auf unsere Matten. Wir erhielten zuerst eine beglückwünschende Botschaft vom Könige, und dann strömten Haufen von Besuchern herein, um uns zu bewillkommnen. Ein halbstündiges, unaufhörliches Händeschütteln hatte uns angegriffen, wir waren auch von dem Marsche hungrig geworden und wurden daher durch die Ankunft mehrerer Gerichte, die der König uns sandte, angenehm überrascht. Dieselben bestanden aus Milchspeisen und einem Gerichte von Fufu und Palaversauce, zwei bekannten afrikanischen Speisen.

Nach dem Abendessen brachten wir unsere Matten in Ordnung und schliefen unter freiem Himmel, da wir in der Hütte noch mehr als im Freien von Muskitos geplagt worden wären.

Am nächsten Morgen sahen wir uns die Stadt an. Die Häuser von runder Form sind geräumig und gut gebaut und immer von ziemlich großen Gehöften umschlossen. Die Breite der Stadt beträgt über eine Meile, die Länge zwischen $1\frac{1}{2}$ und 2 Meilen.

Die Bewohner sind ein sehr intelligenter Menschenschlag von oft schönem und gewinnendem Aeußern und fast sämmtlich Fellatah. Die gewöhnliche Sprache ist das Fellatah oder Fulo (eigentlich Pulo), aber die Meisten verstehen auch das Haoussa, vermittelst dessen wir uns mit ihnen unterhielten. Alle waren gut gekleidet und viele Anzüge sehr geschmackvoll. Messing- und Kupfer-Ornamente waren reichlich vorhanden, und gern gaben sie sie für Schmucksachen, rothe Tuche und Taschentücher her.

Um 11 Uhr wurden wir in die Residenz des Sultans gerufen und vor ihn geführt. Man setzte uns auf türkische Teppiche, trennte uns aber von dem Könige durch einen bunten seidenen Vorhang, der von einer Seite des Gemachs zur andern reichte. Mich überraschte

dieses Verfahren etwas, da Nichts der Art geschehen war, als er meine Botschaft entgegennahm; man sagte mir aber, daß das Landessitte sei. Sobald wir saßen, warf ein Diener mir und meinen beiden Gefährten schöne Haoussa-Toben über, und ich erhielt ein Bund Speere (a bundle of spears) und einen Korb voll Guru- (Kola-) Nüsse.

Nun begann unsere Audienz. Der Sultan sprach seine Freude und sein Glück aus, daß Weiße unter seiner Regierung das Land besuchten, und versicherte uns seines heißen Wunsches, mit uns in freundschaftlichen Verkehr zu treten. Er fügte hinzu, er würde einen besonderen Boten an seinen Herrn, den Sultan zu Sokoto, schicken, um unseren Besuch anzukündigen.

Ich erzählte ihm dann von unserem Lande und unserer Königin, von den Zwecken und Absichten unserer Reise, von unserem Wunsche, Freundschafts- und Handelsbeziehungen mit ihm anzuknüpfen, und unserer Herrscherin Abneigung gegen den Krieg, besonders wenn derselbe ein aggressiver und unprovocirter sei. Der Sultan entgegnete, was ich über den Krieg gesagt hätte, „sei sehr gut", und er hoffe zuversichtlich, daß sein Volk und die Weißen immer Freunde sein würden. Ich überreichte ihm hierauf zwei Sammt-Toben, einen Säbel mit messingener Scheide, eine doppelläufige Flinte und einige Stücke weißen und bunten Calico's, die ihm sehr zu gefallen schienen. Dr. Hutchinson gab ihm auch Proben von den verschiedenen Waaren, die wir an Bord hatten, und Herr Guthrie schenkte ihm einen Vorrath von Schreibmaterialien, über die er sich offenbar sehr freute. Ich sagte ihm dann noch, daß ich auf meiner Rückreise seine Provinz Wukari besuchen würde, worin er mich bestärkte und hinzusetzte, er werde eine Botschaft durch mich dahin befördern. Er theilte mir außerdem mit, daß er zwei Ochsen für mich habe fangen lassen, wofür ich ihm meinen Dank sagte und ihn dann bat, mich zu entlassen. Er drang sehr in uns, unseren Besuch zu verlängern, wir entschuldigten uns aber mit der vorgerückten Jahreszeit und dringenden Obliegenheiten am Bord des Schiffes und reis'ten ab.

Es war 1 Uhr geworden. Ich eilte also in unsere Hütte zurück, ließ unsere Bagage packen und schickte unsere Krulente sogleich fort. Ein Pferd wurde gebracht, das ich Herrn Guthrie besteigen ließ, weil er der Aelteste und am wenigsten für Strapazen gemacht war. Auch mir und Dr. Hutchinson waren Pferde versprochen, da sie aber auf

sich warten ließen, so ging ich fort und ließ ihn zurück, damit er mir nachher zu Pferde folgte. Ich kam bald an eine Stelle, wo der Weg sehr naß war und ich barfuß gehen mußte; da ich aber keinen Führer hatte, so kam ich auf eine falsche Spur und hatte um Sonnenuntergang den Weg so völlig verloren, daß ich nichts Anderes als dichtes Gebüsch um mich herum sah. Ich suchte also nach einem hohen Baume, als dem besten Nachtquartier, das ich noch zu hoffen hatte, und war so glücklich, einen großen Baobabbaum zu finden, den ich erstieg und auf dem ich, etwa 15 Fuß vom Boden auf einem Zweige sitzend, eine nicht unbequeme Nacht zubrachte, obgleich mich das Heulen der Leoparden und Hyänen bis Tagesanbruch umgab. Am Morgen stieß ich auf einige Hütten, nahm mir einen Führer und wanderte nach dem Flusse zu. Da begegneten mir einige unserer Leute, die nach mir suchten, mich aber schon an die wilden Thiere verschrieben hatten, an denen dieser District sehr reich ist."

Eine anschauliche Schilderung von Hamarrua und der Umgegend giebt uns das Tagebuch von Crowther.

„Die Stadt Hamarrua hat eine schöne Lage auf einem Hügel, der sich auf der Südseite der Bergkette von Muri auf dem westlichen Ufer des Benue erhebt. Man hat von ihr aus eine weite, schöne Aussicht. Man sieht den Fluß wie einen schmalen Streifen weißen Tuches, der sich zwischen den Schatten des hellen, grünen Grases, das den Rand des Wassers einfaßt, hinstreckt; etwas weiter nach hinten trifft das Auge das dunklere Grün der Bäume, dann die blauen Bergketten von Fumbina mit dem hoch emporragenden Mauranu-Berge in Adamaua auf dem linken, und das Muri-Gebirge in Hamarrua mit seinen vielen phantastischen Spitzen auf dem rechten Ufer, beide 12 Meilen vom Ufer entfernt. In den Thälern unterhalb der Stadt weideten 2—300 Stück schönes Rindvieh, was der Landschaft Leben gab. Die Häuser sind rund mit kegelförmigen Dächern, meistens aus Lehm gebaut und ungefähr 20—24 Fuß im Durchmesser. Viele dieser runden Häuser sind in dem Gehöfte jedes Familienherrn oder Familienhauptes erbaut und mit geflochtenem Grase oder Befriedigungen umschlossen, welche die ganze Gruppe vor den Blicken der Vorübergehenden schützen. Eine schmale Straße läuft von einem Ende der Stadt zum andern und ist auf beiden Seiten mit Gras eingehegt, sowie hier und da von einem Seitengäßchen oder einer Querstraße durchschnitten. Wo die Befriedigung nicht beschädigt worden war, war der innere Hof einer Gruppe von Hütten von der Straße aus nicht sichtbar. Dann und wann ist die Fronte eines Gehöftes nach der Straße zu offen, und die Menschen bringen ihre Zeit dort während der Hitze des Tages unter dem Schatten der Bäume zu. Wenn die Stadt Hamarrua nach dem Plane eines civilisirten Landes regelmäßig angelegt wäre, so würde sie einen ganz entzückenden Anblick gewähren; aber zur

Zeit unseres Besuches waren viele Häuser eingefallen und die Höfe mit Gras überwachsen, andere waren mit indianischer Hirse bepflanzt und sehr viele nur theilweise eingezäunt und bebaut. Die Stadt, obgleich auf einem Hügel mit Felsensubstrat gelegen, ist doch sandig und trocknet daher unmittelbar, nachdem der Regen gefallen ist, und obgleich am Fuße der Muri-Kette erbaut, ist sie dieser doch nicht so nahe, daß sie davon Nachtheil erlitte. Zur Nachtzeit herrschte vollkommene Stille in der Stadt, man hörte weder singen noch trommeln, und der Mangel an Licht in den Häusern verstärkte noch die Todtenstille der Nacht. Die Einwohner haben kein Palmöl, keine Sheabutter noch Nußöl zum Brennen, und bereiten ihre Speisen mit Kuhbutter. Weder Kauries noch sonst eine Verkehrsmünze ist im Gebrauch, sondern Alles geschieht durch Tausch, wie in Schibu. Ich hatte nicht Zeit genug, ihren Markt in Augenschein zu nehmen, aber allem Vermuthen nach muß er sehr ärmlich und mit denen, die an den Ufern des Kowara und westwärts nach der Seeküste hin abgehalten werden, gar nicht zu vergleichen sein. Wasser bekommen sie vom Fuß der Berge, beinahe eine halbe Stunde weit; es wird von den Frauen in irdenen Krügen, die sie auf der Schulter tragen, herbeigeschafft, weil die Mode, das Haar in aufgesteckten Flechten zu tragen, es ihnen unmöglich macht, Lasten auf dem Kopfe zu tragen; viele jedoch, denen es die Verhältnisse nicht gestatten, ihr Haar immer auf diese Weise zu flechten, tragen die Lasten auf dem Kopfe. Ziegen und Schafe waren sehr wenige in der Stadt zu sehen und Geflügel gar nicht; vielleicht werden alle diese Thiere unter der Aufsicht der Sclaven auf ihren Ländereien gehalten, ich glaube aber nicht, daß ihre Zahl groß sein kann; wenigstens hatten wir Schwierigkeit, welche für das Schiff anzukaufen. Ebenso schwer war es, Pferde zu bekommen, um von Hamarrua nach dem Flusse zurückzureiten, was wohl als Beweis angesehen werden kann, daß auch diese nicht in großer Zahl vorhanden sind; vielleicht wünschten sie aber auch nicht, ihre Kriegsrosse zu einer solchen Reise zu vermiethen. Ihre Sclaven sind meistentheils auf ihren Mais- und Hirsepflanzungen beschäftigt, aber Reis giebt es dort sehr wenig, obgleich Tausende von Scheffeln gebaut werden könnten, da die Ufer des Benue, wenn sein gewaltiges Wasser gefallen ist, für den Anbau dieser Pflanze ganz besonders geeignet sind. Die Felanis selbst machen als kriegerische Nation den Ackerbau nicht zu ihrer Hauptbeschäftigung. Sie sind in ihrer Kleidung sehr schmutzig; es scheint fast, daß ihre Toben, Hemden, Hosen und anderen Kleider von der Zeit an, wo sie sie neu angezogen haben, nicht anders als durch Regen gewaschen werden, bis sie in Lumpen zerfallen. Bei der Mehrzahl machen die Toben und Hemden ihre Kleidung bei Tage und ihre Bedeckung bei Nacht aus, und die Hosen werden oft als Säcke gebraucht, in denen Korn oder andere Dinge getragen werden. Der Leser kann sich denken, welch' eine Masse von Schmutz und Ungeziefer sich auf diese Weise sammelt. Die Frauen sind reinlicher in ihrem Anzuge und verwenden mehr Mühe darauf, ihr Haar zu flechten und es mit flachen Stücken Messing und Blei und mit Kupferringen zu schmücken, die auf eine phantastische Weise auf ihnen befestigt sind. Sie tragen große messingene, bleierne oder eiserne Ohrringe und größere und schwerere

Ringe von denselben Metallen um die Arme, Handgelenke und Beine, je nach ihrem Vermögen. Diese Metalle kommen durch die Wüste nach Bornu und Haoussa, wo maurische Kaufleute sie aufkaufen und nach diesem Theile des Landes bringen; diese Kaufleute bekommen als Zahlung Sclaven und Elfenbein. Viele der Ringe werden in Kano und Katschena im Haoussa-Lande gefertigt, und es giebt sogar in Hamarrua Messingarbeiter aus Kano, die ihr Geschäft mit großem Erfolge betreiben. Wir haben einige Proben von ihnen gekauft; Dr. Baikie kaufte ein Paar messingene Beinringe, die fünf Pfund wogen, für welche der Mann 45,000 Kauries, den Preis eines Sclaven, forderte, aber er ließ mit sich handeln. Kaufleute aus Kano und Katschena besuchen Hamarrua in großen Karawanen und gehen manchmal mit andern Gesellschaften weiter nach Adamaua, wo sie Sclaven und Elfenbein kaufen. Die Sclaven tragen das Elfenbein, und beide werden an die Mauren in Kano oder Bornu verkauft. Es giebt hier einen Menschen aus Katschena, der für einen Araber Sclaven und Elfenbein aufkauft."

Im Ganzen war die Schiffsmannschaft über Erwarten gesund geblieben; doch hatte die starke Arbeit, das Holzsammeln und der Einfluß des Klima's bei unzureichender Kost sie so geschwächt, und auch die Instrumente waren so verdorben, daß Baikie es für rathsam hielt, nicht noch weiter stromauf zu fahren. Ehe er aber den Befehl zur Umkehr gab, versuchte er noch, mit May in dem Boote eine Strecke weiter zu kommen. Er übergab die Plejade dem Obersteuermann mit dem Auftrage, Holz sammeln zu lassen und ihn zu erwarten, falls nicht starkes Fallen des Stromes ihn zur Rückkehr nöthige, nahm sechs tüchtige Ruderer in das Boot und fuhr am 27. Sept. früh ab.

„Der Fluß", erzählt Baikie, „war noch im Steigen. Einige Tage lang hatte beständig eine schöne Brise geherrscht, die den Fluß hinauf blies, aber gerade an dem Tage war es zu unserem großen Aerger beinahe windstill, so daß wir nur wenig gegen den Strom vorwärts kamen. Wir besuchten zwei Dörfer, die zu Hamarrua gehörten, deren Einwohner aber, wenn auch freundlich, doch weniger civilisirt waren, als alle, die wir bisher getroffen hatten. Am nächsten Tage kamen wir, von einer leichten Brise unterstützt, ein Bischen besser vorwärts und erreichten am Nachmittag eine Stadt Namens Dschin, die einen Bach hinauf lag und wo man, als wir abfahren wollten, einen Versuch machte, uns festzuhalten. Am dritten Tage hatten wir schönen Wind und gingen reißend schnell stromaufwärts; am Vormittag gelangten wir zu einem Dorfe Namens Dulti, das eben vollständig überschwemmt war und wo, abgesehen von einer Stelle um einen großen

Baum, kein Fuß breit trockenen Bodens zu sehen war. Wir landeten hier, um Beobachtungen anzustellen, wurden aber bald von Schaaren sehr wilder und roh aussehender Menschen umdrängt, die, Weiber wie Männer, ganz ohne Bekleidung waren. Eine Zeit lang hatte ihr Staunen die Wirkung, daß sie ruhig blieben, und wir versuchten ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen, und sie bei guter Laune zu erhalten. Aber bald fingen sie an, lästig zu werden, und schon drangen sie in einem Haufen vor, um unser Boot wegzunehmen und auszuplündern, als ein kleiner Schooßhund, den ich bei mir hatte, den Kopf erhob, was sie so überraschte, daß sie zurücktraten. Da ich einen Streit zu vermeiden wünschte und ihre Ueberzahl — sie waren 300—400 Mann stark, Alle mit Schwertern, Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet — denn doch etwas unverhältnißmäßig groß war, so hielt ich es für rathsam, abzustoßen. Ich gab also den Angesehensten ein paar Geschenke und wir stießen ab. Während wir uns noch nach einer andern Landungsstelle umsahen, folgten uns plötzlich ihre Kanoes und suchten uns in die Büsche zu verwickeln, so daß wir uns schleunig in den offenen Fluß zurückziehen mußten. Hier waren wir in Sicherheit, da wir nun leicht ihre Kanoes, wenn sie störend geworden wären, hätten umwerfen und sie uns so vom Halse schaffen können. Als wir das offene Wasser erreicht hatten, kehrten die 9—10 verfolgenden Kanoes, deren jedes mit 8—9 Bewaffneten bemannt war, augenblicklich um. Wir selbst hatten schon vorher den Nachmittag dieses Tages zur Rückkehr bestimmt und steuerten daher, wenn auch sehr ungern, flußabwärts."

Mit Schmerz verzichtete Baikie darauf, den Zusammenfluß des Faro mit dem Benue zu erreichen, den auch Barth besucht hatte; sein letzter Punkt liegt 9° 30′ nördlich und 11° 30′ östlich, nur noch 10 Meilen von dem Faro entfernt. Als er nach Gurowa zurückkam, war die Plejade schon abgefahren. Er holte sie bald ein, und nun trieb man, da es an Holz fehlte, stromabwärts. Nach Wukari zu gehen hätte 10 Tage gekostet, durfte also bei so vorgerückter Jahreszeit nicht gewagt werden. Die zurückgelassenen Boote wurden in Odjogo und Igbegbe glücklich wieder angetroffen, doch hatte sich von den beiden deutschen Reisenden keine Spur gefunden. Nachdem man noch in verschiedenen Uferstädten, Idda, Adamuggu, Abo und anderen kurze Rast gemacht und überall freundliche Aufnahme gefunden, kam

die Plejade am 4. Nov. 1854 an der Nunmündung an, passirte sie glücklich und war am 7. Nov. in Fernao de Po. Die Länge der Fahrt auf dem Niger betrug 61, die auf dem Benue $85\frac{1}{2}$ deutsche Meilen, eine Stromlänge, welche der des Rheines vom Meere bis Mainz und von da bis Chur gleicht.

Außer der Verbesserung der Karten hatte die glückliche Fahrt der Plejade auch sofortige praktische Resultate. Mac Gregor Laird schloß im Jan. 1857 mit der englischen Regierung einen Vertrag auf fünf Jahre, vermöge dessen ein Dampfschiff auf Kosten der Regierung ausgerüstet wurde, dem er auf eigene Kosten ein zweites beifügte, um jährliche regelmäßige Fahrten den Niger aufwärts zu machen und ebensowohl die Handelsinteressen in den Niger-Benueländern zu fördern, wie auch Christen, namentlich freie Neger aus Sierra Leone und Westindien, in's Herz von Afrika zu führen. Baikie ward Befehlshaber des Schiffes Dayspring, ihm beigegeben wurden Glower und May als Lieutenants, Davis als Arzt, Barter als Botaniker und wieder der alte wackere Crowther als Schiffscaplan. Ein vorausgesandter Schooner brachte Feuermaterial und Vorräthe an die Mündung, und dem Dayspring, der im April abfuhr, wurde der Sunbeam nachgeschickt, um stete Verbindung zwischen dem Hauptschiffe und der Insel Fernao de Po, sowie dem Transportschiffe und den Paketbooten aufrecht zu halten.

Karl Ritter, unser hochberühmter, nun auch schon heim gegangener Geograph, berichtet im Frühjahr 1858 Folgendes über den Fortgang dieses ruhmwürdigen Unternehmens.

„Der Dampfer Dayspring hatte mit den Missionären S. Crowther und C. Taylor am 29. Juni 1857 Fernao de Po verlassen und am 3. Juli die Braß-Mündung des Niger erreicht. Mit dem Schooner George, der mit Handelswaaren für die Ansiedelung am Zusammenflusse des Benue und Kowara schwer beladen war, im Schlepptau, kam der Dayspring nur langsam vorwärts. Zu Abo, etwa unter 5° 30 N.' Br., verweilte er zwei Tage. Hier traf man in der Erwartung, daß noch vor Ablauf des Jahres die Missionsthätigkeit an diesem Orte würde beginnen können, Anstalten zum Bau eines Missionshauses und wurde dabei durch die Thätigkeit eines Häuptlings, Orise, bestens unterstützt. Auch zu Osfamare (c. 5° 43' N. Br.) kamen die Eingeborenen den Missionären freundlich entgegen und räumten ihnen die geeignetsten Bauplätze ein. Als der wichtigste Punkt am untern Kowara erschien aber Onitsha (6° 12' N. Br.), wo an den Markttagen von den verschiedenen Stämmen der Nachbarschaft eine große Menschenmenge zusammenzuströmen

pflegt. Da der Ort hierdurch für die Missions- wie für die Handelsthätigkeit geeignete Anknüpfungspunkte gewährt, beschloß man, unmittelbar am Flusse eine Factorei, und in den Vorstädten, $1\frac{1}{2}$ Miles vom Ufer entfernt, eine Missionsstation zu begründen, bei welcher letztern man Herrn Taylor zurückließ. Der König und die Häuptlinge zeigten sich dem Unternehmen geneigt. Zu Idda, der Hauptstadt von Igara (7° 9′ N. Br.), fand man eine viel günstigere Lage der Dinge, als es bei den früheren Expeditionen der Fall gewesen war. Der alte Attah, zu dem die Missionäre in den Jahren 1841 und 1854 nur mit Mühe Zutritt erlangen konnten und dessen Aufmerksamkeit sich ausschließlich auf die von ihm erwarteten Geschenke richtete, war nach einer für sein Land nicht förderlichen Regierung gestorben, und sein Sohn und Nachfolger kam Herrn Crowther mit Wohlwollen entgegen. Er erinnerte sich des von seinem Vater den Missionären gegebenen Versprechens, christliche Prediger aufzunehmen und ihnen Land anzuweisen, und schickte sofort einen seiner Diener aus, um mit Crowther in der Nähe der Stadt eine geeignete Localität für die Mission auszuwählen. Auch hier zeigte sich also für die Verbreitung des Christenthums ein günstiger Boden.

Gegen die Mitte des August erreichte man Igbegbe, am Zusammenflusse des Benue und Kowara, und fand hier eine nicht minder freundliche Aufnahme. Die Nachricht, daß hier eine bleibende Station errichtet werden sollte, erregte unter den Eingebornen große Freude. Man wählte im Süden der Stadt am Flusse einen Platz zur Anlage einer Factorei, und im Norden derselben in etwas größerer Entfernung vom Ufer einen Ort zur Gründung der Missionsstation; Dr. Baikie und Lieut. Glower setzten eine Summe zum Bau einer Kirche aus und trafen Anordnungen, daß die Materialien zur Errichtung der vorläufigen Wohnungen herbeigeschafft würden. Crowther begann sofort seine Missionsthätigkeit, indem er einer Versammlung Schön's Uebersetzung der Evangelien Matthäi und Johannis in die Haoussa-Sprache vorlegte und den zur Erläuterung gewählten Text mit der ebenfalls vorgelegten arabischen Bibelübersetzung verglich. Dr. Baikie begründete eine Sonntags- und eine Alltagsschule, welche letztere unter die Leitung des Mr. Preddy, eines christlichen Kaufmanns von Sierra Leone, gestellt wurde. In Folge der Stimmung der Einwohner wie in Folge seiner Lage am Zusammenflusse zweier großen Ströme bietet Igbegbe der Missions- und Handelsthätigkeit sehr günstige Aussichten dar. Die Stadt ist allerdings nicht so bevölkert und liegt auch nicht so gesund wie Idda, das auf einem trockenen Boden 2—300 Fuß über dem Niveau des Flusses gegründet ist, während Igbegbe zur Zeit des Hochwassers in eine Insel verwandelt wird und die Verbindung mit den anderen benachbarten Städten auch sonst nur durch Kanoes bewerkstelligt werden kann. Aber Europäer, die sich hier niederlassen wollen, könnten vielleicht einen der benachbarten Punkte am Fuße der trockenen Hügel wählen, die vom Mount Purdy aufwärts bis zum Mount Crozier das Flußufer begleiten und der Seeluft von Süden und Westen zugänglich sind. Idda dagegen behält insofern für die Mission große Bedeutung, als sie von hier aus ihre Thätigkeit leicht nach Akpoko am Ufer des Mitschi und nach dem großen Reiche Kororofa am

Tschadda ausdehnen kann, mit welchen Landschaften die Igara's in Handelsverbindung stehen.

Von Idda aufwärts werden die Flußufer außerordentlich schön. Berge und Hügel folgen dicht aufeinander; statt der einförmigen Mango-Sumpfwälder an der Küste und im Flußdelta treten hier die mannigfaltigsten pittoresken Kegel der vulkanischen Gebirgsform hervor, mit einer schönen Vegetation geschmückt. Man wird an Uferscenen des Rheins oder Clyde erinnert, aber 10 bis 20 Fuß lange Krokodile und zahlreiche Hippopotami zerstören die Täuschung.

Bei der Fahrt von Igbegbe auf dem Kowara aufwärts nach Egga entdeckte man mehrere, auf den Karten noch nicht verzeichnete Nebenflüsse, unter denen der Romfi und der Lafun die bedeutendsten sind. Der erstere kommt vom OSO., der andere ist bei der Mündung so breit wie die Themse bei London Bridge und hat eine schnelle Strömung. Allem Anschein nach bildet das Kowara-System ein ausgedehntes Flußnetz, welches, sobald es genauer bekannt sein wird, die Ausbreitung der Cultur wesentlich erleichtern kann.

Auch zu Egga, dem äußersten Punkte, bis zu welchem die Expedition von 1841 vorgedrungen, war seit jener Zeit ein Umschwung zum Bessern eingetreten. Schon damals war die Stadt ein bedeutender Ort mit 7—8000 Einwohnern und einer ansehnlichen Gewerbthätigkeit; es fehlte nicht an Töpfern, Schmieden, Müllern, und über 200 Webestühle waren in Gang und producirten Zeuge, die an Ort und Stelle gefärbt wurden, zum Theil mit einem im Lande selbst gewonnenen Indigo. Aber die politische Lage war damals sehr unsicher; überall herrschte Furcht vor den Feindseligkeiten der Fellatahs, die unter Sumo Zaki, dem Könige von Rabba, alle Nachbarvölker bedrohten, so daß Rogang, der Häuptling von Egga, aus Furcht, sich durch eine Zusammenkunft mit den Weißen zu compromittiren, es nicht wagte, die Absichten der Missionäre zu fördern. Seit jener Zeit war durch den Ausbruch eines Bürgerkrieges unter den Fellatahs die Macht der letztern geschwächt und die Gefahr für Egga beseitigt worden; ja, die Stadt hatte sogar durch zahlreiche Flüchtlinge, die sich während der inneren Unruhen und namentlich nach der Zerstörung der Fellatah-Städte Rabba und Lade hierher gerettet hatten, an Bevölkerung zugenommen, so daß ihre Einwohnerzahl jetzt auf 12,000 geschätzt wird. Die Häuser sind wie die in Idda kegelförmig, aber mit höheren Thüren versehen, aus einem mit Stroh vermischten Lehm erbaut, und ohne Fenster. Egga ist der Mittelpunkt der Nufi-Nation, deren Sitze sich von der Vereinigung des Benue mit dem Kowara auf dem linken Ufer des zuletzt genannten Stromes bis über Rabba hinaus ausdehnen, und bildet für die Mission ein um so wichtigeres Feld der Thätigkeit, als der Islam sich hier eben auszubreiten sucht. Zur Zeit hat der muhamedanische Glaube allerdings noch nicht festen Fuß fassen können; selbst in Städten von 3000 Einwohnern, wie Edere und Muye, zwischen der Confluenz und Egga gelegen, zählt man noch gar keine oder doch nur sehr wenige Muhamedaner; aber in Egga selbst ist ihre Zahl, in Folge der Einwanderung aus den Fellatah-Ländern, schon beträchtlicher, und sollte es ihnen gelingen, den Islam weiter auszubreiten, so würde mit ihm auch

die verwerflichste Sklaverei eingeführt und das Wirken der christlichen Missionäre erheblich erschwert werden.

Als die Expedition sich der Stadt Rabba näherte, hatte der Bürgerkrieg unter den Fellatah einen vorläufigen Abschluß gefunden. Zwischen Sumo Zaki, dem Häuptling von Rabba, und seinem Gegner Dasaba, dem Häuptling von Lade, war durch Vermittlung des Sultans von Sokoto ein Vergleich zu Stande gekommen, in welchem der erstere als König, der letztere (sein jüngerer Bruder) als ihm im Range zunächst stehend anerkannt wurde; das im Laufe des Krieges zerstörte Rabba sollte nach Beendigung der Regenzeit wieder aufgebaut und die Residenz der beiden Brüder werden; dem Könige der Nufi, Isa, war ein Land zu unabhängigem Besitz und als Residenz Gbara am rechten Ufer des Lafun, 5—6 Miles von seiner Mündung in den Kowara überwiesen worden. Zur Zeit lagerten die beiden Brüder noch im Inneren, bei Bida, einem jenseits der Admiralitäts-Berge gelegenen Orte, dem man auf dem erwähnten Nebenflusse des Kowara, dem Lafun, sich nähern kann. Die Missionäre fuhren also den Lafun aufwärts, der bei seiner Mündung wohl 600 Fuß breit und drei bis fünf Faden tief ist, 11 Miles weit bis zu einer Fähre, Namens Wuyagi. Der Strom ist noch weiter aufwärts schiffbar, aber die Missionäre begaben sich von hier in das Innere nach dem 13 Miles entfernten Bida und fanden dort bei den Häuptlingen einen herzlichen Empfang. Die letztern erklärten sich nicht nur bereit, dem Handel der Fremden die Ströme des Landes zu öffnen, sondern gestatteten ihnen auch zu predigen, und versprachen, ihnen in Rabba einen Platz zum Bau einer Missionsstation anzuweisen. Rabba — damals freilich noch in Ruinen — liegt auf dem hohen Ufer des Flusses, 96 Fuß über dem Wasserspiegel, an der großen Straße von Kano nach Illorie, zwischen welchen Orten mit Pferden, Eseln, Elfenbein, Sclaven u. s. w. ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Wenn sich die Volksmassen, die man bei Bida versammelt fand und die man auf 60,000 Köpfe schätzte, auch nur zum Theil in Rabba ansiedeln, so kann sich der Ort bei seiner günstigen Lage leicht zu großer Bedeutung aufschwingen. Von dem hohen Ufer erblickt man deutlich die Gebirge des Reiches Yoruba.

Das Land hat eine wellige Oberfläche und ist mit Butterbäumen, welche die Sheabutter geben, bestanden. Der Boden ist mager in unmittelbarer Nähe des Lagers, wird aber fruchtbarer gegen den Strom hin.

Mit Rücksicht auf den hohen Wasserstand kurz vor dem Ende der Regenzeit, welcher Landreisen erschwerte und die Weiterfahrt auf dem Flusse zu begünstigen schien, gab Mr. Crowther den ursprünglichen Plan, sich zu Lande nach Sokoto zu begeben, auf, und die Expedition beschloß, die Flußfahrt weiter fortzusetzen. Sie sandte von Rabba aus Briefe nach England, die über Land durch das Reich Yoruba befördert wurden und genau nach drei Monaten in London eintrafen."

Den letzten Nachrichten zufolge hat nun leider die Expedition das Mißgeschick gehabt, das Schiff Dayspring zu verlieren. Am 7. Okt gelangte sie oberhalb Rabba an die felsigen Berge, wo der Strom die

Gebirge von Yoruba oder Jarriba durchbricht und die Ufer eine wunderbare Schönheit entwickeln. Hier wird der Strom in drei Arme getheilt durch zwei Inseln, auf deren einer der Berg Kesa gleich einem Zuckerhute 250 Fuß hoch emporsteigt. Vorsichtig sondirend fuhr ein Boot voraus in die felsigen Arme des Flusses hinein, das Schiff folgte mit halber Kraft, wurde von der Strömung ergriffen, setzte seine volle Kraft ein, wurde aber auf einen Felsen geworfen, auf dem sein eiserner Rumpf hängen blieb. Man war genöthigt, mit Hülfe der Eingebornen das Schiff zu räumen und am Ufer ein Lager aufzuschlagen, und schickte sogleich Botschaft zur Mündung, damit der Sunbeam komme und die Mannschaft hole.

So weit unsere Berichte. Die Eingebornen versicherten, daß der Geist des Kesaberges, den man den Brüdern Lander einst als einen friedlichen, segenreichen Genius geschildert, von den Reisenden gereizt worden sei, die in Kleidern von der ihm tödtlich verhaßten scharlachrothen Farbe (der englischen Uniform) an seinem Heiligthume vorüberfuhren. Nur in Arbeitskleidern dürfe man ihm nahen.

Wunderbares Symbol! So nahe denn das Christenthum nicht in kriegerischem Gewande, sondern im Arbeitskleide jenen Gestaden, daß der Geist des Heidenthums, anstatt gereizt sich gegen seine Boten zu erheben, mit freudigem Willkommen ihre segensreiche Gaben empfange!

Im Verlage von M. Schauenburg u. C. in Lahr ist ferner erschienen:

Ernst Moritz Arndt.

Ein Buch für das deutsche Volk.

I. E. M. Arndt, ein deutsches Charakterbild.
II. Arndt's Dichtungen.

Von **Hermann Rehbein** und **Robert Keil.**

Preis 12 Sgr.

Allgemeines deutsches Commersbuch

mit

größtentheils mehrstimmig gesetzten Melodien.

Unter musikalischer Redaction

von

Silcher und Erk.

Mit Farbendrucktitel und dem Facsimile Arndt's, Antwortschreiben nach Empfang des Widmungsexemplares.

22½ Sgr. Höchst elegant gebunden 1 Thlr.

Deutsche Studentenlieder

des

siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts.

Nach

alten Handschriften gesammelt und mit einleitenden Bemerkungen über die Geschichte des deutschen Studenten-Liedes versehen

von

Dr. Robert Keil und **Dr. Richard Keil.**

Preis 15 Sgr.

Ein denkwürdiges Gesellen-Stammbuch

aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Original-Mittheilung, als ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Spruch-Poesie und des deutschen Kultur-Lebens überhaupt.

Von **Dr. Robert Keil.**

Preis 10 Sgr.

Die natürlichen Grenzen
und
Deutschlands Herstellung
nebst einem Blick auf Europas Gleichgewicht
von einem Deutschen.
Mit zwei Karten. Preis 6 Sgr.

Die Pfalzgrafen
oder
eine Nacht auf den Heidelberger Gassen.
Dramatisches Bild
von
Ludwig Eichrodt.
Mit einer Abbildung Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz.
Preis 18 Sgr.

Zur Sittengeschichte deutscher Hochschulen.
Herausgegeben
von
Dr. C. Hermann Schauenburg.
Preis 10 Sgr.

Akademische Zustände
von Dr. C. Hermann Schauenburg.
Preis 8 Sgr.

KARTE
Schauenburgs Reisen in Central-Africa
Mungo Park bis auf Barth und Vogel.
nebst den Reiserouten.
PORT.
SPAN.
ALGERIEN
TUNIS
MAROCCO
MADEIRA
Canarische Inseln
TENERIFFA
Bled el Djerid
TUAT
Gidi
Gebirge
TRIPOLI
HAMMADA el Homra
Plateau von Barka
Tibesti
FEZZAN
SAHARA oder grosse WÜSTE
Gebiet der Imo Schoh
Mauren
Gebiet der Tibbo od. Teda
Berabisch
Ladenekkel
Tuelimmiden
Tuareg
AIR od. ASBEN
Hammada
Asswanch
Telad Amr
Bilma
Nuruba
Arbeh
Kauar
Zaberma
Gober
Mano
Lagma
Kuka
Kanem
Lake Tsad
Bornu
Kanowa
Kuttafare
Bidimah
Bundu
Walo
Kasche
Tenda
Lemlem
Lobo
Laga
Massi
Gurma
Yoruba
Dendina
HAOUSSA
Kano
Katsena
Gando
Sokoto
Gando
Nyffi
Nupe
Kong
Kong Gebirge
Gondja
Dahome
Kong Gebirge
Inta
Ashanti
Fanti
Bucht von Benin
Ober Guinea
Bucht Biafara
Insel Fernando
Adamaua
Bai Bandia
Bimbia
DAR FUR
Baghirmi
Bagirmi
Mandara
Bornu
Kanem
Kanowa
Kuka
Kano
Katsena
Sokoto
Gando
Nyffi
Nupe
Kong
Gondja
Dahome
Inta
Ashanti
Fanti
Adamaua
Bai Bandia
Bimbia
Mandara
Bagirmi
Baghirmi
Dar Fur
Tibesti
Plateau von Barka
Gebiet der Tibbo od. Teda
M. Park 1795. 1796. 1805. 1806.
Denham Clapperton & Oudney 1822 1824
Clapperton & Richardson Lander 1825. 1827. 1830. 1831
Richardson Overweg Barth 1850 1855
Vogel 1853 1856
Barth 1858

Verlag von J. H. Geiger und M. Schauenburg & C. in Lahr:

Die

Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen

Badens und der Pfalz

mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen.

Illustrirt unter Leitung von

A. v. Bayer,

herausgegeben von

Othmar Schönhuth.

In 36 Lieferungen à 9 kr.

Die neue, nützlichste

Bienenzucht oder **der Dzierzonstock,**

dessen Zweckmäßigkeit zur Honiggewinnung und zur Vermehrung der Bienen, nebst vielen Beigaben mit kleinem Drucke auch für den Strohkorbbienenzüchter

von

Ludwig Huber,

Hauptlehrer in Niederschopfheim.

Dritte, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage.

Preis 10 Sgr. = 36 kr., in Partien 7½ Sgr. = 27 kr.

Der

Bau und das Leben

unserer

Culturpflanzen und Hausthiere.

Ein Buch für Winterabende

für den

Landwirth und besonders für strebsame Bauernsöhne

in leichtfaßlicher Darstellung.

Von

Fr. B. Hoffacker.

Preis 7½ Sgr. = 27 kr., bei 25 Ex. 5 Sgr. = 18 kr.

Mit 15 Abbildungen.

Muster zu Geschäftsaufsätzen

für die Hand der Schüler.

Herausgegeben von

Dr. J. G. Molitor.

Zwei Hefte à 6 kr. = 2 Sgr.

Deutsches Knabenbuch

herausgegeben von

Ludwig Eichodt

mit Bildern

von

Prof. Ad. Schrödter.

In 5 Lieferungen zu 42 kr. = 12 Sgr.

DATE DUE

DEMCO 38-297

AFRICAN INSTITUTE 36492

3 5282 00387 0972